

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + Make non-commercial use of the files We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + Refrain from automated querying Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + Maintain attribution The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + Keep it legal Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + Keine automatisierten Abfragen Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + Beibehaltung von Google-Markenelementen Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter http://books.google.com/durchsuchen.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA. Class



LIBRARY

OF THE

UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

-			·					
				. •				
					•			
						,		
		•						
		•						
		•	٠					
	•							
•								
		•						
	•							
								,
•								
							4	
•		•						
		•						
	•							
					•			
							•	

LIBRARY

OF THE

UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Class

Immanuel Kant

unb

seine Lehre.

Von

Runo Fifcher.

Bweiter Theil.

Das Bernunftipftem auf ber Grundlage ber Bernunftfritit.

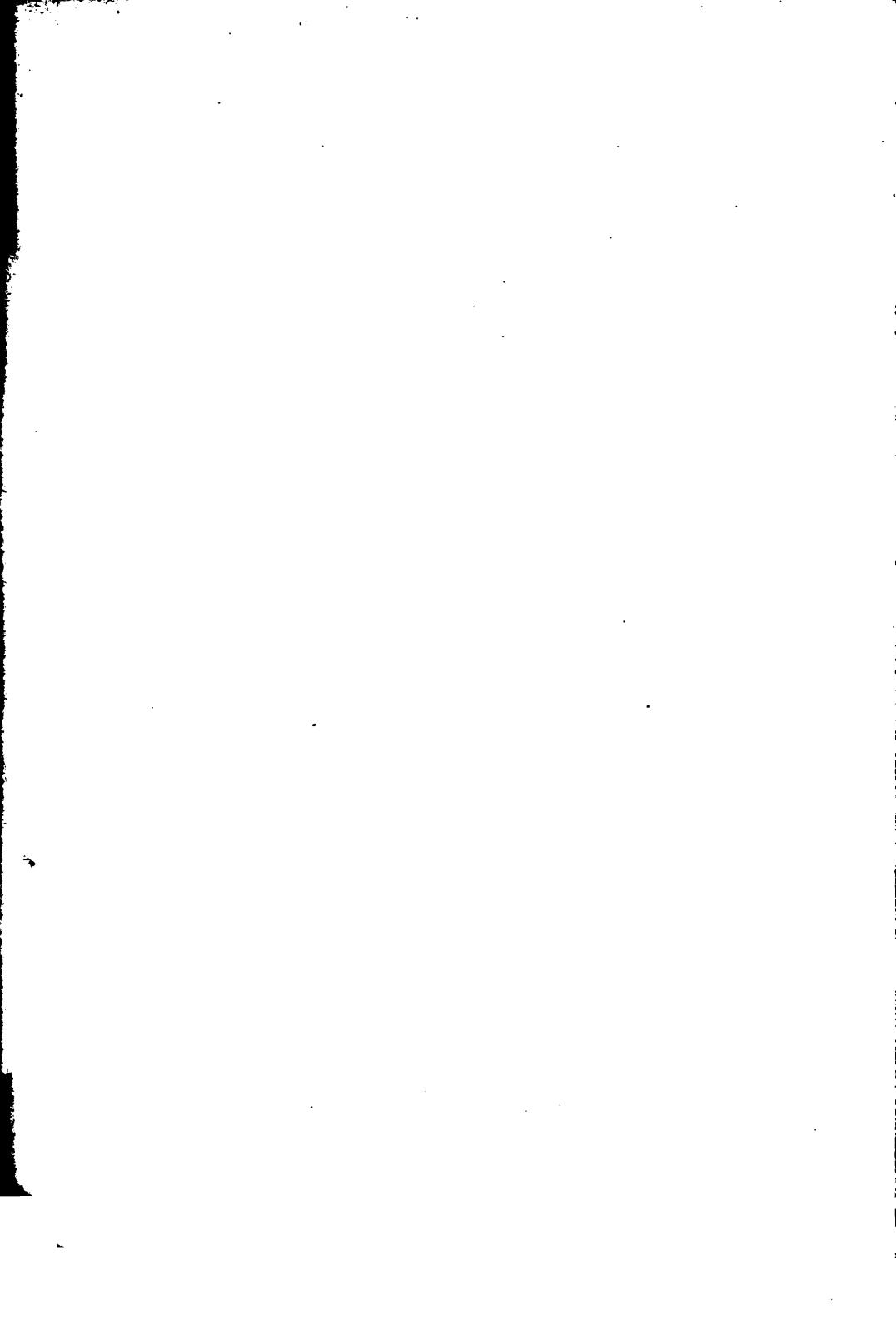
Bierte nen bearbeitete Auflage.



Beidelberg.

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1899.





	-						•
			• •	•			
				•			
_					•		
					•		
			•				
		•					
1							
••							
						,	
_	•						
•							
•							
•							
		•					
_		•					
•							
l .							
							•
	•						
				•			

Geschichte

ber

neueru Philosophie

bon

Auno Fischer.

Jubiläumsausgabe.

Fünfter Band.

Immanuel Kant und seine Lehre. II. Theil.

Bierte nen bearbeitete Anflage.

Beidelberg.

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1899.

Immanuel Kant

unb

seine Lehre.

Bon

Runo Fifcher.

Bweiter Theil.

Das Bernunftipftem auf ber Grunblage ber Bernunftfritit.

Bierte nen bearbeitete Auflage.



Beidelberg.

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1899.



ようささ Function

Alle Recite, besonbers bas Recit ber Uebersetung in frembe Spracen, werben vorbehalten.

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Buch.

Metaphyfit der Ratur und der Sitten.

Erstes Capitel.

	Seite
Aufgabe der metaphyfischen Naturlehre. Die Körperwelt. Begriff	_
der Bewegung. Größe der Bewegung. Phoronomie	3
Die reine Naturwissenschaft	3
1. Mathematische und philosophische Naturlehre	3
2. Seelenlehre und Körperlehre	5
3. Die metaphysische Körperlehre. Materie und Bewegung .	6
Das Problem der Phoronomie	9
1. Relativer und absoluter Raum	9
2. Construction der Bewegungsgröße	10
a. Die zusammengesetzte Bewegung als Summe	12
b. Die zusammengesetzte Bewegung als Differenz	13
c. Die zusammengesetzte Bewegung als Diagonale	13
Bweites Capitel.	
Der Begriff der Materie und deren Kräfte. Dynamit	14
Die Materie als Ursache der Bewegung	14
1. Die Materie als Raumerfüllung	14
2. Die Raumerfüllung als Kraft	15
3. Die Kraft der Materie als Repulfion	16
Die Materie als Substanz ber Bewegung	18
1. Die materiellen Theile	18
2. Die unenbliche Theilbarkeit der Materie	19
Die beiben Grundfräfte ber Materie	20
1. Attraction	20
2. Repulsion und Attraction	21
3. Das Gesetz ber Attraction (Gravitation)	24
Die specifische Berschiebenheit ber Materien	26
1. Figur und Volumen	26
2. Zusammenhang oder Cohärenz	27
3. Flüssige und feste Materien	28
4. Die Elasticität als expansive und attractive	30
5. Mecanische und chemische Beränderung	80
6. Mechanische und bynamische Raturphilosophie	31

Inhaltsverzeichniß.

	Arittes Capitel.			Geite
Die	Mittheilung der Bewegung. Mechanit	•	•	83
	Das Gefet ber Selbständigkeit. Die Materie als Substar	13 .	•	35
	Das Gesetz ber Trägheit		•	37
	1. Die äußere Ursache	•	•	37
	2. Mechanismus und Hylozoismus. Bewegung und Le	ben	•	37
	Das Gesetz ber Gegenwirkung ober bes Antagonismus .	•		39
	1. Das Problem	•	•	39
	2. Lösung bes Problems	•	•	40
	3. Sollicitation und Acceleration	•	•	43
	Viertes Capitel.			
Die	Bewegung als Erscheinung. Phanomenologie		•	45
	Die Aufgabe ber Phanomenologie	•	•	45
	Die Lösung ber Aufgabe	•	•	46
	1. Die Möglichkeit ber Bewegung. Die gerade Linie	_	_	46
	2. Die Wirklichkeit der Bewegung. Die Curve	•	•	48
	3. Die Nothwendigkeit der Bewegung	_	•	49
	Der Raum als Erfahrungsobject	_	•	50
	1. Der absolute Raum	•	•	50
	2. Der leere Raum	•	•	52
	Künftes Capitel.			
A A8				54
ZAS	Wesen oder Princip der Moralität	•	•	54 54
	Vernunftkritik und Sittenlehre	•	•	54 54
	1. Rants moralphilosophische Untersuchungen	•	•	5 4 56
	2. Die Grundfrage der Sittenlehre	•	•	57
1	Das Moralprincip	•	•	57
	1. Der moralische Sinn	•	•	_
	2. Das Gute und der Wille. Wille und Pflicht	•	•	58
	3. Pflicht und Neigung. Gesetz und Maxime	•	•	60 63
	Uebergang zur Moralphilosophie	•	•	00
	Sechstes Capitel.			
Met	aphyfishe Begründung der Sittenlehre. Das Sit	teng	eset	0-
	und die Autonomie	•	•	65
	Der Standpunkt der Sittenlehre	•	•	65
	Das Sittengesetz als Princip des Willens	•	•	68
	1. Das unbedingte und das bedingte Gebot	•	•	68
	2. Das Sittengesetz als formales Willensprincip	•	•	72
	3. Das Sittengesetz als Endzweck. Die Person und ber	en W	urde	73
	Das Sittengesetz als Autonomie des Willens	•	•	76
	1. Heteronomie und Autonomie	•	•	76
	2. Das kritische und bogmatische Moralprincip	•	•	7 8
	3. Das Sittengeset als Freiheit. Nebergang zur K	ritif	ber	_
	praktischen Bernunft	_	•	80

	Inhaltsverzeic) · · · D ·						
	Siebentes Ca	pite	1.					S e
Des	Problem der menschlichen Freiheit	i. 9	der 9	Red	ani	\$m1	is d	
	Ratur und die Causalität	_			•	•	•	
	Das Problem. Die Unmöglichkeit ber				•	•	•	
	1. Die Freiheit in der Sinnenwelt	_	•			•	•	
	2. Die Freiheit in ber Zeit .		•	•	•	•	•	
	3. Die Freiheit unter ben Dingen				•	•	•	
	Auflösung bes Problems: Die Möglich		_		áliá	en f	Freih	eit
	1. Der empirische und intelligible			•	•		•	•
	2. Das Gewissen		•	•	•	•	•	•
	Die Realität ber Freiheit	•	•	•	•	•	•	•
	Achtes Cap	_						
Die	Freiheit als prattische Vernunft		Wi	He	•	•	•	. 10
	Die Analyse des Willens	•	•	•	•	•	•	. 1
	1. Der empirische und reine Bille	•	•	•	•	•	•	. 1
	2. Glüdseligkeit unb Sittlickeit	•	•	•	•	•	•	. 1
	3. Legalität und Moralität .	•	•	•	•	•	•	. 1
	Das Sittengeset als Triebfeber .	•	•	•	•	•	•	. 1
	1. Das moralische Gefühl .	_	•	•	•	•	.•	. 1
	T. Dus motatifies estade .	•						
	2. Der Rigorismus ber Pflicht.				ller	•	•	. 1
	• • • •	Rant	unb	S				. 1
	2. Der Rigorismus ber Pflicht.	Rant	und	Sø i	•	•	•	. 1
	2. Der Rigorismus der Pflicht. 8 3. Heiligkeit und Tugend. 4. Tugenbstolz und Tugendbemuth.	Rant . U	unb nechte	Sø i	•	•	•	. 1
Daß	2. Der Rigorismus der Pflicht. 8 3. Heiligkeit und Tugend . 4. Tugenbstolz und Tugendbemuth. Neuntes Ca	Rant . u: pitel	unb nechte	S h i unl	Э сф	te D	foral	. 1
Daß	2. Der Rigorismus der Pflicht. 8 3. Heiligkeit und Tugend. 4. Tugenbstolz und Tugendbemuth. Uenntes Cap höchte Sut und der Primat der p	Rant . U: pitel rati	und nechte	Shi uni	eg	te D unf	doral	. 1
Daß	2. Der Rigorismus der Pflicht. 6 3. Heiligkeit und Tugend. 4. Tugenbstolz und Tugendbemuth. Neuntes Cap höchste Sut und der Primat der p moralischen Postulate und	Rant U pitel rati	und nechte ifche Berr	Shi uni uni	ern figle	te D unf	doral	. 1
Daß	2. Der Rigorismus der Pflicht. 8 3. Heiligkeit und Tugend. 4. Tugenbstolz und Tugendbemuth. Uenntes Cap höchte Sut und der Primat der p	Rant U pitel rati ber hen	und nechte ifche Bern Bern	uni uni uni	ern figle	ie D unfi	doral	. 1
Daß	2. Der Rigorismus der Pflicht. 6 3. Heiligkeit und Tugend. 4. Tugendstolz und Tugendbemuth. Menntes Cap höchste Sut und der Primat der p moralischen Postulate und i Rethodenlehre der praktisch	Rant U pitel rati der ! hen	und nechte ifche Bern Bern	Shi uni uni uni uni	ern figle	ie D unf	toral	. 1 . 1
Daß	2. Der Rigorismus der Pflicht. S 3. Heiligkeit und Tugend. 4. Tugendstolz und Tugendbemuth. Menntes Cap höchste Sut und der Primat der p moralischen Postulate und i Methodenlehre der praktisch Der Begriff des höchsten Sutes 1. Tugend und Glückseligkeit.	Rant Uitel vati der ! hen	und nechte ifche Bern Bern	Shi uni uni uni uni uni uni	ern: itgle	ie D unf	doral	ie ie . 1
Daß	2. Der Rigorismus der Pflicht. 8 3. Heiligkeit und Tugend. 4. Tugendstolz und Tugendbemuth. Menntes Cap höchste Sut und der Primat der p moralischen Postulate und i Rethodenlehre der praktisch Der Begriff des höchsten Sutes.	Rant Uipitel rati der hen	und . nechte . ifche Bern Bern	Shi uni uni uni uni uni uni	ern: itgle	ie D unf	doral	ie ie . 1
Das	2. Der Rigorismus der Pflicht. 8 3. Heiligkeit und Tugend. 4. Tugendstolz und Tugendbemuth. **Menntes Cap **Höchste Gut und der Primat der p moralischen Postulate und in **Rethodenlehre der praktisch Der Begriff des höchsten Gutes 1. Tugend und Glückeligkeit 2. Die Antinomie der praktischen Ber 3. Der Primat der praktischen Ber	Rant Uipitel rati ber hen inun	und . nechte . ifche Bern Bern inft 1	Shi uni uni unu inb	ern: itgla	unfinder	toral t. T flösu	ie die die die die die die die die die d
Das	2. Der Rigorismus der Pflicht. S 3. Heiligkeit und Tugend. 4. Tugenbstolz und Tugendbemuth. Mennies Cap höchste Gut und der Primat der p moralischen Postulate und i Methodenlehre der praktisch Der Begriff des höchsten Gutes 1. Tugend und Glückseligkeit 2. Die Antinomie der praktischen B	Rant Uipitel pati ber hen inun it	und . nechte . ifche Bern Bern inft 1	uni uni uni uni unb	ern figle fi	e D unfi ubi	toral t. T flösu	ie ie it i 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1
Daß	2. Der Rigorismus der Pflicht. & 3. Heiligkeit und Tugend. 4. Tugenbstolz und Tugendbemuth. Menntes Cap höchste Sut und der Primat der p moralischen Postulate und i Wethodenlehre der praktisch Der Begriff des höchsten Sutes 1. Tugend und Glückeligkeit 2. Die Antinomie der praktischen Ber Jie Postulate der praktischen Ber Die Postulate der praktischen Bernunf	Rant Uipitel pati ber hem it	und . nechte . ifche Bern Bern ift .	uni uni uni uni inb	ern figle fi	ie D unfi unbe	toral t. T flösu	ie ie it i 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1 1
Daß	2. Der Rigorismus der Pflicht. & 3. Heiligkeit und Tugend. 4. Tugenbstolz und Tugendbemuth. Menntes Cap höchste Sut und der Primat der p moralischen Postulate und in Methodenlehre der praktisch Der Begriff des höchsten Sutes 1. Tugend und Glückseligkeit 2. Die Antinomie der praktischen Ber Jie Postulate der praktischen Ber Die Postulate der praktischen Bernunf 1. Die Unsterblichkeit der Seele 2. Das Dasein Gottes	Rant Uipitel pati ber hem it	und . nechte . ifche Bern Bern ift .	uni uni uni uni unb	eru figle	unfi	toral t. T flösu	ie ie it i i i i i i i i i i i i i i i i
Daß	2. Der Rigorismus der Pflicht. 8 3. Heiligkeit und Augend . 4. Augenbstolz und Augendbemuth. Neuntes Cap höchste Gut und der Primat der p moralischen Postulate und i Methodenlehre der praktisch Der Begriff des höchsten Gutes . 1. Augend und Glückeligkeit . 2. Die Antinomie der praktischen Ber Jie Postulate der praktischen Ber Die Postulate der praktischen Bernunf 1. Die Unsterblichkeit der Seele 2. Das Dasein Gottes . 3. Der Bernunstglaube .	Rant Uipitel pati ber hem it	und . nechte . ifche Bern . ift	uni uni uni uni inb	ern figle	unfination	toral	ie ie ie i1
Das	2. Der Rigorismus der Pflicht. & 3. Heiligkeit und Augend . 4. Augenbstolz und Augendbemuth. Menntes Cap höchste Sut und der Primat der p moralischen Postulate und i Rethodenlehre der praktisch Der Begriff des höchsten Gutes . 1. Augend und Glückeligkeit . 2. Die Antinomie der praktischen Ber Jie Postulate der praktischen Ber Die Postulate der praktischen Bernunf 1. Die Unsterblichkeit der Seele 2. Das Dasein Gottes . 3. Der Bernunstglaube . Die Methodenlehre der praktischen Ber	Rant Uipitel pati ber hen it rnun	und . nechte ifce Bern ift ift	uni uni uni unb	erus figlio fi berer	unfination	toral	ie die die die die die die die die die d
Daß	2. Der Rigorismus der Pflicht. I. 3. Heiligkeit und Augend. 4. Augenbstolz und Augendbemuth. **Menutes Cap **höchste Gut und der Primat der p moralischen Postulate und in Methodenlehre der praktisch Der Begriff des höchsten Gutes 1. Augend und Glückseligkeit 2. Die Antinomie der praktischen Ber Die Postulate der praktischen Bernunf 1. Die Unsterblichkeit der Seele 2. Das Dasein Gottes 3. Der Bernunstglaube Die Methodenlehre der praktischen Ber Sie Methodenlehre der praktischen Ber Sie Methodenlehre der praktischen Ber Siennenwelt und Sittengeset	Rant Uipitel pati ber hen it rnun	und . nechte . ifche Bern ift . it	uni uni uni unb	erus figlio fi berer	unfination	toral	ie die die die die die die die die die d
	2. Der Rigorismus der Pflicht. & 3. Heiligkeit und Augend. 4. Augendstolz und Augendbemuth. **Menutes Cap **Höchste Gut und der Primat der p moralischen Postulate und i Methodenlehre der praktisch Der Begriff des höchsten Gutes 1. Augend und Glückseligkeit 2. Die Antinomie der praktischen Ber 3. Der Primat der praktischen Ber Die Postulate der praktischen Bernunf 1. Die Unsterblichkeit der Seele 2. Das Dasein Gottes 3. Der Bernunstglaube Die Methodenlehre der praktischen Ber Sinnenwelt und Sittengeset. Behutes Cap	Rant . U: pitel rafi her it	und . nechte . ifche Bern tit . it	uni uni unb inb	erus figlio fi berer	unfination	toral	ie die die die die die die die die die d
	2. Der Rigorismus der Pflicht. & 3. Heiligkeit und Tugend. 4. Tugenbstols und Tugendbemuth. Neuntes Cap höchte Sut und der Primat der p moralischen Postulate und in Wethodenlehre der praktisch Der Begriff des höchsten Gutes. 1. Tugend und Glückseigkeit. 2. Die Antinomie der praktischen Ber Vie Postulate der praktischen Ber Die Postulate der praktischen Bernunf 1. Die Unsterblichkeit der Seele 2. Das Dasein Gottes. 3. Der Bernunstglaube Die Methodenlehre der praktischen Ber Ginnenwelt und Sittengeses. Behutes Cap rationale Rechtslehre. A. Das Pr	Rant . U: pitel rafi her it	und . nechte . ifche Bern tit . it	uni uni unb inb	erus figlio fi berer	unfination	toral	ie die die die die die die die die die d
	2. Der Rigorismus der Pflicht. S. Heiligkeit und Tugend. 4. Tugendstols und Tugendbemuth. Menutes Cap höchste Gut und der Primat der p moralischen Postulate und i Methodenlehre der praktisch Der Begriff des höchsen Gutes 1. Tugend und Glückseligkeit 2. Die Antinomie der praktischen Ber Die Postulate der praktischen Ber Die Postulate der praktischen Bernunf 1. Die Unsterblichkeit der Seele 2. Das Dasein Gottes 3. Der Bernunftglaube Die Methodenlehre der praktischen Ber Sinnenwelt und Sittengeset Behutes Cap rationale Rechtslehre. A. Das Pr Der Rechtsbegriff	Rant . U: pitel rafi her it	und . nechte . ifche Bern tit . it	uni uni unb inb	erus figlio fi berer	unfination	toral	ie die die die die die die die die die d
	2. Der Rigorismus der Pflicht. S. Heiligkeit und Tugend. 4. Tugenbstols und Tugendbemuth. **Menutes Cap **Höchste Gut und der Primat der p moralischen Postulate und i Methodenlehre der praktisch Der Begriff des höchsten Gutes 1. Tugend und Glüdseligkeit 2. Die Antinomie der praktischen Ber Die Postulate der praktischen Bernunf 1. Die Unsterblichkeit der Seele 2. Das Dasein Gottes 3. Der Bernunftglaube Die Methodenlehre der praktischen Ber Siennenwelt und Sittengeset . Behntes Cap rationale Rechtslehre. A. Das Pr Der Rechtsbegriff 1. Rechts- und Tugendpslichten	Rant . U: pitel per her it	und . nechte . ifche Bern tit . it	uni uni unb inb	erus figlio fi berer	unfination	toral	ie die die die die die die die die die d
	2. Der Rigorismus der Pflicht. S. Heiligkeit und Tugend. 4. Tugendstols und Tugendbemuth. Menutes Cap höchste Gut und der Primat der p moralischen Postulate und i Methodenlehre der praktisch Der Begriff des höchsen Gutes 1. Tugend und Glückseligkeit 2. Die Antinomie der praktischen Ber Die Postulate der praktischen Ber Die Postulate der praktischen Bernunf 1. Die Unsterblichkeit der Seele 2. Das Dasein Gottes 3. Der Bernunftglaube Die Methodenlehre der praktischen Ber Sinnenwelt und Sittengeset Behutes Cap rationale Rechtslehre. A. Das Pr Der Rechtsbegriff	Rant Rant Pitel Per Per Tun Titel Tiva	und . nechte . ifche Bern ift . it . trech	uni uni unb inb	ern figle	unfination	toral	ie die die die die die die die die die d

•

Inhaltsverzeichniß.

Das Privatrecht 1. Das Recht als intelligibler Bests. Dingliches u. versönliches Recht 2. Die Erwerbungsart bes Rechts. Dingliches u. versönliches Recht 3. Das persönliche Kecht. Der Bertrag 4. Das dinglich-persönliche Recht. See und Familie Elstes Capitel. Die rationale Rechtslehre. B. Das Staatsrecht Das dffentliche Recht 1. Die dffentlichen Rechtsgebiete 2. Die Staatsgewalten 3. Die Staatsgewalten 4. Die Arennung der Staatsgewalten Die Rechte der regierenden Gewalt 1. Die constitutionesse und absolute Monarchie 2. Die wahre und falsche Republit 3. Das Wieberstandsrecht. Revolution und Resorm 4. Sigenthum u. Beschatzung, Polizei u. Kirche, Aemter u. Würden Die Strasgerechtigkeit 1. Berdrechen und Strasse 2. Das Wiedervergeltungsrecht und die Aodesstrasse 3. Begnadigung 4. Rant und A. Feuerbach. Die Abschrafte 3. Begnadigung 5. Die rationale Rechtslehre. C. Völser- und Welsbürgerrecht Die Rusgade des Völserrechts 1. Der Völserbund 2. Der nathrliche Rechtszustand der Völser. Krieg und Friede Der ewige Friede 1. Das Problem 2. Die negativen Bedingungen 3. Die positiven Bedingungen 4. Der ewige Friede als menschlicher Katurzwed 5. Das Recht der Philosophen im Staate. Kant und Plato Areizehutes Capitel.	t
2. Die Erwerbungsart des Rechts. Dingliches u. persönliches Recht 3. Das persönliche Kecht. Der Bertrag 4. Das dinglich-persönliche Recht. Ehe und Familie Elstes Capitel. Die rationale Rechtslehre. B. Das Staatsrecht Das öffentlichen Rechtsgebiete 2. Die Staatsgewalten 3. Die Staatsgewalten 4. Die Trennung der Staatsgewalten Die Rechte der regierenden Gewalt 1. Die constitutionelle und absolute Monarchie 2. Die wahre und falsche Republit 3. Das Widerstandsrecht. Kevolution und Kesorm 4. Sigenthum u. Beschaung, Polizei u. Kirche, Nemter u. Würden Die Strassgerechtigkeit 1. Berbrechen und Strasse 2. Das Wiedervergeltungsrecht und die Todesstrasse 3. Begnadigung 4. Kant und A. Feuerbach. Die Absolutionsstheorie Bwölstes Capitel. Die rationale Rechtslehre. C. Bölser- und Weltbürgerrecht Die Kusgade des Bölserrechts 1. Der Bölserbund 2. Der natürliche Rechtszustand der Bölser. Krieg und Friede Der ewige Friede 1. Das Problem 2. Die negativen Bedingungen 3. Die positiven Bedingungen 4. Der ewige Friede als menschlicher Rant und Plato Dreizehntes Capitel.	t
3. Das persönliche Recht. Der Bertrag 4. Das dinglich-persönliche Recht. See und Familie Elstes Capitel. Die rationale Rechtslehre. B. Das Staatsrecht Das diffentliche Recht 1. Die diffentlichen Rechtsgebiete 2. Die Staatsgewalten 3. Die Staatsgewalten 4. Die Trennung der Staatsgewalten Die Rechte der regterenden Gewalt 1. Die constitutionelle und absolute Monarchie 2. Die wahre und falsche Republit 3. Das Widerstandsrecht. Revolution und Resorm 4. Sigenthum u. Beschahung, Polizei u. Kirche, Nemter u. Würden Die Strasgerechtigkeit 1. Berbrechen und Strasse 2. Das Wiedervergeltungsrecht und die Todesstrasse 3. Begnadigung 4. Kant und A. Feuerbach. Die Abschrafe 3. Begnadigung 4. Rant und A. Feuerbach. Die Abschrafe Die tationale Rechtslehre. C. Vollers und Weltbürgerrecht Die Ausgade des Bölterrechts 1. Der Bölserbund 2. Der natürliche Rechtszustand der Bölser. Krieg und Friede Der ewige Friede 1. Das Problem 2. Die negativen Bedingungen 3. Die positiven Bedingungen 4. Der ewige Friede als menschlicher Kant und Plato Dreizehntes Capitel.	•
4. Das binglich-personliche Recht. She und Familie Cliftes Capitel. Die rationale Rechtslehre. B. Das Staatsrecht Das diffentlichen Rechtsgebiete 1. Die diffentlichen Rechtsgebiete 2. Die Staatsgewalten 3. Die Staatsformen 4. Die Arennung der Staatsgewalten Die Rechte der regierenden Gewalt 1. Die constitutionelle und absolute Monarchie 2. Die wahre und falsche Republit 3. Das Widerstandsrecht. Revolution und Resorm 4. Sigenthum u. Beschahung, Polizei u. Rirche, Aemter u. Würden Die Strasgerechtigkeit 1. Berbrechen und Strase 2. Das Wiedervergeltungsrecht und die Todesstrase 3. Begnadigung 4. Rant und A. Feuerbach. Die Abschreckungstheorie Bwölftes Capitel. Die rationale Rechtslehre. C. Böller- und Beltbürgerrecht Die Aufgade des Böllerrechts 1. Der Bölserbund 2. Der natürliche Rechtszustand der Bölser. Arieg und Friede Der ewige Friede 1. Das Problem 2. Die negativen Bedingungen 3. Die positiven Bedingungen 4. Der ewige Friede als menschilicher Raturzweck 5. Das Recht der Philosophen im Staate. Kant und Plato Breizehntes Capitel.	•
Clftes Capitel. Die rationale Rechtslehre. B. Das Staatsrecht Das diffentliche Recht 1. Die diffentlichen Rechtsgebiete 2. Die Staatsgewalten 3. Die Staatsformen 4. Die Trennung der Staatsgewalten Die Rechte der regierenden Gewalt 1. Die conftitutionelle und absolute Otonarchie 2. Die wahre und falsche Republit 3. Das Widerfandsrecht. Revolution und Reform 4. Sigenthum u. Beschahung, Polizei u. Rirche, Aemter u. Würden Die Strasgerechtigkeit 1. Berdrechen und Strasse 2. Das Wiedervergeltungsrecht und die Todesstrasse 3. Begnadigung 4. Kant und A. Feuerbach. Die Abschreckerie Bwölftes Capitel. Die rationale Rechtslehre. C. Bölfers und Beltbürgerrecht Die Aufgabe des Bölferrechts 1. Der Bölferbund 2. Der natürliche Rechtszustand der Bölfer. Krieg und Friede Der ewige Friede 1. Das Problem 2. Die negativen Bedingungen 3. Die positiven Bedingungen 4. Der ewige Friede als menschlicher Raturzweck 5. Das Recht der Philosophen im Staate. Kant und Plato Breizehntes Capitel.	•
Die rationale Rechtslehre. B. Das Staatsrecht Das bsschiliche Recht 1. Die dssentlichen Rechtsgebiete 2. Die Staatsgewalten 3. Die Staatsformen 4. Die Trennung der Staatsgewalten Die Rechte der regierenden Gewalt 1. Die constitutionelle und absolute Monarchie 2. Die wahre und falsche Republit 3. Das Widerstandsrecht. Revolution und Resorm 4. Sigenthum u. Beschaung, Polizei u. Kirche, Nemter u. Würden Die Strasgerechtigkeit 1. Berbrechen und Strasse 2. Das Wiedervergeltungsrecht und die Todesstrasse 3. Begnadigung 4. Kant und A. Feuerbach. Die Abschrechungstheorie Bwälstes Capitel. Die rationale Rechtslehre. C. Bölster und Weltbürgerrecht Die Aufgade des Bolserrechts 1. Der Bolserbund 2. Der natürliche Rechtszustand der Bölser. Krieg und Friede Der ewige Friede 1. Das Problem 2. Die negativen Bedingungen 3. Die positiven Bedingungen 4. Der ewige Friede als menschlicher Raturzweck 5. Das Recht der Philosophen im Staate. Kant und Plato Breizehntes Capitel.	
Das diffentliche Rechts 1. Die diffentlichen Rechtsgebiete 2. Die Staatsgewalten 3. Die Staatsformen 4. Die Arennung der Staatsgewalten Die Rechte der regierenden Gewalt 1. Die constitutionelle und absolute Monarchie 2. Die wahre und falsche Republis 3. Das Widerstandsrecht. Revolution und Resorm 4. Sigenthum u. Beschahung, Polizei u. Kirche, Nemter u. Würden Die Strasgerechtigkeit 1. Berbrechen und Strase 2. Das Wiedervergeltungsrecht und die Todesstrase 3. Begnadigung 4. Kant und A. Feuerdach. Die Abschreckungstheorie Bwülstes Capitel. Die rationale Rechtslehre. C. Bölser- und Weltbürgerrecht Die Ausgabe des Bölserrechts 1. Der Bölserbund 2. Der natürliche Rechtszustand der Bölser. Krieg und Friede Der ewige Friede 1. Das Problem 2. Die negativen Bedingungen 3. Die positiven Bedingungen 4. Der ewige Friede als menschlicher Kaiurzweck 5. Das Recht der Philosophen im Staate. Kant und Plato	
1. Die biffentlichen Rechtsgebiete 2. Die Staatsgewalten 3. Die Staatsformen 4. Die Arennung der Staatsgewalten Die Rechte der regierenden Gewalt 1. Die conflitutionelle und absolute Monarchie 2. Die wahre und falsche Republit 3. Das Widerstandsrecht. Revolution und Resorm 4. Sigenthum u. Beschahung, Polizei u. Rirche, Aemter u. Würden Die Strasgerechtigkeit 1. Berbrechen und Strasse 2. Das Wiedervergeltungsrecht und die Todesstrasse 3. Begnadigung 4. Kant und A. Feuerbach. Die Abschreckungstheorie Bwölstes Capitel. Die rationale Rechtslehre. C. Bölser- und Weltbürgerrecht Die Aufgabe des Bölserrechts 1. Der Bölserbund 2. Der natürliche Rechtszustand der Bölser. Krieg und Friede Der ewige Friede 1. Das Problem 2. Die negativen Bedingungen 3. Die positiven Bedingungen 4. Der ewige Friede als menschlicher Kant und Plato Areizehntes Capitel.	•
2. Die Staatsgewalten 3. Die Staatsformen 4. Die Arennung der Staatsgewalten Die Rechte der regierenden Gewalt 1. Die constitutionelle und absolute Monarchie 2. Die wahre und falsche Republist 3. Das Widerstandsrecht. Revolution und Resorm 4. Sigenthum u. Beschatzung, Polizei u. Kirche, Aemter u. Würden Die Strasgerechtigseit 1. Berbrechen und Strase 2. Das Wiedervergeltungsrecht und die Todesstrase 3. Begnadigung 4. Kant und A. Feuerbach. Die Abschrechtenie Bwölstes Capitel. Die rationale Rechtslehre. C. Völster und Beltbürgerrecht Die Aufgabe des Bölserrechts 1. Der Bölserbund 2. Der natürliche Rechtszustand der Bölser. Krieg und Friede Der ewige Friede 1. Das Problem 2. Die negativen Bedingungen 3. Die positiven Bedingungen 4. Der ewige Friede als menschlicher Kanturzweck 5. Das Recht der Philosophen im Staate. Kant und Plato	•
3. Die Staatsformen 4. Die Arennung der Staatsgewalten Die Rechte der regierenden Gewalt 1. Die constitutionelle und absolute Monarchie 2. Die wahre und falsche Republis. 3. Das Widerstandsrecht. Revolution und Resorm 4. Sigenthum u. Beschahung, Polizei u. Kirche, Aemter u. Würden Die Strafgerechtigseit 1. Berdrechen und Strase 2. Das Wiedervergeltungsrecht und die Todesstrase 3. Begnadigung 4. Kant und A. Feuerbach. Die Abschrechungstheorie Bwölstes Capitel. Die rationale Rechtslehre. C. Bölser- und Weltbürgerrecht Die Aufgabe des Bölserrechts 1. Der Bölserbund 2. Der natürliche Rechtszustand der Bölser, Krieg und Friede Der ewige Friede 1. Das Problem 2. Die negativen Bedingungen 3. Die positiven Bedingungen 4. Der ewige Friede als menschlicher Kanturzweck 5. Das Recht der Philosophen im Staate. Kant und Plato	•
4. Die Arennung ber Staatsgewalten Die Rechte ber regierenden Gewalt 1. Die constitutionelle und absolute Monarchie 2. Die wahre und falsche Republis. 3. Das Widerstandsrecht. Revolution und Resorm 4. Eigenthum u. Beschahung, Polizei u. Kirche, Aemter u. Würden Die Strassgerechtigkeit 1. Berdrechen und Strasse 2. Das Wiedervergeltungsrecht und die Todesstrasse 3. Begnadigung 4. Kant und A. Feuerbach. Die Abschreckungstheorie Bwölstes Capitel. Die rationale Rechtslehre. C. Völsers und Weltbürgerrecht Die Ausgabe des Bölserrechts 1. Der Bölserbund 2. Der natürliche Rechtszustand der Bölser. Krieg und Friede Der ewige Friede 1. Das Problem 2. Die negativen Bedingungen 3. Die positiven Bedingungen 4. Der ewige Friede als menschlicher Naturzweck 5. Das Recht der Philosophen im Staate. Kant und Plato	•
Die Rechte ber regierenden Gewalt 1. Die constitutionelle und absolute Monarchie 2. Die wahre und falsche Republis. 3. Das Widerstandsrecht. Revolution und Resorm 4. Eigenthum u. Beschahung, Polizei u. Kirche, Aemter u. Würden Die Strasgerechtigkeit 1. Berdrechen und Strase 2. Das Wiedervergeltungsrecht und die Todesstrase 3. Begnadigung 4. Kant und A. Feuerbach. Die Abschreckungstheorie Bwölstes Capitel. Die rationale Rechtslehre. C. Völser- und Weltbürgerrecht Die Aufgabe des Bölserrechts 1. Der Bölserbund 2. Der natürliche Rechtszustand der Bölser. Krieg und Friede Der ewige Friede 1. Das Problem 2. Die negativen Bedingungen 3. Die positiven Bedingungen 4. Der ewige Friede als menschlicher Raturzweck 5. Das Recht der Philosophen im Staate. Kant und Plato	•
1. Die conftitutionelle und absolute Monarchie 2. Die wahre und falsche Republit	•
2. Die wahre und falsche Republit . 3. Das Wiberstandsrecht. Revolution und Resorm 4. Eigenthum u. Beschahung, Polizei u. Rirche, Nemter u. Würden Die Strasgerechtigkeit 1. Berbrechen und Strase 2. Das Wiedervergeltungsrecht und die Todesstrase 3. Begnadigung . 4. Rant und A. Feuerbach. Die Abschreckungstheorie . Bwälstes Capitel. Die rationale Rechtslehre. C. Bölster- und Weltbürgerrecht Die Aufgabe des Bölserrechts 1. Der Völserbund 2. Der natürliche Rechtszustand der Völser. Krieg und Friede Der ewige Friede . 1. Das Problem 2. Die negativen Bedingungen 3. Die positiven Bedingungen 4. Der ewige Friede als menschlicher Katurzweck 5. Das Recht der Philosophen im Staate. Rant und Plato Dreizehntes Capitel.	•
3. Das Wiberstandsrecht. Revolution und Reform 4. Eigenthum u. Beschahung, Polizei u. Rirche, Aemter u. Würden Die Strafgerechtigkeit 1. Berbrechen und Strase 2. Das Wiedervergeltungsrecht und die Todesstrase 3. Begnadigung 4. Kant und A. Feuerbach. Die Abschrechenie Bwölstes Capitel. Die rationale Rechtslehre. C. Bölser und Weltbürgerrecht Die Aufgabe des Bölserrechts 1. Der Bölserbund 2. Der natürliche Rechtszustand der Bölser. Krieg und Friede Der ewige Friede 1. Das Problem 2. Die negativen Bedingungen 3. Die positiven Bedingungen 4. Der ewige Friede als menschlicher Katurzweck 5. Das Recht der Philosophen im Staate. Kant und Plato	•
4. Eigenthum u. Beschahung, Polizei u. Kirche, Aemter u. Würben Die Strasgerechtigkeit 1. Berbrechen und Strase 2. Das Wiedervergeltungsrecht und die Todesstrase 3. Begnadigung 4. Kant und A. Feuerbach. Die Abschrechungstheorie Bwölftes Capitel. Die rationale Rechtslehre. C. Bölter- und Weltbürgerrecht Die Aufgabe des Bölkerrechts 1. Der Bölkerbund 2. Der natürliche Rechtszustand der Bölker. Krieg und Friede Der ewige Friede 1. Das Problem 2. Die negativen Bedingungen 3. Die positiven Bedingungen 4. Der ewige Friede als menschlicher Kanturzweck 5. Das Recht der Philosophen im Staate. Kant und Plato	•
Die Strafgerechtigkeit 1. Berbrechen und Strafe 2. Das Wiedervergeltungsrecht und die Todesstrafe 3. Begnadigung 4. Kant und A. Feuerbach. Die Abschreckungstheorie Bwölftes Capitel. Die rationale Rechtslehre. C. Völkers und Weltbürgerrecht Die Aufgabe des Bölkerrechts 1. Der Bölkerbund 2. Der natürliche Rechtszustand der Bölker. Krieg und Friede Der ewige Friede 1. Das Problem 2. Die negativen Bedingungen 3. Die positiven Bedingungen 4. Der ewige Friede als menschlicher Kanturzweck 5. Das Recht der Philosophen im Staate. Kant und Plato Areizehntes Capitel.	•
Die Strafgerechtigkeit 1. Berbrechen und Strafe 2. Das Wiedervergeltungsrecht und die Todesstrafe 3. Begnadigung 4. Kant und A. Feuerbach. Die Abschreckungstheorie Bwölftes Capitel. Die rationale Rechtslehre. C. Völkers und Weltbürgerrecht Die Aufgabe des Bölkerrechts 1. Der Bölkerbund 2. Der natürliche Rechtszustand der Bölker. Krieg und Friede Der ewige Friede 1. Das Problem 2. Die negativen Bedingungen 3. Die positiven Bedingungen 4. Der ewige Friede als menschlicher Kanturzweck 5. Das Recht der Philosophen im Staate. Kant und Plato Areizehntes Capitel.	t
2. Das Wiedervergeltungsrecht und die Todesstrase 3. Begnadigung	•
2. Das Biedervergeltungsrecht und die Todesstrase 3. Begnadigung 4. Rant und A. Feuerbach. Die Abschreckungstheorie Bwölftes Capitel. Die rationale Rechtslehre. C. Völkers und Weltbürgerrecht Die Aufgabe des Bölkerrechts 1. Der Bölkerbund 2. Der natürliche Rechtszustand der Bölker. Krieg und Friede Der ewige Friede 1. Das Problem 2. Die negativen Bedingungen 3. Die positiven Bedingungen 4. Der ewige Friede als menschlicher Katurzweck 5. Das Recht der Philosophen im Staate. Kant und Plato Preizehntes Capitel.	•
3. Begnadigung	•
A. Rant und A. Fenerbach. Die Abschreckungstheorie	•
Dwölftes Capitel. Die Rationale Rechtslehre. C. Völker- und Weltbürgerrecht Die Aufgabe des Bölkerrechts 1. Der Bölkerbund 2. Der natürliche Rechtszustand der Bölker. Krieg und Friede Der ewige Friede 1. Das Problem 2. Die negativen Bedingungen 3. Die positiven Bedingungen 4. Der ewige Friede als menschlicher Katurzweck 5. Das Recht der Philosophen im Staate. Kant und Plato Areizehntes Capitel.	•
Die Aufgabe des Bölkerrechts 1. Der Bölkerbund 2. Der natürliche Rechtszustand der Bölker. Krieg und Friede Der ewige Friede 1. Das Problem 2. Die negativen Bedingungen 3. Die positiven Bedingungen 4. Der ewige Friede als menschlicher Naturzweck 5. Das Recht der Philosophen im Staate. Kant und Plato Areizehntes Capitel.	•
1. Der Bölkerbund 2. Der natürliche Rechtszustand ber Bölker. Krieg und Friede Der ewige Friede 1. Das Problem 2. Die negativen Bedingungen 3. Die positiven Bedingungen 4. Der ewige Friede als menschlicher Naturzweck 5. Das Recht der Philosophen im Staate. Kant und Plato Areizehntes Capitel.	•
2. Der natürliche Rechtszustand der Bölker. Arieg und Friede Der ewige Friede 1. Das Problem 2. Die negativen Bedingungen 3. Die positiven Bedingungen 4. Der ewige Friede als menschlicher Katurzweck 5. Das Recht der Philosophen im Staate. Kant und Plato Areizehntes Capitel.	•
Der ewige Friede 1. Das Problem 2. Die negativen Bedingungen 3. Die positiven Bedingungen 4. Der ewige Friede als menschlicher Naturzweck 5. Das Recht der Philosophen im Staate. Kant und Plato Areizehntes Capitel.	£
1. Das Problem 2. Die negativen Bebingungen 3. Die positiven Bebingungen 4. Der ewige Friede als menschlicher Naturzweck 5. Das Recht der Philosophen im Staate. Kant und Plato Treizehntes Capitel.	•
2. Die negativen Bedingungen	•
3. Die positiven Bedingungen	•
4. Der ewige Friede als menschlicher Naturzweck 5. Das Recht der Philosophen im Staate. Kant und Plato	
5. Das Recht der Philosophen im Staate. Kant und Plato . Areizehntes Capitel.	•
Areizehntes Capitel.	•
die Tugendlehre. A. Die Pflichten gegen sich selbst	
Begriff und Umfang der Tugendpflichten	,
1. Die ethischen Pflichten und beren Eintheilung	•
2. Die tugenbhafte Gesinnung und deren Gegentheil	
3. Die moralische Disposition und Selbstprüfung. Das Gewisser	11
4. Moral und Religion. Die Grenzen des Pflichtbegriffs.	
Die Pflichten gegen sich selbst. Unterlassungspflichten	,
1. Die physische Selbsterhaltung	_
2. Die moralische Selbsterhaltung	•

Die Gattung und bie Racen ber Menscheit

2. Naturgeschichte und Naturbeschreibung

Die teleologische Erklärungsart. (G. Forfter) .

3. Die Racendifferenz und beren Erklarung .

1. Die tantischen Abhandlungen

223

223

225

226

232

	Siebenzehntes (Lap	itel.						Geite
Die	Freiheitsgeschichte der Menschheit.	Ra	nts	Befo	hid	tspi	ilo	0:	
	phisme Schriften	•	•	•	•	•	•	•	236
	Die weltgeschichtlichen Grenzpuntte	•	•	•	•	•	•	•	236
	1. Der Anfang	•	•	•	•	•	•	•	236
	2. Das Endziel	•	•	•	•	•	•	•	238
	Das Zeitalter ber Aufklärung .	•	•	•	•	•	•	•	243
	1. Das Wesen der Aufklärung	•	•	•	•	•	•	•	243
•	2. Das Zeitalter Friedrichs .	•	•	•	•	•	•	•	246
	Rant und Herber	•	•	•	•	•	•	•	250
	1. Das herbersche Stufenreich .	•	•	•	•	•	•	•	252
	2. Die falschen Hypothesen und A	nalog	gien.	E)	ofca	ti)	•	•	253
	3. Das Stufenreich ber Dinge und d	ie me	nshl	ice E	Freil	jeit. (Egy	(gl	257
	Zweites B	•							
	Die kantische Religionslehre r	ınd	der	8	trei	t zi	vijd	jen	
	Satung und	Ar	itit.						
	Erftes Cap	itel.							
Die	Grundlage der kantischen Religion	slet							
	zur rationalen Theologie sobhie		244			veux			263
	Streitfragen und Abhandlungen .	•	•	•	•	•	•	•	263
	Rationale Theologie, Gefühlsphilosoph			_		•	•	•	266
	1. Wiber Menbelssohns Bernunfth	ewei	[e	•	•	•	•	•	266
	2. Wiber Jacobis Gefühlsphilosop	hie	•	•	•	•	•	•	268
	3. Wiber bie mobernen Platoniker	. (@	3. Sd	ploffe	er)	•	•	•	275
	Bweites Cap	ritel.	•	•	•				
Die	göttliche Weltregierung und das	Bel	tend	e	•	•	•	•	281
	Die philosophische Theodicee		•	•	•	•	•	•	281
	1. Das Problem	•		•	•	•	•	•	281
	2. Die moralische Weltregierung	•	•	•	•	•	•	•	283
	3. Unmöglichkeit einer boctrinalen	Thei	bice	:	•	•	•	•	284
	Das Ende aller Dinge	•	•	•	•	•	•	•	285
	1. Unitarier und Dualisten .	•	•	•	•	•	•	•	285
	2. Das natürliche und übernatürli	che C	Enbe	•	•	•	•	•	286
	3. Das wibernatürliche Enbe .	•	•	•	•	•	•	•	287
	D rittes Cap	itel.							
Das	radicale Böse in der Menschenna			•		•	•	•	289
	Das Gute und Bose unter religiösem			unft	•	•	•	•	289
	1. Das menschliche Erlösungsbedür	•			•	•	•	•	289
	2. Der Urfprung bes Bofen. Der	•			E tai	nbpu	nft	•	291
	3. Die menschlichen Triebfebern ur	_	•			-	•	•	296
					_				

Inhalisverzeichniß.						XI
4 Man Kala Gama ahan han Gama anan 9	ባ! ድል .					Seite
4. Das böse Herz ober ber Hang zum I			•	•	•	298
Das radicale Bose in der menschlichen Natu		•	•	•	•	. 299
1. Die Thatsache ber bosen Gesinnung .	•	. •	•	•	`•	299
2. Die Erbsünde	•	•	•	•	•	304
3. Das Böse als Fall	•	•	•	•	•	305
Die Erlösung vom Bösen	•	•	•	•	•	306
1. Das Gute als Selbstbesserung	•	•	•	•	•	306
		•	•	•	•	307
3. Die Erlösung als Gnadenwirkung .	•	•	•	•	•	308
Viertes Capitel.						
Der Kampf des guten und bosen Princips	•	•	•	•	•	311
Der Glaube an das Gute	•	•	•	•	•	811
1. Das moralische Ibeal als Sohn Gott		•	•	•	•	311
2. Der praktische Glaube an. den Sohn		.	•	•	•	314
3. Die Wiedergeburt		•	•	•	•	315
Das Erlösungsproblem und bessen Auflösun	ig .	•	•	•	•	318
1. Die mangelhafte That	•	•	•	•	•	818
2. Die wankelmuthige Gesinnung	•	•	•	•	•	319
3. Die alte Sündenschulb		•	•	•	•	320
4. Die erlösende Strafe		•	•	•	•	321
5. Das stellvertretende Leiden		•	•	•	•	323
6. Die erlösende Gnade		•	•	•	•	324
Der Rampf des Bösen mit bem Guten		•	•	•	•	325
1. Das Bose als Fürst dieser Welt		•	•	•	•	325
2. Das legale Gottesreich			•	•	•	326
3. Das moralische Gottesreich	•		•	•	•	326
Der Erlösungsglaube als Wunderglaube	• •		•		•	329
1. Bestimmung bes Wunderglaubens	. ,		•	•	•	329
2. Kritit des Wunderglaubens	•		•	•	•	329
Fünftes Capitel.						
Der Sieg des guten Princips und das Rei	H G	ottes	auf	E ti	den	332
Der Begriff ber Rirche		•	•	•	•	332
1. Der ethische Staat. Die sociale Wie	berge	burt	•	•	•	332
2. Die unsichtbare und sichtbare Kirche		•	•	•	•	335
3. Bernunft- und Rirchenglaube		•	•	•	•	836
4. Schriftglaube und Orthoboxie. Der	praf	tische (Scrif	tgla	ube	338
Rirche und Religion. Gegensatz und Ginhe			•	•	•	342
1. Die Antinomie	• •		•	•	•	342
2. Die entgegengesetten Extreme. Aber	glaub	e unb	Ungl	aub	e.	345
3. Die Auflösung der Antinomie .	•			•	•	346
Die Religion als Kirche	• (•	•	•	348

349

351

352

1. Die jubische Rirche

2. Die Grifilice Rirche

3. Ratholicismus, Protestantismus, Auftlarung

	Seite
Das Religionsgeheimniß	. 353
. 1. Der Begriff bes Mysteriums	. 353
2. Das Mysterium der Weltregierung. Die Trinität .	. 354
3. Das Myfterium ber Berufung, Genugthuung und Erwählun	ig 355
Sechstes Capitel.	
Offenbarungs. u. Bernunftglaube. Dienft u. Afterdienft Gotte	§ 357
Geoffenbarte und natürliche Religion	. 357
1. Naturalismus, Rationalismus, Supernaturalismus .	. 357
2. Die Offenbarung als Religionsmittel	. 358
3. Die Offenbarung als Religionsgrund	. 360
Der Afterdienst Gottes	. 361
1. Der Religionswahn	. 361
2. Die Rechtfertigung durch ben Cultus	. 362
3. Fetischbienst und Pfaffenthum	. 364
4. Glaubenswahrhaftigkeit und Glaubensheuchelei	. 365
Der wahre Gottesbienst	. 369
Summe der kantischen Religionslehre. Kant und Leffing .	. 372
Aritische Zusätze, Kants Berhalten zu Lessing betreffend .	. 375
Siebentes Capitel.	
Sakung und Aritit. Positive und rationale Wissenschaften. De	ť
Streit der Nacultäten	. 378
- Wissenschaft und Staat	. 378
1. Positive und rationale Wissenschaft	. 378
2. Die Rangordnung ber Facultäten	. 379
3. Der gesetwidrige und gesetymäßige Streit	. 383
Der Streit ber philosophischen und theologischen Facultät .	. 386
1. Das Berhältniß zur Bibel	. 386
2. Rirchensecten und Religionssecten. Mystik und Pietismus	. 388
Der Streit ber philosophischen und juriftischen Facultät	. 393
1. Die Streitfrage	. 393
2. Die Entscheidung der Streitfrage	. 394
Der Streit ber philosophischen und medicinischen Facultat .	. 397
1. Die Bernunft als Heilfraft	. 397
2. Medicinische Bernunftlehren	. 398
Duille Bux	
Drittes Buch.	
Die Aritik der Urtheilskraft.	
Erstes Capitel.	
Aufgabe und Entstehung der Kritit der Urtheilstraft. Di	£
Lehre von der natürlichen Zwedmäßigkeit. Teleo	
logie und Aesthetik	. 405
Die Aufgabe ber Kritik der Urtheilskraft	. 405
1. Die Litche des Spstems	405

	Inhalisver	rzeich	niß.							XIII
										Geite
,	2. Die Ausfüllung ber Lücke	•	•	•	•	•	•	•	•	4 06
	3. Teleologie und Urtheilstraft	t	•	•	•	•	•	•	•	407
	4. Das Gefühl ber Luft und b	die ä	fthet	ische	Urtl	jeils!	traft	•	•	409
	Die Entstehung ber Kritik ber Ur	theils	straf	t	•	٠	•	•	•	411
	1. Das Problem der Teleologi									411
	2. Das Problem ber Aefthetit	•	•	•	•	•	•	•	•	417
	Die Einleitung in die Rritit ber							•	•	422
		•		-	•		•			422
	2. Die äfthetische und teleologi		_						•	425
	3. Das System ber reinen Ber	-	•		•			•	•	428
	Bweites (-			-	·	
Die	tritifce Grundfrage und di	•			a be	+ 0	Peridi) /	
~~	Urtheilstraft. Die Aus	_	•						-	431
		•			•			•	-	431
	Die Analytik des Schönen .								-	433
	1. Das uninteressirte Wohlgefa				•		•		•	433
	2. Das allgemeine Wohlgefalle:				•		•	•	•	439
	3. Die afthetische Zwedmäßigte	_				•	•	•	•	443
			•	•	•	•	•	•	•	447
	4. Die äfihetische Nothwendigke	t (l	•	•	•	•	•	•	•	77(
	Drittes (Cap	itel.							
Die	Analytik des Erhabenen .	•		•	•	•	•	•	•	448
	Die Thatsache bes Erhabenen				•	•	•	•	•	448
	1. Das Schone und Erhabene								•	448
	2. Das mathematisch und byna						•	•	•	449
	3. Die logische und afthetische							•		450
	4. Wiberstreit u. Harmonie zwi	-	•	-			11. A	}ern:	ınfi	•
	Die Erklärung bes Erhabenen	.,			•	•				453
	1. Das erhabene Subject .	•			•		_	•	•	453
	2. Die Subreption				•			•	•	456
	3. Das erhabene Object .	-	_		•	-	•	•	• •	457
	•	•	•	•	•	•	•	•	•	AU 1
	Viertes (•			_	. -		. . -	40	
Die	Deduction der reinen ästhetische	_			nug	die	Die	aleti	H	465
	der ästhetischen Urtheils	•		•	•	•	•	•	•	466
	Natur und Kunst		•	•	•	•	•	•	•	466
	1. Die freie Schönheit	•	•	• •	•	•	•	•	•	466
	2. Die anhängende Schönheit .	•	•	•	•	•	•	•	•	469
	3. Das Ideal der Schönheit .	•	•	•	•	•	•	•	•	470
	Die schone Kunst						•	•	•	471
	1. Der Begriff ber Runft	•	•	•	•	•	•	•	•	471
	2. Eintheilung und Werth der	Rün	ste	•	•		•	•	•	472
	3. Das Genie	•	•	•	•	•	•	•	•	477
	Die Deduction ber reinen Geschma	ıdsuı	ctheil	e	•	•	•	•	•	479
	1. Der Bestimmungsgrund ber	äfth	etisc	en :	Urthe	ile	•	,	•	479
	The second secon				7			_		

-

				Seite
2. Die äfihetische ober erweiterte Denkart .		•	•	481
Die Dialektik ber ästhetischen Urtheilskraft		•	•	482
1. Die Antinomie des Geschmacks		•	•	482
2. Der Jbealismus der Zweckmäßigkeit		•	•	483
Fünftes Capitel.				
Die Analytik der teleologischen Urtheilskraft .		•	•	485
Das Princip der Teleologie		•	•	4 85
1. Die objective Zweckmäßigkeit	• •	•	•	485
2. Die objectiv-formale Zweckmäßigkeit		•	•	486
3. Die objectiv-materiale Zweckmäßigkeit .		•	•	487
Das Object der Teleologie		•	•	490
1. Die Naturproducte als Naturzwecke		•	•	490
2. Die organisirten Naturproducte		•	•	491
3. Natur- und Kunstproduct		•	•	491
Die Geltung des teleologischen Urtheils		•	•	492
Sechstes Capitel.				
Die Dialektik der teleologischen Urtheilskraft .		•	•	495
Die Antinomie der Urtheilskraft		•	•	495
1. Die mechanische und televlogische Erklärungsar	t.	•	•	495
2. Der Schein und die Auflösung ber Antinomie	•	•	•	496
Die Shsteme ber bogmatischen Teleologie		•	•	500
1. Die zu erklärende Thatsache		•	•	500
2. Der Jbealismus und Realismus ber natürlichen	Zweck	mäßig	T eit	500
3. Die Widerlegung dieser Spsteme		•	•	502
Die Begründung der Teleologie		•	•	503
1. Die Unmöglichkeit ber objectiven Begründung		•	•	503
2. Die Nothwendigkeit des subjectiven Ursprungs	•	•	•	504
3. Die Eigenthümlichkeit bes menschlichen ob. biscurf	iven L	derstan	des	505
Siebentes Capitel.				
Die Methodenlehre der teleologischen Urtheilstraft		•	•	510
Die teleologische Naturbetrachtung	• •	•	•	510
1. Die ursprüngliche Organisation der Materie		•	•	510
2. Die Urformen und das Stufenreich ber Natur	•	•	•	511
3. Der arcitektonische Verstand	_	•	•	513
4. Occasionalismus und Prästabilismus. Evolution	und (Epigen	efis	514
Die teleologische Weltanfict	• •	•	•	516
1. Der Mensch als Endzweck der Natur .	• •	•	•	516
2. Die menschliche Glückseit, Gesellschaft und	Bild	ung.	•	518
3. Der sittliche Endzweck der Welt	•	•	•	520
Die teleologische Gottesibee		•	•	521
1. Physikotheologie und Moraltheologie.	. •	•	•	521
2. Moraltheologie und Religion			•	524
3. Der Soluß des Systems		•	•	526

Viertes Buch.

Die Kritik der kantischen Philosophie.

Erstes Capitel.				Geite
Die kantische Philosophie als Erkenntuiklehre .	•	•	•	581
Der transscenbentale Idealismus	•	•	•	531
1. Die Entstehung ber Erscheinungen	•	•	•	581
2. Die Ibealität ber Erscheinungen	•	•	•	533
Die Einwürfe gegen die transscendentale Aesthetit .	•	•	•	536
1. Der erste Einwurf. Die relative Geltung ber	geon	netzisd	hen	
Aziome	•	•	•	536
2. Der zweite Einwurf. Die natürliche Meltanfic	jt .	•	•	538
Die Lehre von den Dingen an sich	•	•	•	542
1. Die Sinnlichkeit ber reinen Bernunft	•	•	•	542
2. Das Ding an sich	•	•	•	545
Bweites Capitel.				
Die kantische Philosophie als Freiheitslehre	•	•	•	550
Der kantische Realismus und Idealismus	•	•	•	550
Das Ding an sich als Wille	•	•	•	551
1. Die intelligible Urfäcklichkeit	•	•	•	551
2. Die moralische Weltordnung	•	•	•	552
Die Behre von Gott und Unsterblickeit	•	•	•	553
1. Der kantische Theismus	•	. •	•	558
2. Die kantische Unsterblichkeitslehre	•	•	•	556
Arittes Capitel.				
Die kantische Philosophie als Entwicklungslehre .	•	•	•	567
Die kantischen Grundprobleme	•	•	•	567
Die entwicklungsgeschichtliche Weltansicht	•	•	•	569
1. Die natürliche Entwicklung	•	•	•	569
2. Die intellectuelle Entwicklung	•	•	•	570
3. Die culturgeschichtliche und sociale Entwicklung	•	•	•	571
4. Die moralische und religiöse Entwicklung	•	•	•	572
Die teleologische Weltansicht		•	•	574
1. Die Weltentwicklung als Erscheinung		•	•	574
2. Die Weltentwicklung als zweckmäßige Erscheinu	_	•	•	575
3. Die Weltentwicklung als Erscheinung der Ding	se an	fiф	•	577
Viertes Capitel.				
Die Prüfung der kantischen Grundlehren		•	•	585
Die Prufung ber Erkenntniglehre		•	•	585
1. Der Wiberstreit in ber Bernunftfritit		•	•	585

Inhaltsverzeichniß.

	Geite
2. Die Erklärung bes Wiberstreits	5 88
3. Die erneute Wiberlegung bes Ibealismus. Rant wiber Jacobi	590
4. Einwürfe und beren Prüfung	595
Die Prüfung ber Freiheits- und Entwicklungslehre	601
1. Schopenhauers Aritit ber tantischen Philosophie	601
2. Der Zusammenhang zwischen ber Erkenntniß- u. Freiheitslehre	604
3. Der Wiberftreit in ber Freiheitslehre	606
4. Der Widerstreit zwischen ber Erkenntnißlehre und ber Ent- wicklungslehre	606
Die Prüfung der Lehre von den Erscheinungen und den Dingen an fich	60 8
1. Die Erkennbarkeit der menschlichen Bernunft	608
2. Die Erkennbarkeit ber menschlichen Naturzwecke und ber	
blinden Intelligenz	610
3. Die Erkennbarkeit des Lebens und der Schönheit	613
4. Die Erkennbarkeit der Dinge an fich	615
Fünftes Capitel.	
Die Anfgaben und Richtungen der nachkantischen Philosophie	623
Die Grundprobleme der nachkantischen Philosophie	623
1. Das metaphyfische Problem	623
2, Das Erkenninifproblem	625
Die Richtungen ber nachkantischen Philosophie	629
1. Die neue Begründung der Erkenntnißlehre	629
2. Die breifache Antithese: Fries, Herbart, Schopenhauer	630
Der Entwicklungsgang der nachkantischen Philosophie	634
1. Der metaphysische Ibealismus	634
2. Die breifache Steigerung: Reinhold, Fichte, Schelling und Hegel	635
3. Die positive Philosophie	638
4. Die Ordnung der nachkantischen Shsteme	639

Erstes Buch.

Metaphysik der Natur und der Sitten.

			•	
				;
				•
				1
		•		
			•	
_				
	1			

Erftes Capitel.

Aufgabe der metaphysischen Naturlehre. Die Körperwelt. Segriff der Bewegung. Größe der Sewegung. Phoronomie.

- I. Die reine Naturmissenschaft.
- 1. Mathematische und philosophische Raturlehre.

Die Aritik der reinen Bernunft hat den sicheren Grund gelegt, worauf jest das Erkenntnißspstem der reinen Vernunft errichtet werden soll; sie hat in der Vernunft die Quellen einer doppelten Gesetzgebung entdeckt: die Principien des vernunftgemäßen Erkennens und Handelns: jene bestimmen den Verstand in seinen Urtheilen, diese den Willen in seinen Handlungen; die ersten können theoretische, die anderen praktische Principien genannt werden.

Bugleich hat die Aritik bewiesen, daß sich das rechtmäßige Verstandesgebiet auf die Welt der sinnlichen Erscheinungen einschränkt, daß es keine andere wissenschaftliche Erkenntniß der Dinge giebt, als Mathematik und Ersahrung. Die Objecte der Mathematik sind uns nicht durch die Sinne gegeben, sondern durch Construction gemacht oder durch sehste thätige Anschauung gebildet. So weit uns also die Dinge von außen gegeben sind, ist keine andere Erkenntniß derselben möglich als die Ersahrung. Nennen wir den Indegriff der sinnlichen Ersahrungsobjecte Natur, so beschränkt sich unsere Erkenntniß der Dinge auf die Naturwissenschaft, deren Principien entweder durch die Ersahrung oder vor derselben gegeben sind: im ersten Falle sind sie impirisch, im anderen transscendental. Die letzteren sind reine oder rationale Grundsäße. Demzemäß unterscheidet sich die reine Naturwissenschaft von der empirischen und umfaßt alle diesenigen Erkenntnisse, welche in Ansehung der natürzlichen Objecte durch bloße Vernunft ausgemacht werden.

Hier ist die Rede nur von der reinen oder rationalen Natur= wissenschaft. Was kann durch bloße Vernunft von den sinnlichen Er=

scheinungen erkannt werden? Die finnlichen Gegenstände find in unserer Anschauung gegeben. Wenn sie bloß durch Anschauung gegeben find, d. h. wenn in der Erscheinung nichts enthalten ift, was die Anschauung nicht gegeben oder gemacht hat, wenn mit anderen Worten die Erschein= ungen ohne Rest Producte der Anschauung sind, so sind sie vollkommen durch bloße Vernunft erkennbar. Es giebt in solchen Erscheinungen nichts, das nicht die reine Vernunft ganz zu durchdringen vermöchte. Alle Erscheinungen sind ihrer Form nach Producte der Anschauung, benn alle find in Raum und Zeit. Die mathematischen Größen find auch ihrem Inhalte nach Producte der Anschauung, denn der Inhalt ber Größen ift selbst nur raumlich und zeitlich. Nicht bloß die Er= kenntnisweise, auch die Objecte der Mathematik find a priori: sie ist die einzige durchgängig reine oder rationale Wissenschaft. Hier ist darum alles vollkommen klar und durchsichtig. Wenn wir daher die Wissen= schaft einschränken auf diejenigen Erkenntnisse, welche vollkommen rein ober a priori sind, so mussen wir behaupten, daß die Naturwissenschaft nur so weit rein ist, als sie mit der Mathematik zusammenfällt, oder, wie sich Kant ausdrückt, "daß in jeder besonderen Naturlehre nur so viele eigentliche Wissenschaft angetroffen werden könne, als barin Mathematik anzutreffen ift".1

Nun aber sind die Naturerscheinungen nicht bloß mathematische Größen. Es ist etwas in ihnen enthalten, das sich niemals construiren läßt, nämlich ihre Materie im Unterschiede von der Form: ihr Dasein selbst, das zwar in unserer Anschauung gegeben, aber nicht durch dieselbe gemacht ist. Bermöge ihres Daseins, ihrer von außen gegebenen Existenz, sind die Naturerscheinungen nicht bloß Figuren, sondern Dinge. Den Begriff von einem Dasein können wir nicht construiren, sondern nur denken oder durch Ersahrung erkennen. Aus diesem Grunde ist die reine Naturwissenschaft nicht bloß Mathematik. Es ist etwas in der Naturerscheinung, das in die Construction nicht aufgeht, das nicht durch Anschauung, sondern durch Begriffe erkannt sein will. Entweder also giebt es überhaupt keine reine Naturwissenschaft, oder diese will nicht bloß durch Anschauung, sondern durch Begriffe gebildet sein. Die Erskenntniß durch Begriffe ist die philosophische im Unterschied von der mathematischen, sie ist näher bestimmt die metaphysische. Reine Natur=

¹ Metaphysische Anfangsgründe ber Naturwissenschaft. Vorr. (Bb. VIII. S. 444.)

wiffenschaft ist deshalb Metaphysik der Natur. Ihre Frage heißt: was 'kann von der Natur erkannt werden durch den reinen Verstand oder durch reine Begriffe?

Die Kritik hat gezeigt, daß es eine Metaphysik der Natur giebt. Es ist jett die erste Aufgabe des Systems, diese Wissenschaft auszubilden und den Inhalt der naturphilosophischen Erkenntniß zu entwickeln. Die Naturphilosophie ist gleichsam der eine Flügel in dem Lehrgebäude der reinen Vernunft, dessen zweiter die Moralphilosophie sein soll. In den "Metaphysischen Ansangsgründen der Naturwissenschaft" vom Jahre 1786 löst Kant jene Aufgabe, die zwar nicht in der Zeitsolge seiner Arbeiten, wohl aber in der Grundlegung seines Systems als die nächste erscheint.

2. Seelenlehre und Rörperlehre.

Doch will bas Thema noch näher begrenzt sein. Wir hatten soeben die Naturwissenschaft nach ihren Erkenntnißgründen in die empirische und rationale, und die letztere in die mathematische und metaphysische unterschieden, wir müssen sie jetzt auch nach ihren Objecten unterscheiden. Die Natur im Sinne der kritischen Philosophie bildet den Inbegriff aller Ersahrungsobjecte, diese sind die äußeren und inneren Erscheinungen: die Erkenntniß der äußeren Erscheinungen ist die Körperlehre oder Physik, die der inneren die Psychologie. Es ist aussührlich bewiesen worden, daß es eine rationale Psychologie (reine Naturwissenschaft der inneren Erscheinungen) nicht giebt. Also bleibt als das einzige Object einer reinen Naturwissenschaft nur die Körperwelt übrig; es kann sich nur noch um eine metaphysische Körperwelt übrig; es kann sich nur noch um eine metaphysische Körperwelt durch bloße Begriffe erkennbar?

Reine Mathematik kann die Naturwissenschaft nicht und in keinem ihrer Gebiete sein, denn es giebt kein Object der naturwissenschaftlichen Erfahrung, kein empirisches Object, welches bloß durch Construction entsteht und lediglich Product unserer Anschauung ist, d. h. ein Gegenstand, dessen Dasein die Vernunst selbst hervordringt. Aber die verschiedenen Gebiete der Naturwissenschaft können der Mathematik näher oder serner liegen, die Anwendung der letzteren auf die Naturwissenschaft sindet in dem einen Gebiete einen größeren Spielraum als in dem anderen. Und hier gilt der schon erklärte Satz: je mehr Mathematik in einem Gebiete der Naturlehre anzutressen ist, um so mehr liegt dieses Gebiet innerhalb der reinen Vernunstwissenschaft; je weniger bagegen die Mathematik in

einem naturwissenschaftlichen Gebiete einheimisch geworden ist oder je werden kann, um so mehr ist die Naturwissenschaft in diesem Theile unsichere Empirie und bloße Experimentallehre. So ist die Chemie um so wissenschaftlicher geworden, je mehr die mathematische Einsicht in ihr zugenommen hat. Als Kant seine metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft schrieb, war die Chemie von der Mathematik noch wenig durchdrungen. Er durfte sie als ein Beispiel der bloßen Empirie und Experimentallehre ansühren.

Wo aber die raumliche Anschauung überhaupt aufhört, findet begreislicherweise die Mathematik auch die geringste Anwendung; darum ist sie am wenigsten anwendbar auf das gesammte Gebiet der inneren Erscheinungen, auf die Psychologie. Hier ist der Grund, warum die Psychologie von dem Range einer reinen Vernunftwissenschaft so weit entfernt ist: weil sie der Mathematik so wenig Spielraum bietet, weil keines ihrer Objecte eine räumliche An= schauung erlaubt. Allerdings sind ihre Objecte, die Vorstellungen, Neig= ungen, Begierden u. f. f. zugleich Größen, diese Größen haben ihren Grab, diese Grade sind der Veränderung, diese inneren Veränderungen find dem Gesetze der Continuität unterworfen. Aber keine dieser Größen und Beränderungen lassen sich construiren. Daher hat die Mathematik in dem Gebiete der Seelenlehre einen so kleinen und unficheren Spiel= raum, während fie in dem Gebiet der Körperlehre einen vollkommen sicheren und sehr umfassenden beschreibt. So groß ift der Unterschied beider, daß sich der mathematische Spielraum in der Psychologie zu dem in der Physik verhält, wie die Lehre von der geraden Linie zur ganzen Geometrie. Denn die Objecte der Psychologie sind nur in der Zeit, und die Zeit hat nur eine Dimension, sie läßt sich nur unter dem Bilbe ober Schema der geraden Linie vorstellen. Ohne Rücksicht auf diese Grenze hat in der nachkantischen Zeit Herbart den Versuch gemacht, die Mathematik auf umfassende Weise in das Gebiet der Seelenlehre einzuführen. 1

3. Die metaphyfische Körperlehre. Materie und Bewegung.

Die kantische Naturphilosophie beschränkt sich demnach auf die metaphysische Körperlehre. Nun setzen alle Erscheinungen der Körperwelt ein Dasein im Raume voraus, das ihnen zu Grunde liegt; dieses be-

¹ Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft. (Bb. VIII. S. 445 u. 446.)

harrliche Dasein ist die Substanz der Körperwelt oder die Materie. Nach Abzug der Materie sind die räumlichen Erscheinungen nichts als geometrische Größen. Es ist die Materie, die ihnen den körperlichen Bestand giebt; es ist also die Materie, wodurch sich die physikalischen Körper von den geometrischen, die Objecte der Naturwissenschaft von denen der Mathematik unterscheiden. Und so läuft das ganze Problem der philosophischen Naturwissenschaft oder der metaphysischen Körperlehre auf die Frage hinaus: was kann von der Materie oder der körperlichen Natur durch reine Begriffe erkannt werden?

Die Materie ist nur in ihren Erscheinungssormen erkennbar. Ihre Erscheinungssorm ist die Art, wie sie sich äußert ober wahrnehmbar macht, wie sie wirkt; sie ist die Substanz der Körper, welche selbst nichts anderes sind als äußere Erscheinungen. Diese Erscheinungen sind Modisicationen der Substanz, Beränderungen der Materie; nun sind alle materiellen Beränderungen räumlich und alle Beränderungen im Raume Bewegungen: also ist es die Bewegung, worin die Wirkungsweise der Materie besteht. Und da die Materie nur in ihrer Wirkungsweise oder Erscheinung erkennbar ist, so ist die Bewegung das Object der metaphysischen Körperlehre. Damit ist der Charakter und die Grundsrage der kantischen Naturphilosophie bestimmt: sie ist Bewegungslehre. Ihre Grundsrage heißt: was kann von der Bewegung a priori oder durch blose Begriffe erkannt werden?

Die reinen Begriffe sind die Kategorien der Quantität, Qualität, Relation und Modalität. Diese Begriffe waren die Bedingungen für die Möglickeit aller Erfahrung, also auch die Bedingungen für alle Objecte einer möglichen Erfahrung, also auch (da die Bewegung ein solches Object ist) die Principien der Bewegung. Sie sind mithin die a priori erkennbaren Grundbestimmungen der materiellen Bewegung. Demnach theilt sich die Grundsrage der kantischen Naturphilosophie in vier Hauptuntersuchungen, betreffend die Quantität, Qualität, Relation und Modalität der Bewegung.

Die Quantität der Bewegung ist die Bewegung als Größe betrachtet, als Raumgröße, d. h. als räumliche Veränderung oder pópos, um den aristotelischen Ausdruck zu brauchen. Die räumliche Veränderung kann betrachtet werden, abgesehen von der materiellen Veränderung. Das Subject der räumlichen Veränderung (die bewegliche Materie) kann jeder beliebige Körper sein, sie kann auch bloß als ein mathematischer Punkt vorgestellt werden. Das Moment der Masse

tommt unter dem Gesichtspunkte der Quantität noch nicht in Betracht. Die Bewegungslehre bloß unter diesem Gesichtspunkt heißt "die Pho-ronomie"; sie ist, wie es ihre Betrachtungsweise mit sich bringt, das mathematische Gebiet innerhalb der metaphysischen Körperlehre, denn die Bewegung, deren Subject durch einen mathematischen Punkt vorgestellt werden kann, läßt sich anschaulich darstellen oder construiren.

Die Qualität der Bewegung ist die Bewegung als Eigenschaft der Materie, als deren eigenthümliche Aeußerung und Wirkungsart. Gilt die Bewegung als Wirkung der Materie, so muß diese als Ursache oder Kraft der Bewegung betrachtet werden. Unter diesem Gesichtspunkte ist die Aufgabe der Bewegungslehre die Erkenntniß der bewegenden (materiellen) Kräfte oder "die Dynamik". Die Relation der Bewegung ist das Verhältniß oder der gesehmäßige Jusammenhang, in dem. die bewegten Körper auf einander einwirken: die Erkenntniß dieser Bewegungsgesehe ist "die Mechanik". Endlich die Modalität der Bewegung ist die Bewegung, sosern sie betrachtet wird als eine mögeliche, wirkliche oder nothwendige Erscheinung. Nun sind diese Bestimmungen ganz abhängig von unserer Vorstellungsweise, sie betreffen die Art, wie uns etwas erscheint. Darum hat Kant diesen letzten Theil der reinen Bewegungslehre als "Phänomenologie" bezeichnet.

Die vier Hauptaufgaben der kantischen Naturphilosophie sind demsnach: Phoronomie, Ohnamik, Mechanik und Phänomenologie, welche der Folge und dem System der reinen Verstandesbegriffe entsprechen. Ihr gemeinschaftlicher Grundbegriff ist die Bewegung. Darum wird vor allem dieser Begriff genau und kritisch bestimmt werden müssen. Was ist Bewegung, als äußere Erscheinung betrachtet?

Jener neue Lehrbegriff, den Kant achtundzwanzig Jahre früher in einem seiner Borlesungsprogramme ausgeführt hatte, um die durchsgängige Relativität der Bewegung und Ruhe darzuthun, erscheint bereits als eine Borschule zu seiner metaphysischen Körperlehre. Da wir den Inhalt dieser Schrift in dem Ideengange des Philosophen an ihrem Orte entwickelt haben, so verweisen wir auf unsere im vorigen Bande enthaltene Darstellung, welche sich der Leser hier von neuem vergegenwärtigen möge.

¹ Neuer Lehrbegriff ber Bewegung und Ruhe und der damit verknüpften Folgerungen in den ersten Gründen der Naturwissenschaft. (1758.) Hartenstein: J. Kants Werke. Bb. VIII. S. 428—438. — 2 Bgl. dieses Werk. Bb. IV. Buch I. Cap. VII. S. 124. Cap. IX. S. 152 u. 153.

II. Das Problem der Phoronomie.

1. Relativer und absoluter Raum.

Das Subject der Bewegung ist die Materie, jenes Etwas im Raum, wodurch sich der physische Körper vom mathematischen unterscheidet. Wir können darum die Materie einfach erklären als "das Bewegliche im Raum". Wenn wir zunächst absehen von ihrer Masse und an die Stelle der Materie (des Beweglichen im Raum) den mathematischen Punkt sehen, so bleibt als Bewegung nur eine Linie übrig, welche der Punkt nach einer bestimmten Richtung in einer bestimmten Beit beschreibt oder durchläust; es bleibt nur die Richtung und Geschwindigkeit der Bewegung: die Bewegung bloß als Raum= und Zeitgröße. Die Bewegung, sediglich als Größe betrachtet, ist demnach der erste Gegenstand der metaphysischen Körpersehre, die Aufgabe der Phoronomie.

Was die Richtung betrifft, so sind folgende Fälle denkbar: entsweder der Körper bewegt sich nur in seinem Orte, ohne diesen selbst zu verändern, d. h. er dreht sich, ober er verändert seinen Ort in Rücksicht auf andere Körper, d. h. er schreitet fort; die fortschreitende Bewegung kann in geraden oder krummen Linien stattsinden, die krummen Linien sind entweder in sich zurückkehrend oder nicht, die in sich zurückkehrenden beschreiben eine kreissörmige oder pendularische (circulirende oder oscillirende) Bewegung.

Da in der Phoronomie als das Bewegliche der mathematische Punkt gilt, so wird hier nur von der fortschreitenden Bewegung die Rede sein, und zwar in der einfachsten Form der geraden Linie. Die Geschwindigkeit ist der bestimmte, durch die Zeit gemessene Raum, das directe Verhältniß der Raum= und Zeitgröße: $C = \frac{S}{T}$.

Ein Körper bewegt sich in fortschreitender Richtung, er verändert seinen Ort im Raum, d. h. seine räumlichen Verhältnisse oder seine Lage zu den umgebenden Körpern, die mit ihm zugleich wahrgenommen werden und ebenfalls einen bestimmten Raum einnehmen: er verändert seine Verhältnisse zu diesem bestimmten, mit anderen Körpern erfüllten Raum. Der bestimmte, körperliche und wahrnehmbare Raum heißt

¹ Metaphyfische Anfangsgründe der Naturwissenschaft. Hauptst. I. Metaphysische Anfangsgründe der Phoronomie. Erklärung 2. Anmerkung 2 und 3. (Bb. VIII. S. 459—461.)

"ber empirische ober materielle", er begreift die Körper in sich, in Rücksicht auf welche ein anderer Körper seinen Ort verändert; es ist der Raum, zu welchem der bewegte Körper sich verhält, oder mit dem verglichen jener Körper seine Lage und Stellung verändert. Ein solcher Raum bildet in der Relation der Bewegung die eine Seite der Vershältnißbestimmung: deshalb heißt er "der relative Raum". Nun sind in der Relation der Bewegung beide Seiten beweglich: darum heißt der relative Raum zugleich "der bewegliche". Von dem relativen Raume unterscheidet sich "der absolute". Relativ ist der Raum, der sich zu einem anderen verhält, absolut dagegen der Raum, der sich zu keinem anderen verhälten kann, weil er alle in sich begreift.

Dieser Raum kann niemals die Seite eines räumlichen Verhältnisses ausmachen, also kann er auch nicht beweglich sein. Er selbst bewegt sich nicht, in ihm bewegt sich alles. Relativ ift der Raum, der einen anderen außer sich hat, ein solcher (begrenzter) Raum steht in einem räumlichen Verhältniß; ein Körper kann gegen ihn seine Lage ver= ändern, wie er die seinige in Rücksicht auf jenen. Der relative Raum ist begrenzt und beweglich, der absolute dagegen unbegrenzt und unbeweglich. Wir können beide durch ben Begriff der Bewegung auch so unterscheiben: jede Bewegung geschieht im Raum und verhält sich zu einem bestimmten Raum; jeder Raum ist relativ, in Rucksicht auf welchen eine Bewegung stattfinden kann, wogegen der absolute Raum derjenige ift, in welchem alle Bewegung vorgestellt werden muß, welcher aber selbst sich nicht bewegt. Ein Körper bewegt sich in einem relativen Raume, welcher ruht: also verändert er in diesem Raume seine Lage und damit zu diesem Raume sein Verhältniß; also verändert auch dieser Raum sein Verhältniß zu ihm. Nun ist es gleich, ob ich sage: "ber Körper A bewegt sich in einer bestimmten Richtung in einem bestimmten Raume, welcher ruht", oder ob ich sage: "der Körper A ruht, und der relative Raum bewegt sich in der entgegengesetzten Richtung mit derselben Geschwindigkeit".1

2. Construction ber Bewegungsgröße.

Aus diesem Gesichtspunkte, den schon der neue Lehrbegriff der Bewegung und Ruhe sestgestellt hatte, löst Kant das eigentliche Problem der Phoronomie. Es soll die reine Bewegungsgröße construirt

¹ Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft. Hauptst. I. Ereflärung 1. Anmig. 1 u. 2.

werben. Eine Größe construiren, heißt dieselbe zusammensehen; jede Größe ist aus Größen zusammengesett: also muß auch die Bewegungsgröße als zusammengesett aus Bewegungsgrößen vorgestellt werden. Diese Vorstellung auszusühren ist die eigentliche Ausgabe der Phoronomie; als das Bewegliche gilt der mathematische Punkt, als die Richtung der Bewegung die gerade Linie. Die Zusammensehung gerader Linien geschieht entweder in einer geraden Linie oder im Winkel.
Wenn verschiedene Bewegungen in derselben Linie gehen, so ist ihre Richtung entweder gleich oder entgegengesett. Das Problem der Phoronomie hat mithin folgende drei Fälle: die Bewegung ist zusammengesett aus verschiedenen Bewegungen: 1. in derselben Linie und in derselben Richtung, 2. in derselben Linie und in verschiedenen (entgegengesetzen) Richtungen, 3. in verschiedenen Linien.

Die ganze Schwierigkeit liegt hier allein in der phoronomischen Betrachtungsweise. Aus dem Gesichtspunkte der Mechanik, durch die Begriffe der Kraft und Causalität sind die obigen Fälle sehr leicht und einsach zu entscheiden. Indessen betrachtet die Phoronomie die Bewegung nur als Größe. Ihre Probleme, die im Grunde nur ein einziges ausmachen, sollen durch Construction gelöst werden; diese stellt ihren Begriff in der Anschauung dar: es soll daher anschaulich gemacht werden, daß ein Punkt zwei verschiedene Bewegungen zugleich hat; dies heißt die Ausgabe der Phoronomie durch geometrische Construction lösen.

Daß eine und dieselbe Größe zwei verschiedene Bewegungen in derselben Zeit hat, läßt sich auf keine Weise anschauen, wohl aber läßt sich anschaulich machen, daß jene Bewegungen zu derselben Zeit in zwei verschiedenen Größen stattsinden. Die Möglichkeit der Construction hängt also davon ab, daß sich die beiden verschiedenen Beswegungen, die in derselben Größe zugleich stattsinden, an zwei verschiedene Größen vertheilen lassen, ohne in der Sache selbst das Mindeste zu andern. Diese Möglichkeit ist bereits erkannt. Es ist vollkommen gleich, ob wir sagen: "der Punkt A bewegt sich in der geraden Linie AB", oder: "der Punkt A ruht, und der relative Raum bewegt sich in der entgegengesetzen Richtung BA". Wenn sich der Punkt A bewegt, so ist die Folge, daß die Linie AB durchlausen wird, also die

¹ Metaphyfische Anfangsgrunde ber Naturwissenschaft. Hauptst. I. Grundfat 1. Anmig. — Ebenbas. Hauptst. I. Ertlar. 5. Anmig.

beiden Punkte A und B ihre gegenseitige Entsernung aufheben und in demselben Orte zusammen kommen. Wenn sich der relative Raum in der entgegengesetzten Richtung BA bewegt, so ist die Folge, daß die Linie BA zurückgelegt wird, also die beiden Punkte B und A nicht mehr von einander entsernt sind, sondern in demselben Orte zussammentressen. Daher leuchtet ein, daß beide Bewegungen ganz diesselben Ortsveränderungen, also dieselben Bewegungen sind.

Auf diese Weise läßt sich demnach die zusammengesetzte Bewegung construiren und das Problem der Phoronomie in allen seinen drei Fällen geometrisch auflösen.¹

Nehmen wir die Geschwindigkeiten als gleich an, so können wir die verschiedenen Bewegungen durch zwei gleich große gerade Linien barstellen, welche im ersten Falle dieselbe Richtung, im zweiten entgegengesetzte Richtungen haben, im dritten einen Winkel einschließen. Die zusammengesetzte Bewegung erscheint im ersten Fall als die Summe, im zweiten als die Differenz, im dritten als die Diagonale des Parallelogrammes der beiden gegebenen Linien.

a. Die zusammengesette Bewegung als Summe.

In allen drei Fällen läßt sich die zusammengesetzte Bewegungsspröße durch Construction bestimmen. Es sei der Punkt A gegeben, welcher in derselben Zeit zwei verschiedene Bewegungen von gleicher Größe und Richtung beschreibt, jede dieser Bewegungen sei gleich der Linie AB: so wird der Punkt A in derselben Zeit, wo er mit einsacher Bewegung die Linie AB durchlausen würde, jetzt eine doppelt so große Linie (2 AB = AC) zurücklegen.

Die beiden verschiedenen Bewegungen, die der Punkt A zu gleicher Zeit beschreibt, sind AB und BC. Die eine von beiden Bewegungen habe der relative Raum. Statt zu sagen: "der Punkt A bewegt sich von B nach C", dürsen wir sagen: "der relative Raum bewegt sich mit derselben Geschwindigkeit von C nach B". Damit ist die Construction gegeben. Nichts hindert die Vorstellung, daß der Punkt A in einer gewissen Zeit die Linie AB durchläuft; man kann sich ebenso leicht vorstellen, daß der relative Raum in derselben Zeit sich von C nach B

¹ Metaphyfische Anfänge ber Naturwissenschaft. Hauptst. I. Lehrsat 1.

bewegt, daß also in dem Moment, wo der Punkt A in B eintrifft, auch der Punkt C in B eintrifft, d. h. daß in demselben Augenblicke die Punkte A und C zusammenkommen, daß ihre gegenseitige Entsern= ung aufgehoben oder die Linie AC zurückgelegt ist.¹

b. Die gusammengesette Bewegung als Differeng.

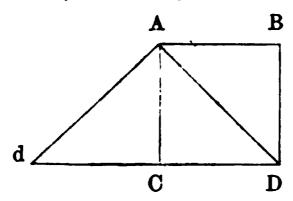
Setzen wir den zweiten Fall: die beiden verschiedenen Bewegungen des Punktes A seien die Linien AB und AC von gleicher Größe und entgegengesetzer Richtung.

$$\begin{array}{cccc}
B & A & C \\
\hline
 & & & \\
AB = AC.
\end{array}$$

Der Punkt A soll sich in berselben Zeit von A nach B und von A nach C bewegen. Wir ertheilen die eine der beiden Bewegungen dem relativen Raum: der Punkt A bewege sich nach B; in derselben Zeit bewege sich der relative Raum von C nach A. Wenn diese beiden Bewegungen zugleich stattsinden, so ist klar, daß in demselben Augensblicke, wo A in B ankommt, der Punkt C in A eintrisst. Also ist die Entsernung zwischen A und C = BA = AC, d. h. sie ist dieselbe als vor der Bewegung, der Punkt A hat seinen Ort in Beziehung auf C nicht verändert, er hat sich also gar nicht bewegt: die Differenz der beiden verschiedenen (entgegengesetzten) Bewegungen ist in dem gegebenen Falle gleich Null.

c. Die zusammengesette Bewegung als Diagonale.

Setzen wir den dritten Fall: die beiden verschiedenen Bewegungen des Punktes A, welche zugleich stattfinden, seien die beiden gleich großen Linien AC und AB, welche ben rechten Winkel CAB einschließen.



Der Punkt A soll sich in derselben Zeit von A nach C und von A nach B bewegen. Die eine der beiden Bewegungen habe der relative Raum. Der Punkt A bewege sich nach C; in derselben Zeit bewege sich

¹ Metaphyfische Anfangsgründe der Naturwissenschaft. Hauptst. I. Behrfat 1. Beweis. Erster Fall.'— ² Sbendas. Hauptst. I. Lehrsat 1. Zweiter Fall.

ber relative Raum von B nach A; er bewegt sich in dieser Richtung mit allen seinen Punkten, also auch mit dem Punkte C. Wenn also der Punkt A in C angelangt ist, so besindet sich in eben diesem Augensblick der Punkt C in d. Während A sich nach C sortbewegt, hat sich C nach d fortbewegt: also hat der Punkt A die Linie Ad durchslaufen. Aber die Bewegung von C nach d ist die des relativen Raumes. Uebersehen wir diese Bewegung in die Bewegung des Punktes C, während der relative Raum ruht, so hat sich Punkt C in der entgegenzgesehten Richtung nach D bewegt: also hat im absoluten Raum der Punkt A die Bewegung von A nach D gehabt oder die Diagonale in dem Quadrat CABD beschrieben.

Damit ist die Ausgabe der Phoronomie gelöst und die zusammensgesetzte Bewegungsgröße in allen ihren möglichen Fällen durch Construction bewiesen. Diese Construction war möglich, da wir als das Bewegliche im Raume den mathematischen Punkt annahmen; sie war möglich, da nach dem "Neuen Lehrbegriff der Bewegung und Ruhe" jede Bewegung gleich gesetzt werden durste einer entgegengesetzten Bewegung des relativen Raumes. Indessen ist das Bewegliche in der Natur nicht der Punkt, sondern die Materie oder der wirkliche Körper. Setzen wir nun statt des Punktes die Materie als das Bewegliche im Raum, als das Subject der Bewegung, so muß die Materie begriffen werden als die Ursache oder Arast der Bewegung. Damit entsteht die zweite Grundsrage der metaphysischen Naturlehre: die Aufgabe der Dynamik.

3 weites Capitel.

Der Begriff der Materie und deren Kräfte. Dynamik.

I. Die Materie als Ursache der Bewegung.

1. Die Materie als Raumerfüllung.

Die Phoronomie hatte die Materie erklärt als "das Bewegliche im Raum"; diese Erklärung war mit Absicht so weit gefaßt, daß man von dem Moment der Masse ganz absehen und für die Materie auch

¹ Metaphysische Anfangsgründe der Naturwissenschaft. Hauptst. I. Lehrsat 1. Dritter Fall.

den mathematischen Punkt setzen durfte. Die wesentliche Bestimmung der Materie ist von der Phoronomie nicht ausgesprochen worden: sie soll jetzt hinzugefügt werden.

Die Materie ist ein Gegenstand unserer äußeren Anschauung, aber nicht beren Product, nicht beren Construction; sie ist in der Anschauung gegeben, nicht durch die Anschauung gemacht. Sie unterscheidet den physischen Körper vom mathematischen; sie ist dasjenige, was zur ma= thematischen Größe hinzugefügt werden muß, um aus derselben ein natürliches Ding zu machen. Als Gegenstand ber Anschauung ober als äußere Erscheinung ist die Materie im Raum. Da aber bieses Object nicht zugleich Product der Anschauung oder keine bloße Construction ist, so ist die Materie nicht bloß Raum: sie ist das Etwas im Raume, welches nicht bloß Raum ist, sondern ein vom Raum unter= schiedenes Ding ausmacht. Der Raum als solcher ist leer. Die vom Raume unterschiedene Materie, die zugleich nur im Raum ist, muß demnach begriffen werden als den leeren Raum erfüllend; sie ist nicht bloß das Bewegliche im Raume, dies konnte auch der mathematische Punkt sein: sie ist zugleich das raumerfüllende Dasein, dies ist weder der mathematische Punkt noch sonst eine mathematische Größe.1

2. Die Raumerfüllung als Rraft.

Soll aber die Materie etwas sein, das einen Raum erfüllt, ein= nimmt, behauptet, so muß sie nothwendig die Bedingungen enthalten, kraft beren allein ein Raum erfüllt werden kann. Wir können uns vorstellen, daß eine Bewegung von außen auf die Materie eindringt und deren Raumerfüllung angreift und verringert. Wenn diesem An= griffe von seiten der Materie gar kein Widerstand entgegengesett wird, so muß der erfüllte Raum immer mehr und mehr verringert und zulett ganz aufgehoben werden; die Raumerfüllung hört auf, mit ihr die Materie: daher ift eine widerstandslose Materie nicht im Stande, einen Raum wirklich zu erfüllen. Mithin ist die einzige Bedingung, unter welcher die Materie ein raumerfüllendes Dasein ausmacht, ihr Widerstand gegen jebe eindringende Bewegung: fie muß im Stande sein, dieselbe entweder aufzuheben ober zu vermindern. Nun kann eine Bewegung nur durch eine andere in entgegengesetzter Richtung entweder ganz oder zum Theil aufgehoben werden. Also ist der Widerstand der Materie diese jedem

¹ Metaphyfische Anfangsgründe ber Naturwissenschaft. Hauptst. II. Metaph. Anfangsgründe ber Dynamik. Erklärung 1.

eindringenden Angriff entgegengesetzte Bewegung: sie muß im Stande sein, eine solche entgegengesetzte Bewegung zu bewirken, sie muß Ursache einer Bewegung, d. h. bewegende Araft, also Kraft sein; sonst ist sie kein raumerfüllendes Dasein, also keine Materie. Es ist nicht das bloße Dasein, sondern es ist die Araft, wodurch allein die Materie ihren Raum wirklich erfüllt. Die Araft ist die neue, wesentliche Bestimmung, welche wir jetzt dem Begriff der Materie hinzusügen. In der Phoronomie erschien die Materie bloß als ein beweglicher Punkt; in der Dynamik erscheint sie als eine bewegende Araft.

Die eindringende Bewegung, welche die Materie sowohl macht als leidet, beschreibt eine gerade Linie. Zwischen den Grenzpunkten dieser Linie liegt der Spielraum der materiellen Araft. Nun sind zwischen den Grenzpunkten einer geraden Linie nur zwei Richtungen möglich, von A nach B und von B nach A. Wenn wir diese Richtungen vom Punkte A aus bestimmen, so ist die Richtung von A nach B die Ent= fernung, dagegen die von B nach A die Annäherung. Es sind also im Punkte A zwei bewegende Arafte benkbar, welche den Spielraum der geraden Linie AB beschreiben: eine entfernende und eine an= nähernde; jene bewirkt, daß sich B von A entfernt, diese, daß sich B auf A zubewegt; die erste Kraft möge die treibende, die zweite die ziehende heißen; die ziehende ist Anziehungskraft oder Attraction, die treibende Zurückstoßungskraft ober Repulsion. Diese beiden Kräfte find in der Materie möglich; wir sagen noch nicht, daß sie nothwendig sind.2

3. Die Kraft der Materie als Repulfion.

Nothwendig zur Raumerfüllung ist zunächst die repulsive Arast. Was nicht die Arast der Zurückschung hat, kann seinen Raum nicht erfüllen, sondern höchstens einschließen. Darin unterscheidet sich eben der materielle Körper vom mathematischen: der erste erfüllt seinen Raum, der andere schließt den seinigen ein, begrenzt denselben, aber erfüllt ihn nicht. Wenn also ein Theil des materiellen Körpers ohne repulsive Arast wäre, so würde in diesem Theile der Raum nicht ersüllt, sondern leer sein, so würde die Materie überhaupt ihren Raum nicht wirklich erfüllen. Also gehört zur Raumerfüllung und darum

¹ Metaph. Anfangsgr. u. s. f. Hauptst. II. Lehrsat 1. Beweis. — ² Ebenbas. Hauptst. II. Erklärung 2. Zusat.

zur Natur der Materie, daß jedem ihrer Theile die Kraft der Zurückstoßung inwohnt, daß die Repulsion alle Theile der Materie bewegt, daß nirgends in ihr ein leerer Raum stattfindet.¹

Bermöge dieser Zurückstoßungskraft ist die Materie in allen ihren Theilen raumersüllend ober ausgedehnt. Ihre repulsive Kraft ist zusgleich expansiv: diese Ausdehnungskraft der Materie ist ihre Elastizeität. Ohne die Kraft der Repulsion, Ausdehnung, Elasticität ist die Materie gar nicht denkbar: darum gehört die Elasticität, als durch die Repulsion begründet, zu den nothwendigen Bedingungen der Materie, zu deren ursprünglichen Eigenschaften.*

Jebe Kraft ist eine intensive Größe, die einen Grad hat; die repul= sive Kraft der Materie muß einen bestimmten Grad haben, sie kann weder unendlich groß noch unendlich klein sein. Nicht unendlich groß, denn sonst würde sie ins Grenzenlose wirken und in einer endlichen Beit einen unendlichen Raum erfüllen; nicht unendlich klein, denn sonft würde sie niemals im Stande sein, auch nur den kleinsten Raum zu erfüllen. Eine unendlich große Kraft ware eine solche, über welche hinaus keine größere vorgestellt werden kann. Wenn nun die repulsive Kraft nicht unendlich groß ist, so kann sie durch größere Kräfte überboten werben; wenn diese größeren Krafte der Repulsion eines Körpers ent= gegenwirken, so wird die nothwendige Folge sein, daß sie die repulsiven Arafte um so viele Grade vermindern oder, was dasselbe heißt, daß fie die Raumerfüllung des Körpers einschränken, daß sie den Körper zwingen, einen engeren Raum einzunehmen, daß sie mit einem Worte die Materie zusammendrücken. Es giebt repulsive Kräfte. Diese Kräfte können mit größerer ober geringerer Stärke einander entgegenwirken, die größere Kraft ist in Rücksicht auf die geringere, welcher sie entgegen= wirkt, eine zusammendrückende: sie nöthigt die lettere, sich in einen engeren Spielraum zurückzuziehen. Es giebt also zusammendrückende Wenn es beren keine gabe, so ware es unmöglich, daß eine Materie jemals in ihrem Raume verengt würde: fie ware dann absolut undurchdringlich.

Die zusammendrückende Kraft muß, wie die repulsive, einen bestimmten Grad haben. Sie kann weder unendlich groß noch unendlich klein sein. Wäre sie unendlich groß, so würde jeder mögliche ihr ent=

¹ Metaph. Anfangsgr. u. f. f. Hauptst. II. Lehrs. 2. Beweis. — ² Cbendas. Hauptst. II. Zusatz 1.

Fifder, Gefd. b. Bhilof. V. 4. Aufl. R. M.

gegengesetzte Widerstand gleich Null sein; sie wurde die Raumerfüllung der angegriffenen Materie ganz aufheben, d. h. die Materie in leeren Raum verwandeln ober vernichten. Da sie nicht unendlich groß ist, sondern einen gewissen Grad hat, so kann sie die entgegengesetzte Kraft auch nur bis auf einen gewissen Grad einschränken, also die Raum= erfüllung verengen, aber nicht aufheben. Es ift bemnach unmöglich, daß die Materie von der zusammendrückenden Kraft jemals vollkommen durchdrungen wird; also ist die Materie nicht absolut durchdringlich. Es ift möglich, daß die Materie von der (relativ größeren) zusammen= brudenden Kraft bis auf einen gewissen Grad durchdrungen wird: also ist die Materie nicht absolut undurchbringlich. Mithin ergiebt sich als eine nothwendige Eigenschaft der Materie deren relative Undurch= dringlichkeit. Diese Eigenschaft ist in der dynamischen Natur begründet. Weil die Materie Araft ist, welche eine gewisse Stärke hat, darum kann fie von einer entgegengesetzten Araft, die eine größere Stärke hat, bis auf einen gewiffen Grad eingeschränkt ober verengt werden. mathematische Körper ist ohne Kraft: darum ist auch der Raum, den er einschließt, absolut undurchdringlich; es giebt in dem mathematischen Rörper keine Kräfte, also auch keine entgegengesetzten. Aus biesem Grunde darf die Erfüllung des Raumes mit absoluter Undurchdring= lichkeit "die mathematische", die mit bloß relativer "die byna= mische" genannt werden.1

II. Die Materie als Substanz der Bewegung. 1. Die materiellen Theile.

Die Materie ist als bewegende Arast das eigentliche Subject oder die Substanz der Bewegung, diese Substanz ist als ein ausgedehntes Wesen theilbar: in jedem ihrer Theile wirkt die bewegende Arast der Repulsion, folglich ist jeder materielle Theil selbst beweglich. Wenn er beweglich ist, so kann er eine eigene Bewegung für sich haben, er kann selbst eine Substanz ausmachen, er kann sich als solche von den andern Theilen, mit denen er verbunden war, fortbewegen, absondern oder trennen. Wenn sich die Theile eines Körpers von einander trennen, so löst sich der Körper in seine Theile auf, er wird getheilt. Die physische Theilung besteht in der Trennung.

¹ Metaphysische Anfangsgründe u. s. f. Hauptst. II. Erklär. 3. Lehrs. 3. Beweis. Anmig. Erklär. 4. Anmig. 1. — * Ebendas. Hauptst. II. Erklär. 5. Anmig. (Bb. VIII. S. 482—485.)

2. Die unendliche Theilbarkeit ber Materie.

Nun ist jeder Theil selbst wieder Substanz, also selbst wieder aus Theilen zusammengesetzt, die sich trennen können: die Zusammensetzung der Materie läßt sich in Gedanken ins Unendliche fortsetzen, d. h. die Materie ist ins Unendliche theilbar. Diese unendliche Theilbarkeit ist schon von den ersten Metaphysikern des Alterthums erkannt und als ein Widerspruch hingestellt worden, welcher den Begriff der Materie unsmöglich mache: die Materie sei deshalb undenkbar, weil sie gedacht werden müsse als ins Unendliche theilbar; dann nämlich bestehe jeder Körper aus einer unendlichen Menge von Theilen und bilde dennoch ein Sanzes, dann würden unendlich viele Theile ein Ganzes ausmachen, also eine unendliche Menge vollendet sein. Vollendete Unendlichkeit ist ein offenbarer Widerspruch. Was vom Körper gilt, eben dasselbe gilt vom Kaum. Dies war der Grund, warum jene Metaphysiker erklärten, Raum und Materie seien undenkbar und darum unmöglich.

Diesen Wiberspruch löft die kritische Philosophie; sie will die erste gewesen sein, die jenes metaphysische Rathsel gelöst hat. Der Wider= spruch selbst existirt nur für die dogmatische Vorstellungsweise. Wenn der Raum eine Eigenschaft der Dinge an sich ware, so müßten die räumlichen Dinge aus unendlich vielen Theilen bestehen, so müßte diese unendliche Menge von Theilen mit dem Raume an sich gegeben sein. Nur darin, daß eine unendliche Menge gegebener Theile ein begrenztes und vollendetes Ganzes ausmacht, liegt die Unniöglichkeit. Soll also der Raum und die Materie im Raume möglich sein, so gilt der Satz: entweder der Raum ist nicht ins Unendliche theilbar, oder der Raum ist nicht eine Eigenschaft der Dinge an sich. Da er das erste nothwendig ift, so ist er unmöglich das zweite. Die unendliche Theilbarkeit des Raumes verneinen, hieße verneinen, daß der Raum zusammengesetzt und jeder Theil des Raums selbst wieder Raum sei: dies hieße den Raum selbst verneinen. Er ift ins Unendliche theilbar. Also bleibt für seine Möglichkeit nur der einzige Fall übrig, daß er keine Eigenschaft der Dinge an sich, sondern eine bloße Borstellung bildet, daß also auch "die Materie kein Ding an sich selbst ist, sondern bloße Erschein= ung unserer äußeren Sinne überhaupt, so wie der Raum die wesent= liche Form berselben". Daß sich aber die Sache so und nicht anders verhalt, hat die kritische Philosophie in ihrer transscendentalen Aefthetik bewiesen; und die metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft, indem fie die unendliche Theilbarkeit der Materie bejahen und begründen, bürfen, wie die Antinomien, als ein indirecter Beweis der transscen= bentalen Aesthetik gelten. 1

Ist der Raum eine bloße Vorstellung, so hat diesen Charakter auch seine unendliche Theilbarkeit. Er muß als ins Unendliche theilbar vorgestellt werden; dies heißt nicht: er ist ins Unendliche getheilt. Die Theilung kann in Gedanken ins Unendliche fortgesetzt werden; dies heißt nicht: es sind unendliche viele Theile unabhängig von unserer Vorstellung gegeben. Nur auf dieser letzten dogmatischen Annahme beruhen jene Widersprüche, wodurch Zeno die Möglichkeit des Kaumes und der Materie zu widerlegen gesucht hat.

III. Die beiden Grundfräfte der Materie.

1. Attraction.

Die Materie ist bewegende Kraft, diese Kraft ist die Repulsion. Wenn nun die Materie nichts als repulsive Kraft ware, so wurde diesselbe für sich allein ununterbrochen sortwirken, die Theile der Materie daher immer weiter von einander entsernen und zuletzt durch den unsendlichen Raum zerstreuen: die Materie wurde nicht mehr einen bestimmten Raum ersüllen, der Raum wurde leer, die Materie selbst aufgehoben sein. Also kann die repulsive Kraft nicht die alleinige und ausschließende Bedingung zum wirklichen Dasein der Materie sein, da ihre alleinige ungehinderte Wirksamkeit nicht im Stande ist, den Raum zu erfüllen.

Es ist mithin zum raumfüllenden Dasein noch eine andere Araft nöthig, welche der Repulsion entgegenwirkt und deren Ausdehnung ins Unbegrenzte verhindert, indem sie die Theile der Materie zwingt, sich einander zu nähern: diese Kraft ist die zusammendrückende. Daß eine solche Krast möglich sei, haben wir vorher gezeigt; jest leuchtet ein, daß sie zum Dasein der Materie nothwendig ist. Diese zusammendrückende Krast ist entweder in der Materie selbst oder außer ihr. Außer ihr ist entweder leerer Raum oder andere Materie. Der leere Raum kann die Materie nicht zusammendrücken, denn der leere Raum ist krastlos. Eine Materie fann die andere nur vermöge ihrer eindringenden Krast, also ihrer eigenen stärkeren Repulsion zusammendrücken. Aber wenn diese entegenwirkende Materie selbst nur repulsive Krast wäre, so wäre sie eben deshalb gar nicht Materie. Also bleibt nur ber einzige Fall übrig,

¹ Ngl. dieses Werk. Bd. IV. Buch II. Cap. XII. S. 526—529.— ² Metaph. Anfangsgr. u. s. f. Hauptst. II. Lehrs. 4. Bew. Anm. 1 u. 2.

daß die zusammendrückende Kraft in der Materie selbst liegt. Diese muß als solche in zwei einander entgegengesetzen Kräften bestehen: versmöge der einen Kraft repellirt sie ihre Theile und macht, daß sich dieselben von einander entsernen; vermöge der andern zieht sie ihre Theile an einander und macht, daß sich dieselben einander nähern. Diese zweite Kraft ist die Anziehungs= oder Attractionskraft.

Die Attractionskraft ist nicht aus der repulsiven abgeleitet. Ohne sie würde die letztere unbeschränkt, d. h. unendlich groß oder unmöglich sein. Also ist die Attractionskraft die Bedingung, welche der repulsiven Kraft ihre ursprüngliche Grenze sett. Mithin ist die Attractionskraft selbst ursprünglich; sie ist in der Natur der Materie begründet, welche ohne sie gar nicht zu Stande kommen könnte, sie ist mithin ebenfalls eine Grundkraft der Materie. Wir haben früher gezeigt, daß in der Bewegung der Materie die beiden Kräfte der Anziehung und Zurückstoßung möglich sind; jetzt leuchtet ein, daß beide zum Dasein der Materie nothwendig gehören.

2. Repulfion und Attraction.

Wenn die Materie nichts als Attractionskraft wäre, so würde diese für sich allein ununterbrochen fortwirken; sie würde, durch nichts begrenzt, die Theile der Materie einander mehr und mehr nähern und zuletzt dieselben im mathematischen Punkte verschwinden machen: die Folge ware der leere Raum, die aufgehobene Materie. Die Repulsion, ins Unbegrenzte fortgesett, erstreckt sich burch den unendlichen Raum; die Attraction, ins Unbegrenzte fortgesett, verschwindet im mathemati= schen Punkt. Die Materie ift ber erfüllte Raum, also kann ihre bewegende Kraft weder die repulsive allein noch die attractive allein sein: nur beibe zusammen können bas raumerfüllende ober materielle Dasein bewirken. Jede von beiden muß einen bestimmten Grad haben; sie kann ihn nur haben, wenn die andere Kraft ihr entgegenwirkt. Die Attraction macht, daß die Repulfion nicht ins Unendliche geht; eben dasselbe bewirkt die Repulsion in der ihr entgegengesetzten Kraft: barum sind beide die Grundkräfte der Materie, deren Dasein auf dem gemeinschaftlichen Bu= sammenwirken dieser beiden einander entgegengesetzten Krafte beruht.2

Anziehung und Zurückstoßung sind die beiden ursprünglichen Kräfte der Materie, die nothwendigen Bedingungen, ohne welche die Materie

¹ Metaphyfische Anfangsgründe u. s. f. Hauptst. II. Lehrsat 5. Bew. Anmig. — 2 Ebenbas. Hauptst. II. Lehrsat 6.

gar nicht sein kann. Wir haben von diesen beiben Kräften die Repulsion zuerst hervorgehoben und sie mit gutem Grunde der Attraction voransgestellt. Nicht deshalb, weil die letztere etwa weniger ursprünglich wäre als jene (beide sind gleich ursprünglich und bedingen sich gegenseitig), sondern deshalb, weil uns die Materie ihr Dasein zuerst in der Form der Repulsion wahrnehmbar und erkennbar macht. Was wir von der Materie zuerst empsinden, ist, daß sie uns zurückstößt, also ihre Undurchdringlichkeit, die sich im Stoß und Druck kundgiedt. Die Wahrnehmung setzt den Eindruck, der Eindruck die Berührung voraus; was die Materie berührt, dem setzt sie nach dem Maße ihrer Kraft ihren Widerstand entgegen, darauf also wirkt sie ein nach dem Grade ihrer Repulsion: daher ist diese für uns die erste und nächste Erscheinungssorm der Materie.

Die Körper ober Materien wirken auf einander ein nach der Natur und dem Maße ihrer bewegenden Kräste. Hier sind zwei Fälle denkbar: sie wirken auf einander ein entweder in oder außerhalb der Berührung. Wenn sie sich berühren, so behauptet jeder gegen den anderen seine Undurchdringlickeit, jeder stößt den anderen, so weit es ihm möglich ist, zurück: in der Berührung wirken die Körper repellirend auf einander. "Berührung im physischen Verstande ist die unmittelbare Wirkung und Gegenwirkung der Undurchdringlichkeit. Physische Berührung ist Wechselswirkung der repulsiven Kräste in der gemeinschaftlichen Grenze zweier Materien.²

Wenn die Materien sich nicht berühren und doch auf einander einswirken, so ist diese Wirkung (außerhalb der Berührung) eine Wirkung in die Ferne, eine «actio in distans». Entweder besindet sich zwischen den beiden Materien leerer Raum oder andere Körper, welche die Wirkung in die Ferne vermitteln. In dem ersten Falle wird die gegenseitige Einwirkung beider auf einander durch nichts vermittelt: die Wirkung in die Ferne ist unmittelbar, wenn sie durch den leeren Raum geht.

Die Wirkung in die Ferne kann nicht Zurückstoßung sein, denn diese setzt die Berührung voraus. Wenn es also überhaupt eine Wirkung in die Ferne giebt, so kann diese nur in der Anziehung bestehen. In der Berührung können die Materien einander nur zurückstoßen, sie

¹ Metaphysische Anfangsgründe u. s. f. Hauptst. II. Lehrsatz 5. Anmkg.
— 2 Sbendas. Hauptst. II. Erklär. 6. Anmkg.

wirken in diesem Falle durch ihre Undurchdringlichkeit: die eine sucht die Bewegung der anderen, so viel sie vermag, von sich abzuhalten. Wenn es also überhaupt eine Anziehungskraft giebt, so kann diese nicht in der Berührung, sondern nur in die Ferne wirken. Anziehung ist Wirkung in die Ferne.

Vermöge der Anziehung nähert sich ein Körper dem anderen. Aber nicht jede Annäherung ist Anziehung. Wenn z. B. der Körper B sich dem Körper A nähert, weil ihn der Körper C durch den Stoß in dieser Richtung bewegt, so ist klar, daß diese Annäherung zwischen B und A eine Folge des Stoßes von C, aber nicht der Anziehung von A ist; es ist die repulsive Krast von C, welche in diesem Falle die Annäherung bewirkt hat: die Anziehung ist in diesem Falle nur scheinbar. Die wahre und eigentliche Anziehung zwischen zwei Körpern kann darum niemals durch andere Körper vermittelt werden. Wenn es also eine wahre Anziehung giebt, so muß diese eine solche Wirkung in die Ferne sein, welche durch den leeren Kaum geht, d. h. eine un= mittelbare Wirkung. Wahre Anziehung ist unmittelbare Wirk= ung in die Ferne. Oder mit Kant zu reden: "Die aller Waterie wesentliche Anziehung ist eine unmittelbare Wirkung derselben auf andere durch den leeren Kaum".

Wenn man die unmittelbare Wirkung in die Ferne leugnet, so leugnet man die Anziehungskraft. Wenn man die erste für undegreislich erklärt, so erklärt man eben dadurch auch die zweite für undegreislich, welche in der That in gar nichts anderem bestehen kann. Wäre die Anziehungskraft nicht im Stande, durch den leeren Raum zu wirken, so könnte sie nicht unabhängig von der körperlichen Berührung wirken. Nun ist körperliche Berührung offenbar nicht möglich ohne körperliches Dasein, und dieses nicht möglich ohne ursprüngliche Anziehungskraft. Ohne diese Anziehungskraft kein körperliches Dasein, also auch keine körperliche Berührung: mithin ist die körperliche Berührung abhängig von der Anziehungskraft, nicht umgekehrt. Wenn aber die Anziehungskraft unabhängig ist von der körperlichen Berührung, so ist sie auch unabhängig von der Ersüllung des Kaumes, so kann sie auch unabhängig davon wirken, d. h. sie muß im Stande sein, durch den leeren Raum zu wirken. Auf diesen Begriff der Anziehungskraft als einer

¹ Metaphyfische Anfangsgründe der Naturwissenschaft. Hauptst. II. Lehrsat 7. Beweis.

allgemeinen Eigenschaft der Materie gründete Newton seine Attractionstheorie. 1

So unterscheiben sich die beiden Grundkräfte der Materie in ihrer Wirkungsweise. Die Attraction wirkt durch den leeren Raum, also ohne Vermittlung anderer Körper; die Repulsion wirkt nur durch solche Vermittlung, sie wirkt auf einen entsernten Körper nur durch die Kette der dazwischen liegenden Körper; der erste stößt den zweiten, dieser den dritten u. s. f. Die Repulsion bewegt nur denjenigen Körper, welchen sie berührt; die Körper berühren sich in ihrer Grenze, die Grenze des Körpers ist die Fläche. Wenn zwei Körper nur in der gemeinschaftslichen Fläche der Berührung auf einander einwirken können, so ist ihre bewegende Kraft eine "Flächenkraft"; wenn aber ein Körper auf die Theile des anderen jenseits der Berührungsssläche einwirkt, so dringt seine bewegende Kraft durch die Grenze hindurch und kann insofern eine "durchdringende Kraft" genannt werden. Es leuchtet ein, daß von den beiden Grundkräften der Materie die zurücksosende eine Flächenkraft, die anziehende dagegen eine durchdringende Kraft ausmacht.

3. Das Gesetz ber Attraction (Gravitation).

Nun wirkt die bewegende Kraft in jedem Theile der Materie, sonft würde die Materie den Raum nicht wahrhaft ersüllen, sondern einen leeren Raum einschließen. Jeder Theil der Materie ist beswegende Kraft, also jeder Theil der einen Waterie zieht jeden Theil der anderen an. Je mehr Theile mithin ein Körper in sich begreift, um so mehr Anziehungskraft übt er aus: je größer seine Masse ist, um so größer ist seine Attraction. Nennen wir die Menge der Theile die "Quantität der Materie", so ist die Anziehungskraft jederzeit dieser Quantität proportional. Mit anderen Worten: die Körper ziehen sich an im Verhältniß ihrer Massen; der größere zieht den kleineren an, d. h. er bewegt den kleineren und macht, daß sich dieser ihm nähert. Also steht die Annäherung der Körper allemal im umgekehrten Vershältnisse der Massen.

Die Anziehungstraft wirkt durch den leeren Raum. Aber wie weit erstreckt sich im Raum ihr Wirkungskreis? Wirkt sie nur auf gewisse Entfernungen ober wirkt sie in aller Entfernung? Setzen wir

¹ Metaphysische Anfangsgründe u. s. f. Hauptst. II. Lehrsatz 7. Anmkg. — 2 Sbendas. Hauptst. II. Erklär. 7. — 8 Sbendas. Hauptst. II. Erklär. 7. Zusatz.

ben ersten Fall: die Anziehungstraft eines Körpers wirke nur bis auf eine gewiffe Entfernung, so muß ihr Wirkungskreis irgendwo eine bestimmte Grenze haben, jenseits beren die Anziehungskraft jenes Rörpers aufhört. Diese Grenze ist entweder körperlich oder sie ist bloß räumlich; entweder ist es ein Körper, der sich der Anziehungskraft entgegensetzt und ihr Halt gebietet, ober es ist eine gewisse Größe ber Entfernung, über welche hinaus die Anziehungskraft nicht mehr wirkt. Ein Körper kann jene Grenze nicht sein, denn die Anziehungskraft ist in Ansehung der körperlichen Grenze durchdringend. Es bleibt daher als Grenzbestimmung nur die Entfernungsgröße übrig. Nun sind unendlich viele Entfernungsgrößen möglich und ebenso unendlich viele Grade der bewegenden Kraft. Es giebt hier keinen letzten Grad. Also giebt es auch keine Größe der Entfernung, mit welcher die anziehende Araft ihren letten Grad erreicht. Mithin hat die Anziehungskraft gar keine Grenze: sie wirkt durch den leeren Raum ins Unbegrenzte, ihre Wirksamkeit erstreckt sich durch den Weltraum. 1 Mit der zu= nehmenden Entfernung hört die Anziehungskraft nicht auf, sie nimmt nur ab, sie vermindert ihren Grad, wie sich die Größe der Entfern= ' ung vermehrt. Je weiter der angezogene Körper entfernt ift, um so schwäcker wird die bewegende Kraft des anziehenden; daher das Grundgesetz der allgemeinen Anziehung: die Körper ziehen sich an im geraden Verhältniß ihrer Massen und im umgekehrten Verhältniß ihrer Entfernungen. Die Anziehungskraft ift ben Massen und Entfernungen proportional: jenen im geraben, biesen im umgekehrten Verhältniß.

Die Anziehungskraft ist bemnach eine durchaus allgemeine Eigenschaft des materiellen Daseins: sie wirkt in jeder Materie, sie wirkt auf jede Materie, sie wirkt in allen Käumen. Mithin ist auch ihre Wirkung durchaus allgemein. Jede Materie ist dieser Wirkung unterworsen, jede wird von allen übrigen angezogen: diese Eigenschaft heißt Gravitation. Sie wird nach den verschiedensten Richtungen angezogen; ihre Gravitation ist verschieden nach den Massen der anziehenden Körper, die größte Masse zieht am meisten an: also ist in dieser Richtung auch die Gravitation am größten. Die angezogene Materie wird sich in der Richtung der größten Gravitation bewegen: dieses Streben ist ihre Schwere. Die Gravitation oder Schwere ist die unsmittelbare und allgemeine Wirkung der Attraction, wie die Elasticität

¹ Metaphyfische Anfangsgründe u. s. f. Hauptst. II. Lehrsatz 8. Beweis.

die unmittelbare Wirkung der Repulsion war. Elasticität und Schwere sind mithin die ursprünglichen Eigenschaften jeder Materie, da Attraction und Repulsion deren Grundkräfte sind. ¹

Nur durch das Zusammenwirken dieser beiden Grundkräfte ist die Materie möglich. Aus der Natur jeder der beiden ursprünglichen Arafte folgt das Gesetz ihrer Wirkungsart. Darin stimmen beibe überein, daß sie mit der abnehmenden Entfernung an Stärke zunehmen, daß sie also im umgekehrten Verhältnisse der Entsernungen wirken. Aber die Zurückstoßungskraft wirkt nur in der Berührung, also in unendlich kleinen Entfernungen, dagegen die Anziehungskraft wirkt in jeder Entfernung; jene wirkt nur im erfüllten oder körperlichen, diese wirkt durch den leeren Raum. Jede wirkt, wie es in der Natur der Kraft liegt, von einem bestimmten Punkte aus gleichmäßig nach allen Richtungen. Denken wir uns die Attractionskraft in einem bestimmten Punkte, so werden alle Punkte, die gleich weit von dem anziehenden entfernt sind, gleich stark dahin angezogen: alle biese in verschiedenen Ebenen gelegenen, von dem Mittelpunkte gleich weit entfernten Punkte mussen in einer Augelfläche liegen; jeder Grad der Attractionskraft beschreibt seine Wirkungssphäre in einer Augelfläche; jene Grabe nehmen in dem Maße ab, als die Rugelflächen zunehmen; sie wachsen in demselben Maße als diese abnehmen. Da nun die Oberflächen concentrischer Rugeln quadratisch wachsen und abnehmen, so folgt das Gesetz der Anziehungstraft: "fie wirkt im umgekehrten Berhältnisse der Quadrate der Entfernungen". Dagegen die repulsive Kraft wirkt im körperlichen Raum, ihre Wirkung ist die Raumerfüllung, ihre Wirkungsweise muß durch die Größe des körperlichen Raumes bestimmt werden, nicht durch das Quadrat, sondern durch den Würfel der Entsernungen: daher wirkt sie im umgekehrten Verhältnisse der Würfel der unendlich kleinen Entfernungen.2

IV. Die specifische Verschiedenheit der Materien. 1. Figur und Volumen.

Die Körper in der Natur sind unendlich mannichsaltig und verschieden. Wir haben bisher nur ihre allgemeinen Eigenschaften erklärt, die Attribute der körperlichen Natur, welche selbst ohne die Kräfte der Zurücksoßung und Anziehung gar nicht gedacht werden kann. Diese

¹ Metaphysische Ansangsgründe u. s. f. Hauptst. II. Lehrsat 8. Jusat 2.
— 2 Ebendas. Hauptst. II. Lehrsat 8. Anmkg. 1 u. 2.

beiden Kräfte sind die Grundeigenschaften aller Materie. Welches sind die abgeleiteten oder besonderen Eigenschaften?

Bermöge der repulsiven Kraft erfüllt die Materie einen bestimmten Raum. Die repulsive Kraft ist als intensive Größe unendlich vieler Grade sähig. So verschieden die Grade sind, so verschieden kann die Erfüllung des bestimmten Raumes sein. Der ganze Raum ist erfüllt, aber in verschiedenen Graden. Nennen wir den bestimmten Grad der Raumerfüllung die Dichtigkeit der Materie, so kann dieselbe Raumzgröße ganz erfüllt sein durch Materien von verschiedener Dichtigkeit. Es ist nicht nöthig, die Annahme leerer Zwischenräume zu machen, um die verschiedenen Dichtigkeiten der Materie zu erklären.

Wenn nun die Materie einen bestimmten Raum ersüllt, so solgt, daß sie in bestimmte räumliche Grenzen eingeschlossen ist, daß sie innershalb dieser Grenzen den Raum vollkommen einnimmt. Die Begrenzung ist ihre räumliche Form, die Erfüllung ihr Raumesinhalt: jene ist die Figur, diese das Volumen der Materie. Der erfüllte Raum ist ganz erfüllt, aber nach dem Maße der zurückstoßenden Krast in verschiedenen Graden; er ist in höherem oder geringerem Grade erfüllt, er ist in diesem Sinne mehr oder weniger erfüllt, dies heißt nicht: es ist mehr oder weniger Raum erfüllt, es giebt mehr oder weniger Theile in dem materiellen Raume, die gar nicht erfüllt oder völlig leer sind. Siebt es aber in dem körperlichen Raume keine leeren Theile, so hängen alle Theile der Materie genau zusammen, so bildet die Materie ein Continuum, kein Interruptum.

2. Zusammenhang ober Coharenz.

Die Theile der bestimmten Materie bilden einen stetigen, an keinem Punkte unterbrochenen Zusammenhang: es giebt also keinen Theil, der nicht von einem anderen unmittelbar berührt würde. Was die Theile einander nähert und aneinander zieht, ist die Attractionskraft. Wenn die Attractionskraft die Theile aneinander sesthält, so wirkt sie in der Berührung, sie wirkt dann als Flächenkraft und bildet den Zusammenshang oder die Cohärenz der Theile. Da nun jeder Theil eine bewegsliche und darum räumlich veränderliche Substanz ist, so ist auch ihr Zusammenhang veränderlich. Die Veränderung im Zusammenhange der

¹ Metaphyfische Anfangsgründe u. s. f. Hauptst. II. Allg. Anmkg. zur Dynamik.

Theile kann eine boppelte sein: entweder der Wechsel der sich berührenden Theile oder die Aushebung der Berührung. Im ersten Falle tritt kein Theil außer alle Berührung mit den übrigen: so viele Theile sich vor dem Wechsel berührt hatten, ebenso viele berühren sich nach ihm, das Quantum der Berührung im Ganzen wird nicht vermindert; im zweiten Falle dagegen treten gewisse Theile außer alle Berührung: dort werden die Theile gegen einander verschoben, hier werden sie von einander getrennt. Was also den Zusammenhang oder die Cohärenz der Materie betrifft, so sind deren Theile entweder verschiebbar oder trennbar oder auch beides. Was in den Theilen der Trennung widerstrebt, ist die Arast ihres Zusammenhanges; was sich der Verschiebung widersicht, ist die Anhänglichkeit, welche die Theile zu einander haben, ihre gegenseitige Friction oder Reibung.

3. Flüsfige und feste Materien.

Jede Materie wehrt sich gegen die Trennung ihrer Theile, benn jede hat einen bestimmten Zusammenhang, und die Kraft dieses Zussammenhangs widersetzt sich der trennenden Krast; aber nicht jede Materie widersetzt sich der Verschiedung ihrer Theile, denn nicht in jeder Materie hängen die Theile so an einander, daß sie sich gegenseitig reiben und daß der eine den andern sesthält. Wenn sie sich gar nicht an einander reiben, so sind sie absolut verschiedbar: diese vollkommene Verschiedbarkeit der Theile macht den Charakter des flüssigen Körpers. Der slüssige Körper kann durch die geringste Krast den Zusammenhang seiner Theile verändern, ohne ihn auszuheben; er kann durch die geringste Krast den Zusammenhang seiner Theile wechseln.

Wenn die Theile eines Körpers nicht absolut verschiebbar sind, so hängen sie durch Reibung zusammen und halten sich gegenseitig sest, so ist eine Veränderung ihres Zusammenhangs zugleich eine Trennung der Theile, nicht bloß ein Wechsel ihrer Berührung: ein solcher Körper heißt sest oder starr, er heißt spröde, wenn seine Theile so sest an einander hängen, daß sie sich nur durch einen Riß trennen lassen.

Hieraus erhellt der Unterschied der festen und slüssigen Körper. Die Theile können in beiden getrennt werden; sie können in dem sesten Körper nicht verschoben, sondern nur getrennt werden. Der Verschiebung der Theile widersetzt sich die Reibung, der Trennung wider=

¹ Metaph. Anfangsgr. u. s. f. Haupist. II. Allg. Anmig. zur Dynamit: 2.

setzt sich der Zusammenhang. Worin sich also der feste Körper von dem flüssigen unterscheibet, das ist nicht der Zusammenhang, sondern die Reibung der Theile. Daher darf man nicht sagen, der feste Körper habe einen größeren Zusammenhang als der flüssige, er hat nur eine andere Art des Zusammenhangs. Wenn der Körper um so slüssiger ware, je geringer der Zusammenhang seiner Theile ist, so würde die Bergrößerung des Zusammenhangs die Flüssigkeit des Körpers ver= Nun ist der Zusammenhang eines Körpers um so größer, je mehr Theile einander berühren, je weniger Theile den leeren Raum berühren. Wenn diese Theile eine Rugelgestalt bilden, so ist offenbar ihre wechselseitige Anziehung, ihre gegenseitige Berührung am größten, so ift die Berührung mit dem leeren Raum die kleinste. Ist nun ein Wassertropfen weniger stüssig, wenn er den größten Zusammenhang seiner Theile, die Kugelgestalt angenommen hat? Die Vergrößerung des Zusammenhangs thut mithin der Flüssigkeit der Materie nicht den mindesten Abbruch. Der Verschiebung seiner Theile leistet das Wasser keinen Widerstand, wohl aber deren Trennung. Im Wassertropfen bewegt sich das Insect mit Leichtigkeit, aber mit Mühe arbeitet es sich durch auf die Oberfläche des Tropfens.

Weil die flüssigen Theile absolut verschiebbar sind, so sind sie gegen den kleinsten Druck widerstandslos, der deshalb das Wassertheilchen nach allen Richtungen hin zu bewegen vermag. Nehmen wir an, daß es dem Heinsten Druck auch nur den kleinsten Widerstand entgegensetzte, so würde sich mit dem zunehmenden Drucke dieser Widerstand verstärken und am Ende so wachsen, daß die Theile nicht mehr aus ihrer Lage gerückt ober nicht mehr verschoben werden könnten. Denken wir uns nun zwei verbundene Röhren von ungleicher Größe, die eine so weit, die andere so eng, als man will, beide mit Wasser gefüllt: so würde es bei der kleinsten Widerstandskraft gegen die Verschiebung der Theile unmöglich sein, daß die geringere Wassermasse die größere steigen macht; also müßte zuletzt das Wasser in der engeren Röhre höher stehen, als in der weiteren, was der Natur des flüssigen Körpers und den ersten Gesetzen der Hydrodynamik widerstreitet. Wenn wir der flussigen Materie auch nur die geringste Widerstandskraft gegen die Verschiebung ihrer Theile zuschreiben, auch nur in etwas die absolute Verschiebbar= keit der letzteren einschränken, so sind alle Bedingungen der Hydro= statik aufgehoben. 1

¹ Metaph. Anfangsgr. u. f. f. Hauptst. II. Allgem. Anmig. zur Dynamit: 2

4. Die Elasticität als expansive und attractive.

Es ist die Kraft des Zusammenhangs in jeder Materie, welche sich gegen die Trennung der Theile wehrt; es sind die bewegenden Grund= kräfte der Repulsion und Attraction, welche in jeder Materie mit einer gewissen Stärke zusammenwirken und dadurch die bestimmte Raum= erfüllung und den Zusammenhang der materiellen Theile bewirken. Jede Veränderung des Volumens ist daher ein Angriff auf die Krafte der Materie, welche sich diesem Angriffe nothwendig widersetzen. Nun ist die Veränderung des Volumens entweder dessen Vergrößerung oder Verfleinerung. Die Materie wird in beiden Fällen durch ihre Kraft diese Beränderung aufzuheben suchen: sie wird in ihr früheres Volumen zurückkehren, entweder indem sie sich wieder ausdehnt, wenn ihre Theile von außen zusammengedrückt, oder in dem sie sich wieder zusammenzieht, wenn durch äußere Kraft ihre Theile auseinandergespannt werden. Dieses Bestreben der Materie ist ihre abgeleitete Elasticität, deshalb abgeleitet, weil sie burch die Grundkräfte, das Volumen und den Zu= sammenhang der Materie bedingt ist, während die ursprüngliche Elasticität unmittelbar aus der Repulsion selbst folgt. Die abgeleitete Elasticität ist entweder expansiv oder attractiv, je nach der Richtung, in welcher die Materie ihr ursprüngliches Volumen wiederherzustellen strebt. 1

5. Mechanische und demische Beranberung.

Waterien können auf einander einwirken und sich gegenseitig verändern. Die materielle Beränderung ist in allen Fällen eine räumliche, sie betrifft entweder den Ort und die Lage des Körpers oder seine Zusammensehung, die Berbindung seiner Theile. Eine Materie kann unter dem Einslusse der anderen ihren Ort und die Berbindung ihrer Theile verändern. Bon der ersten Art der Beränderung, der fortschreitenden Bewegung in Folge der Attraction oder Repulsion, welche ein Körper auf den anderen ausübt, haben wir bereits gehandelt. Wir reden jetzt von der zweiten Art der Beränderung. Wenn eine Materie die Berbindung ihrer Theile unter dem Einsluß einer anderen verändert, so kann dieser Einsluß doppelter Art sein: entweder eine Materie verändert die Zusammensehung der anderen durch eindringende Bewegung, oder sie bringt diese Beränderung ohne einen solchen äußeren gewaltsamen Eingriff hervor: im ersten Fall ist die Beränderung mechanisch, im zweiten chemisch.

¹ Metaph. Anfangsgr. u. f. f. Hauptst. II. Allgem. Anmig. zur Dynamit: 3.

Wenn wir einen Körper durch einen bazwischen getriebenen Reil spalten, so wird die Verbindung seiner Theile verändert, diese Veranderung ist aber nur mechanisch, benn es ist nicht die Eigenthum= lichkeit des Reils und deffen eigene Araft, sondern lediglich die seines Stoßes, wodurch hier die Veranderung bewirkt wird. Wenn aber zwei Körper auch im Zustande der Ruhe wechselseitig die Verbindung ihrer Theile verändern, so ist diese Beränderung chemisch. Die verbundenen Theile werden getrennt: die chemische Trennung heißt Auflösung. Die Theile der einen Materie verbinden sich mit den Theilen der an= deren; wenn diese so verbundenen Materien wieder getrennt und von einander abgesondert werden, so heißt diese Trennung Scheidung. Die chemischen Veranderungen sind Auflösung und Scheidung. Es giebt eine absolute Auflösung der einen Materie durch die andere. Dann ist jeder Theil der einen mit einem Theile der anderen in demfelben Ber= hältnisse verbunden, als die ganzen Körper selbst mit einander verbunden find. Nennen wir den einen Körper das Auflösungsmittel, den anderen die aufzulösende Materie, so giebt es keinen Theil des einen, welcher nicht mit einem Theile des anderen in bestimmter Proportion verbunden mare: wir haben in dieser demischen Verbindung einen Körper, der in jedem seiner Theile aus den beiden Bestandtheilen des Auflösungsmittels und der aufzulösenden Materie zusammengesetzt ist. Der Körper heiße C, diese Bestandtheile A und B. Nun ist das Volumen des Körpers C in jedem seiner Theile erfüllt von A und B; beide nehmen denfelben Raum ein, was unmöglich ware, wenn sie nur äußerlich an einander gefügt wären. Ihre Verbindung ift mithin eine Durchbringung. Die absolute Auflösung ist die chemische Durchdringung, nicht Juxtaposition, sondern "Intussusception". Die Juxtaposition ist mechanische, die Intussusception demische Verbindung. Wären die Theile nur an ein= ander gefügt, so ware A nur an der Stelle, wo B nicht ift, so würde A nicht den ganzen Raum des Körpers C erfüllen, und eben= sowenig B. Mechanisch läßt sich barum die chemische Verbindung nicht erklaren, sondern nur dynamisch. 1

6. Mechanische und bynamische Naturphilosophie.

Sier ist der Punkt, wo die kantische Naturphilosophie der mechanischen Physik widerstreitet und der mathematisch-mechanischen Erklärungs=

¹ Metaph. Anfangsgr. u. s. f. Hauptst. II. Allgem. Anmkg. zur Dynamik: 4. (Bb. VIII. S. 523—526.)

art die metaphysisch=dynamische entgegensett. Es wird gezeigt, daß die erste den Vorzug nicht hat, welchen sie zu haben vorgiebt. Sie hält ihre Principien für bie einzig möglichen zur Erklarung der specifischen Ber= schiedenheit der Materien. Wenn also Körper von demselben Volumen verschiedene Dichtigkeiten haben, so könne man diese Thatsache nicht anders erklären, als daß der dichtere mehr Theile desselben Raumes erfülle, der weniger dichte bagegen weniger. Wenn aber dieser weniger Theile desselben Raumes erfüllt, so mussen gewisse Raumtheile vorhanden sein, die er gar nicht erfüllt, die also vollkommen leer sind. Es muß dann leere Räume geben, der Körper ift dann kein Continuum mehr, sondern ein Interruptum; seine Zusammensetzung ist nur aggre= gativ, die Theile können sich nicht durchdringen, sondern nur äußerlich (mit größeren ober kleineren Zwischenraumen) an einander fügen. Also giebt cs Theile, welche absolut undurchdringlich, physisch untheilbar sind, Atome, Elementarkörperchen ober Corpuskeln, ihrem Stoffe nach gleich= artig, nur verschieden in ihrer Gestalt und in der von ihrer Form abhängigen Bewegung: Maschinen, aus benen, als ihren Grundstoffen, alle Erscheinungen der Natur abgeleitet werden müffen. Diese Erklär= ungstheorie ift die mechanische Naturphilosphie, entweder die Atomistik Demokrits mit bem Princip ber Atome und des Leeren ober die Corpus= kularphysik Descartes'.

Kant hatte bereits in der Vernunftkritik, in der Lehre von den Grundschen des reinen Verstandes, gezeigt, daß der leere Raum und die untheilbaren Stoffe nicht Gegenstände einer möglichen Ersahrung, also nicht Naturerscheinungen seien, daß sie eine metaphysische Sypothese ausmachen, welche nur nöthig erscheine, so lange man in der Natur keine anderen als extensive Größen anerkenne; der Begriff intensiver Größen hebe diese Einseitigkeit auf und mache die darauf gestützte Sypothese überstüssig. Genau in demselben Geiste bekämpst Kant in den metaphysischen Ansangsgründen der Naturwissenschaft die mechanische Naturphilosophie. Er bestreitet deren Nothwendigkeit und setzt an ihre Stelle die dynamische Erklärungsweise. Die Materie ist nicht bloß extensive Größe und Masse, sie ist zugleich intensive Größe, denn sie ist Kraft. "Alle Ersahrung giebt uns nur comparativeleere Raume zu erkennen, welche nach allen beliebigen Graden aus der Eigenschaft der Materie, ihren Raum mit größerer oder dis ins Unendliche immer kleinerer Ause

¹ Bgl. dieses Werk. Bb. IV. Buch II. Cap. VI. S. 425—428.

spannungstraft zu erfüllen, vollkommen erklärt werden können, ohne leere Räume zu bedürfen."

Drittes Capitel.

Die Mittheilung der Bewegung. Mechanik.

Die Phoronomie hatte die Bewegung nur als Größe und darum die Materie nur als das Bewegliche im Raume betrachtet, welches sich durch den mathematischen Punkt vorstellen ließ; die Dynamik hat in der Materie deren ursprüngliche bewegende Kräfte erkannt: also ist die Materie das Bewegliche, welches bewegende Kraft hat, sie ist der durch eigene Kraft bewegliche und bewegte Körper. Die Körper können gegenseitig auf einander einwirken und sich wechselseitig bewegen. Da aber jeder durch eigene Kraft bewegt wird, so kann ihm von außen oder durch andere Körper die Bewegung nicht erst ertheilt, sondern nur mitgetheilt werden. Ein anderes ist die Bewegung ertheilende Kraft, ein anderes die Bewegung mittheilende; jene ist ursprünglich, diese abgeleitet. Es giebt keinen bewegten Körper, überhaupt keine Materie ohne Bewegung ertheilende Kraft; es giebt ohne bewegten Körper keine Bewegung mittheilende Kraft; jene war Gegenstand der Dynamik, diese ist Gegenstand der Mechanik.

Ein Körper kann dem anderen seine Bewegung mittheilen, indem er ihn entweder anzieht oder fortstößt, entweder also durch Attraction oder Repulsion, im letzten Falle geschieht die Mittheilung durch Druck oder Stoß: in beiden Fällen sind die Gesetze der mitgetheilten Beswegung dieselben, nur die Richtungslinien verschieden. Wir beschränken uns deshalb auf die Bewegung, welche durch repulsive Kräste mitgetheilt wird.²

Die mitgetheilte Bewegung ist eine Wirkung, welche ein bewegter Körper auf einen anderen ausübt. Um diese Wirkung zu bestimmen, muß man vor allem die Ursache richtig erkennen. Die wirkende Ursache ist die Kraft des bewegten Körpers. In jedem bewegten Körper wirken zwei Factoren, die Größe des Körpers und die der Bewegung;

¹ Metaph, Anfangsgr. u. s. f. Hauptst. II. Ang. Anm. z. Dynamik. (Bb. VIII.) **5.** 526—530. — ² Chendas. Hauptst. III. Wetaphys. Anfangsgr. der Mechanik. Erklär. 1. Anmkg.

Fifder, Gefd. b. Philos. V. 4. Muft. R. M.

die Größe des Körpers besteht in der Menge seiner bewegten Theile (Masse), die Größe der Bewegung ist die Geschwindigkeit: also sind Masse und Geschwindigkeit die beiden Factoren, deren Product die Rraft eines bewegten Körpers bestimmt ober bessen ganze Bewegungs= größe ausmacht. In der Phoronomie kam die Masse gar nicht in Betracht, die Bewegungsgröße erschien dort bloß als Geschwindigkeit; hier dagegen gilt als das Subject der Bewegung nicht mehr der mathematische Punkt, sondern die materielle Substanz, deren Größe nach ber Menge ihrer Theile verschieden ift: barum ift jest die Größe der Bewegung nicht mehr bloß der Grad der Geschwindigkeit, sondern das Product der Maffe in die Geschwindigkeit. Es ist unmöglich, die Masse eines Körpers ober die Menge seiner Theile, für sich genommen, zu schätzen, weil ber Körper ins Unenbliche theilbar ift. Also kann die Größe der Masse nur durch die Größe der Bewegung bei gegebener Geschwindigkeit geschätzt werben. Setzen wir, die Geschwindigkeit eines Körpers sei gleich 5 Grad, die ganze Bewegungsgröße gleich 15, so ergiebt sich für die Masse x die Gleichung $5 \times = 15$, also $\times = 3$. In allen Fällen ist die Masse gleich der Quantität der Bewegung, getheilt durch die gegebene Geschwindigkeit. Es folgt von selbst, daß die Quan= tität der Bewegung ober die Kraft des bewegten Körpers sich gleich bleibt, wenn man bei dem einen die Maffe, bei dem anderen die Geschwindigkeit verdoppelt u. s. f. 1

Damit ist der Gegenstand der mechanischen Körperlehre bestimmt. Es ist die Beränderung, welche ein Körper durch seine Bewegung einem anderen mittheilt. Zu dieser Veränderung steht der Körper in einem dreisachen Verhältniß, und in diesen drei verschiedenen Beziehungen muß er von der mechanischen Körperlehre betrachtet werden: er ist in seiner Masse das Subject dieser Veränderung, dasjenige, was sich verändert, oder in welchem die Veränderung vor sich geht; er ist durch seine Vewegung die Ursache, die jene Veränderung in einem anderen Körper hervorbringt oder dem anderen Körper Bewegung mittheilt, das Bewegung mittheilende Subject; zugleich ist er das Object, dem von einem anderen Körper Vewegung mitgetheilt wird. Also muß die Mechanik den Körper betrachten als Subject aller Vewegung, als einem anderen Körper Vewegung mittheilendes Subject, als Subject und zugleich Object der mitgetheilten Bewegung, d. h. als Bewegung mittheilend und zugleich

¹ Metaphysische Anfangsgründe u. s. f. Hauptst. III. Erklär. 2. Lehrsat 1. Beweis. Zusat. Anmig.

mitgetheilte Bewegung empfangend. Mit anderen Worten: die Mechanik betrachtet die körperlichen Beränderungen in Ansehung ihrer Subskanz, ihrer Ursache und ihrer Wechselwirkung. So ist die mechanische Körperlehre ganz auf jene Grundsätze des reinen Berstandes gebaut, die wir als "Analogien der Ersahrung" in der Vernunstkritik kennen gelernt haben: es waren die Grundsätze der Subskanz, der Causalität und der Wechselwirkung oder Gemeinschaft. In aller Veränderung beharrt die Subskanz; jede Veränderung hat ihre Ursache oder ist eine Wirkung; alle Subskanzen, sosenn sie zugleich sind, stehen in durchgängiger Gemeinschaft oder Wechselwirkung. Diese Grundsätze der reinen Naturwissenschaft, angewendet auf die Bewegung, bilden die Gesehe der Mechanik.

Es ist klar, daß jene Grundsätze auf die Bewegung ohne weiteres anwendbar sind. Denn jede Bewegung ist eine räumliche Beränderung. Was von aller Veränderung gilt, muß eben deshalb auch von dieser Beränderung (der Bewegung) gelten. Die Substanz derselben ist die Materie. Die Grundsätze der Mechanik verhalten sich zu jenen Grundsätzen des reinen Verstandes, wie der Begriff der Bewegung zu dem der Veränderung, d. h. wie die Species zur Gattung. Die Gesetze der Mechanik, soweit dieselben a priori erkennbar sind, sind nichts anderes als die Analogien der Erfahrung in ihrer physikalischen Anwendung.

I. Das Gesetz der Selbständigkeit. Die Materie als Substanz.

Die Bewegung ist Veränderung der körperlichen Natur, das Subject ober die Substanz dieser Veränderung ist die Materie in ihren Theilen, die körperliche Masse ober die Quantität der Materie. Darum gilt das Geset: "Bei allen Veränderungen der körperlichen Natur bleibt die Quantität der Materie im Ganzen dieselbe, undermehrt und unvermindert".¹

Das Kennzeichen der Substanz ist die Beharrlichkeit, nur im Raume ist das beharrliche Dasein erkennbar, das beharrliche Dasein im Raume, das letzte Subject aller räumlichen Veränderung (Bewegung), ist die Materie: folglich ist die Materie die einzige erkennbare Substanz.² Die Materie besteht aus Theilen, diese sind räumlich, d. h.

² Metaph. Anfangsgr. u. s. f. Haupist. III. Behrsatz. — ² Bgl. Kants Wiberlegung des Jbealismus (Kr. d. r. B. 1787.) Bgl. vor. Bd. Buch II. Cap.VII.

außer einander, jeder dieser Theile ist beweglich, also kann sich jeder von den anderen absondern, trennen, eine eigene Bewegung für sich haben, d. h. selbständiges Subject einer Bewegung oder Substanz sein. Die Theile der Materie können getrennt, aber nicht vernichtet werden. Bertheilung ist nicht Vernichtung. Es giebt keine körperliche Veränderung, die einen materiellen Theil vernichten oder aus nichts hervorbringen könnte. Also giebt es keine körperliche Veränderung, welche die Menge der materiellen Theile um das Mindeste vermehren oder vermindern könnte, also bleibt die Quantität der Materie bei allen körperlichen Veränderungen dieselbe, unvermehrt und unvermindert.

Der Beweisgrund der Beharrlichkeit der Materie liegt in ihrem räumlichen Dasein, in ihren außer einander befindlichen Theilen, in ihrer extensiven Größe. Es ist nicht zu begreifen, wie außer einander befind= liche Theile verschwinden können. Ihre Beharrlichkeit und damit ihre Substantialität ist einleuchtend. Aus eben diesem Grunde läßt sich von dem Subjecte der inneren Erscheinungen, von dem Gegenstande des inneren Sinnes, dem denkenden Subjecte, welches keine extensive, son= . bern nur intensive Größe ist, niemals beweisen, daß es beharre. Das einzige Kennzeichen, woran man die Substanz erkennt, ist in diesem Falle unerkennbar. Darum ist von der Seele nicht zu beweisen, daß fie Substanz sei; darum gab es keine rationale Psychologie, keinen Beweis für die Unsterblichkeit der Seele. Setzen wir die Wesenseigenthüm= lichkeit der Seele in das Bewußtsein, so läßt sich aus der einfachen Natur des Bewußtseins nichts für sein beharrliches Dasein schließen. Das Bewußtsein erscheint in den Gradunterschieden der Klarheit und Dunkelheit; es läßt fich denken, daß es in abnehmenden Graden zulett verschwindet, ohne daß irgend eine Substanz dabei vernichtet wird. Da= her war es ein sehr gedankenloser Schluß der dogmatischen Metaphysik, aus der Theilbarkeit der Dinge die Bergänglichkeit, aus der Einfachheit das beharrliche Dasein zu folgern. Im Gegentheil: das Theilbare ist unvergänglich, wenigstens ist seine Bernichtung auf keinerlei natürliche Weise zu begreifen. Wenn sie geschieht, so ift sie ein Wunder. Bertheilung ift nicht Zerftörung, nicht Bernichtung, sondern (raumliche) Veränderung der Theile. Der Stoff bleibt, die Form allein verwandelt sich. In dem materiellen Dasein, in der räumlichen Natur giebt es

¹ Metaph. Anfangsgr. u. s. f. Hauptst. III. Lehrsatz. Beweis. Bgl. vor. Bb. Buch II. Cap. VII. S. 432—435.

keine Bernichtung, sondern nur Berwandlung, weder Entstehen noch Bergehen, sondern nur Metamorphose.¹

II. Das Gesetz ber Trägheit.

1. Die außere Urface.

Jebe Beränderung hat ihre Ursache, also auch die der Materie. Diese Beränderung ist Bewegung, die Materie erfüllt den Raum, ihre Theile sind außer einander, ihre Bestimmungen sind sammtlich räum-licher, darum äußerer Natur; also muß auch die Ursache ihrer Veränderungen eine äußere sein. Das Gesetz heißt: "Alle Veränderung der Materie hat eine äußere Ursache".

Die räumliche Beränderung besteht in der Bewegung und Ruhe, die Materie ruht entweder oder sie bewegt sich. Wenn sie ruht, so kann sie nur durch eine äußere Ursache zur Bewegung genöthigt werden; wenn sie sich bewegt, so behält sie dieselbe Geschwindigkeit und dieselbe Richtung, bis eine äußere Ursache sie zwingt, ihren Bewegungszustand zu ändern. Die Materie beharrt demnach in ihrem Zustande der Ruhe oder der Bewegung, bis eine äußere Ursache auf sie einwirkt. Es ist also vollkommen gleich, ob wir sagen: "alle Beränderung der Materie hat ihre äußere Ursache", oder: "die Materie beharrt in ihrem vorhandenen Zustande, bis sie von außen her daraus vertrieben wird". Dieses Gesetz der Beharrung ist das Gesetz der Trägheit (lex inertiae), welches nur in diesem Verstande einen gültigen Sinn hat.

2. Mechanismus und Hylozoismus. Bewegung und Leben.

Alle Beränderung der Materie hat eine äußere Ursache. Regativ ausgedrückt: keine Veränderung der Materie hat eine innere Ursache. Wenn eine Substanz aus innerer Ursache, also aus innerem Antrieb ihren Zustand verändert, so ist die Substanz lebendig. Die innere Ursache ist ein Trieb, ein Begehren; die innere Thätigkeit ist ein Denken, Fühlen, Wollen. Alle Veränderung der materiellen Substanz besteht in der Bewegung. Wenn sich die materielle Substanz aus innerer Ursache bewegte, so wäre die Materie lebendig, so wären in ihr Bewegungstriebe und vorstellende Kräste. Nun ist die Materie

¹ Metaph, Anfangsgr. u. s. f. Hauptst. III. Lehrsatz 2. Anmig. Bgl. vor. Bb. Buch II. Cap. VII. S. 435. Ebenbas. Cap. X. S. 490 flgb. — ² Ebenbas. Hauptst. III. Lehrsatz 3.

äußere Erscheinung, Gegenstand bloß ber äußeren Anschauung. Triebe, Begierben, Vorstellungen bagegen sind nie Objecte der äußeren Anschauung, also können sie auch nie Bestimmungen der Materie sein, in keinem Falle sind sie deren erkennbare Bestimmungen.

Wir reden von der Materie als Gegenstand der Erfahrung, als Object der Naturwissenschaft, wir reden von ihr nur in diesem Sinn. Nun kann in diesem Sinn nie die Rede davon sein, daß sich die Materie aus inneren Ursachen verändert; mithin ist die Materie, wissenschaftlich genommen, durchaus leblos: das Gesetz der Trägheit ist gleichbedeutend mit dem der Leblosigkeit. Es darf darum die Trägheit auch nicht verstanden werden als ein Beharrungstrieb der Materie, als ein positives Bestreben derselben, ihren Zustand zu erhalten. Sobald die Materie als eine von Bewegungstrieben und vorstellenden Kräften erfüllte Substanz vorgestellt wird, wird sie als lebendig gedacht: diese Vorstellungsweise ist Hozoismus. Es ist klar, daß damit jeder wissenschaftliche Begriff der Materie und damit alle Naturwissenschaft aufhört: der Hylozoismus ist der Tod aller Naturphilosophie. Rant vorher die dynamische Naturerklärung der mechanischen, soweit diese atomistisch ist, entgegengesetzt, so setzt er hier die mechanische Natur= philosophie dem Hylozoismus entgegen, welcher bei den Griechen der alten Beit, bei den Italienern des sechszehnten Jahrhunderts, bei Leibniz in der neueren Zeit seine naturphilosophische Geltung hatte.

Die Atomistik ist nach Kant zur Naturerklärung nicht nöthig, der Holozoismus aber absolut verwerslich, denn er setzt an die Stelle des wissenschaftlichen Begriffs der Materie eine Phantasie, welche nie sein kann, was die Materie immer sein muß: Object der äußeren Anschauung. Wenn aber die Bewegung nicht aus inneren Ursachen erklärt werden darf, so darf sie auch nicht aus zweckthätigen Krästen, also nicht durch Zwecksursachen erklärt werden. Denn die Zwecke in der Naturesklärung die Teleologie gar keinen Platz hat. Mit dem Holozoismus wird daher von der Naturphilosophie auch die Teleologie ausgeschlossen. Es giebt in der naturwissenschaftlichen Erklärung der Dinge nach kritischen Grundsähen keine andere Causalität als die mechanische.

¹ Metaph, Anfangsgr. u. s. f. hauptst. III. Lehtsatz. Beweis. — ² Ebendas. Hauptst. III. Lehrsatz. Anmig.

III. Das Gesetz der Gegenwirkung ober des Antagonismus.

Jede Beränderung der Materie hat eine äußere Ursache, also ist sie eine äußere Wirtung. Ein Körper wird bewegt durch einen anderen, beide Körper sind zugleich da, mithin stehen sie nach dem Grundsatze der Gemeinschaft in Wechselwirtung: sie bewegen sich gegenseitig. Der bewegte Körper wirkt auf den bewegenden zurück. Die Wechselwirtung ist in diesem Falle Gegenwirtung, die actio mutua ist von seiten des bewegten Körpers reactio. Wird ein Körper durch einen anderen gestoßen, so reagirt er durch den Gegenstoß; wird er durch einen anderen gebrückt, so reagirt er durch den Gegenstruck; wird er gezogen, so reagirt er durch den Gegensug. Und hier gilt das Gesetz: "daß Wirkung und Gegenwirkung jederzeit gleich sind". Der Stoß ist gleich dem Gegensug.¹

1. Das Problem.

Dieses Gesetz gilt in der Körperwelt allgemein und nothwendig, es ist also ein Naturgesetz der metaphysischen Körperlehre und muß a priori erkannt werden. Indessen haben die Natursorscher den Erklärungsgrund nicht an der wahren Stelle gesucht. Newton wußte nicht, dieses Gesetz aus Principien zu begründen, sondern berief sich auf die Ersahrung; Repler wollte dasselbe so erklären, daß jeder Körper der eindringenden Bewegung einen Widerstand entgegensetzt, kraft bessen eindringenden Bewegung vermindert: diese Widerstandskraft dezeichenete Kepler als die jedem Körper natürliche Trägheit. Er hat aus der Trägheit eine Trägheitskraft, eine vis inertiae gemacht und auf diese Weise dem wahren Begriffe der Trägheit widersprochen. Die Trägheit ist keine Kraft, sie widersteht nicht; was der Bewegung wirkslich widersteht, ist in allen Fällen nur die entgegengesetzte Bewegung.

Aber die bewegende Kraft ist das Gegentheil der Trägheit. Vermöge der Trägheit beharrt der Körper in seinem Zustande, bis eine äußere Ursache denselben verändert. Nicht daß er einer äußeren Bewegung widersteht, ist seine Trägheit, sondern daß er eine äußere Bewegung leidet, daß er nur durch eine äußere Ursache in Bewegung oder, wenn er bewegt ist, in Ruhe gesetzt werden kann; die Trägheit, richtig versstanden, ist nicht gleich dem Widerstande, sondern der Leblosigkeit der

¹ Metaphyfische Anfangsgr. u. s. f. Hauptst. III. Lehrsat 4.

Materie; sie bildet das zweite, nicht das dritte Gesetz der Mechanik. Dahin also muß der Begriff Replers berichtigt werden. Andere haben die wechselseitige Mittheilung der Bewegung in Weise einer Transsusion verstanden, als ob die Bewegung aus einem Körper in den anderen hinüberwandert, wie Wasser aus einem Glase in ein anderes, und nun der eine Körper an seiner Bewegung ebensoviel verliert, als er dem anderen mittheilt. Indessen ist diese Vorstellungsweise nur eine Umsschreibung, keine Erklärung der Thatsache.

2. Löfung bes Problems.

Um zunächst die Thatsache selbst festzustellen, so setzen wir den Fall, daß ein Körper A in seiner Bewegung auf einen anderen B trifft, den er stößt; in diesem Zusammentreffen ist nicht bloß A der stoßenbe und B ber gestoßene Rörper, sonbern beibe stoßen sich gegen= seitig. A theilt dem anderen Körper durch seinen Stoß eine gewisse Bewegung mit: dies ift die Wirkung; A empfangt von dem anderen Rörper durch den Gegenstoß eine gewisse Bewegung zurud: dies ift die Gegenwirkung. Diese lette Bewegung, die von B aus A mitgetheilt wird, ist offenbar der Bewegung von A entgegengesetzt, also wird da= durch die Größe ber Bewegung von A vermindert, entweder ganz ober zum Theil aufgehoben, und zwar vermindert sich die Bewegung von A um ebensoviel, als A bem anderen Körper an Bewegung mitgetheilt hat: so viel Bewegungsgröße B empfangen hat, ebenso= viel giebt es zurück. Mithin ift bie Gegenwirkung an Größe gleich der Wirkung. Das ist die Thatsache, und die naturphilosophische Aufgabe ist, diese Thatsache a priori zu begründen oder aus den Principien der Bewegung zu erklären.

Das Gesetz der mechanischen Wechselwirkung folgt aus dem wohlverstandenen Begriff der Bewegung, wie Kant denselben an die Spitze
seiner metaphysischen Anfangsgründe gestellt hat. Es liegt in der Natur
der Bewegung, daß sie immer wechselseitig ist. Wenn A seinen Ort in Rücksicht auf B verändert, so verändert eben dadurch auch B seinen Ort in Rücksicht auf A, d. h. beide Körper bewegen sich. Ist aber jede Bewegung wechselseitig, so ist auch die Wirkung eines bewegten Körpers auf einen anderen wechselseitige Wirkung oder Wechselwirkung. Es ist

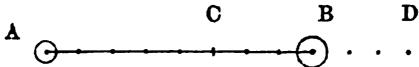
¹ Metaph. Anfangsgr. u. f. f. Hauptst. III. Lehrsat 4. Anmig. 1.

unmöglich, fich gegen einen ruhenden Körper zu bewegen. Der Körper ruht nicht, in Rücksicht auf welchen irgend ein anderer seinen Ort ver= andert, oder gegen welchen irgend ein anderer sich bewegt. Es ist un= möglich, einen ruhenden Rörper zu stoßen, denn der gestoßene Rörper stößt zurūck, er leiftet Widerstand, d. h. er bewegt sich. Der Wider= stand folgt nicht aus der Ruhe, sondern aus der Bewegung. Mio ist es nicht, wie Repler meinte, die Trägheit, aus der sich die Gegen= wirkung erklärt. Der gestoßene Körper ift der zurückstoßende, b. h. der bewegte, also niemals der trage. So wenig es möglich ift, einem ruhenden Körper sich zu nähern, so wenig ist es möglich, einen trägen Körper zu stoßen. Der Körper A kann sich bem Körper B nicht nähern, ohne daß sich um ebensoviel auch B dem Körper A nähert. Wenn wir bloß auf diese beiben Körper und ihr Verhaltniß im absoluten Raume achten, so ist es offenbar ganz gleich, ob es heißt: "A nähert sich B", oder "B nähert sich A". A nähert sich B bis auf eine unendlich kleine Entfernung, d. h. es stößt auf B; also nähert fich auch B bis auf eine unendlich kleine Entfernung A, d. h. es stößt auf A.

Die Bewegung ist Relation, sie geschieht nie bloß auf einer Seite, sondern immer auf beiden. Die Bewegung von der einen Seite ist allemal zugleich die entgegengesetzte Bewegung von der anderen, also ist auch die Wirkung von der einen Seite die entgegengesetzte Wirkung von der anderen. Hieraus erhellt die Gleichheit von Wirkung und Gegenwirkung. Die Linie, in welcher sich A dem Körper B nähert, in eben derselben nähert sich in entgegengesetzter Richtung B dem Körper A; die Geschwindigkeit, womit A auf B zueilt, mit eben derselben eilt auch B auch A zu. Und was von der Anziehung gilt, eben dasselbe gilt vom Stoß, vom Druck, von der Anziehung.

Die Phoronomie hatte es bloß mit Richtung und Geschwindigkeit zu thun, die Mechanik hat auch die Masse des Körpers zu bedenken. Setzen wir den Fall: ein Körper, dessen Masse gleich 3 Pfund sei, bewege sich mit einer Geschwindigkeit von 5°, so ist die Größe seiner Bewegung gleich 15; dieser Körper bewege sich gegen einen anderen, der in Ansehung des relativen Raumes ruht, die Masse des anderen Körpers sei gleich 5 Pfund; beide Körper, im absoluten Raume betrachtet, bewegen sich gegen einander mit gleicher Bewegungsgröße. Run ist die Bewegungsgröße des einen gleich 15, also ist auch die des anderen gleich 15, und da die Masse des letzteren gleich 5 ist, so muß

seine Geschwindigkeit gleich 3 sein. Es sei der Körper A, der sich in der Richtung der Linie AB dem Körper B nähert.



Im absoluten Raume sind beide Körper bewegt, A mit der Ge= schwindigkeit 5, B mit der Geschwindigkeit 3; wenn also A in der Richtung nach B fünf Theile der Linie AB durchlaufen hat, so hat B in der Richtung nach A drei Theile durchlaufen. Beide treffen sich im Punkte C und setzen sich gegenseitig in Rube. Die entgegengesetzte Bewegung, welche B gemacht hat, ist in unserer Construction gleich BC: dies ist die Gegenwirkung von B. Nun ist aber B in Ansehung bes relativen Raumes nicht bewegt. Es ist gleichbedeutend, ob ich sage: "A bewege sich mit einer Geschwindigkeit von 5° im relativen Raume, in welchem B ruht", ober "bieser relative Raum bewege sich mit einer Geschwindigkeit von 3° in der entgegengesetzten Richtung". In dieser Bewegung findet ein Zusammenstoß von A und B statt, in Folge bessen sich beide Körper gegenseitig in Ruhe versetzen. Aber der rela= tive Raum ruht deshalb nicht, sondern bewegt sich über den Punkt des Zusammenstoßes hinaus mit einer Geschwindigkeit von 3° in der Richtung von BA, d. h. der Punkt B im relativen Raume entfernt sich vom Körper B um die Linie BC. Setzen wir den relativen Raum als ruhig, so ift die Folge des Zusammenstoßes von A und B, daß der Körper B in der Richtung der Linie AB fortbewegt wird mit einer Geschwindigkeit von 3°, ober er wird von B nach D (um das Stud BC) fortgestoßen. Also ist die Bewegung, welche A durch seinen Stoß bem Körper B mittheilt, gleich BD: dies ist die Wirkung. BC war die Gegenwirkung. Nun ist BC = BD, die Wirkung also gleich der Gegenwirkung. Wenn eine Maffe von 3 Pfund mit einer Geschwindigkeit von 5° auf eine Masse von 5 Pfund trifft, so bewegt sie dieselbe in gleicher Richtung vorwärts mit einer Geschwindigkeit von 3°, und dann ruhen beide. Die Wirkung ift, daß fich die Masse von 5 Pfund mit der Geschwindigkeit von 3° fortbewegt; die Gegenwirkung ist, daß die Masse von 3 Pfund mit der Geschwindigkeit von 5° so viel Bewegungsgröße verliert, als sie der anderen mitgetheilt hat, b. h. in diesem Falle, daß sie im Punkte D aufhört sich zu bewegen ober ruht. 1

¹ Metaph. Anfangegr. u. f. f. Haupist. III. Behrfat 4. Beweis. Jufat 1 u. 2.

3. Sollicitation und Acceleration.

Es ist also klar, daß jeder Körper durch den Stoß eines anderen beweglich ist und eine gewisse Bewegung badurch empfängt, welche er bem anderen in entgegengesetzter Richtung zurückgiebt. Die Gegenwirkung ist eine Bewegung und hat als solche eine gewisse Zeitfolge, d. h. fie verläuft in einer gewiffen Zeit. Wir unterscheiden hier ben Moment, in welchem sie beginnt, und die Zeitreihe, welche sie durchläuft; der Moment, in dem sie beginnt, ist der Augenblick, in welchem die Wirkung eines Körpers auf einen anderen anhebt, in welchem der Körper die erste Einwirkung von dem anderen empfängt. Dieser Moment ift die "Sollicitation". Hier entsteht eine Bewegung, die mit einer ge= wissen Geschwindigkeit sich burch eine gewisse Zeitreihe fortsetzt und in gleichem Berhaltniß mit den Zeittheilen zunimmt. Ift z. B. die Geschwindigkeit dieser Bewegung so groß, daß der Körper in 1 Secunde 3 Fuß durchläuft, so wird er, wenn keine außere Ursache ihn hindert, in 2 Secunden 6 Fuß u. s. f. burchlaufen. Diese so machsende Ge= schwindigkeit heißt das Moment der "Acceleration". In allen Fällen wird in einer endlichen ober bestimmten Zeit sich der Körper mit einer endlichen ober bestimmten Geschwindigkeit bewegen, in keinem Falle mit einer unendlichen. Nun ift jede bestimmte Zeit eine unendliche Menge von Augenblicken, denn der Augenblick ift kein Zeitraum, sondern ein Zeitpunkt ober eine Zeitgrenze. Wenn also der Körper in dem Augenblicke der Sollicitation eine bestimmte ober endliche Geschwindigkeit empfinge, so mußte sich in einer bestimmten Zeit diese Geschwindigkeit unendlich vervielfältigen, also müßte der Körper in jeder bestimmten Zeit eine unendlich große Geschwindigkeit haben. Mit anderen Worten: wenn die Sollicitation eine endliche ober bestimmte Geschwindigkeit mittheilt, so muß die Acceleration unendlich groß sein. Da das Lettere nicht möglich ift, so folgt, daß das Moment der Acceleration nur eine unenblich kleine Geschwindigkeit enthalten kann.

Wenn ein Körper burch einen anderen gestoßen wird, so erfolgt aus der Widerstandskraft des gestoßenen Körpers der gleiche Gegenstoß oder die gleich große entgegengesetzte Bewegung. Im Augenblicke der Sollicitation aber kann der Gegenstoß nur unendlich klein sein, denn wenn er in diesem Augenblicke eine gewisse Größe hätte, so müßte er in jeder meßbaren Zeit unendlich groß sein. Also kann jeder Körper im Augenblicke der Sollicitation nicht seine ganze Widerstandskraft äußern, sondern nur einen unendlich kleinen Widerstand leisten. Sezen



wir nun, daß ein Körper absolut hart ober vollkommen undurchdringlich wäre, so könnten seine Theile durch keine Kraft getrennt oder in ihrer Lage gegen einander verändert werden. Gegen einen solchen Körper wäre jede eindringende Bewegung machtlos, ein solcher Körper würde im Augenblicke der Sollicitation seine Widerstandskraft mit einer Größe äußern, die der Größe jeder eindringenden Bewegung gleichkommt; er würde also bestrebt sein, in einer endlichen Zeit sich mit unendlicher Geschwindigkeit auszudehnen. Da das Letztere unmöglich ist, so giebt es keinen absolut harten Körper.

Also leistet jeder Körper vermöge seiner Undurchdringlichkeit jeder eindringenden Bewegung in einem Augenblicke nur unendlich kleinen Widerstand. Wenn aber ber Widerstand in einem Augenblicke un= endlich klein ist, so werden auch die räumlichen Verhältnisse eines Körpers nicht in einem Augenblicke verändert. Die räumlichen Ver= hältnisse eines Körpers sind Ruhe ober Bewegung, die letztere in einer bestimmten Richtung mit einer bestimmten Geschwindigkeit. Wenn die Beränderung der Ruhe oder Bewegung in einem Augenblicke stattfände, so würde fie nicht in einem Zeitraum verlaufen, sondern in der Zeitgrenze eintreten, d. h. sie würde plötlich geschehen: sie kann also nicht plöglich, sondern nur allmählich geschehen. Jede mechanische Ver= anderung braucht Zeit, sie geschieht nur in einem gewissen Zeitraume, fie durchläuft also eine unendliche Reihe von Zwischenzustanden. Wenn wir in dieser Zeitreihe den Zustand des Körpers im ersten Moment mit seinem Zustande im letzten, das erste Glied der Veränderung mit bem letten vergleichen, so ist zwischen diesen die größte Differenz. Jede Differenz der Zwischenzustände ist kleiner als diese; die Beränderung des Körpers ist demnach allmählich oder stetig verlaufen: dies ist "das mechanische Gesetz ber Stetigkeit (lex continui mechanica)". "An keinem Körper wird der Zustand der Ruhe oder der Bewegung und an dieser der Geschwindigkeit oder der Richtung in einem Augen= blick verändert, sondern nur in einer gewissen Zeit durch eine unend= liche Reihe von Zwischenzuständen, deren Unterschied von einander kleiner ist als der des ersten und letzten."1

Wie die Gesetze der Phoronomie den Kategorien der Quantität (Einheit, Vielheit, Alheit), die Gesetze der Dynamik den Kategorien der Qualität (Realität, Negation, Limitation) entsprochen haben, so

¹ Metaphys. Anfangsgr. u. s. f. Hauptst. III. Allgem. Anmkg. zur Mechanik.

entsprechen die drei mechanischen Gesetze der Selbständigkeit, Trägheit und Gegenwirkung den Kategorien der Relation (Substantialität, Causalität, Gemeinschaft). Es ist die Topik der reinen Verstandes= begriffe, welche sich überall in dem kantischen Lehrgebäude und dessen Architektonik geltend macht.

Viertes Capitel.

Die Bewegung als Erscheinung. Phanomenologie.

I. Die Aufgabe ber Phanomenologie.

Die Bewegung ist, wie die Materie, lediglich Erscheinung, Gegenstand des äußeren Sinnes, Borstellung; sie erscheint als ein körperlicher Borgang, als eine materielle Beränderung und verhält sich daher zum Körper, wie das Prädicat zum Subject. Die Berknüpsung beider wird auf dreisache Art von uns vorgestellt: als eine mögliche, wirkliche, nothswendige. Ebenso muß die Bewegung beurtheilt werden: als eine mögsliche, wirkliche oder nothwendige Erscheinung. Wie das Erkenntnißurtheil, so hat auch die Bewegung als Erkenntnißobject (Erscheinung) diese dreissache Modalität. Es handelt sich jetzt um die Erscheinungsart der Bewegung. Unter welchen Bedingungen erscheint sie als möglich, wirklich, nothwendig? Dies ist die Frage der Phänomenologie. 1

Jede Bewegung ist eine räumliche Relation, ein Verhältniß, bessen Seiten Körper sind, und welches doppelter Art sein kann: entweder bewegt sich nur einer der beiden Körper, oder sie bewegen sich beide zusgleich; entweder kann die Bewegung nur einem von beiden oder sie muß beiden zugleich zugeschrieben werden. Der erste Fall enthält wiederum zwei Möglichkeiten. Die beiden Körper, welche die Correleta der Bewegung bilden, seien A und B; entweder ist A bewegt oder B. Welcher von beiden sich bewegt, läßt sich entweder beliebig entscheiden oder nicht. Die Bestimmung ist beliebig, wenn kein Grund vorliegt, warum A eher als B der bewegte Körper sein soll; im anderen Fall nöthigt uns ein bestimmter Grund, von dem einen der beiden Körper die Bewegung zu bejahen, von dem anderen zu verneinen. Im ersten Fall ist das Urtheil

¹ Metaph. Anfangsgr. u. s. f. Hauptst. IV. Metaph. Anfangsgr. ber Phanomenologie. Erklärung.

alternativ; "entweder A oder B bewegt sich; nimm, welchen du willst!" Im zweiten Fall ist das Urtheil disjunctiv: "entweder A oder B bewegt sich; aus diesem bestimmten Grunde ist A der bewegte Körper, also B der nicht bewegte". Dagegen ist das Urtheil distibrutiv, wenn die Bewegung von beiden Körpern zugleich gilt.

Das Bewegungsverhältniß wird bemnach auf dreifache Weise beurtheilt: entweder alternativ oder disjunctiv oder distributiv. alternative Urtheil erklärt: die Bewegung kann ebenso gut auf der einen wie auf der anderen Seite stattfinden. Wenn ich A als bewegt annehme, so werde ich B als nicht bewegt setzen, und umgekehrt. Wenn aber von zwei Fällen der eine ebenso gut stattfinden kann, wie der andere, so ist jeder von beiden möglich, aber auch nur möglich. disjunctive Urtheil erklart: die Bewegung findet nur auf der einen Seite statt und nicht auf der anderen; sie ist auf der einen Seite wirklich, auf der anderen nicht wirklich, also nur scheinbar, nicht empirisch, son= bern illusorisch. Endlich das distributive Urtheil erklärt: die Bewegung muß beiden Seiten zugleich zugeschrieben werden, sie ist auf beiden Seiten nothwendig. So bestimmt das alternative Urtheil die Möglichkeit, das disjunctive die Wirklichkeit, das distributive die Nothwendigkeit der Bewegung. Wenn die Bewegung nur einem von beiden Körpern zu= geschrieben werden kann, so ist sie entweder möglich oder wirklich; wenn sie beiden zugeschrieben werden muß, so ist sie nothwendig.1

II. Die Lösung ber Aufgabe.

1. Die Möglichkeit ber Bewegung. Die gerabe Linie.

Jede Bewegung geschieht mit einer gewissen Geschwindigkeit in einer bestimmten Richtung. Wenn keine äußere Ursache den Körper von der eingeschlagenen Richtung ablenkt, so wird er von sich aus dieselbe fortsehen, ohne sie zu verändern. Eine Bewegung, welche ihre Richtung behält oder in keinem Punkte verändert, ist geradlinig. Jede geradlinige Bewegung ist eine Ortsveränderung in sortschreitender Richtung; also verändert der Körper, wenn er sich in gerader Linie bewegt, seinen Ort und seine Lage in Beziehung auf andere ihn umgebende Körper, b. h. in Beziehung auf den relativen Kaum: jede geradlinige Bewegung ist relativ.

Wenn sich der Körper A in gerader Linie auf den Körper B zubewegt, so ist es ganz gleich, ob ich sage: "der Körper A bewegt sich

¹ Metaphyfische Anfangsgründe u. j. f. Hauptst. IV. Erkl. Anmig.

im relativen Raume, den ich als ruhend vorstelle", oder ob ich sage: "A ruht im absoluten Raume, und der relative Raum mit dem Körper B bewegt sich mit gleicher Geschwindigkeit in entgegengesetzer Richtung". Die objective Erscheinung (Ersahrung) ist in beiden Betrachtungsweisen vollkommen dieselbe. Es hängt also lediglich von unserer Vorstellungsart ab, ob wir A oder B als bewegt annehmen wollen. Ohne an der objectiven Erscheinung (Ersahrung) das Mindeste zu ändern, können wir A ebenso gut durch das Prädicat der Ruhe im absoluten Raume, wie durch das Prädicat der Bewegung im relativen bestimmen. Dasselbe gilt von B. Wir können von den beiden Prädicaten das eine wie das andere sehen, wir können wählen: unser Urtheil ist alternativ, die vorgestellte Bewegung mithin bloß möglich.

Jebe geradlinige Bewegung ift relativ. Daraus folgt die Verneinung des contraren Gegentheils: keine geradlinige Bewegung ist absolut. Sie ware absolut, wenn die bewegte Materie ihren Ort veranderte ohne irgend welche Beziehung zu einer anderen Materie ober zu einem relativen Raume: sie ware mithin absolut, wenn sie nur im absoluten Raume stattfände. Nun ist der absolute Raum niemals Gegen= fland der Erfahrung, also ift auch kein Berhältniß im oder zum abso= luten Raume jemals ein solcher Gegenstand. Eine gerablinige Bewegung, welche absolut ware, könnte niemals Erfahrungsobject sein, d. h. eine solche Bewegung ift nach ben Postulaten bes empirischen Denkens unmöglich. Mit anderen Worten: wenn eine geradlinige Bewegung relativ ift, so bildet sie in einem Erfahrungsurtheile das mögliche Pradicat eines Rörpers; wenn fie absolut ist, so ift sie ein unmögliches Pradicat und kann daher in keinem Erfahrungsurtheile von einem Körper ausgesagt Darum heißt der erste Lehrsatz der Phanomenologie: "Die gerablinige Bewegung einer Materie in Ansehung eines empirischen Raumes ift, zum Unterschiede von der entgegengesetzten Bewegung des Raumes, ein bloß mögliches Prabicat. Eben basselbe in gar keiner Relation auf eine Materie außer ihr, b. h. als absolute Bewegung gedacht, ist unmöglich."1

Es handelt sich bei der Bestimmung der Möglichkeit einer Bewegung bloß um deren Richtung, ohne Rücksicht auf irgend eine äußere Ursache der Bewegung, ohne Rücksicht also auf eine bewegende Kraft. Die Richtung als solche ist eine phoronomische Bestimmung. Darum

¹ Metaph. Anfangsgr. u. f. f. Hauptst. IV. Lehrsat 1. Beweis.

sagt Kant von dem obigen Lehrsatze, er bestimme die Modalität der Bewegung in Ansehung der Phoronomie.

2. Die Birtlichfeit ber Bewegung. Die Curve.

Wenn sich eine Materie in gerader Linie fortschreitend bewegt, so kann für diese Bewegung ebenso gut die entgegengesetzte des relativen Raumes angenommen werden. Von beiden Bewegungen ist die eine so gut möglich, wie die andere, darum ist die geradlinige Bewegung auch nur möglich. Wenn wir also von einer Bewegung urtheilen sollen, sie sei nicht bloß möglich, sondern wirklich, so muß dieselbe so beschaffen sein, daß an ihrer Stelle nicht ebenso gut die Bewegung des relativen Raumes in entgegengesetzter Richtung gesetzt werden darf. Vielmehr müssen wir Grund haben, von dieser Bewegung zu urtheilen, sie seinicht wirklich, sondern bloß scheinbar.

Wenn sich ein Körper bewegt, so verändert er vermöge seiner Träg= heit nicht von sich aus die eingeschlagene Richtung: er bewegt sich in gerader Linie vorwärts. Soll er seine Richtung verändern, so muß er durch eine außere Ursache von der geraden Linie abgelenkt werden. Die Ursache einer Bewegung ist allemal bewegende Kraft. Wenn also ein Rörper seine Richtung verändert, so liegt darin der unzweideutige Be= weis, daß er durch eine außere Ursache, durch eine bewegende Kraft dazu getrieben wird. Der bloße Raum hat keine bewegende Kraft. Wenn also ein Körper sich dergestalt bewegt, daß er seine Richtung verändert ober nicht in gerader Linie fortläuft, so kann für diese Bewegung nicht ebenso gut die entgegengesetzte des relativen Raumes angenommen Von diesen beiden Bewegungen ist die eine nicht ebenso gut möglich wie die andere. Wir können in diesem Falle nicht alternativ, sondern nur disjunctiv urtheilen: die Bewegung des Körpers ist wirklich, die entgegengesetzte des relativen Raumes ist unwirklich, sie ist keine Erfahrung, sondern nur subjective Vorstellung, keine erfahrungs= mäßige Vorstellung, sondern eine solche, der kein Object entspricht, b. h. fie ist bloß Schein.

Ein Körper bewegt sich in gerader Linie, er verändert seine räumliche Relation, er verändert sie continuirlich. Wenn er nun auch seine Richtung continuirlich verändert, so bewegt er sich nicht in der geraden Linie, sondern in einer solchen, welche in jedem Momente (continuirlich) von der geradlinigen Richtung abweicht: b. h. der Körper bewegt sich

¹ Metaph, Anfangsgr. u. f. f. Hauptft. IV. Lehrfat 1. Beweis.

in der Curve. Die Kreisbewegung ist die continuirliche Veränderung der geraden Linie, die geradlinige Bewegung ist die continuirliche Ver= anderung der räumlichen Relation: also ist die Kreisbewegung die con= tinuirliche Beränderung der Beränderung der räumlichen Relation. Die Beränderung der räumlichen Relation ist Bewegung. Wenn die Bewegung selbst verändert wird, so entsteht eine neue Bewegung; mithin entsteht in der Curve oder in der Kreisbewegung in jedem Moment eine neue Bewegung: also ift die Areisbewegung bas continuirliche Entstehen einer neuen Bewegung. Nun kann keine Bewegung entstehen ohne äußere Ursache, ohne bewegende Araft. Mso setzt die Areisbewegung eine außere Ursache, eine bewegende Araft voraus, ohne welche sie nicht möglich ware. Von sich aus hat der Körper das Be= streben, in der geraden Linie, d. h. in der Tangente des Kreises fort= zulaufen. Wenn er sich bennoch im Kreise bewegt, so muß eine außere Ursache da sein, die dem Tangentialbestreben entgegenwirkt und den Rörper nöthigt, in jedem Momente von der geraden Linie abzulenken ober seine Richtung zu verändern. Die Areisbewegung eines Körpers set bewegende Araft voraus; der bloße Raum hat keine bewegende Araft; also kann für die Areisbewegung eines Rörpers nicht ebenso gut die entgegengesetzte Bewegung bes relativen Raumes angenommen Von diesen beiden Bewegungen ist die erste wirklich, die merden. andere nicht wirklich. Darum heißt der zweite Lehrsatz der Phano= menologie: "Die Kreisbewegung einer Materie ist, zum Unterschiede von der entgegengesetzten Bewegung des Raumes, ein wirkliches Pra= dicat derselben; dagegen ist die entgegengesetzte Bewegung eines rela= tiven Raumes, statt ber Bewegung bes Körpers genommen, keine wirkliche Bewegung des letteren, sondern, wenn sie dafür gehalten wird, ein bloßer Schein".

Bei der Bestimmung der Wirklichkeit einer Bewegung handelt es sich um eine bewegende Kraft, d. h. um eine dynamische Größe. Darum sagt Kant von dem obigen Lehrsatz, er bestimme die Modalität der Bewegung in Ansehung der Dynamik. ¹

3. Die Nothwenbigkeit ber Bewegung.

Die Mittheilung der Bewegung ift nach dem dritten Gesetze der Mechanik allemal Wechselwirkung, d. h. Wirkung und Gegenwirkung.

¹ Metaph. Anfangsgr. u. s. f. Haupist. IV. Lehrsat 2. Bew. Anmig. Fischer, Gesch. d. Philos. V. 4. Aust. N. A.

Within sind in der Mittheilung der Bewegung beide Körper bewegt, die Bewegung ist auf beiden Seiten wirklich. Daß der gegenwirkende bewegt ist, folgt unmittelbar aus seiner räumlichen Relation, d. h. die Bewegung ist auf der Seite des gegenwirkenden nothwendig. Darum heißt der dritte Lehrsat der Phänomenologie: "In jeder Bewegung eines Körpers, wodurch er in Ansehung eines anderen bewegend ist, ist eine entgegengesetzte gleiche Bewegung des letzteren nothwendig". Bei der Bestimmung der Nothwendigkeit einer Bewegung handelt es sich um die Gegenwirkung, welche an Größe allemal der Wirkung gleich kommt, d. h. um eine mechanische Größe. Darum sagt Kant von dem obigen Lehrsat, er bestimme die Modalität der Bewegung in Ansehung der Mechanik.

Die Nothwendigkeit der Bewegung, sofern sie Gegenwirkung ist, läßt sich auch indirect durch die Unmöglichkeit des Gegentheils darthun. Die Gegenwirkung ist nothwendig, weil ihr Nichtsein eine Unsmöglichkeit zur Folge haben würde. Sehen wir, es gebe keinen Anstagonismus der Materie, diese vermöchte der eindringenden Bewegung entweder gar keinen oder keinen gleichen Widerstand entgegen zu sehen: was würde die Folge sein? Daß eine Bewegung, weil sie keinen Widerstand sände, alle Materie aus ihrem Gleichgewicht rückte, also das Weltall selbst fortbewegte. Das Weltall würde sich in gerader Linie sortbewegen — wohin? Da außer ihm keine Materie ist, so würde diese Bewegung ohne alle Relation, also eine gradlinige Bewegung sein, die absolut wäre, was undenkbar ist. Ist aber das Gegentheil des Antagonismus unmöglich, so ist dieser selbst nothwendig, d. h. jede Bewegung als Gegenwirkung ist schlechterdings nothwendig.

III. Der Raum als Erfahrungsobject.

1. Der absolute Raum.

Jede Bewegung muß vorgestellt werden als Veränderung im Raum. Soll sie ein Gegenstand der Erfahrung sein, so muß auch der Raum, worin die Bewegung stattsindet, ein Erfahrungsobject sein: empirisch, wahrnehmbar, materiell, beweglich. Jede Bewegung ist relativ, weil der Raum, in dem sie stattsindet, relativ oder beweglich ist. Entweder bewegt sich der Körper in dem relativen Raum, oder er be-

¹ Metaph, Anfangsgr. u. s. f. Hauptst. IV. Lehrsatz 3. Bew. Anmig. — * Ebenbas. Hauptst. IV. Allgem. Anmig. zur Phänomenologie.

wegt sich mit bemselben, b. h. er ruht in einem Raume, der sich selbst bewegt. Bewegt sich aber der relative Raum, so muß er sich in einem größeren Raume bewegen, der selbst wieder relativ ist, und so sort ins Endlose. Jeder Raum, in welchem eine Bewegung erscheint, ist nothewendig relativ oder empirisch, er ist selbst Erscheinung, die bedingt ist durch einen (selbst wieder bedingten) größeren Raum. Der nicht relative Raum wäre der absolute, der eben deßhalb nicht wahrnehmbar, nicht empirisch, nicht materiell, nicht beweglich sein kann. Der absolute Raum ist unbeweglich oder immateriell, er ist keine Erscheinung, kein Ersahrungsobject: also kann auch keine Bewegung im absoluten Raume ersahren werden oder erscheinen, also können wir auch keine Bewegung, mithin auch keine Ruhe in Rücksicht auf den absoluten Raum bestimmen. Bewegung und Ruhe sind beshalb, wie der Raum, in dem sie erscheinen, stets relativ. Es giebt im empirischen Verstande weder eine absolute Ruhe noch eine absolute Bewegung.

Absolute Bewegung oder Ruhe sind keine möglichen Erfahrungs= begriffe. Wie aber können Bewegung und Ruhe, wenn beide bloß relativ find, jemals Erfahrungsbegriffe werden? Wie können wir von einem Körper empirisch (objectiv) urtheilen, er ruhe, wenn doch der Raum, in dem er sich befindet, selbst beweglich ist; oder von einem Rörper urtheilen, er bewege sich, wenn doch der Raum, in dem er sich befindet, ruht? Offenbar kann dem Körper in Rücksicht auf verschiebene Raume Ruhe und Bewegung zugleich zukommen. Wenn wir aber Ruhe und Bewegung nur in Rücksicht auf bewegliche Käume bestimmen können, so giebt es keine feste, also auch keine objectiv gultige Bestimmung, ob sich ein Körper wirklich bewegt ober nicht; wir können dann die Erscheinung der Ruhe und Bewegung nicht in einen bestimmten Erfahrungsbegriff verwandeln. Ein solcher verlangt, daß wir Bewegung und Rube in Rücksicht auf einen nicht beweglichen, d. h. abfoluten Raum bestimmen. Wir muffen daher den Begriff eines absoluten Raumes einführen, um darin alle beweglichen Raume vorstellen zu können.

Der absolute Raum ist kein Ersahrungsbegriff, aber ohne ihn giebt es von der Bewegung auch keinen Ersahrungsbegriff; daher ist der absolute Raum für die Naturwissenschaft eine nothwendige, obswohl keine empirische Vorstellung: er ist ein Vernunstbegriff oder eine Idee, kein Gegenstand, sondern eine Regel, um die Ruhe oder Beswegung der Körper objectiv zu bestimmen. Es heißt: "Der Körper A

bewegt sich in Rücksicht auf den relativen Raum B, oder der letztere bewegt sich in Rücksicht auf A in der entgegengesetzten Richtung". Gilt die zweite Bewegung, so muß die erste verneint und A als ruhend gedacht werden, was nicht im relativen oder beweglichen, sondern nur im absoluten Raum möglich ist. Daher läßt sich ohne den Begriff des letzteren die Bewegung und Ruhe der Körper nicht phoronomisch bestimmen.

2. Der leere Raum.

Vom absoluten Raum unterscheiben wir den leeren: jener gilt dem naturwissenschaftlichen Urtheil nicht als Object, sondern als Regel, dieser dagegen wird als etwas Vorhandenes gesetzt, um gewisse Thatsachen zu erklären. In der Phoronomie, die von der Materie oder Masse (erfüllten Raum) absieht, dient der leere oder absolute Raum nur zur Regulirung des Urtheils, dagegen in der Ohnamik und Mechanik zur Erklärung der Erscheinungen.

Der leere oder völlig unerfüllte Raum ist ohne repulsive Kräfte und besindet sich entweder außer= oder innerhalb der Welt; die inner= weltliche Leere besteht entweder zwischen den Massen im Großen (Welt= förpern) oder den Massentheilen und ist im ersten Falle "gehäust (vacuum coacervatum)", im zweiten "zerstreut (vacuum disseminatum)".

Die Vorstellung bes leeren Raumes außer der Welt hangt mit der des begrenzten Weltalls genau zusammen und gehört mit dieser zu den Scheinbegriffen der dogmatischen Rosmologie. Die Welt ist uns nie als Ganzes, also auch nicht als ein begrenztes Universum gegeben: daher erscheint unter dem Gesichtspunkte der Vernunstkritik die Vorskellung des leeren Raumes außer der Welt als ungereimt. Und gesetzt, sie wäre aus logischen Gründen möglich, was sie nicht ist, so würden ihr physikalische Gründe entgegenstehen. Denn die Weltkörper müßten den Aether, diese im Weltraume überall verbreitete Materie, die sie umgiedt und einschließt, dergestalt anziehen, daß zwar die Dichtigkeit desselben ins Unendliche abnehmen würde, er selbst aber den Raum nirgends ganz leer lassen könnte. Daher ist der leere Raum

¹ Metaph, Anfangsgr. u. s. f. Hauptst. IV. Allg. Anm. z. Phanomenologie, (Bb. VIII. S. 559—564.) — ² Bgl. bieses Werk. Bb. IV. Buch II. Cap. XI. S. 512 u. 513.

außer der Welt aus Gründen sowohl unserer Vernunft als der Natur= Kräfte unmöglich.

Die innerweltliche Leere besteht in den Zwischenräumen entweder in oder zwischen den Körpern; sie bildet im ersten Fall die Poren, im zweiten die leeren Räume zwischen den Massen der Weltkörper: eine solche Leere ist zwar nicht undenkbar oder aus logischen Gründen unmöglich, wohl aber aus physikalischen unnöthig.

Die Annahme der Poren wird in dynamischer Absicht gemacht, um daraus den specifischen Unterschied der Dichtigkeit zu erklären. Nun ist schon gezeigt worden, wie ohne eine solche Sphothese aus der intensiven Größe und den verschiedenen Graden der Araft, welche das Wesen der Materie ausmacht, die verschiedenen Grade der Kanmerfüllung ober Dichtigkeit sich vollkommen herleiten lassen. Und nimmt man an, daß der im Weltraume überall verbreitete Aether vermöge der allsgemeinen Gravitation auf alle Körper eine zusammendrückende Krast ausübt, so würden die seeren Käume in den setzteren dieser expansiven Waterie gar keinen Widerstand leisten, also nicht unerfüllt bleiben können: dann wäre die Annahme der Poren aus physikalischen Gründen nicht bloß unnöthig, sondern unmöglich.

Daß die großen Massen in der Welt durch leere Raume getrennt sind, ist eine Annahme, welche in mechanischer Absicht gemacht wird, um den Weltkörpern freie Bewegung zu verschaffen. Eine solche Sypothese ist unnöthig, wenn doch die durchgängige Erfüllung der Räume in so verschiedenen Graden stattsindet, daß die Widerstandskräfte so klein, wie man will, gedacht werden können und daher nicht im Stande sind, die freie und dauernde Bewegung der Weltkörper zu verhindern.

Demnach gilt unserem Philosophen der leere Raum außer der Welt als eine zwar mögsliche, der leere Raum in der Welt als eine zwar mögsliche, aber in dynamischer wie mechanischer Absicht unnöthige Vorstellung, die bei der Annahme des Aethers selbst physikalisch unmöglich erscheint. Diese letzte Erklärung gilt von dem leeren Raume überhaupt, sowohl von dem außer= als innerweltlichen.

¹ Metaph. Anfangsgr. d. Naturw. Hauptst. IV. Allg, Anmig. z. Phanom. (Bb. VIII. S. 567.) — ² Bgl. oben Cap. II. S. 31—33. — ³ Metaph. Ansfangsgr. u. s. f. Hauptst. IV. Allg. Anm. z. Phan. (Bb. VIII. S. 565—568.)

Fünftes Capitel.

Das Wesen oder Princip der Moralität.

- I. Bernunftkritit und Sittenlehre.
- 1. Rants moralphilosophische Untersuchungen.

Die Vernunftkritik hat die Erkennbarkeit der Dinge an sich wider= legt, dagegen die Erkenntniß der Erscheinungen begründet, und zwar deren allgemeine und nothwendige Erkenntniß (Metaphyfik der Erschein= Die Erscheinungswelt begreift die materiellen Veränderungen und die menschlichen Handlungen in sich; die letzteren find im Unter= schiebe von den Naturerscheinungen moralisch ober fittlich. hat das System der reinen Vernunft die doppelte Aufgabe einer Meta= physik der Natur und der Sitten zu lösen: die erste Aufgabe ist in den "Metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft" gelöst und diese Lösung von uns in der vorhergehenden Untersuchung dargestellt worden; es bleibt als der zweite Haupttheil des Systems die Meta= physik der Sitten übrig. Verstehen wir unter "Sitten" die gesammte sittliche Welt im Unterschiede von der bloß natürlichen, so hat jene ihren inneren Grund in dem vernünftigen Willen, ihren außeren Bestand in der gesetymäßig geordneten Gesellschaft vernünftiger Wesen. Der innere Grund der sittlichen Welt ift die Moralität, ihre äußere gesetzmäßige Form das Recht. Wir nehmen diese Ausdrücke noch nicht in ihrer philosophischen Bedeutung, welche erft in den folgenden Unter= suchungen ausgemacht werden soll, sondern in einer vorläufigen Unter= scheidung, welche nicht zur Erklärung, sondern bloß zur Orientirung dient. Die Wiffenschaft hat es mit den Gesetzen der Erscheinungen zu thun, die sie betrachtet: eine Wissenschaft also deren Gegenstand die fittliche Welt ist, hat die Erkenntniß der Sitten= und Rechtsgesetze zu ihrer Aufgabe. Wenn diese Gesetze nicht aus der Erfahrung abgeleitet, son= dern durch bloße Vernunft erkannt werden, wenn fie mit anderen Worten allgemein und nothwendig sind, so ift die Wissenschaft der sittlichen Welt nicht empirisch, sondern rational oder metaphysisch. Dies ist der vorläufige Begriff einer Metaphysik der Sitten: sie ist Moral= und Rechtsphilosophie, Tugend= und Rechtslehre.

Bevor aber eine folche metaphysische Sittenlehre aufgestellt werben kann, will vor allem die kritische Frage beantwortet sein: ob es überhaupt eine sittliche Welt im Unterschiede von der natürlichen, ob es eine moralische Handlungsweise giebt, welche anderen Gesehen folgt, als die Wirtsamkeit der übrigen Natur? Jede Handlung wird bestimmt durch ein Geseh und ausgesührt durch ein diesem Gesehe entsprechendes Vermögen. Daher verlangt die obige Frage eine doppelte Untersuchung: Giebt es ein Geseh, wodurch alles moralische Handeln bestimmt wird, und worin besteht dieses Geseh? Giebt es ein Vermögen moralisch zu handeln, und worin besteht dieses Vermögen? Das Geseh des moralischen Handelns, wenn ein solches existirt, bildet die Grundlage aller Sitt= lichkeit, die Untersuchung und Feststellung desselben die Grundlegung der Sittenlehre. Ist jenes Geseh ein reines von der Ersahrung una abhängiges Vernunstgeseh, so ist die Erkenntniß desselben metaphysisch und bildet die "Grundlegung zur Metaphysik der Sitten".

Die Sittlichkeit kann überhaupt nur in vernünftigen Wesen stattfinden. Die erkennende Vernunft ist theoretisch, die handelnde praktisch: also kann das sittliche oder moralische Vermögen, wenn es überhaupt existirt, nur in der praktischen Vernunft entdeckt werden. Ob ein solches Ver= mögen existirt und worin es besteht, untersucht die "Aritik der praktischen Bernunft". Sier übersehen wir ichon ben Gang, welchen die Untersuchungen der metaphyfischen Sittenlehre nehmen. In der "Grundlegung zur Metaphyfik der Sitten" vom Jahre 1785 wird zu= erft das Sittengesetz, das oberste Princip der Moralität, festgestellt; in der "Aritik der praktischen Vernunft" vom Jahre 1788 wird das sittlice Bermögen untersucht und dargethan; endlich in der "Metaphyfik ber Sitten" vom Jahre 1797, welche die Rechts= und Tugenblehre umfaßt (ein Werk des gealterten Philosophen) wird das Syftem der Sittenlehre ausgeführt. Um diese Hauptuntersuchungen gruppiren sich eine Reihe kleinerer Schriften, Abhandlungen verwandten Inhalts, auf welche wir an ihrem Orte näher eingehen werden.

Die kantische Sittenlehre hängt in ihren beiden Hauptpunkten mit der Aritik der reinen Vernunft auf das Genaueste zusammen. Es giebt kein sittliches Handeln ohne Sittengesetz und sittliches Vermögen, kein sittliches Vermögen ohne praktische Freiheit, keine praktische Freiheit ohne transscendentale. In der Auflösung der dritten Antinomie hatte die Aritik der reinen Vernunft das kosmologische Problem der Freiheit erklärt und die Lehre vom intelligibeln Charakter begründet; in dem

Kanon der reinen Vernunft hatte sie die moralischen Gesetze des Handelns von den pragmatischen unterschieden und als das einzige Thema einer vollkommen reinen, von aller Ersahrung unabhängigen Vernunfterkenntniß bestimmt. Auf diesem Wege führte die Kritik der reinen Vernunft unmittelbar hinüber zu der Grundlegung zur Metaphysik der Sitten und zu der Kritik der praktischen Vernunft.

2. Die Grundfrage ber Sittenlehre.

Wir haben schon die Umriffe der Aufgabe bestimmt, welche die Grundlegung zur Metaphyfik der Sitten lösen soll. Es läßt sich von moralischen Sandlungen und einem Vermögen derselben nicht reden, bevor man weiß, was überhaupt den moralischen Charakter einer Sand= lung ausmacht, oder worin das Princip aller Moralität besteht. Wenn wir den Inhalt des Sittengesetzes kennen, so läßt sich entscheiden, ob die Erkenntniß besselben empirisch oder metaphysisch sein soll. Ist jenes Gesetz durch keinerlei Erfahrung, sondern bloß durch reine Bernunft er= kennbar, so ist die Sittenlehre metaphysisch. Nachdem festgestellt worden, was Moralität ist, entsteht die Frage: wie ist sie möglich? In dieser Frage liegt der Uebergang von der Grundlegung der Metaphyfik der Sitten zur "Kritik der praktischen Vernunft". Die Probleme der Sittenlehre entsprechen in ihrer Ordnung den Problemen der Erkenntniß, wie die Vernunftkritik dieselben gefaßt hatte. Die Grundfrage der letteren hieß: "was ist Erkenntniß und wie ist sie möglich?" Die der Sittenlehre lautet: "was ist Moralität und wie ist sie möglich?" Der erste Theil dieser Frage enthält das Thema, welches die Grundlegung zur Metaphyfik der Sitten erörtert und feststellt. Ihre Arbeit ist gethan, sobald in der Auflösung der Frage: "was ist Moralität?" die entscheidende Formel entwickelt und einleuchtend gemacht ift. Die Vernunftkritik hatte in der Auflösung ihrer Frage die entscheidende Formel mit der Erklärung gewonnen, daß alle wahre Erkenntniß in synthetischen Urtheilen a priori bestehe. So weit reichte in der Vernunst= fritik die Untersuchung jener ersten grundlegenden Frage, die der Philosoph die equaestio facti» genannt hatte. Ebensoweit reicht in der Sittenlehre die Grundlegung zur Metaphyfik der Sitten.

¹ Bgl. bieses Werk. Bb. IV. Buch II. Cap. XIII. S. 536—544. Cap. XV. S. 578—580.

II. Das Moralprincip.

1. Der moralische Sinn.

Das oberste Princip der Moralität soll entdeckt und daraus entschieden werden, ob dasselbe empirisch oder metaphysisch ist. Die Erstenntniß der Sittengesetze heißt praktische Philosophie oder sittliche Weltweisheit. Wenn sich diese Erkenntniß auf Ersahrung gründet, so ist sie empirische oder "populäre sittliche Weltweisheit"; wenn sie auf bloßer Vernunsteinsicht ruht, so ist sie metaphysisch. Wir wollen erst das Moralprincip auffinden, bevor wir entscheiden, was die Moralphilosophie ist: ob populäre sittliche Weltweisheit oder Metaphysik der Sitten? Mithin dürsen wir das Moralprincip weder auf dem einen noch auf dem anderen Wege entdecken, denn es wäre ungereimt, erst den Weg zu machen und nachher zu suchen.

Hier begegnen wir der ersten Schwierigkeit. Auf welchem Wege soll das Moralprincip entdeckt werden, da es zunächst auf keinem philossphischen Wege gesucht werden dars, sondern unabhängig von aller Moralphilosophie zu sinden ist? Wenn sich die Moralität zur Moralphilosophie ähnlich verhielte, wie die reinen Größen zur Nathematik, so wäre die odige Schwierigkeit nicht zu lösen. Es ist die Mathematik, welche die reinen Größen construirt oder macht, darum ist es auch allein die Nathematik, welche jene Größen erkenndar macht. Wenn es die Moralphilosophie wäre, welche die Moralität macht, so wäre diese unsahängig von jener nicht zu entdecken. Aber man sieht sosort, daß sich die Sache nicht so verhält. Es ist nicht die Wissenschaft der Moral, welche die Moralität erzeugt, sonst könnten nur die Moralphilosophen moralisch sein. Vielmehr ist davon der moralische Charakter ganz unabhängig: er bildet sich nicht bloß unabhängig von aller Weisheit und Gelehrsamkeit, sondern wird auch unabhängig davon beurtheilt.

Das Bermögen die Moralität zu beurtheilen ist der moralische Sinn, der, um in seinem Urtheile sicher zu gehen, keine Moralphilosophie braucht: er beruht auf einem richtigen Sefühl, auf einem unwillkurlichen, von jeder wissenschaftlichen Einsicht unabhängigen Instinct, und nirgends traut man dem letzteren mehr als in moralischen Urtheilen; kein Beurtheilungsvermögen geht ohne wissenschaftliche Führung sicherer als das praktische. Wir wollen dieses moralische Urtheil, das ohne Moralphilosophie entsteht und ihrer gar nicht bedarf, "die gemeine sittliche Bernunsterkenntniß" nennen. Da wir nun den Begriff des Moralischen zunächst nicht auf wissenschaftlichem Wege aufsuchen sollen, so nehmen

wir den Weg der Natur, um zu sehen, ob und wie dieser Begriff unwillfürlich in den Herzen der Menschen lebt und sich in ihren Urtheilen ausspricht.

Die moralphilosophischen Theorien kummern uns jest nicht; wir glauben sicherer zu gehen, wenn wir uns an das einstache sittliche Gefühl, an den gesunden sittlichen Verstand wenden, wenn wir uns zuvörderst mit dem natürlichsten Zeugen des Sittengeses, dem moralischen Instinct, über den Begriff des Moralischen selbst verständigen. Nicht als ob wir es dem Gefühle überlassen wollten, diesen Begriff zu entscheiden, wir wollen vielmehr den Inhalt unserer sittlichen Empfindung in einen deutlichen Begriff, in ein klares Bewußtsein verwandeln und die gemeine sittliche Vernunfterkenntniß in die philosophische erheben; dann wird sich zeigen, ob diese philosophische Erkenntniß populäre Moral sein darf oder metaphysische Sittenlehre werden muß.

Aus der gewöhnlichen, jedem geläufigen Borstellung von der Natur des moralischen Handelns soll der wahre und allgemeine Begriff des Moralischen hervorgeholt und dargestellt werden. Mit diesem echt sokratischen Versahren leitet Kant seine Sittenlehre ein, er macht in der Weise einer sokratischen Begriffsentwickelung den "Uebergang von der gemeinen sittlichen Vernunfterkenntniß zur philosophischen". Es sehlt nichts als die dialogische Form, in welcher man sich den ganzen Inhalt und Verlauf der kantischen Untersuchung leicht selbst aussühren kann. So wird an dem Leitsaden der natürlichssittlichen Vorstellungsweise durch eine fortgesetze, immer tieser eindringende Analyse der Begriff des Moralischen in allen seinen Merkmalen ausgefunden und bestimmt.

2. Das Gute und ber Wille. Wille und Pflicht.

Wir nennen eine Handlung gut, welche unserem sittlichen Gefühle entspricht oder der wir unseren moralischen Beisall geben. Alles moralische Handeln ist gut. Der Begriff des Guten erscheint zunächst weiter, als der des Moralischen. Was ist gut? Wir reden von den Gütern des menschlichen Lebens und verstehen darunter jene Glückszaben, die entweder unseren äußeren Verhältnissen oder unserer Person zukommen: unter die Glücksgaben der ersten Art gehört Reichthum,

¹ Grundlegung zur Metaphyfik ber Sitten. Abschnitt I. Uebergang von der gemeinen fittlichen Bernunfterkenntniß zur philosophischen. (Bb. IV. S. 10—25.)

Wohlbefinden, Macht, Ansehen u. s. f., unter die der zweiten körperliche und geistige Vorzüge, Schönheit, glückliches Temperament, Verstand, Witz, Vildung u. s. f. Hier aber zeigt sich sogleich, was so viele Beispiele der täglichen Ersahrung lehren: daß alle jene Güter ebensoviele Uebel werden können nach dem Gebrauche, welcher von ihnen gemacht,
nach der Absicht, in welcher sie verwendet werden, nach dem Einflusse, den
sie auf das menschliche Gemüth ausüben.

Der Reichthum ift kein Gut, wenn er habsüchtig ober geizig macht, er ist kein Gut, wenn man ihn verschwendet, wenn er den Müßiggang erzeugt mit so vielen Uebeln, dem Müßiggange folgen. Wenn bie Glücksgüter die Menschen aufblasen und übermüthig machen, was, nach der Erfahrung zu urtheilen, der gewöhnliche Fall ift: so mögen sie immer Güter heißen, gut sind fie nicht. Selbst Gemüthsverfassungen, die, nach dem Scheine zu urtheilen, der Tugend verwandt find, wie Selbstbeherrschung, Mäßigung u. s. f., find als solche nicht gut, denn sie können dem Bosen dienen und leicht der beste Deckmantel ehrgeiziger, selbstsüchtiger, boshafter Plane sein. Mit einem Wort: alle Glücksgüter und alle persönlichen Vorzüge, ob sie empfangen ober erworben sind, werden gut nur durch den Gebrauch, den man von ihnen macht, durch den Zweck, dem sie dienen. Diesen Gebrauch macht der Wille. Der Wille setzt ihnen den Zweck, er giebt die Absicht und fügt also jenen Gütern das hinzu, was allein im moralischen Verstande gut macht, also auch allein im moralischen Verstande gut ist. Nichts ist gut als ber Wille. "Nichts ift an sich gut ober bose", sagt Hamlet, "das Denken macht es erst dazu." Der Wille ist nach Kant der alleinige Ursprung alles Guten und Bosen.

Nun ist der Wille ein Vermögen, nach bewußten Vorstellungen, nach beutlichen Gründen, also nach Vernunft zu handeln: er ist praktische Vernunft. Wenn der Wille nicht nach Vernunstgründen handelt oder handeln kann, wenn er nach dunkeln, bewußtlosen Vorstellungen versfährt, so handelt nicht eigentlich der Wille, sondern der Instinct. Die lebendigen Körper der Natur sind vermöge ihrer Organisation zu einem bestimmten Lebenszweck eingerichtet. Auch die vernunstbegabten Wesen müssen einen bestimmten, in ihrer Vernunst angelegten Zweck haben; dieser Zweck kann unmöglich nur das äußere Wohlbesinden, die Glücksleigkeit sein, die jedes lebendige Wesen instinctmäßig sucht. Denn wäre die Glücksleigkeit ihr alleiniger Lebenszweck: wozu die Vernunst? Zur

Selbsterhaltung, zur Förberung des sinnlichen Daseins, zur glücklichen Lebensversassung ist offenbar der dunkle, aber richtig führende Instinct ein weit sichereres Mittel, als die überlegende und darum von dem natürlichen Wege vielsach abirrende Vernunft. Man hat diese oft ansgeklagt, daß sie mit aller Vildung und Sittenverseinerung, mit allen ihren Ersindungen, Künsten und Wissenschaften die Wenschen nicht glücklicher gemacht habe; vielmehr habe die sortschreitende Vildung die menschlichen Bedürsnisse vermehrt und in demselben Grade die Zussriedenheit, ohne welche es kein Glück giebt, vermindert. In diesem Sinne hatte auch Rousseau in seiner berühmten Preisschrift die Frage der Akademie von Dijon entschieden. Wenn nun die Vernunft das menschliche Glück nicht befördert, so müssen wir urtheilen, daß entweder die Vernunft ihren Zweck versehle, oder daß dieser Zweck ein anderer sei als die Glückseligkeit, welche durch den Instinct besser als durch die Vernunft erreicht werden.

Es kann daher nicht in der Absicht eines vernünftigen Willens liegen, sich zum Mittel für die menschliche Glückeligkeit zu machen; er kann nicht bloß das Werkzeug sein wollen, um den äußeren Lebenszuskand zu verbessern. Als Mittel oder Werkzeug ist der Wille gut für einen anderen ihm äußeren Zweck. Die Vernunft macht ihren Willen nicht zum Mittel, sondern zum Zweck; nur der Wille ist gut, und gut kann der vernünftige Wille nicht als Mittel, sondern nur als Zweck sein: nur der an sich selbst gute Wille erfüllt seinen Zweck. Nicht jeder Wille ist an sich selbst gut, nicht unter allen Umständen ist der Wille seiner wahren Bestimmung gemäß; diese bindet ihn nicht, sie verpstichtet ihn nur. Worin die Pslicht besteht, wissen wir noch nicht; sie bezeichne hier nur die Grenze, welche den guten Willen von jedem beliedigen Willen unterscheidet. Gut ist nur der Wille, welcher seine Pslicht thut, niemals der entgegengesetze. Mit dem Pslichtbegriffe ziehen wir die Grenze zwischen dem guten Willen und seinem Gegentheil.

3. Pflicht und Reigung. Gefet und Maxime.

Nur der Wille ist gut, und zwar nur der pflichtmäßige. Pflicht= mäßig ist der Wille, wenn seine Handlung der Pflicht entspricht. Es sei z. B. die Pflicht der Chrlichkeit, welche dem Kaufmann gebietet, den Käuser nicht zu übertheuern oder zu betrügen; der Kaufmann betrüge nicht, seine Handlung sei pflichtmäßig, dabei ist es sehr wohl möglich,

¹ Grundlegung zur Metaphyfit der Sitten. Abschn. I. (Bb. IV. S. 10-14.)

daß er im Grunde zur Ehrlichkeit gar keine Neigung hat, er übt sie nur aus, weil er sürchtet, daß die Unehrlichkeit entdeckt werde und ihm Strase, Schande, Verlust der Kunden u. s. s. eintrage: der Gewinn ist seine Absicht, nicht die Ehrlichkeit; seine Handlung ist pflichtmäßig, seine Gesinnung selbstsüchtig. Aber die Gesinnung gehört zum Willen. In diesem Falle ist daher nur die Handlung, nicht der Wille pflichtmäßig; die Handlung entspricht der Pflicht, Neigung und Absicht sind damit im Widerstreit: ein solcher Wille ist nicht gut.

Es kommt also in Ansehung des guten Willens nicht bloß auf die Handlung, sondern auf deren Beweggrund oder die subjective Triedseder an, welche den inneren Charakter der Handlung ausmacht. Der Wille ist offensbar nicht gut, wenn er zwar äußerlich die Pflicht erfüllt, innerlich aber nicht darin gegenwärtig, sondern pflichtwidrig und selbstsüchtig gesinnt ist. Setzen wir den Willen in eine andere der Pflicht gemäßere Versassung: nicht bloß seine Handlung, auch seine natürliche Reigung stimme mit der Pflicht überein; er befolge die Pflicht aus natürlicher Neigung. Es sei z. B. die Pflicht der Selbsterhaltung. In den meisten Fällen kommt die natürliche Neigung der Selbstliebe mit dieser Pflicht überein. Ist nun der Wille gut, wenn er die Pflicht der Selbsterhaltung aus bloßer Selbstliebe ausübt? Kann nicht die Selbstliebe Grund so vieler böser Handlungen sein? Und ist ein guter Wille denkbar, welcher mit dem bösen Willen denselben Beweggrund gemeink hat?

Wenn ich mein Leben bloß aus Selbstliebe erhalte, so ift meine Hand= lung und meine Neigung, aber nicht eigentlich mein Wille pflichtmäßig. Ich kann mir den Fall vorstellen, daß unter einer Last von Unglück alle Lebensluft erlischt, die natürliche Selbstliebe lieber den Tod wünscht, als das Leben erhalten möchte, daß die Befreiung von der Lebensplage als ein Ziel erscheint, "aufs innigste zu wünschen": jetzt geben Pflicht und natürliche Neigung auseinander, jetzt wird der Wille auf die Probe gestellt, ob er wirklich pflichtmäßig ist ober nicht. Seiner natürlichen Neigung nach möchte er nichts lieber als das Leben loswerden; wenn er es bennoch erhält, so kann in biesem Falle die Absicht seiner Hand= lung nur sein, daß er nicht pflichtwidrig handeln will: er thut die Pflicht, nicht aus einer selbstsüchtigen Absicht, nicht aus einer natür= lichen Neigung, sondern bloß aus Pflicht; er thut sie nur um der Pflicht willen. Hier ist nicht bloß die Handlung, sondern auch der Wille selbst wahrhaft pflichtmäßig: ein solcher Wille ist an sich selbst aut, nur ein folder Wille.

Die Pflicht verlangt Wohlthätigkeit gegen andere. Wenn ich nicht wohlthätig bin, so handle ich pflichtwidrig; wenn ich wohlsthätig bin, um gelobt zu werden, so handle ich pflichtmäßig, aber selbstsächtig; wenn ich wohlthätig bin, weil ich mit dem Nothsleidenden Mitleid empfinde, weil mich der Andlick rührt, weil ich mich durch meine Wohlthat von dieser schmerzlichen Regung befreie, also meine Wohlthat mir Genuß verschafft, so handle ich pflichtmäßig aus natürlicher Neigung, die zuletzt immer auf Selbstliebe hinausläuft. Wahrhaft gut handle ich, wenn ich wohlthue, bloß weil die Pflicht es gebietet, weil ich die Pflicht erfüllen will: nur in diesem Falle ist auch mein Wille, nicht bloß meine Handlung wohlthätig; nur in diesem Falle bin ich selbst der Wohlthätige, in allen anderen Fällen ist es bloß meine Handlung.

Es ift also nicht die Handlung, welche den guten Willen macht, sondern der Beweggrund des Handelns; dieser ist das subjective Princip des Wollens und heißt im Unterschiede vom objectiven die Maxime. Die Maxime der wahrhaft guten Handlung darf nicht die natürliche Neigung, sondern bloß die Vorstellung der Pflicht sein. Die Pflicht ist das Gesetz. Vor diesem Gesetze verschwindet meine Selbstliebe mit allen ihren natürlichen Neigungen in nichts. Je leb= hafter ich dieses Gesetz vorstelle und in mir wirken lasse, um so weniger Gewicht hat meine Selbstliebe, um so geringer schätze ich mein natür= liches Selbst mit seinen Neigungen. Ich beuge mich vor dem Gesetz. Was durch seine Vorstellung meine Selbstliebe vermindert, ist eben beshalb ein Gegenstand meiner Achtung: die Vorstellung der Pflicht bewirkt in mir die Achtung vor dem Gesetz. Wenn der Beweggrund meiner Handlung kein anderer ift als die Vorstellung der Pflicht, so erfülle ich das Geset bloß aus Achtung vor dem Gesetz: diese Achtung ift die pflichtmäßige Gefinnung.

Jetzt haben wir die vollständige Formel, um den Begriff des Guten zu bestimmen: nur der Wille ist gut, nur der pslichtmäßige Wille, er ist nur dann pslichtmäßig, wenn er die Pslicht thut um der Pslicht willen, das Gesetz erfüllt aus Achtung vor dem Gesetz. Nur ein solcher Wille ist gut, dessen Handlung und Gesinnung pslichtmäßig sind, dessen Gesetz und Maxime keinen andern Inhalt haben als die Pflicht. Hieraus solgt, wie die Maxime einer wahrhaft guten Hand-

¹ Grundlegung zur Metaphyfit ber Sitten. Abschn. I. (Bb. IV. S. 14—18.)

lung beschaffen sein muß: sie muß mit dem Gesetz übereinstimmen. Das Gesetz gilt in strenger Allgemeinheit für jeden Willen, sür alle vernünftigen Wesen: also ist die Maxime nur dann gut, wenn sie die Form dieser Gesetzmäßigkeit haben kann, oder, wie Kant erklärt: "wenn ich auch wollen kann, daß meine Maxime ein alle gemeines Gesetz werde".

Unter diesem Gesichtspunkte läßt sich bei jeder Handlung die Probe machen, ob sie moralisch ift oder nicht. Wenn ihre Maxime der Art ist, daß sie nicht allgemeines Gesetz werden kann, daß der Handelnde selbst diese Gesetzmäßigkeit seiner Maxime nicht wollen kann, so ist die Handlung nicht moralisch. Niemals kann die Selbstliebe mit allen ihren Triebsebern ein allgemeines Gesetz werden; auch der Egoist kann nicht wollen, daß seine Maxime als Gesetz für alle gelte. Sie müßte, wenn sie bazu gemacht würde, sich selbst zerstören. Die Handlung aus Selbstliebe ist darum nie moralisch, wenn sie auch ihrem Inhalte nach ganz pflichtmäßig ist; es ist also nicht der Inhalt, sondern lediglich die Form der Handlung, die den moralischen Werth ausmacht: das Moralprincip ist nicht material, fondern formal.1

III. Uebergang zur Moralphilosophie.

Das oberste Princip der Moralität ist gesunden: es ist die Willens=
maxime, in der sich, als dem innersten Beweggrunde der Handlung,
Gutes und Böses scheidet. Gut ist die Maxime, wenn sie die Form
der Gesetzmäßigkeit hat, wenn sie fähig ist, allgemeines Gesetz zu sein,
d. h. wenn sie alle Motive der Selbstliebe ausschließt. Noch ist das
Sittengesetz selbst nicht näher bestimmt; noch wissen wir nicht, od es
existirt, und wie es möglich ist? Aber so weit können wir urtheilen:
entweder es giebt gar keine Moralität, welche diesen Namen verdient, oder
sie besteht in dem Begriff, den wir ausgemacht haben. Wir haben
diesen Begriff nicht erst erzeugt, sondern nur aufgeklärt und verdeut=
licht; wir sinden denselben in jedem moralischen Gesuhl, in jedem
moralischen Urtheil; er bildet das ungeschriebene Gesetz des Herzens,
nach welchem jeder die Handlungen anderer und, wenn er gewissenhaft
ist, sich selbst richtet.

Man könnte fragen: wozu überhaupt eine Moralphilosophie, wenn boch das sittliche Bewußtsein in dem gesunden Sinn, in dem einfachen

¹ Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Abschn. I. (Bb. IV. S. 18—22.)

Gefühl sich so richtig und unzweibeutig kund giebt? Es ist nicht nöthig, das sittliche Bewußtsein erst zu erzeugen, denn es ist da vor aller Philosophie und unabhängig von dieser; es ist nicht nöthig, demselben etwas hinzuzusügen, denn es ist vollkommen gegeben; es bedarf keiner Berbesserung, denn es ist ganz richtig. Also wozu der Uebergang von dem moralischen Instincte zur Moralphilosophie, von dem sittlichen Gesühle zur Sittenlehre? Wir können uns, um diesen Uebergang zu begründen, nicht auf das speculative Bedürsniß berusen, denn ein solches Bedürsniß setzt schon einen philosophischen Geist voraus, welchen der einssache moralische Sinn nicht zu haben braucht. Es müssen also selbst praktische und moralische Bedürsnisse sein, welche uns nöthigen, die Moral nicht bloß dem natürlichen Gefühle zu überlassen, sondern im Interesse der Moral selbst eine praktische Philosophie zu sordern.

Der gewöhnliche Sinn empfindet moralisch, aber er steht, wie das Gefühl selbst, dem ganzen Geschlechte der natürlichen Neigungen zu nahe, um zwischen ihnen und dem Sittengesetze scharf und genau zu unterscheiden und nicht selbst auf die Seite der Neigungen zu treten, wenn diese zufällig mit dem Sittengeset übereinstimmen. Die Pflicht schließt die Neigungen von sich aus; eben beshalb ist sie ihrer Form nach nicht Gefühl, sondern Begriff und Idee. Dieser Fassung der Pslicht kommt der ge= wöhnliche Sinn nicht gleich; aber erst in dieser Form erscheint die Pflicht in ihrer wahren Gestalt, unvermischt mit allen natürlichen Triebfebern; erst in dieser Gestalt ift das Sittengesetz unnahbar, und so muß es in unserer Vorstellung leben, wenn das fittliche Bewußtsein fest gegründet sein soll, unberührt und unangesochten von den beweg= Bu dieser Fassung des lichen Neigungen der menschlichen Natur. Sittengesetzes, zu dieser Befestigung des sittlichen Bewußtseins ist die Moralphilosophie nothwendig. Wir können den Pflichtbegriff nur klar machen, wenn wir zwischen Pflicht und Neigung auf das Genaueste unterscheiben; wir können nur so ben Pflichtbegriff befestigen. Neigung nimmt durch eine natürliche Dialektik sehr leicht den Schein der Pflicht an, welcher den gewöhnlichen Sinn besticht und verführt. Diesen Schein zerstört die Sittenlehre, indem sie das ganze Geschlecht der natürlichen Neigungen aus dem Heiligthume des Pflichtbegriffs ver= treibt; sie giebt dem sittlichen Bewußtsein die Sicherheit, ohne welche es schwer ift, sittlich zu sein. Wenn nun das gewöhnliche Bewußtsein selbst seine sittlichen Ueberzeugungen wider alle Vernünftelei der Neigung und Selbstliebe fest und unerschütterlich gelten lassen will, so wird es

durch dieses sein Bedürfniß selbst auf die Moralphilosophie hingewiesen: diese letztere hat daher neben ihrer speculativen Bedeutung auch einen moralischen Werth, sie ist nothwendig aus speculativen und praktischen Gründen. Was aber für eine Wissenschaft soll diese Moralphilosophie sein: empirische Sittensehre ober Metaphysik der Sitten?

Sechstes Capitel.

Metaphysische Begründung der Sittenlehre. Das Sittengesetz und die Autonomie.

I. Der Standpunkt der Sittenlehre.

Die erste Frage der Sittenlehre ist gelöst und der Begriff der Moralität ober des Guten in allen seinen Merkmalen bestimmt. ift gut als der Wille, beffen Maxime gesetzmäßig ober im strengen Sinne allgemeingültig sein kann: so lautet die Antwort auf die Frage nach dem Wesen der Moralität. Wir haben diese Antwort durch eine Untersuchung der moralischen Sinnesart gefunden, wie dieselbe in allen Gemüthern lebt, sei es in der dunkeln Form des Gefühls oder in der einer mehr bewußten und beutlichen Vorstellung. Es ist Thatsache, daß in Rückficht der Moralität die Menschen so empfinden und urtheilen, daß fie den sittlichen Werth in der pflichtmäßigen Gesinnung suchen und mithin beren Möglichkeit voraussetzen. Nur unter dieser Voraus= setzung läßt sich die Thatsache bes moralischen Sinnes erklären. Wenn eine solche Gesinnung gar nicht möglich wäre, so wäre unbegreiflich, wie sie der einfache natürliche Sinn zum Maßstabe seiner moralischen Denk- und Urtheilsweise nehmen könnte; dann waren diese moralischen Urtheile selbst nicht möglich. Die Thatsache ber letzteren beweist zu= gleich die der moralischen Gefinnung. Es ist somit auch die nächste Frage der Sittenlehre entschieden: giebt es Moralität? Das Princip derselben ift durch die Analyse der inneren Erfahrung, b. h. auf einem Wege gefunden worden, der ihre Existenz außer Zweisel Es bleibt mithin nur die Frage übrig: wie ist Moralität möglich? Diese Frage bildet das eigentliche Problem der Sitten-Thatsachen zu erklären, ist die Sache der Wissenschaft: es ist lehre. die wissenschaftliche Sittenlehre ober Moralphilosophie, welche die vorliegende Aufgabe zu lösen hat. Erklärungsgründe können doppelter

- 🕇

Art sein: entweder stammen sie aus der Ersahrung ober aus der bloßen Vernunst; sie sind im ersten Falle empirisch, im zweiten metaphysisch. Was soll die Moralphilosophie sein: empirische oder metaphysische Sittenlehre?

Man könnte sich zu Gunften der empirischen Sittenlehre leicht zu folgendem Schlusse versucht fühlen: wenn es möglich war, den Begriff der Moralität aus der inneren Erfahrung abzuleiten, so muß es auch möglich sein, die Thatsache der Moralität aus Erfahrungsgründen zu erklaren. Doch eine Thatsache konstatiren, heißt noch nicht dieselbe be-Wir haben aus der inneren Erfahrung den Begriff und die Thatsache der Moralität sestgestellt; es ist deshalb noch nicht die innere Erfahrung, welche den wirklichen Grund der Moralität ausmacht. Es ist eine der ersten Vorsichtsmaßregeln der Kritik, zwischen dem Er= kenntnißgrund und dem Realgrund einer Thatsache sorgfältig zu unter= scheiben; die innere Erfahrung liefert uns den Erkenntnißgrund der Moralität, sie ift nicht beren Realgrund. Es ist ein großer Unterschieb, ob die Principien der Sittenlehre auf populäre Vorstellungen, d. h. auf vorhandene Erfahrungen irgend welcher Art gegründet oder nachdem ihre Wahrheit und Allgemeingültigkeit dargethan ist, durch die einleuchtende Araft der Darstellung populär gemacht werden. Darin besteht "das höchst seltene Verdienst einer wahren philosophischen Popularität", welche deshalb die gründlichste Einsicht zu ihrer Voraussetzung hat. "Es ist gar keine Runst gemeinverständlich zu sein, wenn man dabei auf alle gründliche Einsicht Berzicht thut." lettere läßt sich aus allerhand Erfahrungen nimmermehr schöpfen. Etwas ganz anderes ift philosophische Popularität, etwas ganz anderes populäre Philosophie. Von dem Verfahren der letteren sagt Kant: "es bringt einen ekelhaften Mischmasch von zusammengestoppelten Beob= achtungen und halb vernünftelnden Principien zum Vorschein, daran sich schale Röpfe laben, weil es doch etwas gar Brauchbares fürs alltäg= liche Geschwätz ist, wo Einsehende aber Berwirrung fühlen und unzu= frieden, ohne sich boch helfen zu können, ihre Augen wegwenden, ob= gleich Philosophen, die das Blendwerk ganz wohl durchschauen, wenig Gehör finden, wenn sie auf einige Zeit von der vorgeblichen Popul= arität abrufen, um nur allererst nach erworbener bestimmter Einsicht mit Recht popular sein zu dürfen". Den Vorwurf einer unechten, erkenntnissosen Popularität richtet der Philosoph gegen die Art der bis= herigen Sittenlehre, die mit allen möglichen Grundsätzen experimentirt,

in deren Versuchen bald diese, bald jene besondere Bestimmung der menschlichen Natur, bald Vollkommenheit, bald Glückseligkeit, hier mora= lisches Gefühl, dort Gottessurcht, von diesem etwas, von jenem auch etwas in wunderbarem Gemisch anzutreffen sei. 1

Das Sittliche ist Gesinnung, diese ist kein Object der außeren Erfahrung; es kann durch die Mittel der Erfahrung niemals ausgemacht werben, ob irgend etwas in der That Beispiel und Vorbild der Gesinn= ung ist. Die Gesinnung ist unsere eigenste That. Die Nachahmung bes Sittlichen mag für die Erziehung ihren Nuten haben, aber fie ist nicht im genauen Verstande fittlich, so lange sie Nachahmung ist. Die Sitt= lickeit ist ihrer Natur nach unnachahmlich; sie ist pflichtmäßige Gesinn= ung, eine Gesinnung ober Maxime, welche fähig ift, allgemeines Gesetz im strengen Sinne zu sein. Nun kann aus der Erfahrung höchstens eine Regel für viele Falle, niemals ein allgemeines, ausnahmsloses Gesetz hergeleitet werden; ein Gesetz, das in allen Fallen gilt, läßt sich nie durch Erfahrung, sondern nur durch reine Vernunft erkennen. Das Sittengeset soll, wie ein nothwendiges und allgemeines Naturgesetz, ohne Ausnahme gelten: also muß es, wie das Naturgesetz, a priori erkannt werden. Die Erkenntniß des Sittengesetzes ist mithin unabhängig von aller Erfahrung. Das Naturgesetz gilt für alle Objecte äußerer Erfahrung und ist in diesem Sinne nur in Rücksicht seiner Erkenntniß, nicht in Rücksicht seines Objects unabhängig von aller Erfahrung. Da= gegen gilt das Sittengesetz nur für den Willen und dessen Maxime, es gilt für alle Wesen, welche Willen ober praktische Vernunft haben, für alle vernünftigen Wesen, die als solche niemals Gegenstände außerer Erfahrung sind. Alle besondere Reuntniß der menschlichen Natur ist ge= schöpft aus der Erfahrung, sie ist empirische Anthropologie und Psycho= logie. Daher darf die Sittenlehre ihre Grundlage nicht in der Anthropologie und Psychologie suchen; sie ist unabhängig von aller Erfahrung, also auch von aller Anthropologie und Psychologie, worauf sie vorzugs= weise das vorkantische Zeitalter gegründet hatte; sie gilt für alle vernünftigen Wesen, also für die Menschen, sofern sie vernünftige Wesen, nicht sofern sie sinnliche Individuen sind, die unter den mannichfaltigen Einflüssen der Natur und der Verhältnisse so oder anders arten.

Es ist demnach klar, daß die Moralphilosophie ihrem wissenschaft= lichen Charakter nach nichts anders sein kann als "Metaphysik der

¹ Grundlegung z. Metaph. d. Sitten. Abschn. II.: Uebergang von der populsären sittlichen Weltweisheit z. Metaphysik der Sitten. (Bb. IV. S. 26—30.)

Sitten". Wenn nun die Moralität allein in der Gesinnung besteht, die mit dem Sittengesetze vollkommen übereinstimmt: worin besteht dieses Gesetz? Bis jetzt wissen wir von ihm nicht mehr als die formale Bestimmung: daß es mit absoluter Allgemeinheit für alle vernünstigen Wesen gilt. Jetzt soll der Inhalt dieses Gesetzes bestimmt werden, sein einzig möglicher Inhalt. Da derselbe aus keiner Erfahrung, also aus keiner anderweitigen Bestimmung abgeleitet werden kann, so bleibt nichts übrig, als ihn aus seiner Form selbst zu erklären.

II. Das Sittengesetz als Princip des Willens.

1. Das unbebingte und bas bebingte Gebot.

Jedes Ding wirkt oder handelt nach einem bestimmten Gesetz, die Erkenntniß oder Vorstellung besselben nennen wir ein "Princip"; das Vermögen Gesetze zu begreifen, also Principien zu haben, ist die Vernunft. Wenn die Vernunft handelt, so ist sie praktische Vernunft ober Wille. Wir können darum den Willen als das Vermögen erklären, nach Principien (vorgestellten Gesetzen) zu handeln. Das Gesetz ist als solches der Ausdruck der Nothwendigkeit, der Wille ist als Selbstbestimmung ober als Vermögen, nach eigenen Triebfedern zu handeln, Ausbruck der Freiheit. Ich kann mir einen Willen vorstellen, der gar keine anderen Triebfebern hat, als das Gesetz, der deshalb nichts anderes als das Gesetzwill, einen Willen, in welchem Nothwendigkeit und Freiheit eines sind, worin das Gesetz sich mit voller Freiheit ohne alle Trübung offenbart: ein solcher Wille ist durchaus gut, er ist absolut rein oder heilig. Setzen wir aber vernünftige Wesen, die zugleich sinnlich bestimmt find, die also in der Natur ihres Willens neben dem Gesetze noch andere Trieb= febern haben, fo werden sich solche Wesen dem Gesetze gemäß und zu= wider bestimmen können. In einem solchen Willen darf das Gesetz sich nicht als Zwang äußern, sonst ware der Wille unfrei und könnte nicht anders als gesehmäßig handeln; boch wird es als Nothwendigkeit er= scheinen, denn sonst ware es kein Gesetz: es muß daher den Ausbruck einer Nothwendigkeit haben, die den Zwang ausschließt; es wird den Willen nicht zwingen, wohl aber nöthigen oder verpflichten. So erscheint das Gesetz als Pflicht, als ein Gebot, welches sagt: "du sollst!" Das Sollen ist ein Müssen ohne Zwang, es bezeichnet die Nothwendig= keit des Wollens. Das Naturgesetz ist kein Gebot, denn es ist unwider= stehlich; es ware sinnlos zu sagen: "bie Körper sollen sich im Berhalt=

¹ Grundlegung zur Metaph. ber Sitten. Abschn. II. (Bb. IV. S. 26—33.)

nisse der Massen anziehen, die Anziehung soll im umgekehrten Verhält=
nisse der Entsernungen wirken", denn es kann nicht anders sein. Wenn
es anders sein könnte, so wäre das Gesetz kein Naturgesetz. Die Körper
müssen dem Naturgesetz solgen. Es wäre ebenso sinnlos zu sagen: "der Wille muß das Sittengesetz befolgen", dann wäre die Handlung des Willens eine naturnothwendige Wirkung, dann wäre er selbst kein Wille, also auch seine Gesetz kein Sittengesetz. Das Naturgesetz sagt: "es muß so sein"; das Sittengesetz sagt: "du sollst so handeln". Beide sind nothwendig: das erste im mechanischen Sinne, das zweite im moralischen. Jede gesetzwidrige Wirkung in der Natur hebt das Gesetz auf und beweist dessen Unzulänglichkeit; keine gesetzwidrige Handlung des Willens hebt das Sittengesetz auf oder beeinträchtigt dessen Nothwendigkeit.

Das Willensgesetz erscheint als "Imperativ", wenn der Wille sinnlicher Natur, also empirisch bestimmbar ist: darum kann sich das Sittengesetz im menschlichen Willen nur in dieser Form äußern. Indessen hat eine solche Form nicht bloß das Sittengesetz. Alle praktischen Gesetze find Gebote, was die Naturgesetze nie sind. Jede gebotene Handlung wird in irgend einer Rücksicht als gut vorgestellt, diese Rücksicht kann eine doppelte sein: entweder gilt die Handlung als gut in Beziehung auf einen bestimmten Zweck, der dadurch erreicht werden soll, oder sie gilt als gut an fich selbst; im ersten Fall ift die Handlung das richtige Mittel zu einem Zweck, im zweiten ift sie nicht Mittel, sondern selbst Als Mittel zu irgend einem bestimmten Zwecke ist sie nütlich Zweck. ober tauglich, als Zweck an sich selbst ist sie im eigentlichen Verstande Gegenstand aller praktischen Gesetze sind daher entweder nützliche Handlungen oder gute. Demgemäß unterscheibet sich bie Form der Gebote. In einer anderen Form will die nützliche Handlung geboten sein, in einer anderen die gute. Das Gebot der ersten Art ift durch den Zweck bedingt; wenn dieser Zweck erreicht werden soll, so muß diese Handlung auf diese Weise geschehen: daher ist die Form des Gebots "hypothetisch". Das Gebot der guten Handlung ist, wie diese selbst, unabhängig von irgend einem äußeren Zweck; es gilt baher unbedingt, die Umstände mögen sein, welche sie wollen: die Form dieses Gebotes ift "kategorisch". Alle praktischen Gesetze (Gebote) sind demnach ent= weder hypothetisch ober kategorisch; die Pflicht kann nur ein kategorischer Imperativ sein, und der kategorische Imperativ kann nichts anderes sein als die Pflicht. 1

¹ Grundlegung zur Metaphyfit der Sitten. Abschn. II. (Bb. IV. S. 33—36.)

Die gute Handlung ist Zweck an sich selbst, dieser Zweck ist absolut nothwendig, denn das Gute soll unter allen Umständen geschehen. Einen solchen Zweck hat nur die sittliche Handlung, keine andere. Alle übrigen praktischen Zwecke sind zufälliger Art, bedingt durch die Umsstände und die empirisch gegebene Natur des Willens. Wenn ich mir einen Zweck sehe, den ich ebenso gut haben als nicht haben kann, der zur Natur meines Willens in keiner Weise gehört, so nenne ich einen solchen Zweck möglich; der Zweck ist wirklich, wenn er zur Natur meines Willens gehört, zu dessen empirischer Natur; beide Zwecke und die Gebote, sie auszusühren, sind bedingter Art (hypothetisch). Je nachdem es sich um einen bloß möglichen oder um einen thatsächlichen Zweck handelt, ist das Gebot (der hypothetische Imperativ) entweder problematisch oder assertorisch. Der kategorische Imperativ ist "apodiktisch".

In der empirischen Natur unseres Willens liegt das Streben nach dem eigenen Wohl in der größtmöglichen Vollkommenheit: unsere Glückseligkeit erscheint deshalb als ein empirisch gegebener, darum wirklicher Zweck. Es giebt Zwecke anderer Art, die nicht unmittelbar zur Natur unseres Willens gehören, die wir ebenso gut haben als nicht haben können und demnach nur als mögliche gelten lassen, wie z. B. die Con= struction einer mathematischen Figur, einer Maschine, die Anfertigung einer Zeichnung u. f. f. Die Ausführung solcher Zwecke erforbert eine gewisse Geschicklichkeit, ein Können und, wenn es hoch kommt, eine Runftfertigkeit. Die bedingten 3mede gehen daher entweder auf Glud= seligkeit oder praktisch=technische Bildung. In der ersten Absicht wird gefragt: "was muffen wir thun, um glücklich zu werden? Wie muffen wir es anfangen, um so viel Vortheil, so wenig Nachtheil als möglich zu haben, um aus allem den größtmöglichen Nuten zu ziehen?" In der zweiten Absicht wird gefragt: "was mussen wir thun, um dies ober jenes zu leisten, diese ober jene Kunft zu erlernen u. f. w.?" Auf beide Fragen wird mit gewiffen Regeln, Vorschriften, Geboten hypothetischer Art geantwortet. Das beste Mittel zur Glückseligkeit ist Alugheit, das einzige Mittel zur Kunstfertigkeit ift Geschicklichkeit. Wer in der Welt gut fortkommen, sich auf das Klügste benehmen will, verlangt gute Rathschläge; wer eine Kunft erlernen, zu einer Verrichtung geschickt werben will, verlangt gute Anweisungen, Borschriften, Regeln. Rathschläge zur Lebensklugheit in Absicht auf unser Wohl heißen "pragmatische Imperative", wie man ein zur allgemeinen Wohlsahrt aus Vorsorge gemachtes Gesetz eine pragmatische Sanction, ein zur praktischen Belehrung geschriebenes Geschichtswerk eine pragmatische Geschichte nennt. Regeln und Anweisungen zur geschickten Lösung einer Aufgabe find "technische Imperative".¹

Jetzt läßt sich der Pflichtbegriff unter den Geboten genau und bestimmt unterscheiden. Alle praktischen Gesetze sind Imperative, diese sind entweder hypothetisch oder kategorisch, die hypothetischen sind entweder affertorisch oder problematisch, entweder pragmatisch oder technisch: jene bestehen in Rathschlägen, diese in Regeln; die Rathschläge gehen auf die Klugheit, deren Zweck die Glückseigkeit ist, die Regeln auf die Geschicklichkeit als Mittel zur praktisch=technischen Bildung. Der kategorische Imperativ gilt apodiktisch, er ist keine Klugheitsregel, keine technische Vorschrift, sondern ein Gesetz dieses Gesetz geht auf die Sittlichkeit, deren Zweck allein sie selbst ist.

Der kategorische Imperativ, den wir auch als den Imperativ der Sittlichkeit bezeichnen können, ist von den anderen wesentlich unter= Alle die anderen Imperative haben bestimmte und besondere Wenn ich Ziele solcher Art erreichen will, so muß ich die Mittel wollen, welche dahin führen; das Wollen des Zwecks begreift das Wollen der Mittel in sich; aus der Vorstellung des vorausgesetzten Zwecks folgt die Anweisung auf die richtigen jenem Zwecke angemessenen Mittel, folgen also die Rathschläge der Alugheit wie die Regeln und Vorschriften zur Geschicklichkeit: die Gebote ber pragmatischen und tech= nischen Imperative sind daher analytische Sätze. Dagegen der moralische Imperativ verknüpft ohne jede Rücksicht auf einen vorausgesetzten Zweck, ohne Rückficht auf die in dem Willen enthaltenen Triebfedern und Neigungen ein Gesetz von schlechterdings allgemeiner Geltung mit unserm Willen; dieses Gesetz kann nicht aus dem gegebenen Begriffe des Willens geschöpft sein, benn der gegebene Begriff ist empirisch, und aus einer empirischen Bestimmung folgt kein allgemeines Gesetz, keine fittliche Regel; das Sittengesetz ist daher kein analytischer, sondern ein synthetischer Satz, der unabhängig von aller Erfahrung, also a priori feststeht: es ist mithin "ein synthetischer Sat a priori". Hier er= scheint das Problem der Sittenlehre in derselben Form als das Problem der Bernunftkritik. Die Bernunftkritik fragte: wie sind synthetische Urtheile a priori in theoretischer Hinsicht möglich? Die Sittenlehre fragt: wie sind synthetische Urtheile a priori möglich in praktischer

¹ Grundlegung zur Metaphyfit der Sitten. Abschn. II. (Bb. IV. S. 36--41.)

Hilosophie in die eine Formel zusammenfassen: wie sind sowohl in theoretischer als auch in praktischer Hinsicht synthetische Urtheile a priori möglich? In dieser Formel liegt die ganze Schwierigkeit der Untersuchung. Die Sittensehre hat jetzt den Punkt erreicht, wo sie in den Kern ihrer Aufgabe eingeht.

2. Das Sittengeset als formales Willensprincip.

Der kategorische Imperativ forbert eine Willensbestimmung, die in Rücksicht nicht bloß der Handlung, sondern der Maxime absolut gesetzmäßig ist. Der innere Beweggrund der Handlung soll so beschaffen sein, daß er allgemeines Gesetz werden kann. Ein allgemeines Gesetz ist der Ausdruck ausnahmsloser Nothwendigkeit, also ein Welt= oder Naturgesetz; der kategorische Imperativ gedietet mithin einen Willen, dessen Maxime Naturgesetz sein kann. Die Maxime selbst ist ein Willensact. Meine Handlung soll zusolge des Sittengesetzes so beschaffen sein, daß nach meinem eigenen Willen der Beweggrund meiner Handlung als Naturgesetz gelten kann. Wenn die Handlung nicht so beschaffen ist, wenn ich bei ernster Selbstprüfung mir eingestehen muß, ich könne nicht wollen, daß meine Maxime naturgesetzliche Nothwendigkeit habe, so ist die Handlung nicht moralisch. Wie ist ein solcher Imperativ möglich, der für jede sittliche Handlung die Allgemeingültigkeit der Maxime gebietet?

Der Beweggrund jeder eigennützigen Hanblung ist die Selbstliebe. Ich kann diesen Beweggrund haben, aber ich kann unmöglich wollen, daß diese Maxime Naturgesetz werde; denn wenn alle Wesen nur nach dem Beweggrunde der Selbstliebe handelten, so würde keine Gemeinsschaft, kein Zusammenhang, in diesem Sinne keine Natur möglich sein: ich würde ein Naturgesetz wollen, nach welchem die Natur selbst unsmöglich wäre. Deshalb kann von der Selbstliebe nie gewollt werden, daß sie als Gesetz gelte; daher ist keine Handlung moralisch, deren Maxime die Selbstliebe ist, sei es nun die verseinerte Selbstliebe oder der gröbste Eigennutz. Es wäre nur eine verseinerte Selbstliebe, wenn ich bloß deshalb nicht selbstsüchtig handeln wollte, damit auch andere gegen mich nicht selbstsüchtig handeln: mit einer solchen Absicht würde ich menschenfreundlich handeln aus Egoismus. Man hat dem kantischen

¹ Grundlegung zur Metaphyfit der Sitten. Abschn. II. (Bb. IV. S. 40-43.)

Moralprincipe ben Vorwurf gemacht, daß es im Grunde auf das bestannte: "was du nicht willst, das dir geschieht u. s. s." hinauslause. Mit Unrecht und aus Mißverständniß des kantischen Sazes. Die kantische Moral verneint die Selbstliebe, nicht weil sie Schaden bringt, sondern weil sie die Gemeinschaft, den Zusammenhang, die Natur in diesem Sinne ausschließt, also niemals allgemeines Geset (Naturgeset) werden kann. In dem kantischen Moralprincip liegt gar keine Kücksicht auf den subjectiven Voralprincip liegt gar keine Romatik voralprincip lie

Nun sind alle Triebsedern des empirischen Willens ebensoviele Neigungen der Selbstliebe. Wenn also der moralische Imperativ die Selbstliebe von der Maxime vollkommen ausschließt, so schließt er da= mit zugleich alle empirischen Triebsedern aus. Diese Triebsedern bilden das gegebene Willensmaterial. Was vom Willen nach Abzug seines natürlichen, empirisch gegebenen Inhalts übrig bleibt, ist der "reine oder bloß formale Wille". Die empirischen Triebsedern bilden das materiale Willensprincip, der moralische Imperativ setzt an dessen Stelle ein rein sormales. Wie ist ein solcher Imperativ oder ein solches Willensprincip möglich?¹

3. Das Sittengesetz als Endzweck. Die Person und beren Burbe.

Jedes Willensprincip ift ein Beweggrund des Handelns, etwas, das in der Handlung verwirklicht werden soll, d. h. ein Zweck. Wenn es keine Zwecke gabe, so gabe es auch keine Motive, keinen Willen, keine Willensgesetze oder Gebote. Jeder empirische Beweggrund ift ein 3weck, welcher in meiner Natur bedingt ist und in Rücksicht auf meine Interessen gilt: er ift ein bedingter, relativer, subjectiver 3med; die darauf bezüglichen Handlungen sind durch diesen Zweck bestimmt als Maßregeln der Klugheit ober Geschicklichkeit nach pragmatischen und technischen Regeln. Die relativen Zwecke und die bedingten Gebote (hypothetische Imperative) stützen sich gegenseitig. Ein relativer Zweck motivirt stets einen hypothetischen Imperativ. Auch der Grund des kategorischen Imperativs ist ein Zweck, aber unmöglich ein relativer: also kann es nur der absolute Zweck sein, welcher den kategorischen Imperativ ermöglicht. Der relative Zweck gilt unter gewissen Bedingungen, der absolute Zweck gilt an sich selbst. Giebt es einen 3med, welcher an fich selbst gilt?

¹ Grundlegung zur Metaphyfit der Sitten. Abschn. II. (Bb. IV. S. 43-51.)

Der relative Zweck dient zu irgend etwas, er ist das Zweckdienliche, Nühliche, Brauchbare: er gilt als Mittel. Jeder Zweck ist relativ, der als Mittel zu einem anderen Zwecke dient. Im Unterschiede davon nennen wir absolut denjenigen Zweck, welcher seiner Natur nach nie Mittel, sondern nur 3weck ist: ein solcher 3weck gilt an sich selbst, er ist Selbstzweck. Es fragt sich, ob es ein Wesen giebt, bas durch seine Natur die Geltung eines absoluten Zwecks hat? Es müßte ein Wesen sein, welches nach seiner Natur nicht Mittel für einen anderen Zweck sein kann. Run ist klar, daß nur ein solches Wesen nie selbst Mittel sein kann, für welches alles andere Mittel ist, und welches selbst das Princip oder den letzten Grund aller relativen Zwecke bildet: ein solches Wesen kann niemals relativer Zweck ober Mittel sein, benn sonst ware es nicht die Bedingung, unter der allein relative Zwecke möglich sind; sonst würde es ein anderes Wesen voraussezen, wodurch es selbst als Zweck oder Mittel bedingt wäre. Wie das Princip aller Erfahrung nicht selbst Gegenstand der Erfahrung, das Subject aller Pradicate nicht selbst Pradicat sein kann, so kann das Princip oder Subject aller Mittel nicht selbst Mittel ober zweckbienliches Object sein. Es giebt keine Mittel, keine relativen Zwecke ohne ein zwecksetzendes Wesen, d. h. ohne Willen ober praktische Vernunft. Das vernünftige Wesen ist Person. Die Person ist das Princip aller relativen Zwecke, die Bedingung, unter welcher allein Mittel möglich sind; darum ist die Person nie Mittel, sondern nur Zweck, absoluter Zweck, Selbstzweck: die Person als Vernunftwesen, als praktische Vernunft, also auch ber Mensch, sofern er Person ist ober Person zu sein fähig ist, b. h. jeder Mensch.

Jeber Zweck hat eine Geltung, die seinen Werth ausmacht: das Mittel hat relativen Werth, der Selbstzweck absoluten. Nicht Personen, sondern nur Sachen können Mittel sein; also sind es nur Sachen, die einen relativen Werth haben. Der relative Werth ist der Nutzen, den etwas gewährt, der Gebrauch, welcher davon gemacht werden kann, die Geltung einer Sache in Rücksicht auf eine Person; ein solcher Werth kann größer oder geringer sein, der Größenwerth kann gemessen und nach einem Maßstade von allgemeiner Geltung bestimmt werden; dieser allgemeine Maßstad ist "das Aequivalent" aller relativen Werthe (im bürgerlichen Verkehre das Geld, welcher Art es auch sei), wodurch der Größenwerth einer Sache oder deren Preis bestimmt wird. Jede Sache hat ihre relative Werthbestimmung oder ihren Preis. Wenn die Sache

für Geld feil ift, so nennen wir ihre Werthbestimmung "ben Rauf= ober Marktpreis"; es kann Sachen geben, die für Geld nicht feil sind, die also keinen Marktpreis und boch (als Sachen) nur einen relativen Werth haben. Es sei z. B. eine Sache, die mich an eine geliebte Person erinnert, und die ich um nichts in der Welt hergeben möchte: der Werth eines solchen Andenkens liegt nicht in der Sache selbst, sondern in meiner Neigung, sie hat einen persönlichen Werth, keinen Markt=, sondern einen "Affectionspreis". Der Werth einer Sache liegt eigent= lich nie in ihr selbst, sondern stets in der Person, die sie braucht oder schätzt. Wenn eine Sache den allgemeinen menschlichen Bedürfniffen dient, wie z. B. die Nahrungsmittel, so hat ihr Werth einen Markt= preis; wenn sie nur die Neigung dieser einzelnen Person für sich hat, so ift ihr Werth ein Affectionspreis. In allen Fällen ift der Werth der Sachen relativ. Nur die Person selbst hat einen absoluten Werth, der jedes Aequivalent ausschließt, keinen Preis hat, schlechterdings un= veräußerlich ist und durch nichts ersetzt ober aufgewogen werden kann; die Person gilt durch sich selbst. ihr Werth ist ihr Dasein, nicht ber Nuten, den sie für andere hat: dieser rein moralische Werth ist "die Burde ber Person", die Menschenwürde.

Damit ist der Zweck bestimmt, der den kategorischen Imperativ ausmacht und ermöglicht. Das Sittengesetz sagt: "Handle so, daß die Maxime deiner Handlung nach deinem eigenen Willen Naturgesetz sein kann". Mit anderen Worten: "Handle nach einem absoluten Zwecke, der jeden relativen oder eigennützigen Zweck ausschließt". Dieser absolute Zweck kann nur die vernünstige Natur selbst, die Geltung der Person, die Würde der Menschheit sein. Also erklärt sich das Sittenzgest in der Formel: "Handle so, daß du die Menscheit sowohl in deiner Person, als in der Person eines jeden Ansdern jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchst".

Denken wir uns das Sittengesetz erfüllt, so bildet es eine Ordnung oder einen Zusammenhang vernünftiger Wesen, die sich gegenseitig als Zwecke achten und behandeln, deren keines das andere zu seinem Mittel herabwürdigt. Wenn diese Ordnung auch die Dinge in sich begreift, so bildet sie ein "Reich der Zwecke", worin alles entweder einen Preis

¹ Grundlegung zur Metaphyfik der Sitten. Abschn. II. (Bb. IV. S. 51-60. Bgl. S. 53.)

V

ober eine Würde hat, "Was einen Preis hat, an dessen Stelle kann auch etwas anderes als Aequivalent gesetzt werden; was dagegen über allen Preis erhaben ist, mithin kein Aequivalent verstattet, das hat eine Würde." Würde hat in diesem Reiche nur die Person, aber die Person als solche, b. h. jede Person. Diese so geordnete Welt ist die moralische Ordnung der Dinge, die moralische Weltordnung ist daher der Zweck des Sittengesetzs.¹

III. Das Sittengesetz als Autonomie des Willens.

1. Seteronomie und Autonomie.

Es ist noch eine Bestimmung nothwendig, welche ben moralischen Grundcharakter des Sittengesetzes erst wahrhaft ausmacht und erfüllt, denn die allgemeine Geltung des Gesetzes und der Menschenwürde machen, für sich genommen, noch nicht den moralischen Charakter. Das Sitten= gesetz gelte in strenger Allgemeinheit, ausnahmslos wie ein Naturgesetz, jede Person bilde ein Glied in der Zweckgemeinschaft aller, jede gelte nach dem obersten Gesetze der sittlichen Ordnung als Zweck, jede erfülle das Gesetz in pünktlichem Gehorsam, so kommt es noch immer darauf an, aus welchem Beweggrunde die gesetymäßige Handlung geschieht. Wird es willenlos befolgt, in blindem Gehorsam, so herrscht es als Naturgesetz, und von einer sittlichen Welt ist nicht die Rede. Gehorsam sei bewußt, das Gesetz sei deutlich vorgestellt und werde genau in jeder einzelnen Handlung befolgt, aber aus irgend einem subjectiven Interesse, aus einem Motive der Selbstliebe, aus Furcht vor Strase ober aus Hoffnung auf Lohn und Vortheil: so ist offen= bar der Grund dieser pünktlichen Gesetzeserfüllung nicht moralisch, also auch die von dem Gesetz beherrschte Welt nicht sittlich; sie heißt nur so, aber im Grunde ist sie es nicht, benn der Beweggrund der Hand= lungen ift nicht gesetymäßig, das Gesetz beschreibt nur die Oberfläche, aber durchdringt nicht den Grund der Handlungen. Maximen der Handlungen aus der Selbstliebe fließen, sind sie dem Gesetze fremd; so lange sie dem Gesetze fremd sind, ist die Gesetzeserfüllung nicht moralisch, also auch die dem Gesetze gehorchende Welt keine sittliche, also auch das Gesetz selbst nicht wahrhaft Sittengesetz. Die Willensmotive find bem Gesetze fremb, so lange das Gesetz bem Willen fremd ist. Der Wille handelt immer aus bestimmten Motiven.

¹ Grundlegung zur Metaphyfit der Sitten. Abschn. II. (Bb. IV. S. 58 u. 59.)

Wenn diese Motive nicht das Gesetz selbst sind, so sind sie andere als das Gesetz: sie sind subjective Triedsedern, die aus der Selbstliebe entspringen, Interessen eigennütziger Art. Das fremde, von außen gezebene Gesetz, welcher Abkunft es auch sei, wird durch Triedsedern erssult, die nicht das Gesetz sind. Ein solches Gesetz kann darum niemals eine sittliche Welt aus sich erzeugen.

Die lette Bedingung der sittlichen Welt und des Sittengesetzes besteht also darin, daß der Wille das Gesetz erfüllt um des Gesetzes willen, bloß aus Achtung vor dem Gesetz. Eine solche Gesetzeserfüllung ift nur dann möglich, wenn das Gesetz kein fremdes, dem Willen von außen gegebenes, aufgedrungenes, sondern bessen eigenes Gesetz ift, das fich der Wille selbst giebt. Nur ein selbstgegebenes Gesetz kann sittlicher Natur sein, benn nur ein solches kann aus dem einzig fittlichen Beweg= grunde erfüllt werden: um seiner selbst willen. Gin fremdes Gesetz kann die Geltung der Autorität haben und durch seine Macht fich Gehorsam erzwingen, es wird nicht als Gesetz begriffen, sondern als Macht empfun= den; es wird befolgt, nicht weil es Gesetz ift, es kann auch ein will= kürlicher Befehl sein, sondern weil es mit dem Ansehen der Gewalt auftritt. Der Charakter des Gesetzes besteht in der strengen Allgemein= heit seiner Geltung, diese allgemeine Geltung will erkannt sein. Was ich nicht als Gesetz begriffen habe. das hat auch für mich nicht die Be= deutung eines Gesetzes. Der Charakter der strengen Allgemeinheit besteht in der reinen Bernunftmäßigkeit; nur die Bernunft kann Gesetze begreifen und geben: das erkannte Gesetz ist ein Vernunftgesetz. Wenn ich das Sittengesetz nicht als solches erkenne, so gilt es auch nicht für mich als Gesetz im eigentlichen Verstande, so ist auch mein Gehorsam, so punktlich und treu er sein mag, nicht eigentlich Gesetzesersullung. kann bas Sittengesetz nur erkennen, wenn es ein praktisches Vernunft= gesetz ift, wenn mein eigener Wille, sofern derselbe praktische Bernunft ift, das Gefet felbft giebt. Der felbft gesetzgebende Wille ift "autonom"; der bloß gehorsame Wille, der ein fremdes Gesetz befolgt, ift "heteronom": also ist es die Autonomie des Willens, welche im letzten Grunde die Sittlichkeit bedingt und das Sittengesetz (kategorischen Imperativ) ermög= Nur der autonome Wille kann sittlich handeln, denn nur ein licht. solcher Wille kann das Gesetz erfüllen, weil es Gesetz ift, nur ein solcher kann die Pflicht thun um der Pflicht willen.

¹ Grundlegung zur Metaphysit der Sitten. Abschn. II. (Bb. IV. S. 56 u. 57.)

In der sittlichen Welt soll die Person nicht bloß Glied, sondern zugleich Oberhaupt sein: sie ist Glied der sittlichen Ordnung, wenn sie deren Gesetz erfüllt; sie ist Oberhaupt, wenn sie das Gesetz selbst giebt. Der Gehorsam gegen das Gesetz macht die Person zum Glied im Reich der Zwecke, die Autonomie macht sie zum Oberhaupt. Es ist daher die Autonomie des Willens, welche die Moralität der Gesetzeserfüllung bedingt und darum das eigentliche Princip der Sittlichkeit und der Sittenslehre ausmacht. Ist die Vernunft autonom, ist sie die einzige und alleinige Quelle aller praktischen Gesetzebung, so solgt von selbst, daß ihre Gesetze unbedingte Allgemeinheit haben und unbedingten Gehorsam fordern, daß sie, kurzgesagt, kategorisch gelten.

2. Das fritische und bogmatische Moralprincip.

Die Möglichkeit der Moralität und der Sittenlehre steht und fällt mit dem Principe der Autonomie. In diese Frage zieht sich das ganze Problem der Moralphilosophie zusammen. Die Grenze zwischen Autonomie und Heteronomie scheidet die echte Sittenlehre von der salschen, die kritische von der dogmatischen, das kantische Moralspstem von allen anderen. Diese standen sämmtlich unter dem Principe der Heteronomie und konnten kein anderes haben. Das Princip der Autonomie vermochte erst die kritische Philosophie zu erleuchten, denn um in der reinen Vernunft die Quelle der praktischen Gesetze zu sinden, mußte die reine Vernunft selbst erst entdeckt werden, und eben darin bestand die Epoche der kritischen Selbsterkenntniß.

Nicht in der Gesetzmäßigkeit der Willenshandlung, sondern in ihrer Maxime liegt die Moralität, und eine solche Gesetzmäßigkeit ist nur in einem Willen möglich, welcher selbst Gesetzgeber ist. Die dogmatischen Moralshsteme suchen den sittlichen Willen in der Uebereinstimmung mit einem Gesetz, das sie aus anderen Bedingungen herleiten als aus der vernünftigen Natur des Willens selbst, sie verhalten sich gegen die eigentzliche Triedseder des letzteren gleichgültig: daher sehlt in dieser vermeintzlichen Moralität und Sittenlehre der sittliche Kern. Die vernünftige Natur des Willens ist nur eine: es giebt darum nur ein Princip der Autonomie, nur eine darauf gegründete Sittenlehre. Aber außer der praktischen Bernunft sind der Bedingungen viele und verschiedene, aus denen sich vermeintliche Sittengesetze herleiten lassen: darum giebt es verschiedene Principien der Heteronomie und ebensoviele dogmatische Wtoralspsteme.

Die Principien der Heteronomie sind nicht Gesetze, welche die praktische Vernunft selbst giebt, sondern solche, die ihr gegeben sind und aus der Natur der Dinge geschöpft werden. Die Erkenntniß der Dinge ist entweder empirisch oder metaphysisch, in beiben Fällen dog= matisch; daher gründen sich die dogmatischen Moralspsteme entweder auf empirische oder metaphysische Principien. Die dogmatische Meta= physik ist rationale Psychologie, Rosmologie, Theologie. Die dogma= tische Sittenlehre, wenn sie sich auf die rationale Erkenntniß der Natur der Dinge gründet, wird sich besonders entweder an die Seelenlehre oder an die Theologie halten: im ersten Fall macht sie die menschliche Bollkommenheit, im anderen den göttlichen Willen zum Princip und Bestimmungsgrunde bes sittlichen Handelns. Als Beispiel ber ersten Art nennt Kant Wolf und die Stoiker, als Beispiel der zweiten Crusius und die theologischen Moralisten überhaupt. Wenn die dogmatische Sittenlehre nicht rational in der eben bezeichneten Art ist, so ist sie empirisch: fie schöpft die Principien bes sittlichen Handelns aus empir= ischen Bedingungen, welche fie entweber in der menschlichen Natur ober außerhalb derselben aufsucht. Wenn fie ihr Princip in der empirischen (finnlichen) Natur des Menschen entbeckt, so bildet den Ausgangspunkt des sittlichen Handelns das Gefühl, den Zielpunkt das Wohlgefühl: die so begründete Sittenlehre ift Gefühls= und Glückseligkeitstheorie; ent= weder nimmt fie ihren Ausgangspunkt in dem physischen Gefühl und Bedürfniß, wie Cpikur, oder in einem sogenannten moralischen Gefühle, wie die englischen Sittenlehrer der neueren Zeit, namentlich Hutcheson. Es bleibt noch übrig, daß die empirische Sittenlehre ihre Grundsatze aus äußeren Bedingungen herleitet, sei es die Gesellschaft und der bürgerliche Zustand ober die Erziehung, wodurch die Sitten bedingt und ausgebildet werden: in jenem Falle find die Moralprincipien politisch, in biesem padagogisch; als Beispiel der ersten Art läßt Kant Mandeville, als Beispiel der zweiten Montaigne gelten.

Wie verschieden diese Moralspsteme auch sind und wie groß der Unterschied zwischen Mandeville und Crusius, zwischen Spikur und Wolf auch sein mag: sie sind sämmtlich dogmatisch, sie gründen sich alle auf das Princip der Heteronomie und versehlen darum die Erstenntniß der Moralität und das Fundament einer wahrhaften Sittenslehre. Nicht das Gesetz macht den Willen, sondern der Wille macht das Gesetz dies ist der Unterschied zwischen Heteronomie und Autonomie. 1

¹ Grundlegung zur Metaphyfit der Sitten. Abschn. II. (Bb. IV. S. 60—72.) Bgl. Kritit der prakt. Vern. Th. I. Buch I. Hauptst, I. § 8. (Bb. IV. S. 142—145.)

3. Das Sittengesetz als Freiheit. Uebergang zur Kritit der praktischen Bernunft.

Wir sind bis zur Wurzel des sittlichen Handelns und damit der Sittenlehre vorgedrungen. Die Möglichkeit der Moralität und des moralischen (kategorischen) Imperativs setzt den selbstgesetzgebenden oder autonomen Willen voraus. Was aber setzt dieser voraus? Wie ist Willensautonomie möglich? Wenn der Wille sein eigener Gesetzgeber ist, so bestimmt er sich selbst und ist die alleinige Ursache von dem, was er thut, in seinem Handeln von allen anderen (empirischen) Ursachen schlechterdings unabhängig. Diese Unabhängigkeit von allen äußeren Ursachen und Bestimmungsgründen heißt "Freiheit". Wenn wir die Freiheit als eine solche Unabhängigkeit von den natürlichen Ursachen erklären, so erklären wir sie durch das, was sie nicht ist, und nehmen ihren Begriff in seiner negativen Bedeutung. Wenn der Wille in diesem Sinne nicht frei wäre, so könnte er nie autonom sein: "der Begriff der Freiheit ist mithin der Schlüssel zur Erklärung der Autonomie des Willens".

Die Unabhängigkeit bes Willens von den natürlichen Ursachen bedeutet nicht seine Unabhängigkeit von allen Ursachen überhaupt; eine solche Freiheit wäre Wilkür oder eine mit dem Begriffe des Willens unvereindare Gesetlosigkeit, denn dieser ist ein Vermögen nach Vorstellungen zu handeln, also eine Ursache, deren Wirkungen Handeln, aufon eine Ursache, deren Wirkungen Handelungen sind: er ist Causalität und als solche gesetzmäßig. Wenn der Wille natürliche Causalität wäre, so würde er nur nach Naturgesetzen handeln, so wäre das Gesetz seiner Wirkungsweise ihm gegeben und er selbst demnach unfrei. Wenn er nun frei sein soll, so hört er deshalb nicht auf, gesetzmäßig zu handeln oder Causalität zu sein, nur handelt er nicht nach Naturgesetzen: das Gesetz seiner Wirkungsweise ist ihm nicht gegeben, sondern er giebt es sich selbst. Freiheit im positiven Verstande bedeutet nicht Willkür, sondern Autonomie. Willensfreisheit und Autonomie sind ein und berselbe Vegriff.

Wie aber ist Willensfreiheit in diesem Sinne möglich? In der Natur oder als ein Gegenstand der Ersahrung ist sie nicht möglich; und da alle theoretische Erkenntniß sich auf die Ersahrung einzuschränken hat, so ist die Willensfreiheit kein Object unserer Verstandes= einsicht. Nun giebt es unabhängig von der Ersahrung überhaupt keine

¹ Grundlegung zur Metaphyfik der Sitten. Abschn. III.: Uebergang von der Metaph. der Sitten zur Kritik der reinen praktischen Vernunft. (Bd. IV. S. 73—93.)

wissenschaftliche Erkenntniß, auch keine metaphysische, die nur von seiten ihres Ursprunges, aber nicht in Ansehung ihrer Gegenstände von der Ersahrung unabhängig ist: also ist die Willensfreiheit auch kein Object metaphysischer Einsicht. Daher hat die Grundlegung zur Metaphysik der Sitten mit diesem Begriff ihre Grenze erreicht: sie hat gezeigt, worin die Sittlichkeit besteht, sie hat deren oberstes Gesetz sestgestellt und zugleich dargethan, wie dasselbe nur möglich ist unter der Bedingung der Willensautonomie ober Freiheit. Das Sittengesetz ist der Erkenntnißgrund der Freiheit, die Freiheit ist der Realgrund der Sittlichkeit.

Jest muß dieser Realgrund untersucht werden. Die Willensfreisheit ift ein Vernunftvermögen, welches nach eigenen (selbstgegebenen) Gessehen handelt; nur ein solches Vermögen kann das Sittengesetz geben und aussühren. Das Gesetz wäre nichtig, wenn keine Kraft da wäre, die es aussührte; das gesetzmäßige Sollen wäre sinnlos ohne ein naturzgemäßes Können. Um die Sittenlehre zu vollenden, muß beides untersucht werden: das Gesetz und die Kraft, das Sollen und das Können. Die Grundlegung zur Metaphysik der Sitten hatte das Gesetz, den kategorischen Imperativ, das oberste Princip der Moralität zu ihrem Thema. Dieses Gesetz ist ausgefunden und festgestellt. Jetzt handelt es sich um das zweite Princip: das dem Gesetz entsprechende Vernunstsvermögen. Diese Untersuchung fordert eine neue auf unseren Willen gerichtete Selbstprüfung, d. i. "die Kritik der praktischen Vernunst".

Die Grundlegung zur Metaphyfik der Sitten und die Aritik der praktischen Bernunft verhalten sich zu einander, wie ihre Objecte: das Sittengesetz und die Freiheit. Ohne Freiheit kein Sittengesetz, ohne Sittengesetz keine Erkenntniß der Freiheit von seiten der menschlichen Bernunft: die Freiheit ist der Realgrund des Sittengesetz, das Sittengesetz ist unser Erkenntnißgrund der Freiheit. Weil das Sittengesetz nicht sein könnte, wenn die Freiheit nicht wäre, darum könnte auch in uns das Sittengesetz nicht vorhanden sein, wenn wir nicht das Verswögen der Freiheit hätten: darum ist sür uns das Sittengesetz der Beweisgrund unserer Freiheit. Die Sittenlehre urtheilt: "wir sollen, also wir können"; sie sagt: "wir können, denn wir sollen". Die Grundlegung zur Metaphysik der Sitten ist daher früher als die Kritik der praktischen Vernunst. Die Sittlichseit gründet sich auf das sittliche Bewußtsein, darum war die Analyse des letzteren Kants erste moral=

philosophische Aufgabe. Der Uebergang von der theoretischen zur praktischen Philosophie verhält sich in der kantischen Lehre so, wie es Schiller epigrammatisch ausgedrückt hat:

> Auf theoretischem Felb ist weiter nichts mehr zu finden, Aber ber praktische Sat gilt boch: Du kannst, benn bu sollst!

Siebentes Capitel.

Das Problem der menschlichen Freiheit. Der Mechanismus der Natur und die Causalität Gottes.

I. Das Problem. Die Unmöglichkeit der Freiheit.

Die Grundlegung zur Metaphysik der Sitten hat das Wesen der Moralität dargethan, das Gesetz derselben erklärt und die Möglichkeit eines solchen Princips in der Willensautonomie nachgewiesen: sie hat die letztere der Freiheit gleichgesetzt und damit ihre Untersuchung beschlossen, denn die Freiheit ist kein Gegenstand metaphysischer Einsicht. Wie das Problem der Sittenlehre in das der Freiheit übergeht, entsteht diesenige Aufgabe, welche durch die Kritik der praktischen Vernunft gelöst sein will.

Rants Begründung einer neuen Sittenlehre ist nicht so zu verstehen, als ob durch ihn ein neues Sittengesetz aufgestellt ober das wahre überhaupt erst entdeckt worden sei. Wenn es sich so verhielte, so müßte die vorkantische Welt entweder gar keine oder falsche sittliche Grundsätze gehabt haben. Vielmehr hat unser Philosoph das mahre Princip der Moralität durch eine Analyse des natürlichen, von aller Moralphilosophie unabhängigen Bewußtseins bestimmt und verdeutlicht; er hat gezeigt, daß es in der gemeinen sittlichen Vernunfterkenntniß vorhanden und wirksam ist, jedem fühlbar und bei einiger Selbst= prüfung auch von jedem empfunden. Daher war ber Ginwurf, daß Rant in seiner Grundlegung zur Metaphysik ber Sitten kein neues Princip der Moralität, sondern nur eine neue Formel aufgestellt habe, völlig verfehlt. Der Philosoph entgegnete dem Tadler, daß er es besser getroffen, als er wohl selbst gemeint haben möge. "Wer wollte aber auch einen neuen Grundsatz aller Sittlichkeit einführen und diese gleichsam zuerst erfinden? Gleich als ob vor ihm die Welt in dem, was Pflicht sei, unwissend oder in durchgängigem Irrthum gewesen wäre. Wer aber weiß, was dem Mathematiker eine Formel bedeutet, die das, was zu thun sei, um eine Aufgabe zu befolgen, ganz genau bestimmt und nicht versehlen läßt, wird eine Formel, welche dieses in Ansehung aller Pflicht überhaupt thut, nicht für etwas Unbedeutendes und Entbehrliches halten."

Nun beruht die Sittlichkeit und deren oberfter Grundsatz auf dem Vermögen der Freiheit. Ohne Freiheit des Willens ist das Sittengesetz kein selbstgegebenes, und damit fehlt ihm, was sein Inhalt auch sei, die moralische Verbindlichkeit und der moralische Charakter. Wenn also die wissenschaftliche Sittenlehre in der That grundlegend sein will, so muß sie dieses Bermögen mit voller Sicherheit behaupten. Mit der Freiheit, wenn man fie verneint, wird das sittliche Vermögen, mit dem Freiheitsbegriff die Sittenlehre aufgehoben. Hier also berühren wir das innerste und schwierigste Problem der ganzen Moralphilosophie: die Frage der Freiheit. Rant hatte diese Frage schon in der Kritik der reinen Vernunft, wo es sich in den kosmologischen Antinomien um die Möglickeit einer unbedingten Causalität in der Welt handelte, zum Gegenstand einer tieffinnigen und schwierigen Untersuchung gemacht, beren Resultat die Aufhellung und richtige Fassung des Problems war. 2 Er kommt in der Kritik der praktischen Bernunft nach der Vollendung ihres analytischen Theiles noch einmal auf die eindringende Untersuchung dieses Themas zuruck, das den eigentlichen Kern der ganzen Sittenlehre enthält. Um der Wichtigkeit und Schwierigkeit der Sache willen, die nicht hoch genug angeschlagen werden können, erörtern wir hier von neuem und vor allen übrigen Fragen der Kritik der praktischen Vernunft das Freiheitsproblem, wie es in diesem Werke der Philosoph in seiner "kritischen Beleuchtung ber Analytik" ausgeführt hat.

Es giebt einen Gesichtspunkt, unter dem die Freiheit als unmög= lich erscheint, einen zweiten, unter dem sie uns als möglich einleuchtet, einen dritten, unter dem sie (nicht bloß als möglich, sondern) als wirk= lich und nothwendig gedacht werden muß. Und die Schwierigkeit des Problems liegt darin, daß diese verschiedenen und widerstreitenden Ge-

¹ Aritik d. pr. Vern. Vorrede. (Bd. IV. S. 103. Anmig. — * Aritik d. r. Vern. Transsc. Dial. Buch II. Hauptst. II. Abschn. IX. 4. III. Bgl. dieses Werk. Bd. IV. Buch II. Cap. XIII. S. 536—544. — * Aritik d. prakt. Vern.: Aritische Beleuchtung der Analytik der reinen praktischen Vernunft. (Bd. IV. S. 204 bis 224, bes. S. 209—220.)

sichtspunkte vereinigt werden. Ohne transscendentale Freiheit ist keine praktische, ohne diese keine Moralität möglich, durch sie ist die letztere nothwendig. "Wenn man die Möglichkeit der Freiheit einer wirkenden Ursache einsähe, so würde man nicht bloß die Möglichkeit, sondern die Nothwendigkeit des moralischen Gesetzes, als obersten praktischen Gesetzes vernünstiger Wesen, einsehen, weil beide Begriffe so unzertrennzlich verbunden sind, daß man praktische Freiheit auch durch Unabshängigkeit des Willens von jedem andern außer allein dem moralischen Gesetze desiniren könnte."

1. Die Freiheit in ber Sinnenwelt.

Die transscendentale Freiheit ist das Vermögen einer von außeren Ursachen unabhängigen Wirksamkeit ober einer unbedingten Causalität, eine unbedingte Ursache ist nie empirisch und darum nie erkennbar; in der Natur der Dinge, so weit sie Erscheinungen oder Erfahrungsobjecte find, giebt es nichts Unbedingtes; das Bermögen der Freiheit ift daher nie als Erscheinung gegeben, unsere Verstandesbegriffe aber gelten nur für Erscheinungen, diese allein konnen Gegenstände unserer Erkenntniß sein: mithin ift die Freiheit kein Berstandesbegriff und kein Erkenntniß= object. Nur von Erscheinungen sind Erkenntnißurtheile möglich, darum darf von der Freiheit weder bejahend noch verneinend geurtheilt werden, fie läßt sich dogmatisch weder behaupten noch ableugnen, wie die Kritik der reinen Vernunft in ihrer dritten Antinomie bewiesen hatte. Diese Sate bleiben unumstößlich. Aus der Natur der Dinge können wir die Freiheit nicht erklären; ebensowenig ist der Freiheitsbegriff selbst im Stande, etwas in der Natur der Dinge zu erklären. Erkennbar ist das Dasein der Freiheit in keinem Falle, ebensowenig ist ihr Nichtbasein erkennbar. Wenn die kritische Philosophie die Erkennbarkeit der Freiheit verneint, so verneint sie damit nicht auch deren Dasein; die erste Verneinung ist kritisch, die zweite dogmatisch. Etwas kann dem Begriffe nach möglich sein, ohne unserem Verstande gegenständlich zu sein: im letteren Falle ist es erkennbar, im ersteren bloß benkbar. Wenn die Vernunftkritik die Erkennbarkeit der Freiheit verneint, so verneint sie damit nicht auch beren Denkbarkeit. Denkbar ift, was sich im logischen Verstande nicht widerspricht. Ein absolut begrenzter Raum, eine vollendete Zeit, ein begrenztes Weltganzes sind undenkbar, benn die

¹ Kritit b. pratt. Vern. Kritische Beleuchtung ber Analytit u. f. f. (Bb. IV. S. 209.)

Anschauungen von Raum und Zeit sind unbegrenzt. Dagegen ist eine unbedingte Causalität sehr wohl denkbar; denn da Ursache und Wirkzung verschiedenartig sind, so ist es kein Widerspruch, daß Wirkungen, welche bedingt sind, eine Ursache haben, welche unbedingt ist. Es ist kein Widerspruch zwischen der Kette der natürlichen Wirkungen und der unbedingten Causalität, zwischen Natur und Freiheit, wie schon die Vernunftkritik in der dritten kosmologischen Antinomie gezeigt hatte.

2. Die Freiheit in ber Zeit.

Indessen läßt sich die Freiheit nur auf eine bestimmte Art denken. Man muß sich deutlich machen, wie sie nicht denkbar ist: sie ist als Theil oder Glied der Sinnenwelt undenkbar, die Sinnenwelt ist der Gegenstand unserer Erfahrung, diese ist außere und innere, die außeren Erfahrungsobjecte sind in Raum und Zeit, die inneren nur in der Zeit; die Beränderungen in Raum und Zeit (Bewegungen) sind mechanisch, die inneren psychisch. Man darf die mechanische Causalität von der psychischen unterscheiden: dort sind die Veränderungen stets durch außere Ursachen, hier durch innere bedingt, in beiden Fallen aber find sie determinirt und darum unfrei. Der Mechanismus der Natur schließt die Freiheit vollkommen aus und begreift die psychologische Causalität voll= kommen in sich, die inneren Bestimmungsgründe determiniren nicht weniger zwingend als die außeren; das System der psychologischen Cau= salität ift ebenso beterministisch als das der mechanischen, der Begriff der Freiheit verträgt sich mit Leibnizens Lehre so wenig als mit der Spinozas.

Die innere Causalität der Borstellungen und Motive ist ebensalls eine natürliche, sie wirkt mit naturgesetzlicher Nothwendigkeit, also
mechanisch, sie ist psychomechanisch; wie die Ursachen eintreten, so solgen
undermeidlich die bestimmten Wirkungen. Sind die Ursachen materiell,
so ist die dadurch getriebene Maschine ein «automaton materiale»;
sind sie Borstellungen, so ist das Triebwerk ein «automaton spirituale».
Solche Automaten sind die leibnizischen Monaden, welche eben deshalb das
Bermögen der Freiheit vollkommen entbehren. Wenn unsere Freiheit
darin bestände, daß wir durch Borstellungen getrieben werden, so
"würde sie", sagt Kant, "im Grunde nichts besser als die Freiheit
eines Bratenwenders sein, der auch, wenn er einmal aufgezogen worden,

¹ Bgl. biejes Werk. Bb. IV. Buch II. (Cap. XIII. S. 536 figb.)

von selbst seine Bewegungen verrichtet". Daher ist es unmöglich, die Freiheits= und Sittenlehre auf empirische Psychologie gründen zu wollen; es ist eine leere Einbildung, innere Bestimmungsgründe für keine Determinationen zu halten und zu meinen, daß man damit die Freiheit gewonnen habe: ein sehr oberslächliches und leicht zu durchschauendes Blendwerk, womit der Empirismus sich und andere täuscht, und das ihn selbst "in der ganzen Blöße seiner Seichtigkeit" darstellt. Man möge den inneren Bestimmungsgründen in der Bergleichung mit dem Zwange äußerer Ursachen eine Art comparativer Freiheit zuschreiben, die aber, dei Licht besehen, nur eine andere Art der Unsreiheit ist. Mit dem elenden Behelse solcher Distinctionen, mit einer so "kleinen Wortklauberei" läßt sich jenes schwere Problem nicht lösen, "an dessen Auflösung Jahrtausende vergeblich gearbeitet haben, die daher wohl schwerlich so ganz auf der Obersläche gefunden werden dürste".

Die Freiheit ist in der gesammten Erscheinungswelt aus einleuchtendem Grunde undenkbar. Alle Erscheinungen, es seien äußere oder innere, sind in der Zeit, sie bilden eine Zeitreihe, jede ersolgt in einem gewissen Zeitpunkt und ist darum bedingt durch alle früheren Begebenzheiten: jeder Moment einer Veränderung ist bedingt durch alle früheren Zustände, jede Veränderung in der Welt, sie sei körperliche Bewegung oder bewußte Handlung, ist bedingt durch alle vorhergehenden Verzänderungen: daher ist jede Erscheinung Glied einer stetigen Naturkette und darum «a parte priori» völlig determinirt. Was der Vergangenzheit angehört, habe ich nicht mehr in meiner Gewalt. Wenn ich durch etwas bestimmt werde, das ich schlechterdings nicht in meiner Gewalt habe, so handle ich unsrei. Was in der Zeit geschieht, ob in oder außer uns, ist bedingt durch die Vergangenheit und darum vollkommen unsrei. "Ich bin in dem Zeitpunkt, darin ich handle, niemals frei." Mithin ist die Freiheit innerhalb der Zeit undenkbar.

Sie kann demnach nur als Eigenschaft oder Vermögen eines Wesens gedacht werden, welches den Bedingungen der Zeit nicht unterliegt, also nicht Erscheinung, nicht Vorstellung, sondern Ding an sich ist. Das Subject der Freiheit ist nicht als sinnliche Erscheinung, sondern nur als "intelligibler Charakter", nicht als Glied der sinnlichen, sondern der intelligibeln Welt, nicht als "Phanomenon", sondern nur als

¹ Kritik d. prakt. Bern. Kritische Beleuchtung u. s. f. (Bb. IV. S. 210—213.) — 2 Ebenbas. (Bb. IV. S. 210.)

"Noumenon" möglich. Damit ist die Bedingung festgestellt, unter welcher allein die Freiheit gedacht werden kann; es ist noch nicht gesagt, daß sie gedacht werden muß.¹

Die Möglichkeit ober Denkbarkeit der Freiheit überhaupt beruht auf dem Begriffe des intelligibeln Charakters, auf der Unterscheidung der Phanomena und Noumena, der Erscheinungen und der Dinge an sich. Erscheinungen sind darum keine Dinge an sich, weil sie in Raum und Zeit sind, und diese nicht Beschaffenheiten der Dinge an sich, sondern bloße Vorstellungsarten oder reine Anschauungen ausmachen. Jene Unterscheidung beruht auf der transscendentalen Aesthetik, dem Lehrbegriff des transscendentalen Idealismus, dieser Grundlage der ganzen Vernunftkritik.

Setzen wir, wie es die unkritische ober dogmatische Denkweise mit sich bringt, daß Raum und Zeit, unabhängig von unserer Vorstellung, den Dingen als solchen zukommen, so sind diese in Raum und Zeit, also mit den Erscheinungen dergestalt identisch, daß beide dieselben Objecte ausmachen, und zwischen beiden eine Unterscheidung, welche ihre Gebiete trennt, nicht möglich ist: dann ist alles, was ist, in der Zeit, es giebt nichts von ihr Unabhängiges, kein Wesen als Subject der Freiheit, diese selbst ist dann vollkommen undenkbar. Die Möglichkeit der Freiheit wie der Sittenlehre gründet sich daher auf die transscen= dentale Aesthetik. Und da die letztere den neuen und eigenthümlichen Standpunkt der kritischen Philosophie bilbet, so leuchtet ein, daß unter allen Systemen diese zuerst den Begriff der Freiheit denkbar gemacht und durch ihre Art der Unterscheidung zwischen Erscheinungen (Vorstellungen) und Dingen an sich, zwischen ben "Phanomena" und "Noumena" den intelligibeln Charakter als den einzig möglichen Träger der Freiheit enthüllt hat. Daher sagt Kant in seiner Kritik der praktischen Bernunft am Schluß der kritischen Beleuchtung: "Bon so großer Wich= tigkeit ist die in der Aritik der reinen speculativen Vernunft verrichtete Absonderung der Zeit (sowie des Raumes) von der Existenz der Dinge an sich selbst".2

3. Die Freiheit unter ben Dingen an sich.

Aber in der intelligibeln Welt selbst erhebt sich mit der Idee Gottes wider die Möglichkeit unserer Freiheit eine Macht, welche ihr den

¹ Bgl. dieses Werk. Bd. IV. Buch II. Cap. XIII. S. 538 figb.) — ² Kr. d. pr. B. Kritische Beleuchtung u. s. f. (Bd. IV. S. 220.)

gänzlichen Untergang broht. Ihre Rettung vor dem Mechanismus der Natur, ihre Unabhängigkeit von der Zeit und der Sinnenwelt, die von der Zeit beherrscht wird, ihre intelligible Existenz hilft zu nichts, wenn fie in der Welt der Dinge an sich in die Abhängigkeit von Gott geräth und in die unwiderstehliche Sphäre der göttlichen Almacht fällt. Wenn man das Dasein Gottes bejaht, so muß man ihn als "allgemeines Urwesen", als "Wesen aller Wesen" benken, welches selbst von nichts, und von welchem alle anderen Dinge abhängig sind. Gerade in dieser völligen Unabhängigkeit seines Daseins und in der völligen Abhangigkeit aller übrigen Wesen von ihm besteht jene "Allgenugsam= keit Gottes, auf die alles in der Theologie ankommt", und welche Kant schon in seiner vorkritischen Schrift "Vom einzig möglichen Beweisgrunde zu einer Demonstration des Daseins Gottes" als den richtigsten Ausbruck, um die größte Vollkommenheit des göttlichen Wesens zu bezeichnen, hervorgehoben hatte. Mit der Causalität Gottes und unserer ganzlichen Abhängigkeit von ihm ist die menschliche Freiheit unverein= bar, denn der lette bestimmende Grund unseres Daseins wie unserer Handlungen liegt in einem Wesen, welches ganzlich außer unserer Gewalt Wir sind bann Marionetten in der Maschine Gottes, denkende ist. Automaten, welche sich einbilden frei zu sein, aber durch Faben bewegt werben, die eine frembe Sand lenkt.2

Unter der Boraussetzung einer solchen unbedingten Causalität Gottes, welche der Existenz aller Dinge zu Grunde liegt und sie erzeugt, muß solgerichtigerweise, wie Spinoza gethan hat, die Substantialität der Dinge und jede Möglichkeit der Freiheit in der Welt völlig verneint werden. Dann müssen die Dinge, wie es nach der Lehre Spinozas geschieht, sür Accidenzen gelten, die der göttlichen Substanz inhäriren. In diesen Folgerungen ist der Spinozismus consequenter als die Schöpfungslehre, welche das göttliche Schaffen zeitlich geschehen läßt, die Geschöpfe als zeitliche Wirkungen Gottes betrachtet und doch für Substanzen hält und die menschliche Freiheit behauptet.

Die Folgerungen in der Lehre Spinozas sind nothwendig, aber ihre Grundidee ist ungereimt. Wenn Gott der Urgrund und die erzeugende Ursache aller Dinge ausmacht, so müssen die nothwendigen

¹ Bgl. Einzig möglicher Beweisgrund u. s. f. Abtheil. II. Betr VIII. (Bd. V. S. 117 flgd.) Bgl. dieses Werk. Bd. IV. Buch I. Cap. XIV. S. 227—233. Ar. d. prakt. Vern. Arit. Beleuchtung u. s. f. (Bd. IV. S. 217 flgd.) — ² Ebendas. S. 217 u. 218.) — ³ Ebendas. (S. 219.)

Bedingungen aller Erscheinungen auch die Urformen der göttlichen Wirksamkeit, d. h. göttliche Wirkungsarten ober Beschaffenheiten sein: Raum und Zeit gehören dann in den Urgrund der Dinge und sind die wesentlichen Bestimmungen des Dinges an sich. In diesem Lichte sieht Rant die Grundidee des Spinozismus und stellt seine Lehre, in= dem er sie mit jenem vergleicht, in eine Alternative, welche uns an einen etwas früheren Ausspruch Jacobis und an einen späteren Fichtes er= Jacobis Meinung war: entweder meine Glaubensphilosophie oder die Lehre Spinozas! Fichtes Erklärung lautet: entweder meine Wissenschaftslehre ober das System Spinozas! Und Kants Urtheil in seiner kritischen Beleuchtung der Analytik der praktischen Vernunft läßt sich in der Kürze so aussprechen: entweder der transscendentale Idea= Lismus meiner Vernunftkritik oder der Spinozismus! Er sagt wörtlich: "Daher, wenn man jene Ibealität der Zeit und des Raumes nicht annimmt, nur allein der Spinozismus übrig bleibt, in welchem Raum und Zeit wesentliche Bestimmungen des Urwesens selbst sind, die von ihm abhängigen Dinge aber (also auch wir selbst) nicht Sub= ftanzen, fondern bloß ihm inharirende Accidenzen sind; weil, wenn diese Dinge bloß als seine Wirkungen in der Zeit existiren, welche die Bedingung ihrer Existenz an sich wäre, auch die Handlungen dieser Wesen bloß seine Handlungen sein müßten, die er irgendwo und irgendwann ausübte".1

Der Widerstreit zwischen der Gottesidee und der menschlichen Freisheit ist unlösdar, solange Zeit und Raum als Bestimmungen der Dinge an sich und darum von der göttlichen Wirksamkeit gelten. Unter den Bedingungen des zeitlichen Geschehens ist die Freiheit unmöglich. Die Auflösung der Schwierigkeit besteht demnach auch hier in der Lehre von der transscendentalen Idealität der Zeit. Die göttliche Schöpfung ist als unbedingte Causalität unabhängig von aller Zeit, d. h. zeitlos, alle Handlungen dagegen sind als Erscheinungen in der Zeit: es ist daher widersinnig, Gott als Schöpfer der Erscheinungen, als Ursache

¹ Bgl. Einzig möglicher Beweisgrund u. f. f. (S. 219.) Es ist zu bemerken, daß Spinoza wohl den Raum oder die Ausdehnung, aber nicht die Zeit als ein Attribut Gottes betrachtet, daß daher die odige Ansicht in diesem Punkte ihm entweder unrichtigerweise beigelegt oder nur in Folge einer beurtheilenden Auslegung seiner Lehre zugeschrieben wird. Schon Descartes hatte erklärt, daß die Zeit keine Eigenschaft der Dinge, sondern eine Vorstellungsart oder ein bloßer modus cogitandi sei.

unsereimt, seine Existenz und Wirksamkeit so zu denken, daß sie die Möglichkeit der menschlichen Freiheit ausheben. Die Schöpfung betrifft, wie Kant sich ausdrückt, die intelligible, aber nicht die sensible Existenz der Geschöpfe und kann sich demnach mit der Freiheit der letzteren, da dieselben keine zeitlichen Wirkungen sind, wohl vertragen.

II. Auflösung des Problems: die Möglichkeit der menschlichen Freiheit.

1. Der empirifche und intelligible Charafter.

Wenn die Ursache meiner Handlungen ein anderes Wesen ist als ich selbst, so din ich mit allem, was ich thue, in der Wurzel unfrei. Wenn ich selbst nur die zeitliche oder empirische Ursache meiner Handlungen din, so handle ich in jedem Zeitpunkte unfrei, weil bedingt durch alle vorhergegangenen Zustände der Welt und des eigenen Daseins, also von Bedingungen abhängig, die völlig außer oder nicht mehr in meiner Gewalt sind. Meine Handlungen sind frei, wenn ich ihre alleinige, unbedingte, intelligible Ursache din. Daher ist die Freiheit nur dann möglich, wenn das Subject der Handlungen in einem intelligiblen Charakter besteht. Nun ist die Frage: wie kann das selbsect empirischer und zugleich intelligibler Charakter sein? Wie ist es möglich, daß dieselben Handlungen zugleich nothwendige Wirkungen des
ersten und freie Thaten des anderen sind? Wie kann ich frei sein, indem ich unsrei handle?

Es giebt einen boppelten burch das Selbstbewußtsein geforberten Standpunkt menschlicher Selbstbetrachtung. Als Gegenstand unserer Ersahrung erscheinen wir uns als ein Glied der Sinnenwelt, verkettet in die Ordnung der Dinge, welche ausnahmslos von der Zeit und dem Gesetze der zeitlichen Causalität beherrscht wird; zugleich unterscheiden wir uns von allen Erscheinungen, also auch von der eigenen, und denken uns als ein von der sinnlichen Natur unabhängiges, intelligibles Wesen oder als Ding an sich. So betrachten wir uns selbst zugleich als Sinnenswesen und als Vernunstwesen, als empirischen und als intelligiblen Charakter. Als empirischer Charakter sind wir mit allen unseren Handelungen zeitlich bedingt und darum unsfrei; als intelligibler Charakter sind wir von allen Zeitbedingungen unabhängig und darum frei. Wie

² Bgl. Einzig möglicher Beweisgrund u. f. f. (S. 219 u. 220.)

in der Natur aus den Wirkungen die Ursachen einleuchten, so erkennen wir aus unserer eigenen Vergangenheit, aus allen unseren schon begangenen Thaten unsere Sinnesart und beurtheilen unseren empirischen Charafter als ein vorhandenes Phanomen. Nehmen wir "das handelnde Subject als Erscheinung", so liegen die Bestimmungsgründe einer jeden Handlung in demjenigen, was zur vergangenen Zeit gehört, also nicht mehr in seiner Gewalt ist (wozu auch seine schon begangenen Thaten und der ihm dadurch bestimmbare Charakter in seinen eigenen Augen als Phanomen gezählt werden müssen). Aber eben dasselbe Subject, das sich andererseits auch seiner als Dinges an sich selbst bewußt ift, betrachtet auch sein Dasein, sofern es nicht unter Zeitbedingungen steht, sich selbst aber nur als bestimmbar durch Gesetze, die es sich durch Vernunft selbst giebt, und in diesem seinem Dasein ist ihm nichts vorhergebend vor seiner Willensbestimmung, sondern jede Sand= lung und überhaupt jede dem inneren Sinn gemäß wechselnde Bestimmung seines Daseins, selbst die ganze Reihenfolge seiner Existenz als Sinnen= wesen ift im Bewußtsein seiner intelligiblen Existenz nichts als Folge, niemals aber als Bestimmungsgrund seiner Causalität als Noumens anzusehen.1

Der empirische und intelligible Charakter sind einander entgegen= gesett: jener handelt unter dem Zwange natürlicher Ursachen, dieser bagegen nach selbst gegebenen Gesetzen; die Handlungsweise des ersten ist heteronom, die des anderen autonom. Wenn nun dasselbe Subject so zu betrachten und zu beurtheilen ift, daß es diese beiden Charaktere in sich vereinigt, so scheint die Freiheit, deren Möglichkeit von einer solchen Bereinigung allein abhängt, in einen unauflöslichen Widerspruch verstrickt und damit verloren zu sein. An eine Vermischung beider Cha= raktere ist nicht zu benken. Dem Naturgesetze der Causalität läßt sich nichts abdingen, in die nothwendige Rette unserer Handlungen kann der intelligible Charakter nicht an dieser ober jener Stelle beliebig ein= greifen und die Wirkungsart des empirischen hemmen. Daher wird die einzige Möglichkeit, beide zu vereinigen, barin bestehen, daß alle unsere Handlungen nothwendige Wirkungen bes empirischen Charakters sind und bleiben, dieser selbst aber in dem intelligibeln wurzelt und als eine That der Freiheit zu gelten hat.

¹ Kritik b. prakt Bernunft. Krit. Beleuchtung ber Analytik u. s. f. (Bb. IV. S. 214.)

X

Der empirische Charakter ist gleich der Reihe aller seiner Was von ihm selbst gilt, muß deshalb von allen Handlungen. seinen Handlungen, also auch von jeder einzelnen gelten: jede ist nothwendig, "wie des Baumes Frucht", denn sie folgt aus der Natur des empirischen Charakters und den Bedingungen, unter welchen er handelt; sie ist zugleich frei, denn sie wurzelt mit dem empirischen Charakter felbst im intelligibeln; sie geschieht nach den Gesetzen des erften, welche anderer Art sind, als die des zweiten: daher kann sie nach der Richtschnur des empirischen Charakters gesetzmäßig und nach der des intelligibeln gesetzwidrig sein. Wenn sie das letztere ist, so wird in dem Bewußtsein einer solchen Handlung sich mit dem Gefühl ihrer Nothwendigkeit das ihrer Freiheit vereinigen, sie wird so beurtheilt werden, daß die eine Stimme sagt: "fie mußte geschehen", und die an= dere: "sie hätte unterlassen werden können". Denn jede Handlung muß sein, wie unser empirischer Charakter, aber dieser selbst hatte von Grund aus anders sein können. Er ist in der Freiheit gegründet und mit allem, was er thut und gethan hat, ein einziges Phanomen des Cha= ratters, den jeder sich selbst verschafft. "In diesem Betracht kann das vernünftige Wesen von einer jeden gesetwidrigen Handlung, die es verübt, ob sie gleich als Erscheinung in dem Vergangenen hinreichend bestimmt und sofern unausbleiblich nothwendig ist, mit Recht sagen, daß er sie hatte unterlassen können; denn sie mit allem Vergangenen, das sie bestimmt, gehört zu einem einzigen Phönomen seines Charakters, den er sich selbst verschafft, und nach welchem er sich, als einer von aller Sinnlichkeit unabhängigen Ursache, die Causalität jener Erschein= ungen selbst zurechnet."1

Der Philosoph weist bei diesen Erörterungen auf die Aritik der reinen Vernunst zurück, die in der Auflösung der dritten kos-mologischen Antinomie das Problem der Freiheit untersucht und sestgestellt hatte. Dort handelte es sich um die Freiheit als Welt-princip, hier als Moralprincip. Beide Fragen hängen genau zusammen und verhalten sich wie der allgemeine Fall zum besonderen: die trans-scendentale Freiheit ist der allgemeine, die praktische der besondere. Wäre die Freiheit im ersten Sinne undenkbar, so wäre sie es auch im zweiten: daher nahm die kosmologische Lehre vom intelligibeln Charakter schon

¹ Rritit b. praft. Bern. (Bb. IV. S. 214.)

die Sittenlehre in Aussicht und exemplificirte die transscendentale Frei= heit durch die praktische.¹

2. Das Gemiffen.

Wenn es sich nun mit unserem empirischen Charakter in Wahrheit so verhält, daß seine sittliche Denkart und Handlungsweise in unserem intelligibeln Charakter wurzelt, so sind unsere Handlungen zugleich beterminirt und frei, zugleich nothwendig und verschuldet; sie müssen als solche, in dieser ihrer doppelten Beschaffenheit, vor unserem eigenen Bewußtsein erscheinen und, sobald sie dem moralischen Gesetz widersstreiten, von uns selbst so empfunden werden, daß wir sie zugleich entschuldigen und verurtheilen, zugleich erklärbar und verdammungswürdig sinden. Sie sind zu erklären und zu entschuldigen, sosern sie als die natürlichen Folgen unserer Begierden, Gewohnheiten und Lebenszustände erscheinen; sie sind zu richten und zu verurtheilen, sosern sie gewollt und aus einer Willensrichtung oder einem Charakter hervorgegangen sind, welchen wir uns selbst gegeben haben.

Nun findet sich in unserem Bewußtsein wirklich eine solche doppelte Beurtheilungsart unserer Handlungen; die eine Stimme entschuldigt und rechtfertigt dieselbe Handlung, welche die andere anklagt und richtet; jene ist der Advocat, diese der Ankläger und Richter, den keine Art der Erklärung verstummen macht, diese richtende und gerechte Stimme ist das Gewissen. Die Thatsache des Gewissens stammt aus dem intelligibeln Charakter und ist das un= widerlegliche Zeugniß unserer von den Unterschieden der Zeit unabhängigen und ungehinderten Freiheit. Wenn unsere Handlungen bloß dem Gesetze der natürlichen Causalität und Succession unterworfen wären, so könnte keine anders sein, als sie erfolgt, so würde die Un= möglickeit, Geschenes ungeschehen zu machen, eine so unwiderstehliche Geltung behaupten, daß es völlig finnlos wäre, eine begangene That zu bereuen, d. h. aus moralischen Gründen schmerzlich zu empfinden. Diese Reue stammt aus bem Gewissen. Daher ist es folgerichtig, wenn entschiedene Deterministen oder "Fatalisten", wie Priestley, die Reue für ungereimt erklaren2, während es gedankenlos und inconsequent ift. von Gewissen und Reue zu reden, mahrend man den Mechanismus des Willens lehrt und daneben die Freiheit mit leeren Worten behauptet.

¹ Ngl. dieses Werk. Bb. IV. Buch II. Cap. XIII. S. 538-544. — ² Jos. Priestley: The doctrine of philosophical necessity. (1777.)

Die Consequenz ist immer besser, als ihr Gegentheil. Der offenherzige Determinismus eines Priestley, welcher die Moral aushebt, verdient mehr Beisall als jener "Synkretismus, der die Moral bejaht und zugleich eine solche Determination des Willens behauptet, daß dadurch die Mög-lichkeit der Freiheit verneint wird.

Kant nimmt die Thatsache des Gewissens als Beweisgrund seiner Lehre vom intelligibeln Charakter. "Hiemit stimmen auch die Richter= sprüche desjenigen mundersamen Bermögens in uns, welches wir Ge= wissen nennen, vollkommen überein. Ein Mensch mag künsteln, so viel als er will, um ein gesetzwidriges Betragen, dessen er sich erinnert, sich als unvorsätzliches Versehen, als bloße Unbehutsamkeit, die man niemals ganzlich vermeiden kann, folglich als etwas, worin er vom Strom ber Naturnothwendigkeit fortgerissen wäre, vorzumalen und sich darüber für schuldfrei zu erklären, so findet er doch, daß der Advocat, der zu seinem Vortheile spricht, den Ankläger in ihm keineswegs zum Verstummen bringen könne, wenn er sich bewußt ist, daß er zu der Zeit, als er das Unrecht verübte, nur bei Sinnen, d. i. im Gebrauche seiner Freiheit war, und gleichwohl erklärt er sich sein Vergehen aus ge= wisser übeln durch allniähliche Vernachlässigung der Achtsamkeit auf sich selbst zugezogener Gewohnheit, bis auf den Grad, daß er es als eine natürliche Folge derselben ansehen kann, ohne daß dieses ihm gleichwohl wider den Selbsttadel und den Berweiß sichern kann, den er sich selbst macht. Darauf gründet sich benn auch die Reue über eine längst begangene That bei jeder Erinnerung derselben, eine schmerz= hafte durch moralische Gefinnung gewirkte Empfindung, welche sofern praktisch leer ift, als sie nicht dazu dienen kann, das Geschehene un= geschehen zu machen", — "aber als Schmerz doch ganz rechtmäßig ist, weil die Vernunft, wenn es auf das Gesetz unserer intelligibeln Existenz (das moralische) ankommt, keinen Zeitunterschied anerkennt und nur frägt, ob die Begebenheit mir als That angehöre, alsdann aber immer dieselbe Empfindung damit moralisch verknüpft, sie mag jetzt geschehen oder vorlängst geschehen sein."1

Es ist wohl zu beachten, daß Kant an dieser Stelle die Stimme des Gewissens für die Freiheit unserer Handlungen zeugen, aber keines= wegs die durchgängige Nothwendigkeit der letzteren zufolge des empir=

¹ Kritit b. prakt. Bern. Kritische Beleuchtung ber Analytik u. f. f. (Bb. IV. S. 214 u. 215.)

ischen Charakters bestreiten ober wegreden läßt. Er will in der moralischen Beurtheilung der menschlichen Handlungen das Bewußtsein der Freiheit mit der vollen Anerkennung der Nothwendigkeit so vereinigt wissen, daß beide gelten und das Zeugniß der ersten aufrecht erhalten bleibt troß der Macht und dem ganzen Umfange der zweiten. Es ist in der Lehre unseres Philosophen nichts von jener beliebten Halbheit, welche Nothwendigkeit und Freiheit in den menschlichen Handlungen mischt, so daß sie beides zugleich sind; sie sind nur bis auf einen gewissen Grad nothwendig und darum auch frei, die Nothwendigkeit reicht nur so weit, daß die Freiheit auch noch ihr Plätzchen behält und mitspielen kann.

Dies ist die Ansicht, welche Kant als "Synkretismus" be= zeichnet und verwirft, indem er ihr den vollen und ruckfichtslosen Determinismus eines Priestley vorzieht. Die menschlichen Handlungen find nicht zum Theil nothwendig und zum Theil frei, wie jene Syn= kretisten meinen, sondern sie sind durchaus nothwendig und doch frei, fie sind das eine wie das andere ganz: nothwendig als Folgen des empirischen Charakters, frei als Thaten des intelligibeln, dessen Pha= nomen der empirische ist. "Denn das Sinnenleben hat in Ansehung des intelligibeln Bewußtseins seines Daseins (der Freiheit) absolute Einheit eines Phanomens, welches, sofern es bloß Erscheinungen von der Gesinnung, die das moralische Gesetz angeht (von dem Charakter) enthält, nicht nach der Naturnothwendigkeit, die ihm als Erscheinung zukommt, sondern nach der absoluten Spontaneität der Freiheit beur= theilt werden muß." 1 Anders ausgedrückt: die sittliche Gesinnung, die sich in unserem Leben darstellt, und aus welcher unsere Handlungs= weise hervorgeht, hat ihren bestimmten Charakter, welcher eine That der Freiheit ist und unsere Handlungen durchgängig determinirt. ift unser Sinnenleben "ein moralisches Phanomen von absoluter Einheit".

Es ist Thatsache, daß wir die Handlungen eines Menschen aus seiner Gesinnung herleiten und als deren nothwendige Folgen beurtheilen und voraussehen, was unmöglich wäre, wenn wir diese Gesinnung nicht als seinen constanten Charakter, als den Kern seiner sittlichen Natur betrachteten. "Hab" ich des Menschen Kern erst untersucht, so weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln." Es ist ebenso

¹ Aritit b. pratt. Bern. Aritische Beleuchtung ber Analytit u. f. f. (Bb. IV. E. 215 figb.)

sehr Thatsache, daß wir ihm diese Gesinnung zurechnen und ihn dasür verantwortlich machen, was unmöglich wäre, wenn wir dieselbe nicht für eine That der Freiheit hielten. Man muß diese beiden Thatsachen erklären oder leugnen, welches letztere leicht ist, aber nichts hilft. Die kantische Freiheitslehre will die einzige sein und ist es, welche beiden gerecht wird, sie vollkommen würdigt und aus dem Grunde des intelligibeln Charakters erklärt, als welcher den empirischen macht. Jeder Bersuch, diesen Grund selbst noch tieser zu erklären, überschreitet die Grenze unserer Erkenntniß.

Die durchgängige Determination unserer Handlungen, die aus der Gesinnung als dem sittlichen Kern unseres empirischen Charakters entspringen, läßt der Philosoph in ihrem vollsten Umfange gelten, ohne der Freiheit den mindesten Abbruch zu thun. "Man kann aber einraumen, daß, wenn es für uns möglich ware, in eines Menschen Denkungsart, so wie sie sich durch innere sowohl als außere Handlungen zeigt, so tiefe Einsicht zu haben, daß jede, auch die mindeste Triebfeder dazu uns bekannt würde, ingleichen alle auf diese wirkenben äußeren Beranlaffungen, man eines Menschen Berhalten auf die Zukunft mit Gewißheit, so wie eine Mond- oder Sonnenfinsterniß ausrechnen könnte, und bennoch dabei behaupten, daß der Mensch frei sei. Wenn wir namlich einer intellectuellen Anschauung desselben Subjects fähig waren, so würden wir doch einsehen, daß diese ganze Rette von Erscheinungen in Ansehung bessen, was nur immer das moralische Gesetz angehen kann, von der Spontaneität des Subjects als 'Dinges an sich selbst abhängt, von deren Bestimmung sich gar keine physische Erklärung geben läßt. In Ermangelung bieser Anschauung versichert uns das moralische Gesetz diesen Unterschied der Beziehung unserer Handlungen als Erscheinungen auf bas Sinnenwesen unseres Subjects von derjenigen, dadurch dieses Sinnenwesen selbst auf das intelligible Substrat in uns bezogen wird." 1

Was demnach unsere Handlungen in moralischer Rücksicht durchgängig determinirt, ist die Gesinnung, die sich nach dem Wechsel der Lebensumstände und Verhältnisse sehr verschieden äußert, aber im Grunde dieselbe bleibt. Ob sie von Grund aus einer Umwandlung fähig ist, soll nicht hier, sondern erst in der Religionslehre untersucht werden,

² Kritik b. prakt. Bern. Kritische Beleuchtung ber Analytik u. s. f. (Bb. IV. S. 216.)

wo wir noch einmal auf die Frage des intelligibeln und empirischen Charafters zurücktommen werden. Soviel steht fest: in ihren Folgen, d.h. in allen Handlungen, welche das moralische Gesetz betreffen, ift unsere Gefinnungsart determinirend, in ihrem intelligibeln Ursprunge ist sie frei. Selbst wo sie als angeborene Bosheit erscheint, gilt sie als bose, d. h. als frei und straswürdig. "Es giebt Fälle, wo Menschen von Kindheit auf, selbst unter einer Erziehung, die mit der ihrigen zugleich anderen ersprießlich war, dennoch so frühe Bosheit zeigen und so bis in ihre Mannesjahre zu steigen fortfahren, daß man sie für geborene Bösewichter und ganzlich, was die Denkungsart betrifft, für unbesserlich halt, gleichwohl aber sie wegen ihres Thuns und Lassens ebenso richtet, ihnen ihre Verbrechen ebenso als Schuld verweift, ja sie (die Rinder) selbst diese Berweise so ganz gegründet finden, als ob fie, ungeachtet der ihnen beigemeffenen hoffnungslosen Naturbeschaffenheit ihres Gemüths ebenso verantwortlich blieben, als jeder andere Mensch. Dieses würde nicht geschen können, wenn wir nicht voraussetzten, daß alles, was aus seiner Willfür entspringt (wie ohne Zweifel jede vorsätzlich verübte Handlung) eine freie Causalität zum Grunde habe, welche von der frühen Jugend an ihren Charafter in ihren Erschein= ungen (ben Handlungen) ausbrückt, die wegen der Gleichförmigkeit des Verhaltens einen Naturzusammenhang kenntlich machen, der aber nicht die arge Beschaffenheit des Willens nothwendig macht, sondern viel= 🗸 mehr die Folge der freiwillig angenommenen bösen und unwandelbaren Grundsate ift, welche ihn nur noch um defto verwerflicher und ftraf= würdiger machen."1

Wenn nun alle Handlungen sittlicher Art nothwendige Folgen unserer constanten Gesinnung oder unseres empirischen Charakters sind, wie Kant ausdrücklich lehrt, und wenn die Stimme des Gewissens diese Handlungen als Thaten der Freiheit betrachtet, darum die bösen ansklagt, richtet und verurtheilt, so ist klar, daß es nicht bloß die einzelne begangene Handlung trifft und die gute Hoffnung läßt, daß wir das nächste mal besser handeln werden, sondern es trifft die Ursache aller unserer Handlungen, unser ganzes sittliches Sein, unseren empirischen Charakter selbst und sein Richterspruch lautet: "diese unlautere Handlung ist, wie du selbst, aber du selbst bist nicht, wie du sein solltest

¹ Aritik d. prakt. Bern. Aritische Beleuchtung der Analytik u. s. f. (S. 216 u. 217.)

Fischer, Gesch. b. Philos. V. 4. Aufl. R. A.

und könntest!" Weit entsernt, uns die Nothwendigkeit unserer Handlungen auszureden, erdrückt es uns vielmehr mit dem ganzen Gewicht eben dieser Nothwendigkeit. Ohne Freiheit oder intelligibeln Charakter giebt es kein Gewissen, aber ohne die Nothwendigkeit unserer Handlungen vermöge des empirischen Charakters giebt es auch keines. Jene innere Stimme, welche Kant den Advocaten nennt, sucht die Handlungen mit ihrer Nothwendigkeit zu entschuldigen; das Gewissen straft ihn Lügen, es ist der wahre Herzenskündiger, der in dem Thema aller jener Entschuldigungsgründe die Schuld und zwar die Urschuld selbst erkennt. Daß Kants Lehre von der Freiheit diese Lehre vom Gewissen enthält und sordert, ist so einleuchtend, daß die letztere keineswegs, nach einem Einwurse Trendelenburgs, erst von mir in Kant hineingedacht, sondern ohne alle künstliche Interpretation aus ihm herausgelesen ist, da sie hier, in der kritischen Beleuchtung der Analytik der praktischen Bernunst, vor Augen liegt.

Diese Lehre vom Gewissen ist kantisch und von Schopenhauer nicht erst begründet, sondern nur in der schärfsten Form ausgeführt Er selbst fagt: "Diese Lehre Kants vom Zusammenbestehen der Freiheit mit der Nothwendigkeit halte ich für die größte aller Leist= ungen des menschlichen Ticksinns. Sie, nebst der transscendentalen Aesthetik, sind die zwei großen Diamanten in der Krone des kantischen Ruhmes, der nie verhallen wird."2 Dennoch hat er "Kants Lehre vom Gewissen" verworfen und die wichtigste Urkunde derselben, ich meine die "kritische Beleuchtung der Analytik der praktischen Bernunft", auf die er selbst mit Recht ein so großes Gewicht legt, in seiner Kritik unbeachtet gelassen; er hat sich an eine Ausführung der späteren Tugend= lehre gehalten und dem Philosophen zwei Einwürfe oder Vorwürfe ge= macht, welche, namentlich mit unserer Stelle verglichen, falsch find. Kant habe das Gewissen als "einen vollständigen Gerichtshof im Innern des Gemüthes mit Proces, Richter, Ankläger, Bertheidiger, Urtheilsspruch" vorgestellt und demselben eine Verfassung gegeben, nach welcher sowohl moralisch werthlose Handlungen, wie z. B. solche, die den Vorschriften des religiösen Aberglaubens zuwiderlaufen, als auch wahrhaft uneigen= nützige Handlungen, weil sie für die egoistischen Interessen schädliche

¹ A. Trendelenburg: Hist. Beitr. Th. III. S. 257. — Bgl. meine Prozectoratsrede "Ueber das Problem der menschlichen Freiheit". (Heidelberg. 1875. S. 23—28.) — ² A. Schopenhauer: Die beiden Grundprobleme der Ethik. Ueber die Grundlage der Moral. § 10. S. 180—182. (Frankf. 1841.)

Folgen haben, in den Anklagezustand versetzt werden. Aber der Gerichts= hof, mit welchem Kant das Gewissen vergleicht, ist keineswegs der juridische, denn das Gewissen ist zugleich Ankläger und Richter, während der Verstheidiger oder Advocat die Rolle spielt, welche man in der Moral mit dem Worte "Probabilismus" bezeichnet. Und die Handlungen, welche angeklagt, gerichtet und verurtheilt werden, sind ausdrücklich nur solche, die das moralische Gesch angehen, d. h. sittlich gesetzwidrige oder selbstsüchtige Handlungen.

III. Die Realität der Freiheit.

Es ist bewiesen, daß Freiheit und Nothwendigkeit in unseren HandLungen vereinigt sein können, und daß diese Bereinigung allein die
innere Thatsache des Gewissens möglich macht. Die Vereinigung selbst
läßt sich nur auf eine einzige Art denken: wenn der empirische Charakter durch den intelligibeln bedingt ist. Die ganze Untersuchung der
Freiheit mündet in die Frage: wie kann der intelligible Charakter zugleich empirisch sein? Wie ist es möglich, daß ein und dasselbe Subject
zugleich der intelligibeln und sinnlichen Welt angehört? So endete die Psychologie mit dem Problem: wie kann ein denkendes Wesen sinnlich
sein? Wie ist Sinnlichkeit oder Anschauung (Raum und Zeit) in reiner
Vernunft möglich? Wir erkennen die Uebereinstimmung in der letzten
Fassung des psychologischen, kosmologischen und moralischen Problems.

Der kritische Philosoph stellt diese endgültigen Fragen mit der Einsicht in ihre Unauflöslichkeit. Die Erkenntniß solcher Probleme ist der wich=
tigste Schritt zur Befreiung von den Irrthümern, welche uns glauben
machen, die Sache sei leicht, weil wir ihre Schwierigkeiten nicht sehen.
Man muß die letzteren enthüllen und aufsuchen, wenn es uns ernsthaft
um die Wahrheit zu thun ist. Im Rückblick auf die Lehre vom intelligibeln und empirischen Charakter bemerkt unser Philosoph: "Die hier
vorgetragene Schwierigkeit hat aber, wird man sagen, doch viel Schweres
in sich und ist einer hellen Darstellung kaum empfänglich. Allein ist
denn jede andere, die man versucht hat oder versuchen mag, leichter
und faßlicher? Eher möchte man sagen, die dogmatischen Lehrer der
Metaphysik hätten mehr ihre Verschmitztheit als Ausrichtigkeit darin
bewiesen, daß sie diesen schwierigen Punkt so weit als möglich aus den

¹ A. Schopenhauer: Die beiben Grundprobleme der Ethik. Ueber die Grundlage der Moral. § 9. S. 172—178. — ² Bgl. dieses Werk. Bd. IV. Buch II. Cap. X. S. 456—458.

 \checkmark

Augen brachten, in der Hoffnung, daß, wenn sie davon gar nicht sprächen, auch wohl niemand leichtlich an ihn denken würde. Wenn einer Wissensschaft geholsen werden soll, so müssen alle Schwierigkeiten aufgedeckt und sogar diejenigen aufgesucht werden, die ihr noch so im Geheim im Wege liegen, denn jede ruft ein Hülfsmittel auf, welches, ohne der Wissenschaft einen Zuwachs, es sei an Umfang oder an Bestimmtheit, zu verschaffen, nicht gefunden werden kann, wodurch also selbst die Hindernisse Besorderungsmittel der Gründlichkeit der Wissenschaft werden. Dagegen werden die Schwierigkeiten absichtlich verdeckt oder bloß durch Palliativmittel gehoben, so brechen sie über kurz oder lang in unheils dare Uebel aus, welche die Wissenschaft in einem gänzlichen Skepticismus zu Grunde richten."

Die Freiheit ist nicht erkennbar, wohl aber benkbar. Wir sagen nicht: "wir sind frei", sondern "wir denken uns als frei und handeln unter der Idee der Freiheit". Wir dürsen jetzt einen Schritt weiter gehen und erklären: die Freiheit ist nicht bloß denkbar, sondern wir müssen dieselbe als unser eigenes Vermögen denken. Wenn es eine Thatsache giebt, welche nur unter einer einzigen Bedingung möglich ist, so ist diese Bedingung selbst eine erwiesene Thatsache. Nun giebt es ein Sittengeset in uns, einen kategorischen Imperativ, dem niemand seine Anerkennung versagt: dieses Sittengesetz gilt als ein Factum der Bernunst. Ohne das Vermögen der Freiheit wäre dasselbe unmöglich. So gewiß wir die Thatsache des Sittengesetzs anerkennen, so gewiß müssen wir dessen nothwendige Bedingung, das Vermögen der Freiheit, anerkennen, und zwar als unser eigenes.

Bis jest durfte uns die Freiheit nur als Vernunftbegriff ober Idee gelten. Jest gilt diese Idee in Ansehung des Sittengesets, also in praktischer (nicht theoretischer) Rūcksicht, als eine "objective Rea-Lität". Der Freiheitsbegriff hat, wie Kant sagt, "praktisch immanente Geltung". Unter allen Vernunftbegriffen ist die Freiheit die einzige Idee, deren Existenz seststeht. Es ist die Frage, ob auf Grund dieses Begriffs auch den anderen Vernunftbegriffen, der psychologischen und theologischen Idee, objective Realität zugeschrieben werden darf? So viel ist klar, daß die Freiheit die einzige Möglichkeit bietet, jene anderen Ideen zu realisiren. Wenn diese Möglichkeit sehlschlägt, so giebt es

¹ Aritik d. pr. Vern. Aritische Beleuchtung der Analytik u. s. f. (Bb. IV. S. 220.) — 2 Grundlegung zur Metaphysik der Sitten. Abschn. III. (Bb. IV. S. 74—76.)

keine andere. Die Aritik der reinen Vernunft hat unsere Vermögen ausgemessen und genau unterschieden in Sinnlickkeit, Verstand und Vernunft (im engeren Sinn), oder in die Vermögen der Anschauung (Raum und Zeit), der Kategorien und der Ideen. Von den reinen Anschauungen und den Kategorien ist die objective Realität oder empirische Geltung bewiesen. Wenn sie auch von den Ideen auf eine bestimmte Weise dargethan werden kann, so ist das reine Vernunstspstem vollendet. Von dem Freiheitsbegriff ist sie sestgestellt. Wenn sie auch den anderen Ideen zukommen darf, so ist es nur durch den Freiheitsbegriff möglich: dieser Begriff bildet deshalb den "Schlußstein von dem ganzen Gebäude des Systems der reinen Vernunft".

Achtes Capitel.

Die Freiheit als praktische Vernunft oder Wille.

- I. Die Analyse bes Willens.
 - 1. Der empirische und reine Bille.

Die Realität der Freiheit ift bewiesen. Unter theoretischem Gesichtspunkte betrachtet, ist sie möglich oder beukbar, alle Verstandeseinwande und Widersprüche, die sich dagegen vorbringen ließen, sind gelöst. Unter praktischem Gesichtspunkte betrachtet, ist das Vermögen der Freiheit nothwendig und gewiß. Jest können wir diesen so gesicherten Begriff näher untersuchen und zusehen, was aus ihm folgt. Die Freiheit ist kein Bermögen erkennender, sondern hervorbringender Thatigkeit: sie ist nicht theoretisch, sondern praktisch. Jedes Vermögen wirkt kraft gewisser Ursachen; die Ursachen, kraft deren die Freiheit wirkt, find Vorstellungen ober bewußte Beweggrunde. Ein Bermögen, welches nach Borftellungen handelt, die es zu verwirklichen strebt, unterscheiden wir von den mecha= nischen Kräften der Natur und nennen es Wille: Freiheit ist Wille. Nur ein vernünftiges Wesen kann aus bewußten Ursachen (Borstellungen) handeln. Die Freiheit ift demnach ein Vermögen, welches zugleich praktisch und vernünftig ist: sie ist Wille oder "praktische Bernunft". Aber der Wille ist nur dann frei, wenn er durch kein anderes Gesetz als das eigene bestimmt wird, und das Gesetz der Freiheit konnte nie ein empir=

¹ Aritit b. pr. Bern. Borr. (Bb. IV. S. 97 u. 98.)

isches, sondern nur ein reines Vernunftgesetz sein. Die Vorstellung, wonach die Freiheit handelt, darf keine andere sein, als die reine Vernunft selbst. Also vollendet sich der Begriff der Freiheit in diesen drei Bestimmungen: sie ist praktisch im Unterschiede von den Erkenntnißvermögen, sie ist Wille im Unterschiede von den mechanischen Krästen, sie ist bestimmt durch die reine Vernunft im Unterschiede von allen Vermögen, welche heteronomisch oder empirisch bedingt sind. Mit einem Worte: die Freiheit ist "reine praktische Vernunft", sie ist die praktische Vernunft, welche rein, oder die reine Vernunft, welche praktisch ist: sie ist reiner Wille.

In der Aritik der theoretischen Bernunft haben wir ein Bermögen der reinen Anschauung und des reinen Berstandes kennen gelernt; in der Aritik der praktischen handelt es sich um das Bermögen des reinen Willens. Es gab eine empirische Anschauung im Unterschiede von der reinen, ein empirisches Urtheil im Unterschiede vom reinen Urtheil, dieser Function des reinen Berstandes. Um die reine Anschauung und den reinen Berstand darzustellen, mußten wir Anschauung und Berstand von allen empirischen Bestandtheilen reinigen: diese Reinigung vollzog die Bernunftkritik in ihrer Analytik. Ebenso müssen von der praktischen Bernunft alle empirischen Bestandtheile ausgesondert werden, um die reine praktische Bernunft oder den reinen Willen darzuthun: diese Ausgabe löst "die Analytik der praktischen Bernunft".

Es ift die Aufgabe der Analytik, den Willen nach Abzug aller empirischen Bestandtheile darzustellen oder von der Natur des Willens alles Empirische auszuscheiden. Was nach dieser Ausscheidung übrig bleibt, ist der reine Wille. In allen Fällen wird der Wille durch Vorsstellungen bestimmt. Wenn er nicht durch die reine Vernunst, die Idee des Sittengesets, bestimmt wird, so sind es empirische Vorstellungen, die ihn bewegen. Nennen wir die Vorstellung, welche den Willen bestimmt. Beweggrund oder Motiv, so sind die Motive des empirischen Willens bestimmte Gegenstände der Ersahrung: es ist die Vorstellung eines Objects, welche den Willen motivirt, also ein bestimmtes Object, worauf sich derselbe richtet. In dieser Richtung auf ein bestimmtes Object ist der Wille Neigung oder Begierde, positive oder negative, er will etwas haben oder los sein: er begehrt etwas. Nicht das Object als solches

Rritik d. pr. Vern. Th. I. Buch 1.: Die Analytik der reinen praktischen Vernunft. Hauptst. I.: Von den Grundsatzen der reinen praktischen Vernunft. (Bb. IV. S. 116—146.)

motivirt den Willen, sondern das begehrte Object. Die Begierde will Befriedigung, die Befriedigung gewährt Lust. Begehrt wird nur ein Object, welches uns in irgend einer Rücksicht als Ursache der Lust erscheint: es ist die Vorstellung der Lust, die ein Object begehrens-werth macht und dadurch in ein Motiv unseres Willens verwandelt. Nur durch die Vorstellung der Lust können Objecte auf unseren Willen einwirken. Aber die Lust ist ein bestimmter Empfindungszustand, eine Beschaffenheit des inneren Sinnes, also ein empirisches Datum. Lust ist angenehme Empfindung. Wenn diese angenehme Empfindung nicht bloß einen vorübergehenden Lebensmoment, sondern unsern dauernden Lebenszustand ausmacht, so ist sie Glückseitzeit: Glückseitziet ist bas Ziel, nach welchem die Selbstliebe strebt.

Wenn der Wille durch Objecte bestimmt wird, so folgt er allemal der Begierde, er wird durch die Vorstellung der Lust erregt und getrieben, also in empirischer Weise bedingt. Diese beiden Sate sind vollkommen gleichbedeutend: "der durch Objecte bestimmte Wille ist empirisch", und "der empirische Wille ist durch Objecte bestimmt, die er begehrt". Der empirische Wille ist gleich der Begierde, sein Motivist gleich der Lust. Wenn aber der Wille einmal die Lust sucht, so sucht er solgerichtig auch die größtmögliche Lust, die größtmögliche Lebensannehmlichseit: er sucht die angenehme Empfindung im weitesten Umfange, im stärksten Grade, in der größten Dauer, mit einem Worte den Zustand der Glückeligkeit, der nichts anderes ist als das eigene Wohl, so vollkommen als möglich. Das Begehren des eigenen Wohls ist die Selbstliebe. Der empirische Wille ist gleich der Selbstliebe, sein Motiv ist gleich der Glückseligkeit.

Die Bedürfnisse sind so verschieden, wie die Individuen; die besehrten Objecte so verschieden, wie die Bedürfnisse. Wenn sich nach den Bedürsnissen die empirischen Willensmotive richten, so müssen sie so verschieden und zufällig sein, wie die Individuen selbst. Jeder hat sein eigenes Wohl, seine persönlichen Zwecke, seine eigene Glückseligkeit. Es ist darum unmöglich, empirische und materiale Bestimmungsgründe des Willens zu einem Gesetz für alle zu machen. Die Glückseligkeit kann niemals allgemeines Gesetz, darum niemals Sittengesetz werden. Vielmehr ist hier die Uebereinstimmung im Objecte der Zwiespalt der Subjecte. Wenn zwei dasselbe Object begehren, so sind ihre Willenszrichtungen einander seinblich. "Es kommt auf diese Art eine Harmonic heraus, die berjenigen ähnlich ist, welche ein gewisses Spottgedicht auf

die Seeleneintracht zweier sich zu Grunde richtender Cheleute schildert: «D wundervolle Harmonie, was er will, will auch sie!» Oder auf jene Uebereinstimmung, welche den Krieg erzeugte zwischen Karl V. und Franz I. von Frankreich: «Was mein Bruder Karl haben will», sagte Franz, «das will ich auch haben, nämlich Mailand»."

2. Gludfeligkeit und Sittlichkeit.

Alle bisherige Sittenlehre war im Grunde eudamonistisch, sie wollte es sein und konnte auch unter dem dogmatischen Gesichtspunkte nicht anders ausfallen. Rant scheidet Sittlichkeit und Glückseligkeit vollkommen und auf das Genaueste. In diese Scheidung legt er den ganzen Nachdruck ber kritischen Sittenlehre. Der Wille zur Glückseligs keit ift Selbstliebe, also in seiner Wurzel Eigennutz und Selbstsucht, das baare Gegentheil des fittlichen Willens. Alle eudämonistische Sittenlehre gründet sich auf den Egoismus, die Selbstliebe oder den empirischen durch die Vorstellung der Lust bestimmten Willen. Dieses Motiv giebt die Willensrichtung. Ein solcher Wille wird allemal dem Schmerze das Vergnügen, dem kleineren Genusse den größeren, dem schwächeren Grade angenehmer Empfindung den höheren Grad, der kleineren Zeitdauer der Lust die längere Dauer, endlich, wenn die Genüsse, unter benen er wählen kann, an Umfang, Grad und Dauer einander gleich sind, dem beschwerlicheren Wege zum Glücke den leichteren Weg und die bequemeren Mittel vorziehen: so entwickelt sich aus dem Motive der Lust die Richtschnur und das System der Glückeligkeitslehre.

Man muß sich durch den Unterschied, der zwischen den verschiedenen Systemen der eudämonistischen Sittenlehre besteht, nicht blenden lassen. Alle machen die Glückseligkeit zum Princip, nicht alle sind epikureisch. Im Gegentheil erscheint bei vielen die Glückseligkeit in einer Gestalt, welche die Selbstliebe mildert, wenn nicht gar dis zur vollkommenen Resignation herabseht; sie erscheint in ihrer letzten Form so ähnlich der Sittlichkeit und Tugend, daß sie kaum davon unterschieden werden kann und gar nicht durch äußere Kennzeichen. Wer will einem Systeme wehren, sich auf den Satz zu stellen: "die Tugend ist meine Glücksseit; ich strebe freilich nur nach Glückseitzsteit, aber ich sinde sie zuletzt nur in der Tugend!" Ein solches System könnte sich den Aussbruck geben, als ob es eudämonistisch und moralisch zugleich wäre: dies ist der Schein, welcher uns leicht blenden kann, wenn man ihn nicht

² Rritit d. pr. Vern. Th. I. Buch I. Hauptst. I. § 4. Lehrsat 3. Anmig.

gründlich zerstört. Woher kommt in den dogmatischen Moralspstemen jener Unterschied, der auf gleicher Grundlage die einen ganz egoistisch, die anderen ganz moralisch erscheinen läßt?

Eudämonistisch sind alle. Alle lassen ben Willen durch die Borftellung der Luft, d. h. durch ein Object bestimmt werden, womit sich die Borstellung der Luft verbindet. Aber was für ein Gegenstand uns als Ursache des Bergnügens erscheint, welcher Art die Borstellung ist, die uns lock: das giebt den Systemen der Glückseligkeitslehre ein so verschiedenes Aussehen. Es ist gewiß ein großer Unterschied, ob ich durch Geld gelock werde oder durch die Aussicht auf einen wissenschaft= lichen Gewinn, auf die Erweiterung meiner Kenntnisse; ob es sinnliche oder geistige, grobsinnliche oder afthetische Genüsse sind, deren Borftellung meine Willensrichtung bestimmt. Freilich ist dieser Unterschied groß, was die Materie meines Willens und die Art meiner Bildung betrifft; nur in Ansehung der Sittlichkeit sind diese Unterschiede ungültig und nichtig.

In allen jenen Fällen wird der Wille durch die Vorstellung der Luft, durch die Aussicht auf Genuß in seinen Absichten und Handlungen bestimmt: er ist allemal auf die Glückseligkeit gerichtet und von Objecten beherrscht. Auf diesen Punkt kommt es allein an, wenn es sich um Sittlickfeit handelt, nicht darauf, was ben Willen empirisch bestimmt, sondern ob er überhaupt durch Objecte (empirisch) bestimmt wird oder nicht; ob er, in welcher Art es immer sei, den Genuß sucht ober in Gesinnung und Handlung dem reinen Bernunft= gesetze entspricht. Es kommt darauf allein an, ob der Wille empirisch ist oder rein. Der reine Wille duldet auch nicht den kleinsten empir= ischen Bestimmungsgrund, er wird aufgehoben durch die geringste empirische Zuthat; es verhält sich mit der reinen Moral ahnlich, wie mit der reinen Mathematik: beibe hören in demselben Mage auf rein zu sein, als sie empirisch werden. Die Sittenlehre steht und fällt mit der Frage: ob es einen reinen Willen giebt, einen Willen, welcher nicht durch die Vorstellung der Luft bestimmt wird, nicht Begierde ist, nicht empirisch, sondern reine Vernunft? Wie man früher die theoretische Bernunft in unteres und oberes Erkenntnigvermögen unterschieden hatte, so konnte man die praktische in oberes und unteres Begehrungsver= mögen unterscheiben: das untere folgt der Empfindung oder Vorstellung der Luft, das obere folgt der reinen Vernunft oder der Vorstellung des Sittengesetze. Wenn aller Wille bloß empirisch ware, jo gabe es nur ein unteres Begehrungsvermögen, gleichviel welcher Art die treibenden Vorstellungen sind. Diese Unterscheidung vorausgesetzt, lautet die kritische Frage: giebt es überhaupt ein oberes Begehrungsvermögen?

Wenn wir nun vom Willen alle empirischen oder materialen Bestimmungsgründe ausscheiden, so bleibt zur Willensbestimmung nichts übrig als die Form, die Form des Gesetzs, die bloße Gesetzmäßigsteit des Willens und der Handlung. Wenn aber das Motiv des Willens keinen anderen Inhalt haben darf, als die Form des Gesetzs, so mußes so beschaffen sein, daß der Bestimmungsgrund oder die Maxime der Handlung sähig ist, allgemeines Gesetz zu werden: die Maxime mußgleich dem Sittengesetz sein. Der reine Wille ist mithin der durch das Sittengesetz allein bestimmte. Die Thatsache des Sittengesetz war seste gestellt, sie ist jetzt in ihre Bedingungen zergliedert und auseinandersgesetzt (analysirt). Es handelt sich noch um die Rechtmäßigkeit dieser Bedingungen oder um die Deduction der Freiheit.

Die Kritik der reinen Vernunft hatte die Aufgabe gehabt, die reinen Verstandesbegriffe darzustellen und zu deduciren; die Deduction lag in dem Beweise, daß nur unter der Bedingung jener Begriffe Erfahrung, Natur als Gegenstand ber Erfahrung, Sinnenwelt möglich ist. Auf diese Weise kann das Sittengesetz und die Freiheit nicht deducirt werden. Weder läßt sich die Freiheit aus der Erfahrung noch umgekehrt aus der Freiheit die Möglichkeit der Erfahrung beweisen. Das Sittengesetz ist nur möglich unter der Bedingung der Freiheit, deren Erkenntniß selbst nur möglich ist unter der Bedingung des Sitten-Mit dem letteren steht die Freiheit fest; nur unter der Begesetzes. dingung der Freiheit ist sittliches Handeln, eine sittliche, also übersinnliche Welt möglich. Das Sittengesetz ist das Princip für die Deduction der Freiheit. Daß ohne reine Berstandesbegriffe die Sinnenwelt nicht möglich ist: darin lag die Deduction dieser Begriffe, die Rechtsertigung des reinen Verstandes. Daß ohne Freiheit die intelligible Welt nicht möglich ist: barin liegt die Deduction des Begriffs der Freiheit, die Rechtfertigung des reinen Willens. Das Sittengesetz giebt der Freiheit objective Realität und macht sie dadurch zu einem Object (nicht der wissenschaftlichen, sondern) der praktischen Erkenntniß. Rudficht, aber auch nur in diefer, hat das Sittengesetz die Befugniß, unsere Erkenntniß über die Grenzen der Erfahrung zu erweitern, nicht innerhalb des wissenschaftlichen Gebietes, sondern des moralischen.1

¹ Aritik d. pr. Bern. Th. I. Buch I. Hauptst. I. (Bd. IV. S. 146—164.)

3. Legalität unb Moralität.

Der Wille ist immer zwecksekend und darum nie ohne Gegenstand. Object der Lust ist das Angenehme, Object der Unlust das Gegenstheil; der sinnlich=empirische Wille begehrt das Wohl und verabscheut das Uebel; ihm gilt als gut, was für ihn gut ist, was ihm nütt. Unter dem Gesichtspunkte des empirischen Willens ist das Gute gleich dem Nützlichen. Dagegen der reine Wille schließt den empirischen Bestimmungsgrund der Lust von sich aus, er sucht das Gute nicht in Rücksicht auf das eigene Wohl, sondern an und sür sich selbst: sein Object ist das Gute im Unterschiede vom Angenehmen (Nützlichen), das Gegentheil davon ist das Böse im Unterschiede vom Unangesnehmen (Uebel).

Gut ist der Wille, welcher mit dem Sittengesetze übereinstimmt. Zum Willen gehört die Triebseder und die Handlung, die Maxime und die That. Soll der Wille dem Sittengesetze vollkommen gemäß sein, so muß das letztere nicht bloß den Inhalt seiner Handlung, sondern auch deren Triebseder ausmachen: der Wille muß das Gesetz nicht bloß thun, sondern auch wollen. Wenn er es bloß thut als äußeres Werk, so ist seine Handlung gesetzmäßig, aber auch nur die Handlung, nicht die Gesinnung: der Wille ist in diesem Falle "legal". Wenn auch das Motiv oder die Triebseder der Halle "legal". Wenn auch das Motiv oder die Triebseder der Halle vollkommen gesetzmäßig: er ist in diesem Falle moralisch. Diese Unterscheidung zwischen "Legalität" und "Moralität" ist wichtig, sie bildet den Ausgangspunkt für die Unterscheidung zwischen Recht und Tugend, für die Eintheilung der Sittenslehre in Rechts= und Tugendlehre.

II. Das Sittengesetz als Triebfeber.

1. Das moralifche Gefühl.

Die Triebseder des reinen Willens ist nur das Sittengesetz. Wie kann das Sittengesetz Triebseder ober Willensimpuls werden? Die Triebseder will empfunden sein, das Gesetz kann nur gedacht werden: wie also kann die Vorstellung des Gesetzes die Form der Triebseder annehmen? Wie kann das Sittengesetz von seiner intelligibeln Höhe bis zur Empfindung herabsteigen, sich fühlbar machen und in dieser

¹ Aritit d. pr. Bern. Th. I. Buch I. Hauptft. II. Bon dem Begriffe eines Gegenstandes d. r. pr. Bern.

Gestalt den Willen erregen? Ist nicht jede Empfindung, welche es auch sei, ein empirischer Zustand? Ist nicht jede empirische Willensbestimmung eine dem Sittengesetze fremde? Das Sittengesetz muß, um als Triebseder zu wirken, Empfindung werden; diese Empfindung darf unter seinen Umständen eine empirische sein: es muß also eine Empfindung von intelligibler Natur geben, eine rein moralische Empfindung, welche aus dem Sittengesetze folgt als eine nothwendige und a priori erkennbare Wirkung.

Das Sittengeset ist nur möglich in einem vernünftigen, die Empfind= ung nur in einem sinnlichen Wesen; moralische Empfindung, wenn sie möglich ist, kann nur in einem sinnlich=vernünftigen Wesen wie ber Mensch, stattfinden. Als sinnliches Individuum betrachtet, wird der Mensch bestimmt durch seine Neigungen und Begierden, er sucht nichts anderes als sein eigenes Wohl, seine Willensrichtung ist die Selbstjucht, er selbst ift der erste und vorzügliche Gegenstand seines Wohlwollens, der erste und vorzügliche Gegenstand seines Wohlgefallens: dieses Wohl= wollen ist Selbstliebe, dieses Wohlgefallen Eigendünkel. Selbstsucht in der Form der Selbstliebe und des Eigendünkels bildet den Charakter der rein sinnlichen, von dem Sittengesetze nicht ergriffenen und geläuterten Denkweise. Nun lebt in demselben Subjecte, welches so natürlich, sinnlich und selbstsüchtig empfindet, die Vorstellung des Sittengesetze. Diese Vorstellung muß auf die menschliche Selbstliebe einen Einfluß ausüben, der ihre Empfindungsweise andert. Gine Veranderung aber, welche in der Empfindung vorgeht, muß selbst empfunden werben. Es läßt sich mithin unabhängig von aller Erfahrung so viel erkennen, daß die in dem sinnlichen Bernunftwesen lebendige Borftell= ung des Sittengesetzes auf dessen Empfindungen einfließt und darum selbst Empfindung bewirkt: diese so bewirkte Empfindung, welche es , auch sei, ist a priori erkennbar.

Das Sittengeset wirkt vernichtend auf die Selbstsucht, einschränkend auf die Selbstliebe, niederschlagend auf den Eigendünkel. Diese Wirkung, weil sie in der Empfindung stattsindet, wird selbst empfunden; sie wird in Ansehung der Selbstsucht negativ, in Ansehung des Sittengesetzes positiv empfunden: negativ als verminderte Selbstliebe, als herabgedrückter Eigendünkel, positiv als etwas, womit verglichen das liebe Ich in nichts verschwindet. Was meine Selbstliebe sinken macht, das ist eben dadurch ein Gegenstand meiner Achtung. Nur das Gesetz in seiner absoluten Geltung kann diesen Eindruck auf die Selbstliebe

machen: es ist die einzige Macht, mit welcher verglichen die Selbstliebe Die Achtung vor dem Gesetz ist daher das unendlich klein wird. positive Gefühl, welches die Vorstellung des Sittengesetzes nothwendig in unserer Empfindung erzeugt: dieses Gefühl ist rein moralisch, es ist das einzige rein moralische Gefühl, unter allen unseren Empfindungen die einzige a priori erkennbare. Dieses moralische Gefühl hat nichts gemein mit der Gefühlstheorie der englischen Moralisten, denen Rant in seiner vorkritischen Periode eine Zeit lang gefolgt war, beren System er jett vollkommen verwirft als eines, das in die Reihe der heteronom= ischen gehört. Worin liegt der Unterschied beider? Bei den englischen Sittenlehrern war das moralische Gefühl empirisch, es war ein natür= lich sittlicher Instinct, welchen die Erfahrung entbeckt und bestätigt; bei Rant ist es a priori gegeben und erkennbar: bort beruhen die sittlichen 🗸 Grundsätze auf dem Gefühl, hier dagegen das Gefühl auf dem sitt= lichen Grundsatz.

Wenn nun die Wirkung des Sittengesetzes in dem finnlich vernünftigen Wesen das moralische Gefühl ist: was ist die Wirkung des letteren? Es besteht in der Achtung vor dem Gesetze oder, negativ aus= gedrückt, in der verminderten Selbstliebe, in dem niedergeschlagenen Eigendünkel, also in der Einschränkung und Aushebung gerade derjenigen Triebfedern, welche die Sittlichkeit hindern. Diese Hindernisse wegräumen und dadurch der Sittlichkeit freien Spielraum schaffen, heißt die letztere befördern. So ist das moralische Gefühl die sittliche Gesinnung und als solche die Sittlickfeit selbst: es ist das Pflichtgefühl, welches die Pflicht erfüllt, aus keinem anderen Grunde, aus keinem anderen Interesse, als um der Pflicht willen; jedes andere Interesse ware selbst= süchtig und pathologisch, dieses allein ist moralisch, denn es ist die Fähigkeit, Antheil an bem Gesetze zu nehmen, ohne irgend eine bem Vergnügen ober dem Schmerz analoge Empfindung. Der Philosoph nennt deshalb die Achtung vor dem Gesetz oder das moralische Gefühl auch "bas moralische Interesse".1

2. Der Rigorismus ber Pflicht. Rant und Schiller.

Es ist daher nach Kant zwischen dem moralischen Gefühl und jeder Art der natürlichen Neigung genau zu unterscheiden. Das Pflicht= gefühl ist Achtung vor dem Gesetze, diese Achtung kann nicht in die

¹ Ar. d. pr. V. Th. I. Buch I. Hauptst. III. Von den Triebsedern der r. pr. Vern. (Bd. IV. S. 183—224. Vgl. bes. 183—193.)

Form einer vertraulichen und freiwilligen Zuneigung übergehen, benn in dieser Form wäre sie nicht mehr reine Achtung, nicht mehr Pflichtgesschl, nicht mehr moralische, sondern natürliche Empfindung. Die Pflicht soll nicht aus Neigung, sondern aus Pflicht gethan werden. Es giebt in der Sittlichkeit keine "Volontäre". Die Pflichterfüllung kann nicht geschehen, wie etwas, das man gern thut, aus freiwilliger Neigung, aus Liebhaberei. Was man gern thut, braucht uns nicht erst geboten zu werden. Wenn die Pflicht aufhört Gebot zu sein, so redet sie nicht mehr als kakegorischer Imperativ, als unbedingtes Geseh. Aber die Form des Gesehes ift sur die Pflicht keine äußere Hülle, die sich abslegen ließe; sie ist der Pflicht so wesentlich, daß von der letzteren nichts übrig bleibt, wenn man diese Form abzieht. Das Geseh ist hier nicht Buchstabe, sondern die Sache selbst.

Diese Fassung bes Pflichtbegriffs, die strenge und ausschließende Haltung der Pflicht gegen unsere natürlichen Neigungen, macht den rigoristischen Charakter der kantischen Moral, die nichts von einer ästhetischen Sittlichkeit wissen will. Bekanntlich bildete dieser Punkt die Differenz zwischen Kant und Schiller, der aus ästhetischem Bedürfenisse die Versöhnung und Ausgleichung zwischen Pflicht und Neigung, Vernunft und Sinnlichkeit suchte und die Harmonie beider in der Schönheit, Kunst und ästhetischen Bildung entdeckt haben wollte. Ine bessen schlägt das Epigramm sehl, womit Schiller den kantischen Rigoreismus lächerlich erscheinen ließ:

Gemissensscrupel.

Gerne bien' ich ben Freunden, doch thu' ich es leider mit Reigung, Und so wurmt es mich oft, daß ich nicht tugenbhaft bin!

Entideibung.

Da ist kein anderer Rath, du mußt suchen, sie zu verachten Und mit Abscheu alsdann thun, wie die Psicht dir gebeut.

Die Wendung ware gut, wenn sie den kantischen Satz wirklich auf die Spitze triebe und dadurch zu Fall brächte, aber dieses ist keineswegs die Spitze der kantischen Moral. Wenn die Pflicht nicht aus Neigung geschehen darf, so darf sie auch nicht aus Abscheu erstüllt werden, denn dieser ist ebenfalls Neigung, nämlich negative. Kant hat gesagt: "die Pflicht darf nicht geschehen aus Neigung". Jetzt soll er gesagt haben: "die Pflicht möge geschehen aus Abneig= ung!" Dies ist eine etwas grobe Sophistik, welche logisch zu falsch ist, um epigrammatisch treffend zu sein. Das Sittengesetz nach Kant will

nicht, daß die Pflicht gern erfüllt werde. Will es deshalb, daß man fie ungern erfülle? Als ob Kant aus der sittlichen Triebseder nicht überhaupt das Geschlecht der natürlichen Neigungen, wozu auch die natürliche Abneigung gehört, ausgeschlossen wissen wollte! Er wußte sehr gut, warum er dem Pflichtbegriffe diese rigoristische Haltung gab. Weil ohne dieselbe die ganze Sittlichkeit zweideutig werden und den Charafter der Reinheit, auf den alles ankommt, gänzlich verlieren würde. Wenn die Pflicht aus Neigung geschieht, warum geschieht dann die Weil sie Pflicht oder weil sie Neigung ist? Wenn wir sie thun, weil sie Psticht ift, jo genügt dieser Grund allein und wird durch die Mithülfe der Neigung nicht stärker; die letztere ist dann ein tonloses Wort, welches in der Formel des Sittengesetzes füglich entbehrt werden kann. Wenn wir dagegen die Pflicht nur thun, weil es uns so gefällt, weil unsere Reigung es so mit sich bringt, so können wir ebenso gut aus einer anderen Reigung die Pflicht ein anderes mal nicht thun. Aus bem Herzen kommen auch arge Gebanken! Wenn bie Sitt= lichkeit auf diesem beweglichen und zufälligen Grunde ruben soll, so ist es um fie geschehen. Entweder nuß die Sittlickfeit unabhängig von Neigung und Abneigung bestehen, oder sie besteht überhaupt nicht. Wenn also Rant ein unerschütterliches Princip der Sittlichkeit aufstellen wollte, so mußte er von ihrer Triebseder die Neigung dem Wesen nach aus= Diese Ausschließung enthält die Formel: "die Pflicht um dließen. der Pflicht willen!"1

3. Beiligfeit und Tugenb.

Zwischen Pflicht und Neigung giebt es keine Gleichung, welche ben Unterschied beider auslöscht. Vielmehr steht die Neigung ihrem sinnslichen Ursprunge nach im Widerspruch und Kampse gegen das Sittensgesch, sie verhält sich zu dem letzteren immer angreisend, sie sucht besständig unseren Willen von der rein moralischen Richtung, die das Sittengesetz gebietet, abzulenken. Darum braucht der Wille eine immer erneute Anstrengung, um sein reines Pflichtgefühl gegen die Neigung aufrechtzuerhalten, die ihn bald versührerisch ablockt, bald mit wilder Leidenschaft gegen das Pflichtgebot anstürmt. Jede wahrhaft moralische Handlung ist ein Sieg der Pflicht über die Neigung, ein Sieg, der im Kamps errungen sein will: in diesem Kampse besteht die Tugend. Die Uebereinstimmung mit dem Sittengesch ohne Kamps wäre eine in ihrem

¹ Aritit d. pr. B. Th. I. Buch I. Hauptst. III. (Bb. IV. S. 195—198.)

Ursprunge schon vollendete Sittlickfeit, die nur in einem Wesen ohne Sinnlickeit, ohne natürliche Neigungen, möglich ist: eine solche von jeder Bersuchung freie moralische Gefinnung ist Heiligkeit. In einem sinnlich-vernünftigen Wesen, wie der Mensch, ist Sittlickkeit ohne Kampf nicht möglich; solche Wesen können nicht heilig, sondern nur tugendhaft sein. Die menschliche Tugend will erkämpft und errungen werden, wie die Arbeiten und Siege des Herkules! Mit der Neigung kampst nicht die Abneigung, sondern die Tugend. Auch wenn Neigung und Pflicht= gefühl übereinstimmen, geschieht die sittliche Handlung nicht, weil es mir so gefällt, sondern weil ich so handeln soll: sie geschieht nicht aus Neigung, sondern aus Pflicht. Ich darf mir nicht einbilden, daß die zufällige Uebereinstimmung zwischen Neigung und Pflicht den moralischen Werth der Handlung irgendwie vergrößert. Wenn sie bloß aus Neig= ung und nicht aus Pflichtgefühl geschieht, so ist ihr moralischer Werth gleich Null. Ich soll die Pflicht thun, nicht weil meine Reigung damit übereinstimmt, denn ich soll fie erfüllen, auch wenn meine Reigung ihr widerstreitet. So wenig die Abneigung jemals ein Grund sein darf, die Pflicht zu unterlassen, so wenig darf die Liebhaberei je ein Beweg= grund sein, sie zu thun.

4. Tugenbstolz und Tugenbbemuth. Unechte und echte Moral.1

Wenn unsere Sittlickeit nur in der Tugend besteht, so ist sie ein beständiger Rampf der Bernunft mit der Sinnlickeit, der Pflicht mit der Neigung, ein Rampf, welcher nach jedem Siege von neuem anhebt und in der Natur sinnlicher Vernunftwesen eine vollendete Sittlickeit unsmöglich macht. Sittliche Vollkommenheit, welche der Heiligkeit gleichkäme, liegt außer den Grenzen unserer Natur. Es verhält sich mit der Sittlickeit, wie mit der Frömmigkeit, deren Bekenntniß heißt: "ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben!" Das sittliche Bewußtsein bekennt: "ich strebe ernstlich nach dem Guten, aber ich din weit entsernt, gut zu sein im Sinn einer erreichten und sicheren Vollkommenheit". Reiner soll seines sittlichen Werthes sich rühmen. Die Vorstellung eigener sittlicher Vollkommenheit ist leere Einbildung, eine "moralische Schwärmerei", die in einem übertriebenen und darum verkehrten Selbstgefühle besteht,

¹ Ar. d. pr. B. Th. I. Buch I. Hauptst. III. (Bb. IV. S. 198—203.) Ueber ben Unterschied der christlichen und griechischen Moral, namentlich in Ansehung der Cyniser, Stoiter und Epikureer vgl. ebendas. Th. I. Buch II. Hauptst. II. Nr. V. (Bb. IV. S. 249. Anmig.)

welches die wahre und echte Sittlichkeit aushebt. Es heißt wahrlich nicht sittlich sein, wenn man sich wohlgefällig in der eigenen Sittlichkeit spiegelt; dieses wohlgefällige Selbstgefühl der eigenen Vortrefflichkeit kann zwei Formen annehmen: es ist "schmelzender Art", wenn man über die eigenen guten Empfindungen beständig gerührt und in sein gutes Herz gleichsam verliebt ist, dagegen "hervischer", wenn man sich auf die Rühnheit und Stärke der eigenen moralischen Kraft berust und mit der Tugend groß thut. Die moralische Empfindsamkeit und der Tugendstolz sind verschiedene Weisen jener Schwärmerei, die auf der moralischen Selbstgefälligkeit beruht. Diese ist allemal ein Ausdruck der Selbstliebe, die dem Pslichtgefühle fremd ist und der sittlichen Gestinnung widerstreitet: der Tugendstolz war die Schwärmerei der Stoiker, die moralische Empfindsamkeit ist die der modernen Komane und Erziehungssysteme.

Dieser erschlaffenden und verweichlichenden Richtung ihrer Zeit tritt die kantische Sittenlehre mit ihrer ganzen Kraft und Würde entgegen. In dem Gefühle der letzteren durfte sie sich dem Stoicismus verwandt fühlen, so wenig sie seinen Tugendstolz billigt; sie setzt an bessen Stelle die Tugenddemuth, den ernsten und beständigen Kampf mit den Versuchungen der sinnlichen Natur, worin der Kämpfende nie mit dem Pharisaer, sondern immer mit dem Zöllner übereinstimmt. Die Tugend verliert in eben dem Maße an Werth, als sie, sei es mit gerührter oder stolzer Empfindung, sich in der Einbildung ihrer Voll= kommenheit wohlgefällt. Eine solche Bereinigung der Tugend und De= muth findet sich in keiner anderen Sittenlehre früher, als in der christ= lichen, deren Urheber in seiner Person dieselbe verkörpert. Hier ist der Punkt, wo sich die kantische Philosophie aus innerster Gleichstimm= ung der christlichen Religion zuwendet und von sich aus die Richtung auf den Mittelpunkt der christlichen Moral einschlägt. "Man kann es, ohne zu heucheln, der moralischen Lehre des Evangelii mit aller Wahr= heit nachsagen: daß es zuerst durch die Reinigkeit des moralischen Prin= cips, zugleich aber burch die Angemessenheit desselben mit den Schranken endlicher Wesen alles Wohlverhalten des Menschen der Zucht einer ihnen vor Augen gelegten Pflicht, die sie nicht unter moralischen geträumten Vollkommenheiten schwärmen läßt, unterworfen und bem Eigenbünkel sowohl als der Eigenliebe, die beide gern ihre Grenzen verkennen, Schranken der Demuth (d. i. der Selbsterkenntniß) gesetzt habe. Du erhabener großer Name, ber du nichts Beliebtes, mas Einschmeichel=

ung bei sich führt, in dir fassest, sondern Unterwerfung verlangst, doch auch nichts droheft, was natürliche Abneigung im Gemüth erregte und schreckte, um den Willen zu bewegen, sondern bloß ein Gesetz aufftellft, welches von selbst im Gemuthe Eingang findet und doch fich selbst wider Willen Verehrung (wenn gleich nicht immer Befolgung) erwirbt, vor bem alle Neigungen verftummen, wenn sie gleich im Geheim ihm ent= gegenwirken: welches ist der deiner würdige Ursprung, und wo findet man die Wurzel deiner edlen Abkunft, welche alle Verwandtschaft mit Neigungen ftolz ausschlägt, und von welcher Wurzel abzustammen die unnachläßliche Bedingung bessenigen Werthes ift, ben sich Menschen allein selbst geben können? Es kann nichts Minderes sein, als was den Menschen über sich selbst (als einen Theil der Sinnenwelt) erhebt, was ihn an eine Ordnung der Dinge knüpft, die nur der Berstand benken kann, und die zugleich die ganze Sinnenwelt, mit ihr bas em= pirisch=bestimmbare Dasein des Menschen in der Zeit und das Ganze aller Zwecke unter sich hat. Es ist nichts anderes als die Person= lichkeit, d. i. die Freiheit und Unabhängigkeit von dem Mechanismus der ganzen Natur, da es dann nicht zu verwundern ist, wenn der Mensch, als zu beiden Welten gehörig, sein eigenes Wesen in Beziehung auf seine zweite und höchste Bestimmung, nicht anders als mit Berehrung, und die Gesetze derselben mit der höchsten Achtung betrachten muß."

Reuntes Capitel.

Das höchste Gut und der Primat der praktischen Vernunst. Die moralischen Postulate und der Vernunstglande. Die Methodenlehre der praktischen Vernunst.

I. Der Begriff des höchsten Gutes.

1. Tugenb und Gludfeligfeit.

Die Analytik der praktischen Bernunft hat ihre Aufgabe gelöst und das sittliche Vermögen in uns ohne alle Vermischung mit fremd= artigen Bestandtheilen dargethan; es ist der reine Wille, welcher sich von dem empirischen darin unterscheidet, daß dieser durch ein begehrtes Object oder das Gefühl der Lust, jener dagegen bloß durch das Ver= nunftgesetz ober das Gefühl der Achtung vor dem Gesetze (Pflichtgefühl) bestimmt wird. Hier unterscheibet sich in der Sittenlehre die reine Moral von der Glückseligkeitslehre: jene gründet sich auf den reinen, diese auf den empirischen Willen. Jede empirische Begründung in der Moral ist eudämonistisch. Es ist gleichgültig, ob sie mehr oder weniger eudämonistisch ist; sie soll es gar nicht sein, sondern jede Art der Glückseligkeitslehre von sich ausschließen: zwischen den beiden Moral= systemen, bem reinen und empirischen, bem metaphysischen und euda= monistischen, dem kritischen und bogmatischen, giebt es keinen Bertrag, sondern nur eine Scheidung, welche mit der größten Pünktlichkeit, ja Peinlichkeit, vollzogen sein will. Das Sittengesetz verträgt sich mit keinem empirischen Beweggrunde des Willens, denn jedes empirische Motiv ist begehrender und darum selbstsüchtiger Art. Wie der Wille das Sittengesetz ergreift, scheibet er fich von allen Begierden. man fagt Kant mit einer bildlichen Wendung, zu dem empirisch= afficirten Willen das moralische Gesetz als Bestimmungsgrund zusett, so ist es, "als ob der Scheidekunstler der Solution der Ralkerde in Salzgeist Alkali zusett; ber Salzgeist verläßt sofort den Kalk, vereinigt sich mit dem Alkali, und jener wird zu Boben gestürzt".1

Nur der reine Wille ift gut. Der menschliche Wille ift von Natur nicht rein, darum soll er sich läutern: diese Läuterung ist ein beständiger Kampf, der siegreiche Kampf ist die Tugend. Wenn aber die Tugend einen solchen, fich ftets erneuenden und immer schweren Rampf zu bestehen hat, so muß dem menschlichen Willen ein natürliches Bestreben inwohnen, seinen Neigungen und Begierden lieber als dem Sittengesetze zu folgen: ein natürliches Widerstreben gegen das Gute. Von hier aus sehen wir schon, wie Kant zu der Lehre von "bem radicalen Bösen in der Menschennatur" kommen konnte und mußte. Das Gute ist Willensobject ober Gegenstand der praktischen Vernunft. Nun begnügt sich unsere Vernunft nicht damit, Vorstellungen zu haben, sondern sucht dieselben zu einem Ganzen zu verknüpfen, zu vollenden und auf ein lettes ober höchstes Princip zurückzuführen; daher auch die praktische Vernunft genöthigt ist, sich den Inbegriff alles Guten vorzustellen ober die Idee des höchsten Gutes zu fassen, dessen Erkenntniß in den Moralspstemen der Alten als die eigentliche und höchste Weisheit

¹ Rr. d. pr. B. Aritische Beleuchtung der Analytit u. s. f. (Bb. IV. S. 208.)

galt. Auch nach unserem Philosophen gestaltet sich die Sittenlehre hier zur "Weisheitslehre".

Das höchste Gut ist zugleich der Gipfel und Inbegriff aller Guter: es ist das oberste (bonum supremum) und, da es alle in sich begreift, das vollendete (bonum consummatum). Das oberste Gut ist die Tugend, unter allen Gutern das einzige unbedingte. Der Inbegriff und die Vollendung alles Guten schließt offenbar auch alle bedingten Güter in sich: das Nütliche, Annehmliche, den befriedigten Lebenszustand, dessen höchsten und dauernden Grad die Glückseligkeit ausmacht. Wenn also das höchste Gut Vollendung und Inbegriff alles Guten sein soll, so muß es als die Einheit von Tugend und Glückseligkeit vorgestellt werden. Hier erhebt sich ein neues Problem. Bisher war die Kritik der praktischen Bernunft damit beschäftigt gewesen, Tugend und Glückseligkeit genau und punktlich zu unterscheiden: dies war die Aufgabe ihrer Analytik. Jest soll sie in der Idee des höchsten Gutes Tugend und Glückseligkeit als vereinigt denken. Ohne diese Bereinigung kein höchstes Gut, ohne höchstes Gut kein Gegenstand der praktischen Vernunft, kein Princip der praktischen Philosophie: die Einheit der Tugend und Glückseligkeit ift bemnach ein nothwendiger Begriff. ist dieser Begriff denkbar? In der Bestimmung und Auflösung dieses Problems besteht das Thema der Dialektik. Wenn es sich um die Verbindung zweier Begriffe handelt, so kommt es darauf an, ob dieselben gleichartig ober verschieden sind. Gleichartige Begriffe verhalten sich, wie A und seine Merkmale, verschiedene, wie A und B: die Verbindung gleichartiger ist logisch ober analytisch, die Verbindung verschiedener real ober synthetisch. Wenn also die Verbindung der Tugend und Glückseitgebacht werden soll, so muß dieselbe entweder als analytische ober synthetische Einheit gedacht werden können.

2. Die Antinomie der praktischen Bernunft und beren Auflösung.

Ist die Verbindung analytisch, so sind die Begriffe von Tugend und Glückseit ihrer Natur nach identisch: entweder ist die Glücks seligkeit ein Merkmal der Tugend, oder diese ein Merkmal jener; mit dem einen der beiden Begriffe ist unmittelbar auch der andere gesetzt. Im ersten Falle lautet das Urtheil: "die Tugend ist Glückseligkeit, das

¹ Ar. d. pr. B. Th. I. Buch II.: Dialektik d. r. prakt. Bern. Hauptst. I. (Bb. IV. S. 225 – 228.) — ² Ebendas. Th. I. Buch II. Hauptst. II. (Bb. IV. S. 229—232.)

tugendhafte Bewußtsein begreift alle Glückseligkeit in sich"; im anderen Falle heißt es: "die Glückseligkeit ist Tugend, das richtige Streben nach Glückjeligkeit führt unmittelbar auch zur Tugend". Dort ist die Tugend der Hauptbegriff, deffen Bestandtheil die Glückseligkeit bilbet; hier ist umgekehrt die Glückseligkeit der Hauptbegriff, der die Tugend als Merkmal in sich enthält. Genau so stehen in der Moralphilosophie der Alten die stoische und epikureische Sittenlehre einander entgegen. Ihr Gegensat hat seinen gemeinschaftlichen Ausgangspunkt in der Art, wie beide das Berhaltniß von Tugend und Glückseligkeit auffassen: sie nehmen daffelbe als Identität, als eine logische ober analytische Ein= heit. Darin liegt ihr gemeinschaftlicher Jrrthum. Tugend und Glückseligkeit sind dem Ursprunge nach verschieden: die Quelle der Tugend ift der reine Wille (reine Bernunft), die der Glückseligkeit ift die Begierde ober ber empirische Wille; jene ift ein reiner, diese ein empir= ischer Begriff. Darum kann die Verbindung beider, wenn sie überhaupt möglich ift, nur synthetisch sein.

Die nothwendige Verbindung verschiedenartiger Begriffe ist (nicht Ibentität, sondern) Causalität und hat den doppelten Fall: entweder A ist die Ursache von B, oder B ist die Ursache von A. Wenn also der Begriff des höchsten Gutes demgemäß als die synthetische Einheit von Tugend und Gluckfeligkeit bestimmt werden soll, so sind diese beiben Urtheile möglich: entweder ist die Tugend die Ursache der Glückselig= keit, oder die Sache verhält sich umgekehrt. Nun ist der Causal= zusammenhang nur erkennbar, so weit er empirisch ist ober Erfahrungs= objecte verknüpft. Die Glückseligkeit ist ein Erfahrungsobject, nicht die Tugend: baber ift die Tugend weder als Ursache noch als Wirkung der Glückfeligkeit erkennbar. Als Erkenntnigurtheile sind demnach beide Urtheile unmöglich. Nach ben Grundsätzen bes reinen Berstandes muffen Ursache und Wirkung einer empirischen Erscheinung selbst empirisch sein: also kann die Tugend (die rein moralische Gesinnung) unter dem Gesichtspunkte des Verstandes weder als Ursache noch als Wirkung der Glückseit gelten. Der Verstand muß von sich aus beibes verneinen. Besetzt nun, es ließe sich unter einem höheren Gesichtspunkte ein Causalzusammenhang zwischen Tugend und Glückseligkeit benken, so konnte aus moralischen Gründen niemals der empirische Zustand die Urjache des moralischen sein: dann ware die Sittlickeit empirisch be= gründet, ihr innerstes Motiv die Selbstsucht und damit alle Moralität vernichtet. Beide Behauptungen widersprechen den Grundsätzen des reinen Verstandes, die zweite widerspricht außerdem den Grundsätzen der Moral, denn sie gründet sich auf das Princip der Heteronomie.

Die ganze Aufgabe geräth demnach in einen Widerstreit mit sich selbst. Die praktische Vernunft forbert den Begriff des höchsten Gutes, dieser Begriff fordert die Einheit der Tugend und Glückseligkeit, diese Einheit ist entweder analytisch oder synthetisch, entweder Identität oder Causalität; nun ist sie nicht analytisch (identisch), also kann sie nur synthetisch sein; wenn es also ein höchstes Gut giebt, so muß die Tugend entweder die Ursache oder die Wirkung der Glückseligkeit sein. Nun ist beides unmöglich, also ift das höchste Gut auch nicht die Causalverknüpfung von Tugend und Glückseligkeit. Es bleibt mithin für diesen Begriff kein einziger benkbarer Fall. Wenn aber das höchste Gut nicht gedacht werden kann: wo bleibt die Möglichkeit der praktischen Vernunst und die der Sittenlehre überhaupt? Der Begriff des höchsten Gutes beruht auf zwei Fällen, welche sich zu einander wie Thesis und Antithesis verhalten: darin besteht "die Antinomie der praktischen Vernunft". Bon jenen beiden Fällen kann zunächst keiner bejaht werden, sie erscheinen beide unmöglich: darin besteht das Dilemma der praktischen Vernunft. Einer solchen, wie es scheint, unauflöslichen Schwierigkeit unterliegt der Begriff des höchsten Gutes und damit die praktische Vernunft selbst. 1

Die Auflösung bes Problems hat nur einen möglichen Fall. Das Sittengesetz steht sest, mit ihm bas Vermögen der praktischen Vernunft, mit welchem der Begriff eines höchsten Gutes nothwendig verknüpft ist: dieser Begriff muß gedacht werden und ist nur als die Causalverknüpfung der Tugend und Glückseligkeit denkbar. Daß die Tugend eine Wirkung der Glückseligkeit sei, ist schlechterdings unmöglich und hat alle Gründe wider sich, sowohl die logischen als moralischen, sowohl die speculative als die praktische Vernunft. Daß dagegen die Tugend Ursache der Glückseligkeit sei, ist zwar aus Gründen der speculativen Vernunft nicht zu begreisen, aber die praktische Vernunft ershebt wider diese Fassung keine Einsprache. Wenn wir also die beiden Sätze, auf denen der Begriff des höchsten Gutes beruht, sorgfältig abwägen, so ist ihr Gewicht nichtsgleich; wenn einer von beiden gelten soll, so müssen wir die Tugend als die Ursache der Glückseligkeit bes

¹ Ar. b. pr. B. Th. I. Buch II. Hauptst. II. I. Die Antinomie b. pr. Bernunft. (Bb. IV. S. 233 sigb.)

jahen, benn diese Fassung ist für den Begriff des höchsten Gutes die einzig mögliche. Zwar ist auch hier die Causalverknüpfung nicht erkenndar, wohl aber denkbar: ebenso denkbar, wie die Freiheit oder der intelligible Charakter, und aus denselben Gründen. Die Lugend muß als die Ursache der Glückseligkeit gedacht werden, wie die Freiheit als die Ursache empirischer Handlungen und der intelligible Charakter als die des empirischen. In allen drei Fällen handelt es sich um die intelligible Causalität, nämlich darum, daß ein Intelligibles gedacht wird als Ürsache des Empirischen. Die speculative Vernunft verdietet die Erkennbarkeit dieser Causalverknüpfung, sie erlaubt deren Denkbarkeit. Die praktische Vernunft gebietet die letztere. Aus Gründen der speculativen Vernunft ist jene Causalverknüpfung möglich, aus Gründen der praktischen ist sie nothwendig.

3. Der Primat ber prattischen Bernunft.

Mit dieser Auflösung entscheibet sich zugleich das wahre Verhältniß der speculativen und praktischen Vernunft. Beide sind Vermögen der reinen Vernunft, auf gleiche Weise ürsprünglich und a priori. Die Function der speculativen Vernunft ist die Erkenntniß, die der praktischen die Moralität; das Object der Erkenntniß ist die sinnliche Welt, das Product des Willens die sittliche; die speculative Vernunst geht auf die Natur, die praktische auf die Freiheit; das Gesetz der Natur ist mechanisch, das der Freiheit moralisch. Wenn diese Bestimmungen sich nur wie Thesis und Antithesis verhalten, so bilden sie eine Antinomie, worin die Gesetze der speculativen und der praktischen Vernunst bergestalt wider einander streiten, daß dadurch die Einheit der Vernunst selbst aufgehoben wird, weshalb eine solche Antinomie unmöglich das letzte Wort haben kann.

Wir sind im Verlause der kritischen Untersuchung dieser Antinomie zu verschiedenen malen begegnet und haben ihre Widersprüche gelöst. Jetzt erscheint sie in ihrer Grundsorm und sorbert eine fundamentale durch den Charakter und das Verhältniß der Vernunstvermögen selbst sestzustellende Lösung. Natur und Freiheit, sinnliche und intelligible Welt, Empirisches und Intelligibles sind einander nicht coordinirt, als gleichberechtigte Gebiete, sondern das Intelligible gilt als der letzte Grund des Empirischen. So verlangt es die praktische Vernunst. Die speculative Vernunst kann diese Causalverknüpfung nicht begreisen, aber auch nicht verneinen; sie verneint ihre Erkennbarkeit, aber bejaht ihre Denkbarkeit, also kann sie der Forderung der praktischen Vernunft sich nicht widersetzen, sondern ist genöthigt, dem Gebote derselben zu gehorchen. Ihr Verhältniß zu dieser ist das der Unterordnung. Wie das Intelligible zum Empirischen und die Freiheit zur Natur, so steht die praktische Vernunft zur spec= ulativen: sie ist das Princip, von dem die letztere abhängt. Dieses Verhältniß nennt Kant "ben Primat der reinen praktischen Bernunft". Der Begriff eines solchen Primates ist die lette Auflösung jener Antinomie, die wir im Gebiete sowohl der speculativen als der praktischen Vernunft, in den Begriffen der Welt und des höchsten Gutes kennen gelernt und zulett auf den ursprünglichen Widerstreit der beiden Vernunftvermögen selbst zurückgeführt haben. Um das Er= gebniß kurz zu fassen: Verstand und Wille sind nicht gleichartige und coordinirte Vermögen, sondern es besteht zwischen beiden ein gewisses Berhältniß der Herrschaft und Abhängigkeit, aber es ist nicht, wie die dogmatischen Metaphysiker gemeint haben, der Berstand, welcher den Willen macht und regiert, sondern der Wille, welcher dem Verstande zu Grunde liegt und sein Gesetz überordnet.1

II. Die Postulate der praktischen Bernunft.

Die Gegenstände der praktischen Vernunft unterscheiden sich von denen der speculativen: sie find nicht gegeben, sondern aufgegeben, nicht Erkenntniß=, sondern Willensobjecte; man darf von ihnen nicht sagen: "sie sind", sondern "sie sollen sein", ihre Wirklichkeit besteht nicht in der Erfahrung, die sie wahrnimmt, sondern in dem Willen, der sie verwirklicht. Sie find zu lösende Aufgaben, nicht zufällige, die man ebenso gut haben als nicht haben kann, sondern nothwendige und von der Vernunft unabtrennbare. Das höchste Gut soll verwirklicht werden, nicht als Mittel zu irgend welchem Zwecke, sondern als der höchste und unbedingte Vernunftzweck selbst; es ist unbedingt noth= wendig, daß dieser Zweck ausgesührt wird: diese Nothwendigkeit ift nicht naturgesetzlich, sondern moralisch. Die Verwirklichung des höchsten Gutes ist moralisch nothwendig; also ist es auch moralisch nothwendig, daß die Bedingungen existiren, unter denen allein dasselbe verwirklicht Wer die Sache will, muß auch diese ihre Bedingungen werden kann.

¹ Aritik d. pr. B. Bon dem Primat der r. pr. Bern. in ihrer Berbindung mit der speculativen. (Bb. IV. S. 240--243.)

wollen. Das höchste Gut ist ein sittlicher Zweck, welcher nicht ohne ein sittliches, von dem Mechanismus der Naturursachen vollkommen unsabhängiges Vermögen, d. h. ohne das Vermögen der Freiheit auszuführen ist.

1. Die Unfterblichfeit ber Seele.

Das höchste Gut verbindet mit der vollendeten Sittlichkeit die vollendete Glückseligkeit, und zwar soll es die Sittlichkeit sein, aus welcher die Glückfeligkeit hervorgeht. Also ist die oberste Bedingung des höchsten Gutes die vollkommene Tugend. Sittlickeit ist pflichtmäßige Gesinnung; vollendete Sittlichkeit ist vollkommen lautere, von den selbst= süchtigen Trieben der finnlichen Natur freie Gesinnung, was fie nicht ist, so lange die Angriffe und Versuchungen der Selbstliebe noch zu fürchten sind; sie muß auch von der Verlockung frei sein: in dem Bustande einer solchen Freiheit ist der Wille mehr als tugendhaft, er ift heilig. Die Tugend ift der angestrengte Rampf, der errungene Sieg über die Neigung. Unter den fortwährenden Anfechtungen des irdischen Lebens, welches die sinnlichen Triebe nicht los wird, will der Rampf zwischen Pflicht und Neigung immer wieder erneut werden, es giebt hier keinen letzten, dauernden Sieg; daher ist die absolute Lauter= keit der Gesinnung, diese erste nothwendige Bedingung zur Verwirklichung des höchsten Gutes, in dem irdischen Leben nicht zu erreichen und kann überhaupt in keinem begrenzten Zeitraume erreicht werden. Die Lösung dieser sittlichen Aufgabe ist nur in einer Ewigkeit mög= lich: daher verlangt das höchste Gut, wenn es durch den menschlichen Willen verwirklicht werden soll, die unendliche Fortdauer des mensch= lichen Daseins oder die Unsterblichkeit der Seele.1

2. Das Dasein Gottes.

Das höchste Gut besteht in der vollendeten Glückseit kraft der vollendeten Sittlichkeit, die Heiligkeit soll die Seligkeit zur Folge haben, zur nothwendigen Folge. Der Sittlichkeit soll die Glückseligkeit proportionirt sein; jene besteht nur in der Gesinnung, diese betrifft den gesammten Lebenszustand, der selbst einen Theil des gesammten Weltzzustandes ausmacht. Die Gesinnung richtet sich bloß auf das Geset; das Gesetz verheißt uns weder Glückseligkeit noch nimmt es von sich aus

¹ Ar. b. pr. B. IV. Die Unsterblichkeit der Seele als ein Postulat d. r. pr. Bern. (Bd. IV. S. 243-245.)

Rücksicht auf die außere Ordnung der Dinge. Und doch soll zwischen Gesinnung und Weltordnung ein nothwendiger Zusammenhang stattsfinden: eine Harmonie, worin sich der Weltz und Lebenszustand nach der moralischen Gesinnung richtet. Dieser Zusammenhang gilt kraft der moralischen Nothwendigkeit. Also muß auch die Bedingung existiren, unter der allein ein solcher Zusammenhang stattsindet. In uns kann diese Bedingung nicht enthalten sein, denn wir haben Welt und Natur nicht gemacht, also auch nicht so gemacht, daß sie in ihrem Sange der moralischen Gesinnung gerecht wird.

Diese Bedingung kann demnach nur die Ursache der Welt selbst seine solche Weltursache, welche der moralischen Gesinnung gemäß handelt, also eine intelligente Weltursache, ein moralischer Weltwirheber, mit einem Worte Gott, als in welchem sich Weisheit, Heiligsteit und Seligkeit vereinigen. Ohne Unsterblichkeit ist die sittliche Vollendung unerreichbar, die zur Seligkeit führt; ohne Gott ist die Weltordnung unmöglich, in welcher aus der Sittlichkeit die Glückeligskeit hervorgeht. Das höchste Gut verwirklichen heißt demnach: 1. nach der moralischen Volkommenheit streben, 2. dieselbe erreichen, 3. dadurch der Seligkeit würdig und theilhaftig werden, als einer nothwendigen Folge der vollendeten Tugend. Ohne Freiheit kann die moralische Volkommenheit nicht erstrebt, ohne Unsterblichkeit der Seele nicht erreicht werden, ohne Gott giebt es überhaupt keinen durch die Lauterkeit der Gesinnung bedingten Zustand der Glückseligkeit, kein Verhältniß, in welchem die Glückseligkeit von der Tugend abhängt.

3. Der Bernunftglaube.

Die moralische Vernunft forbert den Begriff des höchsten Gutes, die Verwirklichung desselben, die Bedingungen, unter denen allein jenes Gut verwirklicht werden kann: sie verlangt daher das Vermögen der Freiheit, die Unsterdlichkeit der Seele, das Dasein Sottes; sie behauptet die Realität dieser Ideen, weil sie zur Verwirklichung des höchsten Gutes nothwendig sind. Diese Behauptung ist kein Erkenntnißurtheil, kein theoretischer Satz, sondern eine moralische Forderung, ein praktisches Postulat. Das höchste Gut zu verwirklichen ist unser höchster Zweck; die Bedingungen anzunehmen, unter denen jene höchste Ausgabe gelöst werden kann, ist ein nothwendiges Bedürsniß unserer Vernunft. Die

¹ Ar. b. pr. B. V. Das Dasein Gottes als ein Postulat b. r. pr. Bern. (Bb. IV. S. 245—254.)

Behauptungen, welche sich auf ein solches Vernunftbedürfniß gründen, sind Postulate. So postuliren wir das Vermögen der Freiheit, die Unsterblichkeit der Seele, das Dasein Gottes. Bedürsnisse sind nicht Pflichten. Pflicht ist allein das moralische Handeln. Man kann moralisch handeln, ohne bestimmte Sätze anzunehmen, sei es theoretisch oder praktisch, sei es bejahend oder verneinend. Es giebt keine Pflicht, etwas zu glauben oder nicht zu glauben: es giebt nur die eine Pflicht, moralisch zu handeln.

Wenn mit dieser Pflicht gewiffe Annahmen oder Glaubensüber= zeugungen zusammenhängen, so ist es nicht der Glaube, auf den sich die Pflicht, sondern umgekehrt die Pflicht, auf die fich der Glaube gründet. Jene Postulate der moralischen Vernunft sind Ueberzeugungen nicht aus Pflicht, sondern aus Bedürfniß. Aber dieses Bedürfniß gründet fich nicht auf eine zufällige Neigung ober Liebhaberei, sondern auf die Berfassung der moralischen Vernunft selbst und ist daher, wie diese, allgemein und nothwendig. Wenn daher Wizenmann dem kritischen Philosophen entgegenhielt, daß Bedürfniß nach einem Objecte nicht die Ueberzeugung von der Wirklichkeit desselben begründen könne, so hatte er Recht in Betreff aller Neigungsbedürfnisse, und Kant hatte Recht, wenn er seine Postulate dagegen verwahrte: sie find nicht Neigungs= sondern Vernunftbedürfnisse. So allgemein und nothwendig wie die Bernunft selbst, sind ihre Bedürfnisse und die Postulate, welche sich auf diese Bedürfnisse gründen. Nun verstehen wir unter objectiver Realität im Sinne der kritischen Philosophie nichts anderes als nothwendige und allgemeine Geltung. In diesem Sinne beanspruchen die Postulate der praktischen Vernunft objective Realität.

Hachtvollkommenheit. Die praktische Vernunft entscheidet, was die speculative zu entscheiden nicht vermocht hat: diese konnte die Wirklichkeit (objective Realität) der Ideen weder bejahen noch verneinen, sondern nur beweisen, daß eine solche Realität auf rationalem Wege nic zu erkennen oder zu beweisen sei, indem sie alle dafür aufgebrachten Beweise widerlegte. In der speculativen Vernunft blieben die Ideen unsübersteigliche Grenzbegriffe, unauflösliche Probleme. Diese Probleme löst die praktische Vernunft durch ihre positiven Postulate. Im Sinne

¹ Kritit b. pr. B. VIII. Vom Fürwahrhalten aus einem Bedürfnisse ber r. Vern. (Bb. IV. S. 268 Anmtg.)

daß sie beharrlich, also auch nicht, daß sie unsterblich sei: alle dahin zielenden Beweise waren Paralogismen. Die praktische Vernunft beweist die Unsterblichkeit, ihr Beweis ist moralisch: sie ist genöthigt, dieselbe zu postuliren. Dasselbe gilt von der Freiheit und von dem Dasein Gottes. In der speculativen Vernunft bleibt die Freiheit problematisch, in der praktischen wird sie kategorisch; in der speculativen Vernunft ist das Dasein Gottes ein Ideal, in der praktischen wird bieses Ideal eine Realität.

Postulate sind nicht Erkenntnißurtheile, sie sind Ueberzeugungen aus Vernunftbedürsniß, nicht aus Verstandesbegriffen. Als Verstandese einsichten wären sie theoretische Dogmata, Erklärungen über die Natur und das Wesen der Dinge; als solche Erklärungstheorien sind sie nichts als schwankende, unsichere, unzureichende Hypothesen, ohne wissenschaftelichen Werth und ohne alle Gewißheit. Wir haben von dem Vermögen der Freiheit, der Unslerblichkeit der Seele, dem Dasein Gottes keine andere als eine moralische Gewißheit; diese ist keine Verstandeseinssicht also kein Wissen, aber auch nicht bloß annähernde, sondern vollskommene Gewißheit, also nicht bloß Meinung, sondern leberzeugung: sie ist Glaube, ein solcher, der sich auf praktische Vernunft gründet, also reiner Vernunft= oder praktischer Glaube. Der Gegenstand besselben ist das ewige Leben und Gott als der moralische Urheber und Gesetzgeber der West.

Im Geiste dieses Glaubens werben also auch die sittlichen Gesetze als göttliche Gebote gelten dürsen. So werden die Pflichten Glaubensobjecte. Die Pflicht als Triebseder des Willens bildet den Inhalt und Charakter der Sittlichkeit, die Pflicht als Gegenstand des Glaubens (als göttliches Gebot) bildet den Inhalt der Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunst: hier ist der Punkt, wo der Unterschied und Zusammenhang zwischen der moralischen und resligiösen Gemüthsverfassung einleuchtet, wo aus der praktischen Vernunst die Religion hervorgeht, und die Sittenlehre in die Religionslehre überzgeht. Nicht der Glaube wird zum Inhalte der Pflicht, sondern die Pflicht wird zum Inhalte des Glaubens. Die sittliche Geltung der Pflichten ist nicht bedingt durch die religiöse, sondern umgekehrt: nicht weil sie göttliche Gebote sind, gelten sie als Pflichten, sondern weil sie Pflichten sind, darum gelten sie als göttliche Gebote. Wenn die Sittenlehre von der Glaubenslehre abhängig gemacht wird, so entsteht die theos

logische Moral, wenn bagegen die Glaubenslehre von der Sittenlehre abhängt, so entsteht die Moraltheologie. Daher wird die kritische Philosophie niemals theologische Moral, sondern nur Moraltheologie einräumen und begründen können, wie schon die Vernunftkritik nach ihrer Widerlegung sämmtlicher Gottesbeweise gezeigt hatte.¹

III. Die Methobenlehre der praktischen Bernunft.

Die Grundprobleme der Sittenlehre sind gelöst und die beiden Factoren, deren Product die Sittlickfeit bilbet, in ihrer Ursprünglichkeit festgestellt: das Sittengesetz und der reine Wille, der Pflichtbegriff und das Vermögen der Pflichterfüllung. Der Angelpunkt der gesammten kantischen Moral liegt in dem Begriffe der Pflicht. Damit in der Kritik der praktischen Vernunft dieselbe Architektonik herrsche, als in der Kritik der reinen, wird der Elementarlehre noch eine Methodenlehre hinzuge= Die Methodenlehre der praktischen Philosophie frägt: welches ist 🗸 die richtige Art, den Pflichtbegriff barzustellen? Diese Frage hat eine praktische Bedeutung und verlangt beshalb eine praktische Antwort. Die einzige Form, welche der Pflicht entspricht, ift die pflichtmäßige Gefinnung ober der sittliche Charakter. Einen solchen Charakter zu bilden, ist die Aufgabe des moralischen Unterrichts und der sittlichen Erziehung. Was die Methodenlehre in der Kritik der praktischen Vernunft will, leistet nicht die Philosophie, sondern die Padagogik, und die richtige moralische Bildung ist die höchste padagogische Leistung. Kant hat an dieser Stelle für die sittliche Erziehungskunst die Grundzüge entworfen, wie sie ber Beist seiner Philosophie forbert. Es soll die Moralität der menschlichen Natur entwickelt, die Pflicht in ihrer ganzen Strenge lebendig gemacht und in der Gesinnung erweckt werden. Darum bilbe man vor allem den moralischen Sinn in der Beurtheilung des menschlichen Handelns, jede Handlung gelte nur nach ihrem moralischen Werth, dieser werbe nur nach dem Maßstabe der Pflicht beurtheilt und anerkannt. lerne zuerst in seiner Beurtheilung fremder Handlungen die moralische Triebfeber von den selbstsüchtigen Motiven so scharf und genau als möglich unterscheiben, damit man sie ebenso genau und peinlich in

¹ Ar. d. pr. B. VI—VIII. (IV. S. 254—270.) Bgl. dieses Werk. Bd. IV. Buch II. Cap. XIV. S. 555—558.

bem eigenen Handeln unterscheibe und sich nie überrebe, die Selbstsucht, wie fein und tief verborgen sie sei, könne jemals moralisch handeln.

In dieser Unterscheidung der sittlichen Triebsedern werde das moral= ische Urtheil geübt und daburch der moralsche Sinn geweckt, bis es dem Menschen zur zweiten Natur wird, sich und andere mit dem Maße der Pflicht zu messen. Jede Handlung gelte nur nach ihrer Pflichtmäßig= keit, die pflichtmäßige gelte nie, als ob sie das Maß der menschlichen Natur übersteige, als ob sie ein ganz besonderes Berdienst ober gar überverdienstlich wäre. Sie ist nur richtig. Wenn sie um der Pflicht willen geschehen ist und aus keinem anderen Grunde, so ist sie nicht anders, als sie sein soll. Man billige die sittliche Handlungsweise, aber nobilitire sie nicht. Das Gerebe von sogenannten ehlen Handlungen ist unklar und schädlich, es lenkt den moralischen Sinn vom richtigen Wege ab und macht ihn eitel, statt ihn in der einfachen pflichtmäßigen Gefinnung zu bestärken. Man prufe die Handlungen genau und be= wundere sie nicht vorzeitig, errege nicht flüchtigen Enthusiasmus und eilige Gefühle, die mit dem Augenblicke kommen und gehen und hoch= stens gute Anwandlungen sind, aber nicht dauernde Gesinnung. Nichts ist schlimmer, als den gesunden, moralischen Sinn in Gefühlsschwärmerei verwandeln; dies ist sehr leicht, aber auch ganz nuglos und un= fruchtbar, vielmehr ist es schädlich, denn eben dadurch wird dem moral= ischen Sinn jene Festigkeit, Sicherheit und Klarheit genommen, die ihm angewöhnt werden soll, und ohne welche er selbst niemals reif, lebensfähig und thatkräftig wird.

Es giebt Beispiele, in benen sich Tugend und pflichtmäßige Gessinnung gleichsam vorbilblich verkörpern. Solche Beispiele brauche die sittliche Erziehung und setze dieselbe in das richtige und wirksame Licht, damit sie dem Zögling fruchtbar und erhebend einleuchten. Die Tugend erscheint um so reiner, je größer und schwerer die Opfer sind, welche um ihretwissen gebracht werden. Die Pflichterfüllung ist leicht, wenn sie nichts kostet. Es ist wenig, wenn man um der Pflicht willen den Lohn verschmäht, welchen die pflichtwidrige Handlung einträgt; es ist mehr, wenn man um der Pflicht willen auch die Berluste hinnimmt, die eine solche Handlung fordert, und je schwerzlicher diese Berluste sind, je schwerer sie das Gemüth treffen, um so reiner erscheint die so erkämpste Tugend. Die echte probehaltige Tugend erscheint im Leiden. Hier ist es, wo sich die seltenen und erhebenden Beispiele sinden, welche man dem heranreisenden moralischen Sinne zum Borbilde geben möge. In

diesem Triumphe über die Natur offenbart sich der Mensch in seiner sittlichen Würde, in seiner moralischen Geistesfreiheit. 1

IV. Sinnenwelt und Sittengesetz.

Der Mensch ist Glied zugleich der sinnlichen und intelligibeln Welt: die Sinnenwelt ist sein Gegenstand, die sittliche sein Product; jene ist eine Aufgabe der menschlichen Erkenntniß, diese eine Aufgabe des menschlichen Willens, dort hat die speculative, hier die praktische Vernunft ihren Spielraum. Der Wille ist unabhängig von der Erstenntniß, wie das Sittengesetz unabhängig vom Naturgesetz. Doch kann in einer gewissen Rücksicht die Erkenntniß der Sinnenwelt selbst einen auf unsere moralische Anlage günstigen Einfluß ausüben. Das Sittenzgestz demüthigt die menschliche Selbstliebe, das sinnliche Selbstgesühl. Wenn es ein Naturgesetz giebt, dem gegenüber der Mensch als lebendiges Geschöpf sich unendlich klein erscheint, so wirkt diese Erkenntniß auf das menschliche Selbstgesühl in einer dem Sittengesetz analogen Weise.

Was uns als sinnliche Wesen demüthigt, erhebt uns als geistige: so demüthigend und so erhebend wirkt auf die menschliche Natur die Sinnenwelt im Großen, der unermegliche Weltbau, die Anschauung des Firmaments und die Erkenntniß seiner ewigen Gesetze. "Zwei Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Chrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir." "Der erstere Anblick einer zahllosen Weltenmenge vernichtet gleichsam meine Wichtigkeit als eines thierischen Ge= schöpfes, das die Materie, daraus es ward, dem Planeten (einem blogen Punkte im Weltall) wieder zurückgeben muß, nachdem es eine kurze Zeit (man weiß nicht wie) mit Lebenskraft versehen gewesen. Der zweite bagegen erhebt meinen Werth als einer Intelligenz unenblich burch meine Persönlichkeit, in welcher bas moralische Gesetz mir ein von der Thierheit und selbst von der ganzen Sinnenwelt unab= hängiges Leben offenbart, wenigstens so viel sich aus der zweckmäßigen Beftimmung meines Daseins burch bieses Gesetz, welche nicht auf Bedingungen und Grenzen dieses Lebens eingeschränkt ift, sondern ins Unenbliche geht, abnehmen läßt." 2 Und nicht bloß die Wirkungen,

¹ Ar. d. pr. B. Th. II. Methodenlehre. (Bb. IV. S. 273—287.) — ² Ebendaselbst. Methodenlehre b. pr. Vern. Beschluß. (Bb. IV. S. 288—290.)

welche der Anblick des Himmels und die Idee des Sittengesetzes in uns hervorrusen, sindet der Philosoph vergleichbar, sondern auch die Wege der Astronomie und Moral: jene hatte sich zur Sterndeutung, diese zur Schwärmerei verirrt; die Gesetze des Weltbaues sind durch die Erkenntniß der bewegenden Naturkräfte entdeckt worden, die Gesetze der Sittlichkeit durch die Scheidung des reinen Willens vom empirischen.

Zehntes Capitel.

Die rationale Rechtslehre. A. Das Privatrecht.

I. Der Rechtsbegriff.

1. Rechts- und Tugenbpflichten.

Die menschliche Vernunft ist die Quelle einer doppelten Gesetz= gebung, der natürlichen und sittlichen: der Verstand ift der Gesetzgeber der Natur, der Wille oder die praktische Bernunft der Gesetzgeber der Jedes Gesetz ist als solches der Ausdruck einer ausnahms= losen Nothwendigkeit, aber die Arten der letzteren sind verschieden und demgemäß auch die Arten der Gesetze. Eine andere ist die mechanische, eine andere die moralische Nothwendigkeit. Naturgesetze müssen, Freiheitsgesete sollen befolgt werden, denn sie gelten für ein Vermögen, welches sie nicht zwingen, sondern nur verpflichten können. Daher ist es möglich, daß sie auch nicht befolgt werden. Die Beränderungen und Begebenheiten in der Natur sind immer gesetzmäßig, die menschlichen Handlungen find es nicht immer, sie können mit den Sittengesetzen übereinstimmen ober nicht. Im ersten Falle find sie gesetz= oder pflicht= mäßig. Aber weil die pflichtmäßigen Handlungen frei oder willfürlich find, so steht es bei ihnen, aus welchen Triebfebern fie das Gesetz er= füllen. Die Handlung kann gesetzmäßig sein, ohne daß auch die Trieb= feder es ist. In diesem Fall bestimmt das Gesetz nur den Inhalt, nicht die Form oder die Triebfeder der Handlung, und die Ueberein= ftimmung zwischen beiben ift eine bloß außere. Wenn die Handlung das Gefet äußerlich erfüllt, gleichviel aus welchen Beweggründen, so ist sie legal; wenn sie es dagegen erfüllt um des Gesetzes willen, bloß aus Achtung vor diesem ober aus Pflichtgefühl, so ist sie moralisch.

Die Freiheitsgesetze heißen im Unterschiede von den Naturgesetzen "moralisch" und, wenn fie sich auf bloß außere Sandlungen beziehen, "juridisch". Wenn die moralischen Gesetze auch die Bestimmungs= grunde der Handlungen ausmachen, so heißen fie "ethisch". Die Uebereinstimmung der Handlung mit dem ethischen Gesetz giebt der letteren den Charakter der Moralität oder Sittlickkeit, die Ueberein= stimmung mit bem außeren Gesetz ben ber Legalität ober Gesetzmäßig= keit: daher unterscheibet sich die fittliche Gesetzgebung in außere und innere, jene fordert die Legalität der Handlung ohne Rücksicht auf deren Motive, diese fordert auch die Gesetzmäßigkeit der Gefinnung, d. h. die Moralität der Handlung. Die Freiheitsgesetze find insgesammt Pflichten, aber es giebt Pflichten (Freiheitsgesetze), welche, abgesehen von der Ge= finnung, außerlich erfüllt werden können und sollen; es giebt andere, deren Erfüllung nur durch die Gesinnung möglich ift. Mit anderen Worten: gewisse Pflichten können durch legale Handlungsweise erfüllt werden, die übrigen nur durch moralische. Es ist Pflicht, einen abgeschlossenen Bertrag zu halten; es ist Pflicht, den Nächsten zu lieben. Die erste Pflicht läßt sich legal (abgesehen von der Gefinnung) erfüllen, die zweite dagegen nur moralisch, nur durch die Gesinnung. Pflichten der ersten Art heißen "Rechtspflichten", die der zweiten "Tugendpflichten". Demgemäß theilt sich die Metaphysik der Sitten in die Rechts= und Tugendlehre oder, genauer zu reden, in die "metaphysischen Anfangsgründe" beider, da es fich hier nicht um das vollständige, durch die Anwendung auf die Erfahrung aus= geführte System der Sittengesetze handelt. Aus derselben Rücksicht bezeichnete Kant auch seine Naturphilosophie als "metaphysische An= fangsgründe der Naturwissenschaft". Das Princip der gesammten Sittenlehre besteht in dem Gesetz und Vermögen der Freiheit. Ohne dieses Bermögen giebt es keine Berbindlickkeit, und ohne diese weber Rechte noch Tugenden. Dies hatte Kant schon früher in seiner Beurtheilung von Schulz's beterministischer Sittenlehre mit der größten Bestimmtheit ausgesprochen. 1

Metaphysik der Sitten. Th. I. Metaph. Anfangsgr. der Rechtslehre. Einleitung. Recension von Schulz's Versuch einer Einleitung zur Sittenlehre für alle Menschen ohne Unterschied der Religion. 1783. (Bb. V. S. 337 flgb.) Vorr. Einlig. in die Metaphysik der Sitten. III. (Bb. V.) S. 3 flgb. S. 17 flgb.

2. Positive und rationale Rechtslehre.

Wir handeln zunächst von der Rechtslehre. Sie unterscheidet sich, wie überhaupt unsere Erkenntniß, in reine und empirische, rationale und historische Rechtswissenschaft: die erste ist philosophisch, die zweite gelehrt. Die Rechtsgelehrsamkeit hat zu ihrem Gegenstande die positiven Bestimmungen, welche die Gesetzgebung an gewissen Orten, zu gewissen Beiten sestgest und rechtsgültig gemacht hat: das geschichtlich gewordene oder positive Recht. Wenn man die Frage stellt, was unter gegebenen Bedingungen Rechtens ist, so antwortet hierauf allein die empirische Rechtskunde. Eine andere Frage ist die der rationalen Rechtslehre: "was ist Recht?" Wir haben es hier lediglich mit den rationalen Rechtsbegriffen zu thun.

Das rationale oder natürliche Recht ist allein auf die Vernunft gegründet. Wie folgt aus der praktischen Bernunft, aus dem Vermögen der Freiheit das Recht? Die persönliche Freiheit ift, formell betrachtet, die Willfür ober das Vermögen der einzelnen Person, nach ihrem Gut= dünken zu handeln, so weit irgend ihre Macht reicht. Darin liegt die durch nichts gehinderte Möglichkeit, daß sich die Freiheitssphären der verschiedenen Personen in ihrer Wirksamkeit gegenseitig stören, feindlich gegen einander gerathen, das geordnete Zusammensein und badurch die Freiheit jedes Einzelnen gefährden und aufheben. Darum verlangt das Freiheitsgesetz, wenn es nicht sich selbst widersprechen soll, daß die Willfür jedes Einzelnen sich dem Anderen gegenüber in die richtigen Grenzen einschließe und keiner die Freiheit des Anderen verletze. So wird die persönliche Freiheit in jedem Einzelnen mit einer Richtschnur umgeben, innerhalb deren sie eine gesicherte Sphare beschreibt und ausfullt: diese Sphare ist ihr Recht, die Anextennung und Nichtverletzung der fremden Freiheit ihre Pflicht. Ohne diese Pflicht giebt es kein Recht, ohne Recht überhaupt keine Freiheit; erst in dieser Form stimmt die Freiheit mit sich selbst überein. Darum muß die Freiheit das Rechtsgesetz fordern: das Recht ist ein nothwendiges Postulat der praktischen Bernunft. Die kantische Erklärung sagt: "Das Recht ist ber Inbegriff der Bedingungen, unter denen die Willkur des Einen mit der Willfür des Anderen nach einem allgemeinen Gesetze der Freiheit zusammen vereinigt werden kann".1

¹ Metaph. Anfangsgr. der Rechtslehre. Einleitung in die Rechtsl. § A—С. (Bb. V. S. 29—31.)

3. Recht und Zwang. Enges und weites Recht.

Daraus erhellt, wie das Recht vernünftigerweise verstanden sein Es ist ein Verhältniß zwischen Personen, und zwar ein wechsel= will. seitiges Verhältniß, worin jede in Beziehung auf die anderen sowohl berechtigt als verpflichtet ift: es giebt daher nur ein Rechtsverhältniß von Menschen zu Menschen. Dasselbe ift rein äußerlich und besteht nicht zwischen den Gesinnungen, sondern der Willkur der Personen; ich habe kein Recht, daß der Andere gegen mich so ober anders empfinde, diese oder jene Gesinnung hege, ich habe lediglich darauf ein Recht, daß er seine Willfür der meinigen gegenüber so weit beschränke, daß er in die Sphäre meiner Freiheit nicht verletzend eingreift. Aus welchen Gefinnungen er diese Verbindlichkeit befolgt, ift gleichgültig; die inneren Triebfedern kommen dabei zunächst nicht in Betracht. Das moralische Gesetz verlangt, daß die Rechtspflicht erfüllt werde, weil sie Pflicht ist, aus keiner anderen Triebfeder; das Rechtsgesetz macht diese Forderung nicht, ihm genügt die außere Erfüllung.

Das Freiheitsgesetz gebietet die Rechtserfüllung, die vollkommen pünktliche und genaue; es verbietet mit derselben Strenge die Rechtsverletzung oder das Unrecht. Soll das Freiheitsgesetz, wie es die praktische Bernunft verlangt, unbedingt gelten, so muß jedes Hinderniß aus dem Wege geräumt, die Rechtserfüllung erzwungen, die Rechtsverletzung oder das Unrecht kraftlos gemacht, das Recht in allen Fällen wiederhergestellt werden können. Neußere Handlungen sind um ihrer greisbaren Natur willen erzwingbar und müssen es sein im Interesse Rechts; wenn sie es nicht wären, so könnten die rechtmäßigen Handlungen auch unterbleiben, so hätte die Rechtsverletzung offenen Spielraum, und niemand könnte zu solchen Handlungen verpslichtet oder sie zu sordern berechtigt sein. Das Recht wäre dann ohne alle Kraft, ein machtloses Wort, also das Freiheitsgesetz ohne alle Geltung.

Das Recht, wenn es im Ernste Recht sein soll, muß die Befugniß zu zwingen in sich schließen; es ist nur dann wirklich Recht, wenn es zusgleich Zwangsrecht ist. Die Besugniß zu zwingen ist darum nicht auch die Berbindlichkeit zu zwingen. Die Besugniß ist ein Recht, welches ich ausüben darf, wenn ich will, dessen Ausübung ich auch unterlassen darf, wenn es mir so beliebt, wogegen die Berbindlichkeit zu zwingen nicht unterlassen werden darf. Suseland hatte in seinem "Bersuch über den Grundsatz des Naturrechts" den obersten Zweck der Rechtsegeset in die Bervollkommnung der Menscheit gesetzt, und in Rück-

sicht auf diesen Zweck erschien ihm jedes Hinderniß als etwas, dessen Bernichtung nicht unterlassen werden dürse, jede Beförderung als etwas, das im Nothsall erzwungen werden müsse; daher galt ihm das Zwangsrecht nicht bloß als Besugniß, sondern als Pflicht. Dies war der Punkt, welchen Kant in seiner Recension Huselands besonders her= vorhob und angriff.¹

Die Erzwingbarkeit unterscheidet das Recht von der Tugend, die juridische Pflicht von der moralischen, sie macht das Recht im eigentlichen und engen Verstande: "das stricte Recht". Wo das Zwangs= recht aufhört, ist die Grenze des Rechts; jenseits berselben kann von Recht nicht mehr ober nur im uneigentlichen und weiten Berftanbe geredet werden. Wenn meine Rechtsansprüche nicht im genauen Sinne erzwingbar find, so habe ich eigentlich nicht das Recht, sondern nur die Billigkeit für mich, vorausgesetzt, daß jene Ansprüche in der Natur ber Sache begründet find. Wenn ich einen Zwang ausübe, zu welchem ich im genauen Verstande nicht berechtigt bin, den ich im Momente der Gefahr, im Interesse der Selbsterhaltung ohne rechtswidrige Absicht er= greife, so ist mein Zwang nicht durch das Recht, sondern durch die Noth begründet, nicht Zwangsrecht, sondern Nothwehr. Eine solche Nothwehr 3. B. übt der Schiffbrüchige, wenn er mit dem letzten Auswande von Kraft bem Unglücksgefährten das lette Rettungsmittel entreißt. In der Bereinigung von Recht und Zwang besteht das enge Recht (jus strictum), in der Trennung beider das weite (jus latum). Recht ohne Zwang ist Billigkeit, Zwang ohne Recht ist Nothwehr. Der Sinnspruch der Billigkeit heißt: "Das höchste Recht ist das höchste Unrecht (summum jus summa injuria)", der der Nothwehr: "Noth kennt kein Gebot (necessitas non habet legem)". Rant nennt dieses weite Recht ein zweibeutiges oder doppelsinniges, weil in beiden Fallen das subjective Rechtsurtheil anders entscheidet als das objective.2

Der Inbegriff aller Rechtspflichten läßt sich in folgende drei ein= fache Vorschriften zusammenfassen: "Wahre deine persönliche Würde, verletze kein fremdes Recht, befördere, so viel an dir ist, die Gerechtig=

¹ Recension von Gottl. Hufeland's Versuch über den Grundsatz des Naturrechts. 1786. (Bb. V. S. 357—362.) Metaph. Anfangsgr. der Rechtsl. Einleitung in die Rechtslehre. § D. (Bb. V. S. 32.) — 2 Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre. Einleitung in die Rechtslehre. § E. — Anhang zur Einleitung in die Rechtsl.: Vom zweideutigen Recht (jus aequivocum) I. u. II. (Bb. V. S. 34—37.)

keit, die jedem das Seine sichert!" Kant vergleicht diese Formeln mit den bekannten Sätzen Ulpians: «honeste vive, neminem læde, suum cuique tribue!» 1

4. Privates und öffentliches Recht. Ursprüngliche und erworbene Rechte.

Das Rechtsverhältniß ist nur zwischen Personen möglich. Nun können sich Personen entweder als einzelne zu einzelnen oder als Glieder eines Gemeinwesens zu einander verhalten: als Privatpersonen bilden fie die natürliche, als Glieder des Gemeinwesens die bürgerliche Gesell= Demnach unterscheibet sich auch bas Rechtsverhaltniß in ein privates und öffentliches (burgerliches). Das Privatrecht umfaßt die= jenigen Rechte, welche innerhalb der natürlichen Gesellschaft (im Zustande, worin sich die Personen als einzelne zu einander verhalten) gehabt ober erworben werden können, während das bürgerliche Recht nur auf der staatlichen Grundlage stattfindet und der Person nur als Glied des politischen Gemeinwesens zukommt. Hieraus erhellt, daß auch das Privatrecht zu seiner formellen Vollendung der staatlichen Grundlage bedarf. Denn zur Rechtsvollkommenheit ift durchaus die unverletzliche, im äußersten Fall erzwingbare Geltung nothwendig, welche allein das öffentliche, mit der Gewalt bekleidete Gesetz zu sichern vermag. Nur im Staate verbindet sich mit dem Recht die erforderliche, un= widerstehliche Macht. Ohne diese Unterstützung giebt es kein strictes und darum kein vollkommenes Recht. In der natürlichen Gesellschaft find und gelten alle Rechte nur "provisorisch", erst der Staat macht fie "peremtorisch".

Man hat die Rechte in Betreff ihrer Entstehung in angeborene und erworbene unterschieden. Im genauen Berstande sind alle Rechte erworben, denn sie sind Verhältnisse, welche durch den Willen gemacht werden, also willfürliche und äußere Verhältnisse, welche Personen gegenseitig schließen. Hier kann von einer angeborenen Beschaffenheit nicht die Rede sein. Will man dennoch von angeborenen Rechten reden, so läßt sich darunter nichts anderes verstehen, als die Bedingung, ohne welche überhaupt keine Rechte erworben werden können, b. i. die Rechtsfähigkeit, die Unabhängigkeit des persönlichen Daseins, die moralische

¹ Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre. Eintheilung der Rechtslehre. A. Allgem. Einth. der Rechtspflichten. (Bb. V. S. 37 sigb.) — 2 Ebendas. Allg. Rechtslehre. Th. I. Hauptst. I. § 8 u. 9. (Bb. V. S. 58—60.) Bgl. Hauptst. II. § 15. (Bb. V. S. 68 sigb.)

Existenz. Dazu ist die Anlage freilich durch die Natur gegeben. Will man die Persönlichkeit oder die Freiheit selbst ein Recht nennen, so ist dieses das einzige ursprüngliche oder angeborene Recht. Man sollte sie besser als das Rechtsvermögen oder die Bedingung bezeichnen, unter welcher überhaupt Rechte möglich sind: eine Bedingung, die sich zur Thatsache des Rechts ähnlich verhält, wie die Vernunftsormen der Sinn-lichkeit und des Verstandes zur Thatsache der Erkenntniß.

II. Das Privatrect.

1. Das Recht als intelligibler Befit.

Der Gegenstand des Privatrechts fällt in die Sphäre des einzelnen Willens und ist mit diesem so verknüpft, daß er ihm allein angehört. Das ausschließende Haben macht den Unterschied von Mein und Dein: in diesem Unterschiede besteht der Besitz. Was ich besitze, davon habe ich den alleinigen Gebrauch, der jeden sremden ausschließt. Jedes private Recht ist Besitz. Man drückt sich ungenau aus, wenn man von einem Recht auf Besitz redet: das Recht selbst ist der Besitz. Freilich ist nicht jeder Besitz auch Recht. Was ich in meiner Hand halte oder in meiner physischen Gewalt habe, ist darum noch nicht im rechtlichen Sinne mein. Wan muß den physischen Besitz vom rechtlichen, die bloße Inhabung (detentio) vom wirklichen Sigenthum unterscheiden. Worin besteht der rechtliche Besitz, und wie ist er möglich? Dies ist die kritische Grundsfrage der rationalen Rechtslehre in Ansehung des Privatrechts.

Rant nennt den rechtlichen Besitz im Unterschiede vom sinnlichen den "intelligibeln". Er ist intelligibel, weil unabhängig von den sinnslichen Bedingungen des Habens. Etwas ist im rechtlichen Sinne mein, wenn ich es habe, obwohl ich es nicht halte: wenn das mir zugehörige Object, wo es auch ist, jeden fremden Gebrauch ausschließt, wenn jeder Andere die Verbindlichkeit hat und anerkennt, meinen Besitz nicht zu stören. Diese Verbindlichkeit auf seiten der anderen Personen macht meinen Besitz rechtlich. Was also den Besitz im rechtlichen Sinne ermöglicht oder den bloßen Besitz in Eigenthum verwandelt, ist die Sinsstimmung und Anerkennung aller in Rücksicht des Mein und Dein: es ist nicht die einseitige, sondern die vereinigte Willfür, welche den Besitz zum Eigenthume macht. Ohne diese Vereinigung sindet entweder gar kein Besitz statt oder nur eine physische Inhabung, die kein Recht ist.

¹ Metaphyfische Anfangsgründe der Rechtslehre. Einleitung in die Rechtsl. B. Allg. Einth. der Rechte. (Bd. V. S. 38—40.)

Als rechtlicher Befiger habe ich die Sache, auch wenn ich fie nicht inhabe, als unrechtmäßiger Besitzer habe ich die Sache nicht, auch wenn ich fie inhabe. Wenn man den zufälligen Inhaber, der die Sache nimmt ohne fie zu besitzen, den Besitzer im Unterschiede vom Eigenthümer nennt, so erklärt man das Recht in einer Sache (jus in re, jus reale) ganz richtig durch die gewöhnliche Formel: "es sei das Recht gegen jeden Besitzer derselben". In der Anerkennung des fremden Besitzes legt sich jeder die Verhindlichkeit auf, die Sache nicht einseitig zu ergreifen ober zu gebrauchen; jeder begiebt sich des Rechts auf diese Sache, deren ausschließenden Besitz er dem Anderen zugesteht. Dieser Act aber, wodurch die Nichteigenthümer ihre Willfür von der Sache ausschließen, setzt offenbar einen Zustand voraus, worin kein einziger Wille von irgend einer Sache ausgeschloffen ift, also einen ursprünglichen Gesammtbesitz. eine «communio possessionis originaria». Wenn nămlich erst burch die rechtliche Anerkennung des fremden Besitzes jeder sich zum Nicht= eigenthümer der bestimmten Sache macht und gleichsam bazu verpflichtet, fie nicht zu besitzen, so muß jeder vorher einen Mitbesitz der rechtlichen Möglichkeit nach gehabt haben.

Ohne einen solchen ursprünglichen Gesammtbesitz ist das Privat= eigenthum unmöglich. Natürlich wird dieser ursprüngliche Gesammt= besitz zufolge des Rechtsbegriffes nur der Idee nach vorausgesett ! oder gesordert, keineswegs etwa als ein thatsächlicher Urzustand an genommen, worin alle baffelbe Object gleichmäßig beseffen haben. Die Vorstellung eines solchen uranfänglichen Gesammtbesitzes ist die communistische, welche mit ber rechtsverständigen nichts gemein hat. Es folgt aus dem Rechtsbegriffe nur, daß jeder ursprünglich das Recht auf alles Besithare hat, daß er ohne dieses Recht weder Privateigen= thümer werden noch andere durch seine Einstimmung und Anerkennung zu Privateigenthümern machen könnte; es folgt in Rücksicht der Dinge aus jener Idee des ursprünglichen Gesammtbesitzes, daß es nichts Be= figbares giebt, das nicht Eigenthum werden ober einen Herrn haben kann. "Es ift möglich, einen jeden äußeren Gegenstand meiner Willkur als das Meine zu haben, denn eine Maxime, nach welcher, wenn sie Gesetz würde, ein Gegenstand der Willkür an sich (objectiv) herrenlos (res nullius) werden müßte, ist rechtswidrig".1

¹ Metaph. Anfangsgründe b. Rechtsl. Allgem. Rechtsl. Th. I. Hauptst. I.: Bon der Art etwas Aeußeres als das Seine zu haben. § 1—6. (Bb. V. S. 47—55.) Vgl. Hauptst. II. § 13. S. 67.

2. Die Erwerbungsart bes Rechts. Dingliches und personliches Recht.

Es giebt nach den festgestellten Begriffen kein ursprüngliches Privat= recht. Jedes Privatrecht ist abgeleitet und auf einen besonderen Rechts= act gegründet, also ein erworbenes Recht. Wenn wir uns diese Erwerbung in ihrer einfachsten und ursprünglichsten Form vorstellen, so kann sich dieselbe nicht auf eine Person beziehen, sondern nur auf eine Sache. Nur Besithares kann erworben werden. Die persönliche Freiheit ist nicht besitzbar, keiner kann die Freiheit des Anderen dergestalt er= werben, daß er ihn rechtslos macht: eine solche Erwerbung ware die Aufhebung aller Rechtsbedingungen und darum von vornherein voll= kommen rechtswidrig. Das Recht auf eine Person, soweit es möglich ist, beruht auf vorhandenen Rechtsverhältnissen, unter deren Bedingung es allein stattfindet: ein solches Recht ist mithin nicht ursprünglich zu er= werben. Nur Sachen können ursprünglich erworben werden, aber nicht fremde, sondern nur herrenlose Sachen. Um fremden Besitz rechtlich zu erwerben, dazu gehört als nothwendige Bedingung die Einwilligung des Anderen. Herrenlose Sachen dürfen erworben werden, weil solche der rechtliche Gesichtspunkt nicht anerkennt. Die ursprüngliche Erwerbung geschieht, indem die herrenlose Sache ergriffen, als in Besitz genommen bezeichnet, und dieser so ergriffene und bezeichnete Besitz durch die Zu= stimmung der Anderen rechtlich gemacht wird. Das erste Moment der Erwerbung ist "die Ergreifung (apprehensio)", das zweite "die Bezeichnung der Sache als der meinigen (declaratio)", das dritte "die Bueignung (appropriatio)".1

Was überhaupt als Rechtsobject erworben werden kann, ist entweder Sache ober Person; nie kann durch eine Erwerbung die persönliche Freisheit ausgehoben werden: also ist das Recht auf eine Person eingeschränkt auf eine Leistung oder ein Verhältniß, welches sich mit der persönlichen Freiheit verträgt. Das Recht auf Sachen ist "Sachenrecht", das Recht auf persönliche Leistungen ist "persönliches Recht", das Recht auf ein persönliches Verhältniß, wodurch Personen als einander zugehörige rechtslich verbunden werden, ist "dinglich=persönliches Recht". Der ganze Umsang des Privatrechtes unterscheidet sich in diese drei Arten.² Es ist

¹ Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre. Th. I. Hauptst. II.: Bon der Art, etwas Aeußeres zu erwerben. § 10. (Bd. V. S. 62 sigb.) — 2 Ebendas. Th. I. Hauptst. I. § 4.: Exposition des Begriffs vom äußeren Mein und Dein. (Bd. V. S. 49—51.) Hauptst. II. § 10. Aug. Princip der äußeren Erwerbung. Eintheilung und Erwerbung. (Bd. V. S. 64.)

schon gezeigt, wie das Recht auf eine Sache, welche keinem angehört, auf ursprüngliche Weise durch "Bemächtigung (occupatio)" erworben wird.¹

3. Das perfönliche Recht. Der Vertrag.

Die ursprüngliche Erwerbung ist einseitig, weil zu derselben nichts als die Bemächtigung auf der einen und das herrenlose Gut auf der anderen Seite gehört. Persönliche Rechte dagegen können nie einseitig, darum nie ursprünglich erworben werden. Einseitige Erwerbung in diesem Falle ware gewaltsamer Eingriff in die Willfür des Anderen, also offenbare Freiheits= und Rechtsverletzung. Die Erwerbung persön= licher Rechte schließt die Form der Bemächtigung aus. Fremdes Eigen= thum ist das Recht einer anderen Person und steht mir daher nicht als (herrenlose) Sache, sondern als persönliches Recht gegenüber. Um eine solche Sache in meinen rechtlichen Besitz zu bekommen, muß ich zuvör= derst das persönliche Recht des Anderen erwerben, meine Erwerbung ist bedingt durch die Einstimmung des Anderen, also nicht ursprünglich. sondern abgeleitet. Ich erwerbe fremdes Eigenthum nur dadurch recht= mäßig, daß der Andere seine Sache an mich veräußert, daß er fie aus seiner Willenssphäre entläßt und an mich überträgt. Der Vertrag ift die einzige Erwerbungsart persönlicher Rechte, er wird geschlossen durch eine wechselseitige Uebereinkunft, in welcher von der einen Seite etwas zu leisten versprochen und von der anderen dieses Versprechen angenommen wird. Die Erfüllung des vertragsmäßigen Versprechens geschieht durch die Leistung. Was ich durch den Vertrag erwerbe, ist zunächst das Recht auf die Leistung des Anderen, eine Obligation oder Forderungsrecht. Die Leistung geschieht durch die Uebergabe der erworbenen Sache; erst durch diese Uebergabe wird mein Recht sachlich, vorher war es lediglich personlic.

Rant hat versucht, den Vertrag nach seinem Begriff einzutheilen und gleichsam eine logische Tasel der Vertragsformen zu geben. Durch den Vertrag wird zunächst ein persönliches Recht erworben, eine Leistung versprochen. Entweder hat der Vertrag den Erwerb oder die Sicherheit zum Zweck: er ist entweder Erwerbs= oder Zusicherungsvertrag. Der Erwerbsvertrag bezweckt entweder einseitigen oder wechselseitigen Er= werb: er ist im ersten Falle wohlthätig, im zweiten belästigt. Dort

¹ Metaph. Anfangsgründe der Rechtslehre. Th. I. Hauptst. II. Abschn. I. § 14. (S. 67 sigb.) — ² Ebendas. Th. I. Hauptst. II. Abschn. II. Bom person- lichen Recht. § 18—21. (Bb. V. S. 76—81 sigb.)

geschieht die Leistung ohne Gegenleistung, hier ist sie durch die letztere bedingt.

Der wohlthätige Vertrag (pactum gratuitum) ist die Aufbewahrung des anvertrauten Gutes, das Verleihen einer Sache und die Verschenkung (depositum, commodatum, donatio).

Der belästigte Vertrag ist entweder Veräußerung oder Verdingung. Die Veräußerung (permutatio late sic dicta) geschieht auf dreisache Art: Waare gegen Waare, Waare gegen Geld, Sache gegen Wiederserstattung der Sache in derselben Art, z. B. Getreide gegen Getreide, Geld gegen Geld. Die erste Form der Veräußerung ist Tausch, die zweite Rauf und Verkauf, die dritte ist Anleihe (permutatio stricte sic dicta, emtio venditio, mutuum). Die Verdingung (locatio conductio) ist ein Vertrag, wodurch etwas zum Gebrauch an einen Anderen sür einen bestimmten Preis überlassen wird. Das verdingte Object ist entweder eine Sache oder Arbeitskrast: die erste Form giebt die locatio rei, die zweite den Lohnvertrag (locatio operae). Ist die Versdingung zugleich eine Anleihe, so ist der Preis sür den Gebrauch der Sache Verzinsung (pactum usurarium). Handelt es sich bei der Versdingung um ein Geschäft, welches sür einen anderen gesührt werden soll, so ist diese Form der Bevollmächtigungsvertrag (mandatum).

Der Zusicherungsvertrag (cautio) geschieht durch die Berpfändung und Pfändnehmung, durch die Gutsagung und die persönliche Verbürgung (pignus, fidejussio, praestatio obsidis). ¹

Es ift sowohl für die Klarheit und Sicherheit der Rechtsbegriffe als auch für die Prazis im dürgerlichen Rechtsleben von der größten Wichtigkeit, daß zwischen realem und persönlichem Recht genau unterschieden werde. Das reale Recht giebt dem Besitzer den ausschließenden und willfürlichen Gebrauch der Sache: es ist das Recht gegen jeden Besitzer derselben (jus in ro). Dagegen das persönliche Recht hat seine vertragsmäßige Grenze, es ist nicht sjus in ro», sondern sjus ad rem», ausgenommen den Fall, wo aus dem erwordenen persönlichen Rechte das vollkommen dingliche Recht solgt. So ist z. B. das persönliche Recht, welches ich durch einen Miethscontract auf meine Wohnung (genauer auf deren Sigenthümer) erwerbe, kein dingliches Recht. Wäre es das letze, so wäre der Rechtssatz: "Rauf bricht Miethe" unmöglich.

¹ Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre. Th. I. Hauptst. II. Abschn. III. Dogm. Einth. aller erwerbl. Rechte aus Bertr. § 31. (Bd. V. S. 91 bis 93.) — ² Ebendas. Th. I. Hauptst. II. Abschn. III. § 31. (Bd. V. S. 98 sigb.)

Wenn ich durch den Kauf eines Buches ein vollkommen dingliches Recht in der Sache erwerbe, so kann ich rechtmäßig jeden beliedigen Gebrauch von dieser Sache machen, so giebt es kein Recht gegen Plagiat und Nachdruck. Wenn man die Rechtmäßigkeit des Nachdrucks vertheidigt, so verwechselt man das Sachenrecht mit dem persönlichen. Die Versöffentlichung einer Schrift ist ein persönliches Recht, welches der Verleger durch einen Vertrag vom Schristkeller erwirdt. Auf einem solchen Vertrage allein beruht die Rechtmäßigkeit der Veröffentlichung; ohne Vertrag ist sie vollkommen rechtswidrig. Aus diesem rein rechtlichen Gesichtspunkte behauptet Kant die Unrechtmäßigkeit des Vüchernachdrucks.

4. Das binglich-perfonliche Recht. Che und Familie.

Das dingliche Recht besteht im ausschließenden Besitz einer Sache, woraus von selbst der willkürliche Gebrauch folgt. Eine Person darf nie als Sache angesehen und gebraucht werden; es giebt daher kein dingliches Recht auf eine Person. Doch läßt sich von einer Person sagen: fie ift mein. Man kann in einem gewiffen Sinn eine Person ausschließend besitzen, niemals gegen ihren Willen, niemals so, daß der Besitz die persönliche Freiheit aufhebt. In diesen Grenzen, die jedes Berhältniß der Leibeigenschaft und Sclaverei als vollkommen rechtswidrig von sich ausschließen, ift der Besitz einer Person rechtlich möglich, ja nothwendig und durch die menschliche Natur selbst gefordert. Denken wir uns eine Berbindung von Personen, die einander in aus= schließender Weise zugehören und deren Zusammengehörigkeit zugleich eine Rechtskraft hat, welche jeder willkurlichen Trennung Widerstand leistet, so besteht in einem solchen Verhältniß "ein persönliches Recht auf ding= liche Art". Das Recht ift persönlich, weil es sich auf Personen bezieht; es ift zugleich dinglich, weil hier nicht bloß eine Leistung der Person, sondern die Person selbst den Gegenstand des Besitzes ausmacht. Ein solches Rechtsverhaltniß besteht in der hauslichen Gemeinschaft, in der Familie und Che.

Die bloß natürliche Geschlechtsgemeinschaft macht nicht die Ehe. Wenn die Geschlechter sich nur vereinigen, um ihrem natürlichen Be-

Bgl. Anhang erläuternder Bemerkungen zu den metaph. Anfangsgr. d. Rechtsl. Nr. 4: Ueber die Verwechselung des dinglichen mit dem persönlichen Rechte. (Bb. V. S. 126 figb.)

¹ Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre. Th. I. Hauptst. II. § 31. Nr. II.: Was ist ein Buch? (Bb. V. S. 97 u. 98.) Bgl. Von der Unrechtmäßigkeit des Büchernachdruckes. 1785. (Bd. V. S. 345—356.)

bürfnisse genug zu thun und die Geschlechtsbefriedigung zu genießen, so wird die eine Person von der anderen gebraucht, mithin als Sache behandelt und dadurch erniedrigt; eine Person, welche der anderen zum willenlosen Werkzeuge des Genusses dient, besindet sich im niedrigsten Stande eines rechts= und ehrlosen Daseins. Die natürliche Geschlechtszemeinschaft ist rechtswidrig, wenn sie in der Form des einseitigen Besitzes besteht; in dieser Form kommt sie der Leibeigenschaft gleich. Die erste Bedingung ist, daß sich die Personen, welche eine solche Gemeinschaft eingehen, gegenseitig zu brauchen und zu genießen, so ist jede der beiden Personen nichts als das Werkzeug der anderen; es wird in einer solchen Gemeinschaft auf beiden Seiten etwas veräußert und als Sache behandelt, das als Organ zur Integrität der Person gehört, und damit auf beiden Seiten die persönliche Freiheit und Würde ausgehoben.

Daherdie Frage derrationalen Rechtslehre: unter welchen Bedingungen wird die natürliche Geschlechtsgemeinschaft, deren Nothwendigkeit einzleuchtet, ein der menschlichen Bernunft und Freiheit angemessens Berhältniß? Mit anderen Worten: in welcher Form entspricht die Geschlechtsgemeinschaft den obersten Rechtsbedingungen? In welcher Form wird dieses natürliche Berhältniß ein rechtmäßiges? Der wechselseitige Besitz nimmt dem Verhältnisse die sclavische Form, aber giebt ihm noch nicht die rechtmäßige. Wenn die Personen bloß nach ihrer Geschlechtseigenschaft das gegenseitige Verhältniß eingehen und nur das physische Bedürfniß ihre Zusammengehörigkeit ausmacht, so hat dieses Verhältniß keine der persönlichen Freiheit angemessene Form. Ein solches Verhältniß betrifft nur einen Theil der Person; mit diesem Theile dient jede der beiden Geschlechtspersonen der anderen als Sache, die gebraucht wird.

Die Person aber ist ein Ganzes, eine untheilbare Einheit: barum können Personen einander nur ganz oder gar nicht bessissen, der theilweise Besitz widerstreitet der Untheilbarkeit des persönlichen Daseins und damit der Freiheit und Würde desselben. Wenn aber die Personen vollkommen und ganz in die Geschlechtsgemeinschaft eingehen, sich einander völlig und ungetheilt hingeben, so ist ihr gegenseitiges Verhältniß nicht bloß geschlechtlich, sondern persönlich: dieses persönliche Verhältniß ist die Form, in welcher die Geschlechtsgemeinsschaft der menschlichen Freiheit und Würde entspricht; diese rechtmäßige Form ist die Che, und zwar ist sie die einzige Form, in welcher das

Geschlechtsverhältniß den Rechtsbedingungen und damit dem Vernunftzgesetze gemäß ist. Es folgt von selbst, daß die She, indem sie die persönliche Freiheit auf beiden Seiten gewährt, auch die Gleichheit auf beiden Seiten fordert, daß die Angehörigkeit keine Ungleichheit erlaubt und darum die Monogamie die allein rechtmäßige Form der She ausmacht.

Die Che ist kein einseitiger Besitz: darum kann das Cherecht nicht einseitig durch thatsächliche Ergreifung erworben werden, indem der eine Theil sich des anderen bemächtigt. Die Che ift nicht nur eine wechsel= seitige Leiftung: barum kann bas Cherecht auch nicht bloß burch Ber= trag erworben werden. Die Che ift die rechtmäßige Form der natür= lichen Geschlechtsgemeinschaft, sie ist deren einzig rechtmäßige Form. Die natürliche Geschlechtsgemeinschaft ift im Naturgesetze begründet, die rechtmäßige Form im Vernunftgeset; mithin ift es das Gesetz, wo= durch allein die natürliche Geschlechtsgemeinschaft rechtmäßig gemacht ober bas Cherecht begründet werden kann. So unterscheidet Kant nach dem Titel ihrer Erwerbung die drei Arten des Privatrechts: das Sachenrecht wird «facto», das persönliche Recht «pacto», das dinglich= persönliche Recht in der Che «lege» erworben, d. h. "als rechtliche Folge aus der Berbindlickeit, in eine Geschlechtsverbindung nicht anders als vermittelft des wechselseitigen Besitzes der Personen, als welcher nur durch den gleichfalls wechselseitigen Gebrauch ihrer Ge= schlechtseigenthumlichkeiten seine Wirklichkeit erhält, zu treten".1

Aus der ehelichen Gemeinschaft folgt die häusliche (Familie und Hauswesen): zuerst das Verhältniß der Eltern zu den Kindern, dann weiter das des Hausherrn zur Hausgenossenschaft. Die Kinder sind werdende Personen; die Eltern haben die Rechtspflicht, ihre Kinder zu wirklichen Personen zu erziehen, womit von selbst deren physische Ershaltung und geistige Pflege gefordert wird. Das Hausgesinde sind diesnende Personen, der schuldige Dienst ist eine personliche Leistung, eine vertragsmäßige; die Herrschaft hat auf ihre Dienstboten kein Sachenzecht und darf diese nicht nach Willkür gebrauchen und verbrauchen.

Dies ist in seinen Grundzügen der Inhalt des Privatrechts, er ist in der natürlichen Gesellschaft derselbe, als in der bürgerlichen. Der Unterschied liegt in der Geltung des Rechts. In der natürlichen Ge=

¹ Metaphyfische Anfangsgründe der Rechtslehre. Th. I. Hauptst. II. Abschn. III. § 22—30. (Bb. V. S. 83—86.) — ² Cbendas. § 28—30. (Bb. V. S. 86—90.)

sellschaft gelten alle Rechte provisorisch, in der bürgerlichen peremtorisch. Und streng genommen ist das Recht erst dann wirklich, wenn es peremtorisch gilt, wenn seine Geltung im Nothfall erzwungen werden kann, wenn eine öffentliche Gerechtigkeit existirt, welche die Rechtsstreitigkeiten nach dem Gesetz entscheidet, jedem das Seine zutheilt, jeden in seinem rechtmäßigen Besitz erhält und beschützt. Eine solche Gerechtigkeit ist nur in einem rechtlichen Gemeinwesen oder im Staate möglich. Darum ist das Dasein des Staates eine nothwendige Forderung des Rechts überhaupt. Denn streng genommen giebt es entweder kein Recht, oder alle Rechte haben unverletzbare (peremtorische) Geltung. Darum ist ein wirkliches Privatrecht nur im Staate möglich.

Elftes Capitel.

Die rationale Rechtslehre. B. Das Staatsrecht.

I. Das öffentliche Recht.

1. Die öffentlichen Rechtsgebiete.

In der natürlichen Gesellschaft giebt es zwar privatrechtliche Verhältnisse, aber keine Rechtssicherheit, weil hier die Bedingungen fehlen, kraft beren die Rechtsstreitigkeiten endgültig entschieden und die Rechts= verhältnisse ausgemacht und erhalten werden können. Ohne eine solche Sicherheit gilt der Rechtszustand nur provisorisch, er ist kraftlos und darum unfertig: die natürliche Gesellschaft befindet sich in einem Zustande, welcher zwar nicht als Ungerechtigkeit, wohl aber als Rechtlosig= keit (status justitia vacuus) zu bezeichnen ist. Um das Recht zu sichern und ihm diejenige unbedingte Geltung zu verschaffen, wodurch es eigentlich erft hergestellt wird, ist ein Wille nöthig, welcher die Einzelnen vereinigt, den natürlichen Zustand der Menschen in den bürgerlichen und die Menge in einen Staat oder gemeinsamen Rechtszustand ver-Dieser Wille ift das Gesetz, die Geltung des Gesetzes ift wandelt. das öffentliche Recht ober die Gerechtigkeit, ohne welche es weder Recht noch Freiheit giebt. Daher soll die Gerechtigkeit das gesammte

¹ S. oben S. 133. Bgl. Rechtsl. Th. I. Hauptst. III. § 41 u. 42. Uebersgang von dem Mein und Dein im Naturzustande zu dem im rechtlichen Zustande überhaupt. (Bb. V. S. 116—119.)



menschliche Dasein in der Mannichfaltigkeit aller seiner Formen und Gebiete umfassen und gesetzlich ordnen. Das nächste Object der öffent= lichen Rechtsgestaltung sind die Individuen, die Menge oder das Bolk, das weitere die Völker, das weiteste die Menschheit als die Bewohner desselben Weltkörpers: demnach unterscheidet sich das öffentliche Recht in Staatsrecht, Völkerrecht und Weltbürgerrecht.

2. Die Staatsgewalten.

Die Gerechtigkeit besteht in der untrennbaren Bereinigung von Gesetz und Macht. Darin stimmt Kant mit Plato überein, daß der Staat die Gerechtigkeit verkörpern, keinem anderen Zwecke dienen, keiner ' anderen Richtschnur folgen und nie das Wohl oder die Glückseligkeit seiner Glieder auf Kosten der Gerechtigkeit befördern soll. Wo diese zu gelten aufhört, verliert das Leben allen Werth und finkt herab unter den Stand des menschenwürdigen Daseins. Der gerechte Staat ist der= jenige, in welchem allein bas Gesetz herrscht. In der unbedingten Geltung des letteren besteht das Recht des Staates. Dieses außert fich in der Gewalt, welche die Gesetze giebt, die gegebenen ausführt und nach den= selben die Rechtsstreitigkeiten entscheidet ober rechtspricht. Daher fordert und vereinigt jeder Staat diese drei Gewalten: die gesetzgebende, vollziehende (regierende) und rechtsprechende (richterliche). Nur bas Gesetz herrscht. Darum ist die gesetzgebende Gewalt die erste und oberfte: sie ist "die Herrschergewalt oder Souveränetät". Die politische Trias der Staatsgewalt vergleicht Kant mit einem praktischen Vernunft= schlusse, welcher sich in Obersatz, Untersatz und Schlußsatz gliedert: den Obersatz in der Staatsvernunft bildet das Gesetz, den Untersatz das Gebot, wodurch das gesetzmäßige Verfahren bestimmt und die einzelnen Falle dem Gesetz subsumirt werden, den Schlußsatz die Sentenz oder der Rechtsspruch.2

In der Geltung der Gesetze besteht das öffentliche Recht: darum muß die gesetzebende Gewalt so versaßt sein, daß sie niemals Unrecht thun kann. «Volenti non sit injuria.» "Du hast es selbst gewollt, also geschieht dir kein Unrecht!" Die Gesetze müssen daher, um kein Unrecht thun zu können, von allen gewollt sein oder, was dasselbe heißt: die gesetzeberische Gewalt kann nur in dem allgemein vereinigten Bolks-willen bestehen. Gesetz, welche der Ausdruck eines solchen Willens sind,

¹ Metaph. Anfangsgr. ber Rechtsl. Th. II. Das öffentliche Recht. § 48 u. 44. (Bb. V. S. 143—145.) — ² Ebendas. § 45. (S. 146.)

können im menschlichen Sinne irren, nicht im politischen; sie können unrichtig ober unzweckmäßig sein, aber nicht Unrecht thun, weil niemand vorhanden ist, dem das Unrecht geschehen könnte. Daher wird der Staat, um die Forderung der Gerechtigkeit zu erfüllen, so verfaßt sein muffen, daß in seiner gesetzgeberischen Gewalt der Wille aller vereinigt ober reprasentirt ift. Die Glieber einer solchen zur öffentlichen Gesetzgebung vereinigten Gesellschaft heißen Staatsburger, und die drei noth= wendigen Attribute derselben sind die gesetzliche Freiheit, die bürgerliche Gleichheit und Selbständigkeit. Daß sie keinen anderen Gesetzen als den selbstgegebenen gehorchen, macht den Charakter ihrer politischen Autonomie oder Freiheit. Daß alle denselben Gesetzen unterworfen find, macht den Charakter der bürgerlichen Gleichheit, innerhalb deren es kein solches Berhältniß der Ueberordnung giebt, welches die wechsel= seitige Rechtsverbindlickeit aushebt und auf der einen Seite Rechte ohne Pflichten, auf der anderen Pflichten ohne Rechte gelten läßt. endlich keiner einem anderen dergestalt unterworfen ist, daß sein bürger= liches Dasein von fremder Willfür abhängt: darin besteht der Charakter der bürgerlichen Selbständigkeit.1

Das Recht der öffentlichen oder legislatorischen Stimmgebung macht den activen Staatsbürger. Wer dieses Recht nicht hat, ist passiver, nicht Glied, sondern nur Theil des öffentlichen Gemeinwesens, nicht eigentlich Staatsbürger, sondern nur Staatsgenosse, und es liegt in der Natur der menschlichen Verhältnisse, daß nicht alle active Staats= bürger sein können, weil durch die Unmündigkeit der Altersstuse bei den noch unreisen Personen, durch den Charakter des Geschlechts und der dadurch bestimmten Lebenssphäre, endlich durch die Abhängigkeit der Arbeit und Stellung, wie bei Gesellen, Dienstboten u. s. w., derjenige Grad bürgerlicher Selbständigkeit ausgeschlossen ist, welcher die noth= wendige Voraussetzung des activen Staatsbürgerrechts enthält. In= dessen darf durch diese bürgerlichen Ungleichheiten nicht die Gleichheit der Menschenwürde beeinträchtigt und darum auch nicht die Möglichkeit ausgeschlossen werden, daß jeder sich aus dem passiven Zustande zu dem activen der politischen Freiheit emporarbeitet. Nur das weibliche Geschlecht als solches bleibt bei unserem Philosophen von dieser Mög= lichkeit ausgenommen.3

¹ Metaph. Anfangsgr. ber Rechtsl. § 46. (S. 146 u. 147.) — ² Ebendas. § 46. Anmig. (S. 147 figb.)

3. Die Staatsformen.

Die drei vereinigten Gewalten bilden das Staatsoberhaupt, dem die einzelnen Glieder oder Theile des Staates untergeordnet sind. So entsteht das Verhältniß zwischen Oberhaupt und Unterthanen, Gedietenden und Gehorchenden, Staat und Volk. Dieses Verhältniß läßt sich auf drei Arten vorstellen, wodurch die Unterschiede der Staatssormen bestimmt werden: entweder herrscht einer über alle, oder einige, die einander gleich sind, vereinigt über alle anderen, oder alle zusammen über jeden, also auch über sich selbst; im ersten Fall ist die Staatssorm autokratisch, im zweiten aristokratisch, im dritten demokratisch. Die autokratische und monarchische Staatssorm sind wohl zu unterscheiden: der Autokrat hat alle Gewalt, der Monarch nur die höchste.

Wenn die Staatsformen verfälscht werden und entarten, so entsteht aus der Autokratie der Despotismus, aus der Aristokratie die Oligarchie, aus der Demokratie die Ochlokratie. Indessen will unser Philosoph die falschen, wie die gemischten Staatsverfassungen nicht näher betrachten. Je einfacher die Staatsgewalt verfaßt ist, um so leichter ist ihre Hand= Nun ist die einfachste Form die autokratische, complicirter ist habung. die aristokratische, am meisten zusammengesetzt die demokratische. Daher ist die Autokratie zur schnellen Handhabung des Rechts die beste, aber zugleich für das Volk die gefährlichste Verfassung, da sie sehr leicht ge= neigt ist, in den Despotismus zu entarten und die Willfür des Herrschers zur Staatsraison zu machen. Man sagt wohl, daß die Autokratie die beste aller Staatsverfassungen sei, wenn der Monarch gut ist. Da aber die Gerechtigkeit des Herrschers durch die Verfassung bedingt sein und die Sache sich nicht umgekehrt verhalten soll, so gehört jene Phrase "zu den tautologischen Weisheitssprüchen und sagt nichts mehr als: die beste Verfassung ist die, durch welche der Staatsverwalter zum besten Regenten gemacht wird, d. i. diejenige, welche die beste ift".2

Die einzig rechtmäßige Verfassung ist eine solche, worin nur die Gesetze herrschen, welche der vereinigte Volkswille giebt und der Regent aussührt, also die Regierungsgewalt nicht anders als gesetzmäßig verfahren kann. Weil hier nicht die Einzelinteressen, sondern nur der vereinigte Wille aller Staatsbürger die gesetzgebende Gewalt ausübt, also der gemeinsame oder öffentliche Wille herrscht: darum nennt Kant

¹ Metaph. Anfangsgr. ber Rechtsl. § 47. — ² Ebenbaf. § 51. (S. 175 и. 176.)

Fifcher, Gefc. b. Philos. V. 4. Auft. R. A.

diese Staatsform die "reine oder wahre Republik" und versteht darunter "das repräsentative System des Bolks", worin alle vereinigten Staatsbürger durch ihre Abgeordneten ihre Rechte besorgen. Republikanisch ist daher nach unserem Philosophen diejenige Staatssorm, in deren gesetzgebender Gewalt der Bolkswille als solcher repräsentirt ist.¹

Man kann sich den rechtlichen Ursprung des Staats nicht anders vorstellen, als daß durch eine freiwillige Uebereinkunft oder einen "ursprünglichen Contract" die Menschen den natürlichen Zustand wilder Unabhängigkeit und gesetzloser Freiheit verlassen und durch den Beschluß, unter gemeinsamen Gesetzen zu leben, den bürgerlichen Zustand gesetzlicher Freiheit und Abhängigkeit gegründet haben.² Ob nun ein solcher Bertrag thatsächlich stattgesunden hat oder nicht, jedensalls ist nach der Idee desselben in jedem Staate zu beurtheilen, ob seine Gesetze gerecht oder ungerecht sind. Die Richtschnur dieser Beurtheilsung lautet: "was das gesammte Bolk nicht über sich selbst beschließen kann, das kann auch der Gesetzgeber nicht über das Bolk beschließen", wie z. B. die Unwandelbarkeit kirchlicher Satzungen oder die Unmögslichkeit kirchlicher Resoumen.³

Der Idee jenes ursprünglichen Contracts entspricht unter den Verfassungen allein das repräsentative System, welches Kant als die republikanische Staatsform bezeichnet, weil hier das Bolk keinen anderen Gesetzen gehorcht als den selbstgegebenen, wogegen dieser Cha= rakter politischer Autonomie den anderen Staatsformen, insbesondere der Autokratie fehlt. Indessen verhalten sich die Staatsformen zur Gerechtigkeit, wie der Buchstabe zum Geift, und es kann auch in der autokratischen Form nach republikanischen Grundsätzen regiert werden, wenn die oberfte Staatsgewalt selbst sich nach jener Norm richtet, wonach die Gerechtigkeit ihrer Gesetze und Handlungen zu beurtheilen ift, d. h. wenn der Souveran aus eigener Einsicht nichts über das Volk beschließt, was dieses über sich selbst niemals beschließen könnte. "Der Geist jenes ursprünglichen Bertrages enthält die Berbindlichkeit der constituirenden Gewalt, die Regierungsart jener Idee angemessen zu machen und so sie, wenn es nicht auf einmal geschehen kann, all= mählich und continuirlich bahin zu verändern, daß sie mit der einzig

¹ Metaph. Anfangsgr. ber Rechtsl. § 52. (S. 177 flgb.) — ² Ebenbas. § 47. (S. 148.) — ³ Ebenbas. § 47. Alg. Anmig. C. (S. 162.)

rechtmäßigen Verfassung, nämlich der einer reinen Republik, ihrer Wirkung nach zusammenstimme."

4. Die Trennung ber Staatsgewalten.

Die Staatsordnung fordert, daß die drei obersten Gewalten jede in ihrer Sphäre herrscht ohne jeden Widerstand, der sie zu schwächen oder einzuschränken sucht: der Wille des Gesetzgebers ist untadelig, das Ausführungsvermögen des Oberbesehlshabers unwiderstehlich, der Rechtsspruch des obersten Richters unabänderlich.

Wenn nun diese Gewalten sammtlich in einer Hand vereinigt sind, und dieselbe Person, es sei eine oder viele, unmittelbar oder mittelbar die gesetzebende, regierende und richterliche Gewalt ausübt, so ist die Versassung absolutistisch und am weitesten von derzenigen Form entsernt, in welcher bloß die Gesetze herrschen und nur solche, die das gesammte Volk sich selbst entweder gegeben hat oder gegeben haben könnte. Daher wird die Staatssorm, welche Kant als die wahrhaft und einzig rechtmäßige bezeichnet, so versast sein müssen, daß die obersten Gewalten in das richtige Verhältniß gestellt und in ihrer Vereinigung zugleich getrennt sind. Wenn der Regent die Gesetze, wonach er regiert, selbst machen und willkürlich bestimmen kann, so herrscht die Willkür: eine solche gesetzebende Regierung ist despotisch, nicht "patriotisch", sie ist nicht vaterländisch, sondern "väterlich" oder patriarchalisch, d. i. die niedrigste aller despotischen Regierungsarten.

Sbenso ist die Gerechtigkeit verloren, sobald der Richter auch den Gesetzgeber, und der Regent auch den Richter spielen kann. Daher sordert die Versassung, welche der Gerechtigkeit entsprechen und dieselbe nicht bloß gelten lassen, sondern verbürgen soll, die Trennung der regierenden Gewalt von der gesetzgebenden und die der richterlichen von beiden. Die oberste Gewalt ist die gesetzgebende, sie ist der Souverän: daher besteht die richtige Ordnung und Trennung der Staatsgewalten in der Uebervordnung der gesetzgebenden und der Unterordnung der regierenden. Aus diesem Grunde darf der Regent nicht zugleich der Gesetzgeber, noch dieser zugleich jener, und keiner von beiden Richter sein. Man muß in der Rechtsprechung das Urtheil der Rechtsentscheidung oder die Sentenz, welche Recht und Unrecht, Schuldig und Nichtschuldig aussspricht,

¹ Metaph. Anfangsgr. ber Rechtsl. § 52. (S. 177.) — ² Ebendas. § 48. (S. 149.)

von der Gesetzsanwendung wohl unterscheiden, welche letztere zur Gesetzsausführung gehört und durch Richter oder Gerichtshöfe zu gesichehen hat, die durch die regierende Gewalt eingesetzt sind. Die eigentslich richterliche oder rechtsprechende Gewalt wird unabhängig von der gesetzgebenden und regierenden durch gewählte Richter (Jury) mittels bar von dem Volke selbst ausgeübt.

In jeder Staatsform, auch in der autokratischen, kann nach wahren Rechtsgrundsähen regiert werden, aber daß es wirklich geschieht, ist in keiner andern Staatsform als in der repräsentativen Versassung, als in welcher die Gewalten auf richtige Art vereinigt und geordnet sind, verbürgt. "Also sind es drei verschiedene Gewalten, wodurch der Staatseine Autonomie hat, d. i. sich nach Freiheitsgesehen bildet und erhält. In ihrer Vereinigung besteht das Heil des Staates, worunter man nicht das Wohl der Staatsbürger und ihre Glückseligkeit verstehen muß, denn die kann vielleicht (wie auch Rousseau behauptet) im Naturzustande oder auch unter einer despotischen Regierung viel behaglicher und erwünschter ausfallen, sondern den Zustand der größten Uebereinstimmung der Versassung mit Rechtsprincipien versteht, als nach welchem zu streben, uns die Vernunst durch einen kategorischen Imperativ verbindlich macht."

II. Die Rechte der regierenden Gewalt.

1. Die conflitutionelle und absolute Monarcie.

Wenn mit der repräsentativen Versassung, in welcher das Volk durch seine Abgeordneten die gesetzgebende Gewalt ausübt oder einen wesentlichen Factor derselben bildet, sich die Einherrschaft vereinigt, deren Einfachheit die leichteste Handhabung des Rechts gestattet, so erscheint der Staat in der Form einer versassungsmäßigen oder constitutionellen Monarchie, welche nach den Grundsätzen unseres Philosophen dem Charakter einer wahren Republik nicht widerstreitet, die Vorzüge der einfachen Regierungsgewalt ohne deren Nachtheile besitzt und darum als die beste Staatsversassung gelten darf. Sie war das in der Entwicklung des preußischen Staats angelegte und in der nachkantischen Zeit erreichte Ziel.

Daß eine nach den Vernunftprincipien des Rechts geordnete Versfassung das nothwendige Ziel der Staaten und Völker sei, diese Idee

¹ Metaph. Anfangsgr. der Rechtsl. Th. II. Abschn. I. § 49. (Bb. V. 6. 149—151.)

gehört in der Lehre Kants zu den ausgesprochensten Grundzügen seiner politischen und geschichtsphilosophischen Ansicht. Aber sowohl über die Art ihrer Einrichtung als auch über die Wege, wie die republikanische Rechtsidee in die bestehenden monarchischen Staatsformen einzuführen und die letteren abzuändern seien, finden wir die Meinungen unseres Philosophen schwankend und fich widersprechend. Hier streitet in ihm der republikanische Denker und der loyale Bürger. Er ist ein patriotisch gefinnter Preuße und Unterthan Friedrichs des Großen, er erlebt mit begeisterter Theilnehmung den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg und die Gründung der großen Republik jenseits des Oceans; er wird von den Rechtsideen der französischen Revolution enthusiastisch ergriffen und von dem Gange, welchen fie nimmt, auf das Aeußerste abgestoßen. Preußi= scher Patriotismus, Begeisterung für Amerika und Abneigung wider 🏨 England, enthufiastische Theilnahme an den Rechtsideen der französischen Revolution und der heftigste personliche Widerwille gegen die Gräuel des Unrechts und der Anarchie, die aus ihr hervorgehen: das find die heterogenen Elemente, welche in seinen Urtheilen über die Einrichtungen und Abanderungen der Staatsverfassung sich mischen, kreuzen und zu= widerlaufen, besonders in seiner Rechtslehre. Ueberhaupt zeigt diese Schrift einen Mangel an Kraft und entbehrt die Vorzüge, welche die Werke unseres Philosophen sonft in so hohem Maße auszeichnen: die durchdachte Klarheit, die Schärfe und Verftändlichkeit des Ausdrucks selbst in seinen schwerfälligen Formen, die erschöpfende Behandlung bes Themas in allen wesentlichen Punkten und namentlich jene architekto= nische Anordnung und Eintheilung der Materien, die es unmöglich macht, daß, wie hier wiederholt geschieht, dieselben Dinge an zerstreuten Orten von neuem erörtert werden, bisweilen in widersprechender Beise. Es ist auch nicht zu vergessen, daß die Abfassung und Veröffentlichung der Rechtslehre in die letzte Zeit Friedrich Wilhelms II. fällt, als der reactionare Druck jener Tage noch auf dem Philosophen lastete, ihm vielfache Zurückaltung gebot und die Entschiedenheit seiner Sprache Schon in seiner nächsten und letzten Schrift über den hemmte. "Streit der Facultaten" spricht er seine Würdigung der französischen Revolution mit einer Kühnheit und Offenherzigkeit aus, wie er es ein Jahr vorher unter bem Vater Friedrich Wilhelms III. nie hätte wagen dürfen.1

¹ Die Schwankungen und Widersprüche in der Rechtslehre Kants werden jedem Leser auffallen, der über Reform und Revolution folgende Stellen genau

Kant hatte die Autokratie als die einfachste, zur Handhabung des Rechtes geschickteste, aber auch der Entartung in den Despotismus am leichtesten ausgesetzte Staatsform beurtheilt. Doch konnte ein groß= benkender König sich selbst den Zügel der Gerechtigkeit anlegen und trot seiner autokratischen Machtvollkommenheit nach Rechtsgrundsätzen regieren: dann war in einem solchen Staate die öffentliche Gerechtigkeit nicht dem Buchstaben, aber dem Geiste nach einheimisch. Als ein solches jeltenes und erhabenes Beispiel einer gerechten Autokratie erschien unserem Philosophen sein eigenes Vaterland unter dem großen Könige, der müde war, über Sclaven zu herrschen, selbst nur der "erste Diener bes Staates" sein und diesen "so weise, so redlich und uneigennützig regieren wollte, als wenn er jeden Augenblick seinen Mit= bürgern Rechenschaft ablegen müßte", und ber nichts eifriger und sorgfältiger bewachte, als die Unparteilickkeit der Justiz. Wir werben in der Beantwortung der Frage: "Was ist Aufklärung?" noch ein merkwürdiges Zeugniß kennen lernen, wie der Philosoph das Zeit= alter Friedrichs auch in seiner Bedeutung für die Denkfreiheit treffend zu beurtheilen und zu schätzen wußte.

2. Die wahre und falice Republit.

Indessen verlangte die kantische Rechtslehre auch in der äußeren Staatsform, in dem Buchstaben der Verfassung die Bürgschaft der öffentlichen Gerechtigkeit: sie forberte das repräsentative System des Volks in der gesetzgebenden Gewalt, die rechtmäßige Unterordnung der regierenden, die Unabhängigkeit der rechtsprechenden. Die Berwirklichung einer solchen republikanischen Berfassung erschien ihm jenseits des Oceans in dem Bunde der nordamerikanischen Freistaaten. Wenn er vom Geiste der Gerechtigkeit redete, dachte er an seinen König; wenn er die äußere, der Gerechtigkeit angemessene Staatssorm ins Auge faßte, mochte er glauben, daß sein politisches Ideal in der Jugendfrische eines neu be= gründeten, eben erkampften Daseins von grandiosem Umfange in den Vereinigten Staaten Nordamerikas erfüllt sei. Die Theilnahme an Amerika hatte in ihm frühzeitig die Abneigung gegen England geweckt, deren Spuren sich bis in seine Rechtslehre fortgepflanzt haben, wo sie unverkennbar hervortreten. Unter dem Eindruck vorübergehender Uebel= stände hat er das Verhältniß der öffentlichen Gewalten in England

liest und vergleicht: Rechtsl. Th. II. Abschn. I. Allg. Anmkg. A. (S. 151—157) und § 52. (S. 176—179.)

unrichtig beurtheilt und in seiner Verfassung eine Oligarchie gesehen, in welcher das Parlament nicht bloß die gesetzgebende Gewalt, sondern durch parlamentarische Minister thatsächlich auch die regierende ausübt, und zwar im Privatinteresse derjenigen Mitglieder, welche die eben herrschende Partei ausmachen, aus deren Führer die Minister hervorgehen.

Die parlamentarische Opposition giebt sich den Schein, die Volksrechte zu vertheidigen, gegen jede Ausschreitung der regierenden Gewalt zu schützen und die letztere einzuschränken; unter diesem Scheine sucht fie sich die Regierung selbst in die Hande zu spielen, um sie bann im Privatinteresse ihrer Mitglieder auszubeuten. Dies ist nicht mehr eine rechtmäßige Unterordnung der regierenden Gewalt unter die gesetz= gebende, sondern factisch eine rechtswidrige, d. h. despotische Vereinigung beider, eine, wie es unserem Philosophen scheint, verwerfliche Form, welche dem Volke eine den Regenten einschränkende Macht einräumt. Obwohl England nicht genannt wird, so ift die folgende Stelle doch unverkenn= bar wider englische Verfassungszustände und gewisse Mißbrauche derselben gerichtet. "Der Souveran verfährt alsbann durch seinen Minister zugleich als Regent, mithin despotisch, und das Blendwerk, das Volk durch die Deputirten desselben die einschränkende Gewalt vorstellen zu lassen (da es eigentlich nur die gesetzgebende hat), kann die Despotie nicht so verstecken, daß sie aus den Mitteln, deren sich der Minister bedient, nicht hervorblickte. Das Volk, das durch seine Deputirten (im Parlament) repräsentirt wird, hat an diesen Gewährsmännern seiner Freiheit und Rechte Leute, die für sich und ihre Familien und dieser ihre vom Minister abhängige Versorgung in Armeen, Flotte und Civil= ämtern lebhaft interessirt sind und die (statt des Widerstandes gegen die Anmaßung der Regierung, dessen öffenkliche Ankündigung ohnedem eine dazu schon vorbereitete Einhelligkeit im Volke bedarf, die aber im Frieden nicht erlaubt sein kann), vielmehr immer bereit sind, sich selbst die Regierung in die Hände zu spielen. Also ist die sogenannte gemäßigte Staatsverfassung, als Constitution des innern Rechts des Staats, ein Unding und, anstatt zum Recht zu gehören, nur ein Klugheitsprincip, um, so viel als möglich, dem mächtigen Uebertreter der Volksrechte seine willkurlichen Einflusse auf die Regierung nicht zu er= schweren, sondern unter dem Scheine einer dem Bolke verstatteten Oppofition zu bemänteln."1

¹ Rechtsl. Th. II. Abschn. I. Allg. Anmtg. von den rechtl. Wirkungen aus der Natur des bürgerlichen Vereins. A. (V. S. 152 u. 153.)

Wenn die gesetzgebende Gewalt die regierende in einer solchen Weise einschränken darf, daß sie deren Stelle vertritt oder ihr gar zuwiderhandelt, so ist sie selbst regierend, und damit erhebt sich die despotische Volksherrschaft. Es ist nicht zu erwarten, daß die Repräsentanten des Volks die Regierungsgewalt, wenn sie dieselbe einmal in die Hand bekommen, je wieder aus der Hand geben. Deshalb war es ein großer Fehler Ludwigs XVI., womit er schon aushörte, Monarch zu sein, als er die constituirende Versammlung nicht bloß Steuergesetze geben, sondern auch die Finanzen ordnen und den Staat mitverwalten ließ.

3. Das Wiberftanberecht. Revolution und Reform.

Die Rechte der Regierung kann in einem geordneten Staatswesen nur die regierende Gewalt ausüben. Da nun die letztere einschränken oder ihr Widerstand leisten so viel heißt als selbst regieren oder die bestehende Regierungsgewalt aufheben, so kann ein solches Wider= standsrecht weder der gesetzgebenden Gewalt noch weniger den Unterthanen, weder dem repräsentirten noch weniger dem unrepräsentirten Volke zukommen. Daher bestreitet Kant jedes auf den Regenten auszuübende Zwangsrecht in einer so nachdrücklichen und uneingeschränkten Weise, daß selbst in dem Fall "eines für unerträglich ausgegebenen Mißbrauchs der obersten Gewalt" dem Volke nichts anderes übrig bleiben soll als die Ungerechtigkeit des Regenten zu ertragen. Aber eine Rechts= pslicht, deren Erfüllung nicht im Nothfall erzwungen werden kann, ist, rechtlich genommen, keine Pflicht mehr, und ein Recht ohne die Macht, die schuldige Leistung im Nothfall zu erzwingen, ist kein Recht mehr. Daher muß Kant das Verhältniß zwischen Regent und Volk, indem er jedes Widerstandsrecht des letteren verneint, so fassen, daß auf der Seite des ersten Rechte ohne Pflichten, auf der des andern Pflichten ohne Rechte bestehen. In dieser Erklärung stimmt unser Philosoph mit Hobbes, aber nicht mit den Grundlagen seiner eigenen Rechts= lehre überein. Diesen Widerspruch erkannte A. Feuerbach und schrieb deshalb wider Kant seinen "Antihobbes" (1798). Wenn man dem Staate einen Vertrag, sei es als Thatsache ober als Idee, zu Grunde lege, so fließe aus einer solchen Rechtsquelle ein wechselseitiges Recht,

¹ Rechtslehre. § 52. Anmig. (S. 178 u. 179.)

welches auf Seite der Unterthanen die Befugniß, die Staatsgewalt in gewissen Fällen zu zwingen, einschließe.

Auch die Gründe, aus welchen Kant jedes politische oder öffentliche Widerstandsrecht verneint, erinnern an Hobbes. Der Widerstand gegen den Regenten kann nur ausgeübt werden, indem das Bolk felbst die regierende Gewalt an sich reißt, womit die bestehende Regierungsgewalt und die vorhandene Staatsordnung vernichtet, der gesetliche Zustand aufgelöst und die Anarchie an seine Stelle gesetzt ist. Mit dieser verglichen, ist jede bestehende Staatsordnung, selbst die auf Gewalt ge= gründete, rechtmäßig, weil fie den Charakter der Ordnung hat. Der grundsätliche Abscheu vor der Anarchie ift bei unserem Philosophen so groß, daß er alle Mittel aufwendet, die öffentlichen Zustande vor einem solchen Unglück, das zugleich die höchste Ungerechtigkeit in sich schließt, zu bewahren; er verbietet nicht bloß jedes Widerstandsrecht, weil dessen Ausübung die Anarchie herbeiführt, sondern auch alles Bernünfteln über den Ursprung des bestehenden Staates, weil dadurch die gewalt= same Abanderung desselben oder die Staatsumwälzung den Schein des Rechts gewinnen könnte. Die bestehende Staatsordnung ist unverleylich und heilig, das ist die Bedeutung des Satzes: "alle Obrigkeit ist von Gott", und der bestehenden Staatsgewalt ist zu gehorchen, ihr Ursprung mag sein, welcher er wolle.

Jeder Bersuch, die regierende Gewalt zu stürzen, es sei durch Aufstand, Aufruhr (Rebellion) oder Bergewaltigung der Person des Rezgenten, muß als Hochverrath und als todeswürdiges Berbrechen gelten, dem Batermorde gleich zu achten. Der äußerste Grad der Bergemaltigung des Regenten ist die Ermordung, weit schlimmer als diese ist die Ermordung unter dem Scheine des Rechts und gesetzlicher Formen, d. h. die Hinrichtung des Monarchen, deren wahres Motiv die Furcht vor künftiger Rache und deren erheuchelte Form der Schein einer gesetzmäßigen Strase ist. Das Bolk kann seinen Regenten nicht richten, weil es in eigener Sache gegen ihn austritt und also Partei und Richter zugleich ist, was allen Grundsätzen der Gerechtigkeit widerstreitet; der Regent kann nicht gerichtet noch gestrast werden, weil alle Strasgewalt von ihm ausgeht, denn sie ist ein Aussluß der Regierungsgewalt. Darum kann unser Philosoph, indem er auf die Schicksale Karls I. und Ludwigs XVI. hinweist, den verbrecherischen Character einer solchen Hinsenschaften einer Schaften einer Schaften Hinsenschaften Hinsenschaf

¹ Rechtsl. Th. II. Abschn. I. Allg. Anmkg. A. (S. 154.) — ² Ebendas. (S. 151 figd.)

richtung nicht stark genug bezeichnen: sie ist die gesetwidrigste aller Handlungen, der diametralste Widerspruch gegen das Gesetz, der Selbste mord des Staates, die politische Todsünde, die jede Möglichkeit der Entssündigung ausschließt. ¹

Indessen würde die Unmöglichkeit, einer ungerechten Regierung Widerstand zu leisten, einen zügellosen Despotismus zur Folge haben und Zustände herbeiführen, welche die Rechtsgrundsätze unseres Philosophen verwerfen. Daher sieht er sich genöthigt, nicht ohne Widerspruch mit den schon gegebenen Erklärungen, ein gesetzliches Widerstandsrecht einzuräumen und zu fordern, nur soll dasselbe kein actives, sondern ein passives sein und nicht vom Volke, sondern von der gesetzgebenden Ge= walt ausgehen. Freilich ist dabei die Trennung der gesetzgebenden und regierenden Gewalt, also die repräsentative Staatsverfassung vor= ausgesett, und es muß zurückgenommen werden, was der Philosoph früher erklart und an der englischen Berfassung getadelt hatte: daß verkehrterweise der gesetzgebenden Gewalt das Recht zustehe, die regierende einzuschränken ober ihr Widerstand zu leiften. Jest bestätigt er dieses Recht und verwirft nicht bloß den Migbrauch, sondern die Unterlassung der Ausübung. "In einer Staatsverfassung, die so beschaffen ist, daß das Volk durch seine Repräsentanten (im Parlament) jener und dem Reprasentanten derselben (dem Minister) gesetzlich wider= stehen kann, — welche bann eine eingeschränkte Verfassung heißt, ist gleichwohl kein activer Widerstand (der willkürlichen Berbindung des Bolks, die Regierung zu einem gewissen thätigen Verfahren zu zwingen, mithin selbst einen Act der ausübenden Gewalt zu begehen,) sondern nur ein negativer Widerstand, d. i. Weigerung des Bolks (im Parlament), und erlaubt jener, in den Forderungen, die sie zur Staatsgewalt nöthig zu haben vorgiebt, nicht immer zu willfahren: vielmehr wenn das lettere geschähe, so ware es ein sicheres Beichen, daß das Volk verderbt, seine Repräsentanten erkäuflich, und das Oberhaupt von der Regierung durch seinen Minister despotisch, dieser selbst aber ein Verräther des Volks sei."?

Man sieht, daß der negative Widerstand, welchen Kant gesetzlich sindet und verlangt, in der Steuerverweigerung besteht, wodurch einer ungerechten Regierung die Mittel und darum die Möglichkeit zur Ausübung ihrer Gewalt genommen, dieselbe also gezwungen wird, sich und

¹ Rechtsl. S. 153-156. Anmig. — ² Ebendas. Aug. Anmig. A. (S. 156.)

ihr Spftem zu andern. Mithin giebt es boch ein Zwangsrecht, welches bas Bolk burch seine Repräsentanten auf die Regierung nicht bloß aus= üben darf, sondern soll. Dieses Recht folgt aus dem richtigen Ver= hältniß der Staatsgewalten einer repräsentativen Versassung. Beherrscher des Volks (der Gesetzgeber) kann also nicht zugleich der Regent sein, denn dieser steht unter dem Gesetz und wird durch das= selbe, folglich von einem andern, dem Souveran, verpflichtet. kann diesem auch seine Gewalt nehmen, ihn absetzen oder seine Berwaltung reformiren, aber ihn nicht strafen (und das bedeutet allein der in England gebräuchliche Ausdruck: der König, d. i. die oberfte ausübende Gewalt kann nicht Unrecht thun), benn bas wäre wiederum ein Act der ausübenden Gewalt, der zu oberft das Bermögen, dem Gesetze gemäß zu zwingen, zusteht, die aber boch selbst einem Zwange unterworfen wäre, welches sich widerspricht." 1 Man wird aber wohl das Recht, den Regenten auf legalem Wege abzuseßen, ohne ihn zu strafen, als die Anwendung eines Zwanges ansehen muffen, deffen Ausübung in gewissen Fällen nicht unterlassen werden darf, ohne sich eines Berbrechens an der Staatsverfassung schuldig zu machen. solchen Grundsätzen müßte Kant die englische Rebellion in ihrem Ver= fahren gegen Karl I. verwerfen, dagegen die englische Revolution in ihrem Berfahren gegen Jacob II. vollkommen billigen.

Wenn wir von den Schwankungen und Widersprüchen absehen, welche Kants Lehre von dem öffentlichen Widerstandsrechte uns wahrnehmen läßt, so verneint er die Rechtmäßigkeit jeder Revolution, wodurch der gesetzliche Zustand aufgelöst und der Einbruch der Anarchie herbeigeführt wird; dagegen bejaht er die Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit der Resorm, wodurch sehlerhafte Staatsversassungen auf gesetzlichem Wege geändert und verbessert werden. In der repräsentativen Staatsform ist die Möglichkeit solcher Resormen enthalten und Kant hatte Unrecht, an der resormbedürftigen Versassung Englands diese Resormsähigkeit zu übersehen. Wenn innerhalb der repräsentativen Staatsordnung durch den negativen Widerstand der gesetzgebenden Gewalt das vorhandene Regierungsspstem geändert wird, so ist dies keine Aenderung der Versassung und kein Beispiel einer Versassungsresorm, wie Kant die Aussübung jenes Rechts hier zu nehmen scheint.

¹ Rechtsl. Th. II. Abschn. I. § 49. (S. 150.) — ³ Ebenbas. Aug. Anmig. A. (S. 155 sigb.) — ³ Ebenbas. (S. 156.)

Die Frage der Verfaffungsreform betrifft die Art und Weise, wie eine Staatsform in eine andere umzuwandeln und namentlich der Uebergang der absolutistischen Verfassungen in die repräsentative oder republi= kanische, insbesondere die Umwandlung der absoluten Monarcie in die constitutionelle zu bewerkstelligen ift. Diese Frage hat Kant aufgeworfen, aber nur so weit beantwortet, daß solche Reformen nicht ohne Mitwirkung des Volks geschehen sollen, also nicht auf dem Wege der sogenannten Octropirung oder bloß durch den Machtspruch des Souverans. Ausdrücklich heißt es: "Es muß aber dem Souveran doch möglich sein, die bestehende Staatsverfassung zu ändern, wenn sie mit der Idee des ursprünglichen Vertrages nicht wohl vereinbar ift, und hierbei doch diejenige Form bestehen zu lassen, die dazu, daß das Volk einen Staat ausmache, wesentlich gehört. Diese Beränderung kann nicht darin bestehen, daß der Staat sich von einer dieser drei Formen zu einer der beiden andern selbst constituirt, z. B. daß die Aristokraten einig werden, sich einer Autokratie zu unterwerfen oder in eine Demokratie verschmelzen zu wollen und so umgekehrt, gleich als ob es auf der freien Wahl oder dem Belieben des Souverans beruhe, welcher Verfassung er das Volk unterwerfen wolle. Denn selbst dann, wenn er sich zu einer Demo= kratie umzuändern beschlösse, würde er doch dem Volk Unrecht thun können, weil es selbst diese Berfassung verabscheuen könnte und eine der zwei übrigen für sich zuträglicher fande."1 Demgemäß wird auch der absolute Monarch sich nicht in einen constitutionellen umandern bürfen, ohne das Volk zu fragen, ob diese Aenderung ihm recht sei. Es entspricht daher nicht den Erklärungen unseres Philosophen, wenn behauptet wird: "Die von Kant als Ziel der Entwicklung auch für Preußen anerkannte Reprasentativversassung kann allein durch Octrop= irung eingeführt werben".

4. Eigenthum und Beschapung, Polizei und Rirche, Aemter und Burben.

Da alle Privatrechte erst durch den Staat peremtorische Geltung erhalten, so giebt es auch erst in ihm wirkliches Eigenthum, ins= besondere Grundbesitz: daher wird der rechtliche Antheil, welchen die Einzelnen am Boden des Landes haben, von dem Souveran als Landes= herrn oder Obereigenthümer abgeleitet werden müssen. Ist aber alles Eigenthum (Grundbesitz) in diesem Sinn Staatseigenthum, während es

¹ Rechtsl. Th. II. Abschn. I. § 52. (S. 177.) — 2 H. Pruß: Kant und ber preußische Staat. Gebächtnißrede u. s. f. (Preuß. Jahrb. XLIX. S. 548.)

doch in Privatbesitzungen getheilt ist und sein soll, so folgt, daß der Souveran nicht selbst Privateigenthümer irgend eines Bobens sein darf, weil er sonst alles Eigenthum in seinen Privatbesitz nehmen und daburch das Eigenthum selbst aufheben könnte. Daher darf der Souveran weber Privateigenthümer unter anderen noch der alleinige Eigenthümer sein, weil sonst alle grundbesitzenden Personen nicht bloß Unterthanen, sondern grundunterthänig (glebae adscripti) und völlig unfrei wären. Alles Eigenthum im Staate darf demnach nur Privateigenthum sein, weil es nur als solches die Möglichkeit bietet, von jedem rechtlich erworben zu werden. Damit verträgt sich nicht, daß Corporationen, wie Ritter= und geiftliche Orden, Eigenthümer find. Wenn gewisses Eigenthum ausschließlich privilegirt ist, so wird damit die gesetmäßige, bürgerliche Gleichheit aufgehoben; es muß des= halb dem Staate das Recht zustehen, die Kirchengüter und Komthureien aufzuheben, natürlich so, daß die Ueberlebenden auf rechtmäßige Beise entschädigt werden.1

Aus dem Rechte des Staates auf alles in ihm enthaltene Eigenzthum folgt, daß die oberfte Staatsgewalt zwar nicht selbst Privatzeigenthum besitzen darf, wohl aber das Recht hat, alles Privateigenthum zu beschatzen und zu sichern. Auf dem Beschatzungsrechte durch Steuern, Landtagen, Zölle, Accise u. s. f. beruht die Staatswirthssich und das Finanzwesen, auf dem Sicherungsrechte die Polizei, die mit der öffentlichen Sicherheit zugleich die öffentliche Anständigkeit bis an die Schwelle des Hauses beaussichtigt und hütet.

Bur öffentlichen Sicherheit gehört, daß keine Verbindungen im Staate existiren, die das öffentliche Wohl der Gesellschaft gesährden oder auf das politische Gemeinwesen einen nachtheiligen Einsluß ausüben. Welcher Art diese Verbindungen auch seien, sie haben kein Recht,
sich dem Staate zu verheimlichen; vielmehr hat dieser das Recht und
die Pflicht, sie zu beaufsichtigen. Sier ist der Punkt, wo auch die kirchlichen Gemeinschaften sich mit dem Staat absinden müssen; sie fallen
unter das von dem letztern pflichtmäßig auszuübende Recht der polizeilichen Aussicht. Der Glaube und die gottesdienstlichen Formen gehören zu den inneren Angelegenheiten, welche die Kirche selbst zu besorgen hat; der Staat kümmert sich nur um den politischen Charakter

¹ Rechtsl. Th. II. Abschn. 1. Allgem. Anmig. B. (S. 157 sigb.) — ² Ebenbas. B. (S. 159.)

der in ihm befindlichen Religionsgesellschaften. Wenn er über diesen Punkt beruhigt ist, so läßt er den religiösen Bekenntnissen und ihrer Ausübung freien Spielraum. Es liegt nicht im Rechte des Staates, den Glauben seiner Unterthanen durch Gesetze zu bestimmen, er darf Glaubensresormen weder verbieten noch erzwingen. Der Monarch darf nicht selbst den Priester machen; der Rechtsstaat ist keine Kirche. Wenn es die Staatsgewalt nicht sein darf, welche der Religion die äußere Form ausprägt, so folgt von selbst, daß die religiösen Gemeinden keine andere Versassung haben werden, als welche sie unabhängig vom Staate sich selbst geben.

Der Regent führt die Geschäfte des Staates im Namen des Gesetzes. Darum ist bei ihm das Recht, die Aemter zu besetzen und die Würden zu vertheilen. Die öffentliche Gerechtigkeit verlangt, daß jede von der Staatsgewalt ertheilte Würde verdient sei, daß keiner unverzient ein Amt erhalte oder daraus entsernt werde. Unverdient darf niemand seine Freiheit verlieren: es giebt im Rechtsstaate eine gleichsmäßige, dürgerliche Unterthänigkeit, aber keine Leibeigenschaft. Unverdient darf niemand bevorzugt werden: es giebt im Rechtsstaate keine Privilegien, am wenigsten einen Rang vor dem Verdienste, einen erbelichen Beamtenstand oder Amtsadel, der eine Art Mittelstand zwischen Regent und Bürgern bilbet. Es giebt so wenig geborene Beamte als etwa "Erbprosesson". Das einzige Vorrecht, welches der Abel ohne Verletzung anderer persönlicher Rechte behaupten darf, ist der Name oder Titel, den er behält, so lange die Anerkennung desselben in der Volksmeinung wurzelt."

III. Die Strafgerechtigkeit.

1. Berbrechen unb Strafe.

Die öffentliche Gerechtigkeit verlangt die unbedingte Geltung der Gesetze: sie müssen aufrecht erhalten und, wenn sie verletzt sind, wiedershergestellt werden. Wer in gesetzwidriger Absicht das Recht verletzt, hat sich von der Bedingung ausgeschlossen, unter welcher allein Staatsbürger möglich sind, und daher das Recht verwirkt, Staatsbürger zu sein. Eine solche Gesetzesverletzung ist ein Verbrechen, entweder ein privates

¹ Rechtsl. Allg. Anmig. C. (V. S. 160—162.) — * Ebendas. D. (S. 162 bis 164.) Bal. Zwei Briefe Kants an Herrn Fr. Nicolai. Der erste Brief be-trifft eine Schrift Mösers, worin Kants Widerlegung der Rechtmäßigkeit eines Beamtenadels verspottet wird. (Bb. V. S. 479—482.)

ober ein öffentliches, je nachdem die Rechte beschaffen sind, die verletzt worden. Die nothwendige Folge des Berbrechens ist ein Berlust, welchen der Berbrecher erleiden muß, und dessen Größe sich nach der des des gangenen Unrechts richtet. Das Leiden, welches dem Berbrechen solgt, nennen wir Strafe. Das Gesetz verlangt, daß der Berbrecher gestrast werde. Das straslose Berbrechen bewiese die äußerste Ohnmacht des Gesetz, das äußerste Gegentheil der Gerechtigkeit. Das Recht, die Strase auszuüben und an dem Berbrecher zu vollziehen, ist das Straferecht: es ist im Staatsrechte begründet und bildet ein nothwendiges Attribut der Staatsgewalt, denn es gehört zur Ausssührung der Gesetze. Nur die regierende Gewalt hat das Recht zu strasen, wie das die Strase zu erlassen oder zu mildern (Begnadigungsrecht). Wenn die Privatperson sür das erlittene Unrecht sich selbst Genugthuung verschafft, indem sie den Thäter straft, so ist das nicht Strase, sondern Rache.

2. Das Wiebervergeltungsrecht und bie Tobesstrafe.

Die Strase ist ein Act der Gerechtigkeit und darf als solche nie ohne Grund geschehen: ihr einziger Grund ist das Verbrechen, und nur der ist in den Augen des Staats ein Verbrecher, welchen die geschwornen Richter für schuldig erklärt haben. Die Strase hat keinen anderen Grund als die Stras würdigkeit, sie hat keinen anderen Zweck als an dem Verbrecher Gerechtigkeit zu üben, ihm zu geben, was er versient hat: darum besteht das Strasrecht in dem Wiedervergeltungs recht (jus talionis). "Auge um Auge, Jahn um Jahn" lautet die Formel der strasenden Gerechtigkeit. Daraus solgt, daß man die Strase niemals durch Zweckmäßigkeitsgründe bestimmen darf, etwa durch den Nutzen, welchen der Verbrecher selbst oder andere aus der Strase gewinnen: sie ist keine Maßregel der Klugheit, sondern ein Act bloß der Gerechtigkeit, sie soll nicht bessern oder andere abschrecken, sondern bloß strasen.

Den Berbrecher zum warnenden Beispiele für andere strasen, heißt nicht, ihn als Berbrecher behandeln, sondern als Mittel zum allgemeinen Besten. Dazu hat niemand ein Recht, auch nicht der Staat. Wenn man die Strase so begründen wollte, dann dürste man auch wohl einen Unschuldigen bestrasen, weil es unter Umständen viel Unheil verhüten kann, und aus demselben Grunde auch wohl einen Schuldigen nicht strasen. Um des Nuzens willen strasen, heißt statt der Gerechtigkeit die Slückseligkeit zur Regel und Richtschur machen

und damit die Gerechtigkeit vollkommen ausheben. "Das Strafgesetz ist ein kategorischer Imperativ und wehe dem, welcher die Schlangenswindungen der Glückseligkeitslehre durchkriecht, um etwas aufzusinden, was durch den Vortheil, den es verspricht, ihn von der Strafe oder auch nur einem Grade derselben entbinde nach dem pharisäischen Wahlspruch: es ist besser, daß ein Mensch sterbe, als daß das ganze Volk verderbe; denn wenn die Gerechtigkeit untergeht, so hat es keinen Werth mehr, daß Menschen auf Erden leben!"

Aus dem Wiedervergeltungsrechte folgt gegen den Mörder die Recht= mäßigkeit der Todesstrafe. Diese ist schlechterdings nothwendig, nicht um der Zweckmäßigkeit, sondern um der Gerechtigkeit willen. eine falsche Philanthropie und zugleich eine sophistische Rechtsverdrehung, wenn der Marchese Beccaria dem Staate das Recht abspricht, einem Menschen das Leben zu nehmen. Warum soll der Staat dieses Recht nicht haben? Weil in dem Vertrage, worauf der Staat beruht, keiner eine Macht gewollt haben kann, welche das Recht, ihn zu tödten, einschließt! Nur der schuldig erklärte Mörder wird getödtet. Als ob dieser anerkannte Mörder noch eine rechtsgültige Stimme in der Gesetzgebung haben könnte, als ob er dieses Recht nicht durch den Mord verwirkt hatte! In Ansehung des Mörders kann die Gerechtigkeit nur durch den Tob gefühnt werden, durch keine andere Strafe. Es giebt nichts, was die Todesstrafe ersetzt. Was würde an die Stelle der Todesstrase treten. wenn man sie abschaffte? Die schimpflichste Freiheitsstrafe von lebens= länglicher Dauer. Man benke sich zwei Berbrecher, welche beide den Tod verdient haben, von denen der Eine den Tod dem schimpflichsten und schlechtesten Leben vorzieht, während der Andere alles lieber will als Wer von beiden ist der Bessere? Doch offenbar der Erste! Wenn man also die Todesstrafe abschaffte, so würde man den Befferen von zwei todeswürdigen Verbrechern bei weitem härter bestrafen als den Anderen, der schlechter ift. Dies ist kein Grund für die Todes= strafe, deren einziger Grund das Verbrechen selbst ift, sondern nur eine Bemerkung über die unrichtigen Folgen, welche die Abschaffung der Todesftrafe haben würde.

Es kann Fälle geben, wo unter dem Zwange der Umstände und gewisser öffentlicher Vorurtheile der Mord zwar nicht entschuldigt, aber seine Straswürdigkeit gemildert wird. Um der Schande zu entgehen,

¹ Rechtsl. Allg. Anmig. E. I. (S. 166 u. 167.)

tödtet eine Mutter ihr Kind. Um die Standesehre zu wahren, wird eine Beleidigung im Zweikampfe durch den Tod gerächt. Hier werden die Gesetze in Rücksicht auf die Macht der geltenden Vorurtheile eine Ausnahme machen dürfen, zugleich aber darauf Bedacht nehmen, daß die öffentliche Bildung allmählich sich der Vorurtheile entwöhne, welche die Strafwürdigkeit des Mordes mildern.

Der ärgste Widerspruch gegen die öffentliche Gerechtigkeit ist die Straslosigkeit des Verbrechers. Wenn ein Unschuldiger, welchen man schuldig glaubt und in diesem Glauben verurtheilt, bestraft wird, so ist dieser beklagenswerthe Fall ein Beweis, daß die Gerechtigkeit irrt, nicht daß sie schläft. Wenn der anerkannte Verbrecher straslos ausgeht, so sehlt der Gerechtigkeitssinn, und das ist schlimmer als der Irrthum. "Selbst wenn sich die bürgerliche Gesellschaft mit aller Glieder Einstimmung auflöste (z. B. das eine Insel bewohnende Volk beschlösse, auseinanderzugehen und sich in alle Welt zu zerstreuen), müßte der letzte im Gesängniß besindliche Mörder vorher hingerichtet werden, damit jedermann das widersahre, was seine Thaten werth sind, und die Blutschuld nicht auf dem Volke haste, das auf diese Bestrasung nicht gedrungen hat; weil es als Theilnehmer an dieser öffentlichen Verletzung der Gerechtigkeit betrachtet werden kann."

3. Begnabigung.

Berbrechen und Strase verhalten sich zu einander wie Grund und Folge. Wenn der Grund eingetreten ist, so kann keine Macht der Erde die Folge aufhalten. Was die Nothwendigkeit der sittlichen Welt sordert, darf die menschliche Willkür nicht hindern. In der Causalverknüpfung zwischen Berbrechen und Strase besteht die Strasgerechtigkeit. Reiner Macht im Staate darf es zustehen, das Verbrechen strassos zu machen oder auch nur seine Straswürdigkeit zu milbern. Darum will sich mit der öffentlichen Gerechtigkeit, streng genommen, das Begnadigungsrecht nicht vertragen; den Verbrecher begnadigen heißt ihn gar nicht oder zu wenig strasen: dies ist nicht Gnade, sondern Unrecht. Nur einen Fall räumt Kant dem Begnadigungsrecht ein: wenn das Staatsoberhaupt in der eigenen Person verletzt worden ist, soll es ihm freistehen, in der eigenen Sache Gnade zu üben. Diese Ausnahme ist unklar und aus mehr als einem Grunde salsche. Diese Ausnahme ist unklar und aus mehr als einem Grunde falsch: sie ist unklar, weil Kant hier von dem

¹ Rechtsl. E. I. (S. 167—169. S. 168—173.)

Souveran rebet, also von dem gesetzgebenden Gewalthaber, während das Begnadigungsrecht, wie das Strafrecht, nur bei der regierenden Staatsgewalt sein kann; sie ist falsch, denn das Berbrechen gegen die Staatsgewalt selbst muß als eine der ärgsten Rechtsverletzungen, welche im Staate möglich sind, angesehen werden; daher ist ein Majestätsverbrechen am wenigsten würdig, ein Object der Begnadigung zu sein. Auch ist nicht zu begreisen, wie Kant die Majestätsverletzung als eine Privatssache des Souverans ansehen kann, da er doch selbst den Träger der Staatsgewalt nicht als eine Privatperson betrachtet.

4. Rant und A. Feuerbach. Die Abschreckungstheorie.

Infolge der kantischen Grundsatze vom Strafrecht hat A. Feuerbach eine neue Theorie in die Lehre vom peinlichen Recht eingeführt. Er ist mit Kant einverstanden, daß der Zweck der Strase nur sie selbst sein kann: nur die Bestrasung, nicht die Besserung des Verbrechens. Der Grund der Strase liegt nicht in dem, was möglicherweise auf die Strase solgt, sondern in dem, was ihr thatsächlich vorausgeht: es wird nicht gestrast, weil künftigen Verbrechen vorgebeugt werden soll, auch nicht, damit künstig gut gehandelt werde; keines von beiden kann den Rechtsgrund der Strase ausmachen: daher läßt sich weder durch die Theorie der Prävention noch durch die der Besserung oder Jüchtigung ein Strasrecht begründen: dies sind Zweckmäßigkeitsgründe, aber keine Rechtsgründe.

Beibe Theorien bekämpfte Feuerbach in seinen Streitschriften gegen Grolman und Alein. Die Strafe ist nur dann rechtmäßig, wenn sie die nothwendige oder gesehmäßige Folge des Verbrechens ist, sie ist diese gesehmäßige Folge nur dann, wenn das Geseh selbst erklärt hat: "Auf dieses Verbrechen solgt diese Strase!" Eine solche Erklärung ist eine Androhung. Um des Gesehes willen muß die Strase ausgesührt und dem Verbrecher zugesügt werden, weil sonst die Androhung des Gesehes, also dieses selbst nichtig wäre. Die ausgesührte Androhung ist die Abschrechung: sie bedeutet im Sinne Feuerbachs nicht, wie ehedem, daß durch die Strase des Verbrechers andere von ähnlichen Handlungen, sondern daß jeder von dem Verbrechen durch die Gewißsheit abgeschrecht werden soll, daß ihn die angedrohte Strase nothwendig trifft: er soll durch diese Vorstellung genöthigt oder psychologisch ges

¹ Rechtsl. E. II. (S. 173.)

zwungen werden, die verbrecherische That zu unterlassen. Das Motiv der Unterlassung soll infolge der Abschreckung mächtiger wirken, als das der That. Daher hat man die Abschreckung im Sinne Feuerbachs auch als den psychologischen Zwang bezeichnet. ¹

Die Geltung der Gesetze ist die Gerechtigkeit, deren Durchführung, sobald sie durch gesetzwidrige Handlungen verletzt worden ist, in der Wiedervergeltung des Verbrechens oder in der Bestrafung des Thäters besteht. Die Existenz der öffentlichen Gerechtigkeit ist der Staat, dessen gesetzgebender Wille aus dem Volke entspringt, innerhald des letzteren unbedingt herrscht und diese Herrschaft so weit erstreckt, als die politische Vereinigung reicht. Zunächst erscheint die öffentliche Gerechtigkeit im Singularis der Volkseinheit. Im Naturzustande existirt die Menge, im Staate das Volk oder die gesetzwäßig vereinigte Menge. Nun giebt es eine Menge Völker und Staaten, die räumlich verbunden sind. Es entsteht die Frage, ob diese auch politisch verbunden sein können und sollen, ob nicht auch der Völkerpluralis ein den Formen der Gerechtigkeit zugänglicher und bedürstiger Stoss ist, ob zwischen Völkern und Staaten nicht auch Rechtsverhältnisse möglich, sogar nothwendig sind? Es entsteht die Frage nach der Möglichseit eines Völker- oder Staatenrechts.

3mölftes Capitel.

Die rationale Rechtslehre. C. Völker- und Weltbürgerrecht.

I. Die Aufgabe des Bolkerrechts.

1. Der Bolferbund.

Die verschiedenen Staaten oder Völker verhalten sich zunächst, wie die einzelnen Personen im Naturzustande, wo nicht bei dem Rechte die Gewalt, sondern bei der Gewalt das Recht ist, wo daher jeder, so weit er kann, sein gewaltthätiges Recht gegen die Anderen geltend macht. Wenn es unmöglich ist, diesen Naturzustand in einen politischen, die natürliche Völkergesellschaft in eine rechtmäßige zu verwandeln, wenn es keine Form der Gerechtigkeit giebt, weit genug, auch die Völker in

¹ P. J. A. Feuerbach: Revision der Grundsätze und Grundbegriffe des positiven und peinlichen Rechts. (Erfurt 1799.) Cap. I. S. 49 sigd. Anhang zu dem vorhergehenden Cap. S. 76 sigd. S. 89. — Derselbe: Ueber die Strafe als Sicherungsmittel u. s. w. (Chemnit 1800.) S. 94—96 u. S. 100—113.

sich zu fassen, so ist die Gerechtigkeit auf ein enges Gebiet des menschlichen Lebens eingeschränkt: sie reicht dann nur so weit, als die bürgerliche Gemeinschaft, aber nicht so weit, als die menschliche Vernunft. Doch gilt sie als eine unbedingte Forderung der letzteren und erstreckt sich deshalb auf die gesammte Menscheit.

Man sieht leicht, in welchem Punkte die Schwierigkeit der Aufgabe Die Gerechtigkeit forbert einen Zustand, worin nur die Gesetze gelten und alle benselben Gesetzen gehorchen. Wenn nun verschiebene Bölker denselben Gesetzen unterthan find, so haben fie ein gemeinschaft= liches Oberhaupt und bilden bei aller natürlichen Verschiedenheit ein politisches Volk, einen Völkerstaat, eine Weltrepublik. Ein solcher Völkerstaat ware schon dem Umfange nach unmöglich, da er um so vieles die Grenzen überschreitet, mit denen allein sich die Staatseinheit verträgt. Aber ganz abgesehen von den praktischen Hindernissen, die nicht bloß in den Größenverhältnissen liegen, und selbst die Möglichkeit eines Völkerstaates eingeräumt: so ware diese Form nicht die Lösung der obigen Aufgabe. Wir hatten auf diese Weise die Aufgabe nicht gelöft, sondern verändert. Die Aufgabe heißt nicht: wie aus ver= schiedenen Bolkern ein Bolk, sondern eine rechtmäßige Bolker= gesellschaft gebildet werden könne? Wir dürfen die Aufgabe nicht so lösen, daß wir den Bölkerpluralis aufheben. Die gesuchte Form kann nicht die Bereinigung, sondern nur die Berbindung sein, nicht der Bölkerstaat, sondern der Bölkerbund, nicht die Weltrepublik, sondern die Staatenföderation. Nur auf diese Weise gewinnt das Völker= recht einen wirklichen Bestand. Es ist entweder gar nicht oder nur so möglich. Unter welchen Bedingungen können die Völker einen solchen Bund eingehen und ihrer Coexistenz die Form einer Rechtsvrdnung geben?

2. Der natürliche Rechtszustand ber Bölker. Rrieg und Frieden.

Das natürliche Verhältniß der Völker ift, wie das der Individuen, zunächft selbstsüchtiger und kriegerischer Art. Es ist die Frage, ob es ein Recht giebt, Krieg zu führen, ob der offene Gewaltzustand gewissen einschränkenden Grenzen unterliegt, welche zu überschreiten, unter allen Umständen für rechtswidrig gelten muß? Kant unterscheidet ein Recht vor, in und nach dem Kriege. Natürlich kann hier von Recht nur in einem sehr weiten Sinne geredet werden. Denn die bloße Geltung der stärkeren Gewalt schließt jedes strenge Recht aus, und, wie schon die Alten gesagt haben, im Wassenlärm verstummen die Gesetze.

Um einen Krieg rechtmäßig zu beginnen, find zwei Bedingungen nöthig: erstens muß das Volk selbst ihn gewollt und durch seinen Gesetzgeber beschlossen haben, zweitens darf nicht ohne Grund einem anderen Volke der Krieg an= und der Friede aufgekündigt werden. Der rechtmäßige Grund zum Krieg ist aber nur einer: die gefährdete Existenz. Was die friedliche und geordnete Coexistenz der Bölker bebingt und ermöglicht, ist rechtmäßig; was diese Coexistenz bedroht ober aushebt, ist rechtswidrig. Der Krieg ist rechtmäßig, wenn er das Recht der Existenz schützt und vertheidigt; er ist nur so lange rechtmäßig, als es zu dieser Vertheidigung kein anderes Mittel giebt, als die Gewalt. Wenn ein Volk in seiner Existenz durch ein anderes verletzt wird, so ist der Rechtsgrund gegeben, unter dem jenes Bolk den Krieg beschließen darf. Die Verletzung kann in verschiedener Weise stattfinden: durch Bedrohung oder durch thatsächlichen Angriff. Es kann der Fall ein= treten, daß ein Volk durch seinen bloßen Zustand die Existenz des anderen auf das Feindseligste bedroht, so daß dieses für seine Selb= ständigkeit alles zu fürchten hat, sei es nun, daß jener bedrohliche Zustand in ungewöhnlichen Kriegsrüftungen ober in einer anwachsenden Macht besteht, welche das Gleichgewicht der Völker und darum die Mög= lichkeit ihrer Coexistenz aushebt. In diesem Falle braucht der that= sächliche Angriff nicht abgewartet zu werden, um aus dem Rechtsgrunde ber Selbstvertheidigung ben Arieg zu beginnen.

Jeder rechtmäßige Krieg ist Vertheidigungskrieg. Was vertheidigt wird und schlechterdings vertheidigt werden muß, ist in allen Fällen die rechtmäßige Existenz, d. h. die politische Unabhängigkeit des Volkes. Auch solche Kriege gelten rechtlich für Vertheibigungskriege, in benen ein Bolk seine Unabhängigkeit von einem anderen erobert. Daraus folgt, daß kein Krieg geführt werben darf in der Absicht, ein anderes Volk zu vernichten. Die Vernichtung ist nur gerecht als Strafe; strafen bürfen nur die Gesetze, wenn sie von denen verletzt find, welche ihnen zu gehorchen die Rechtspflicht haben. Rein Volk darf dem anderen Gesetze geben, keines darf mithin das andere strafen. Straf= friege find rechtswidrig: es giebt darum keinen Rechtsgrund zu Kriegen, deren Zweck die Ausrottung ober Unterjochung eines Volkes ist. Das besiegte Land darf nicht zur Colonie des siegreichen, die besiegten Bürger nicht zu Leibeigenen der Sieger herabgebrückt werden. Das «vae victis!» hat hier seine Grenze. Diese Grenze macht das Recht ber persönlichen Geltung, mit dessen Aushebung jedes Zusammen= bestehen der Personen und Völker möglich zu sein aufhört. Auch im Ariege selbst darf der Grundsatz nicht gelten, daß zwischen Feinden alles erlaubt sei. Und es wäre alles erlaubt, wenn die heimtückischen und niederträchtigen Mittel der Spionerie, des Meuchelmordes u. s. s., wenn die Plündereien der Privatpersonen nicht verboten und als rechtsewidrig angesehen würden.

Ein Volk muß das Recht haben, unter gewissen Bedingungen, die sein politisches Dasein bedrohen, den Arieg zu beschließen, aber es muß auch das Recht haben, im Friedenszustande zu beharren, wenn es sich nicht genöthigt sieht, Arieg zu führen. Rein Volk darf zum Ariege gezwungen werden weder von innen noch von außen. Wenn es nicht im Interesse eines Staates und darum nicht im Willen des Volkes gelegen ist, an den Ariegen anderer Nationen Theil zu nehmen, so muß dieser Staat das Recht haben, neutral zu bleiben, die Gewährleistung seiner Neutralität von den kriegführenden Völkern zu verlangen und zur Erhaltung des Friedens sich mit anderen Staaten zu verbünden. Aus dem Rechte des Friedens solgt das Recht der Neutralität, der Garantie und der Coalition.

II. Der ewige Friede.

1. Das Problem.

Der Arieg als solcher kann niemals Zweck, sonbern nur das Mittel sein, um den Bölkerfrieden auf neuen Grundlagen wiederherzustellen. Der Arieg ist der Naturzustand der Bölkergesellschaft; ihr rechtmäßiger und zugleich menschlicher Zustand ist der Friede. Wenn dieser Friede alle Völker der Erde umfaßt und auf solchen Grundlagen ruht, die ihn für immer sichern und alle Bedingungen zu künftigen Ariegen ausschließen, so ist die Gerechtigkeit nicht bloß im Staate, sondern in der Menschheit einheimisch: dann herrscht die Gerechtigkeit auf der Erde. Und was ist der Zweck des menschlichen Geschlechts, wenn es dieser Zweck nicht ist? Die Völker der Erde können nicht ein einziges Volk oder einen einzigen Staat ausmachen, aber sie können einen Bund schließen, einen Staatenverein zum Zweck eines "ewigen Friedens". Und wenn auch die Idee des ewigen Friedens nicht gleich verwirklicht werden kann, wenn selbst in der vorhandenen Weltlage diese Idee unausssührbar erscheint, so darf sie doch ergriffen

¹ Rechtsl. Th. II. Abschn. II. Das Wölferrecht. § 58—59. (V. S. 180—187.)

und als das Ziel betrachtet werden, dem sich die Menschheit allmählich in stetigem Fortschritte nähert. Diese Idee ist die größte politische Ausgabe, zu deren Lösung die ganze Menschheit zusammenwirkt. Ihre Lösung in einem wirklich vorhandenen Zustande des ewigen Friedens wäre "das höchste politische Gut". Sier kommen Moral und Politik in demselben Punkte zusammen, wo es gilt, die Menscheit selbst aus dem natürlichen Zustand in den sittlichen zu erheben und den Begriff der Gerechtigkeit in seinem weitesten Umfange zu verwirklichen.¹

Die Idee des ewigen Friedens ist nicht neu, sie war lange vor Rant eine Lieblingsvorstellung der Philanthropen, der utopistische Gebanke eines St. Pierre und J. J. Rousseau. Bei Kant tritt dieser Gebanke ungleich wichtiger und imposanter auf, im Zusammenhange eines tiefgedachten Systems, ohne alle Schwärmerei, ohne alle weichliche Philanthropie, die beide der Philosophie und dem Charakter Kants gleich fern lagen. Hier bewährt fich an ihm felbst jener Unterschieb, den er so nachdrücklich hervorgehoben hat, zwischen Schwärmerei und Enthusiasmus. Es war die Gerechtigkeit, welche er darum so gründlich verstand, weil er sie so gründlich liebte. Die Gerechtigkeit ift nicht philanthropisch noch weniger schwärmerisch. Und Eines wollte sich Kant nie einreben lassen: daß die Gerechtigkeit utopistisch sei. Den Sat: «fiat justitia et pereat mundus!» ließ er gelten und übersetzte ihn so: "es geschehe was Recht ist, und wenn alle Schelme in der Welt darüber zu Grunde gehen!" Es ist die Gerechtigkeit, welche dem mensch= lichen Geschlechte ben ewigen Frieden zum Ziele sett. Dieses Ziel gilt ebenso unbedingt, als die Vernunft, die es fordert.

Um diese Idee nicht zweiselhaft und im Unklaren zu lassen, schrieb Kant seinen philosophischen Entwurf "Zum ewigen Frieden"." Als ob es sich um einen wirklichen Friedenstractat handle, werden in der bündigsten Sprache die "Präliminar= und Definitivartikel" sestgesetzt, unter denen ein ewiger Völkerfriede zu Stande kommen soll. Die beiden Fragen heißen: 1. welches sind die Bedingungen, ohne welche ein ewiger Friede unmöglich ist? 2. welches ist die Form, worin sich der ewige Friede verwirklicht, und die seine Aufrechthaltung verbürgt? Die erste Frage will Kant durch "die Präliminarartikel", die andere durch "die Definitivartikel" beantwortet haben. Es handelt sich, kurz

¹ Rechtsl. Th. II. Abschn. II. § 61. (Bb. V. S. 188 figb.) — ² Jum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf. (1795.) (Bb. V. S. 411 – 466.)

gesagt, sowohl um die positiven als die negativen Bedingungen zur Begründung des ewigen Friedens.

2. Die negativen Bebingungen.

Was den Friedensstand der Bölker hindern oder stören kann, muß vor allem aus dem Wege geräumt werden. Auf die Entsernung aller dem Ariege günstigen, dem Frieden ungünstigen Verhältnisse im Völkerleben zielen die Präliminarartikel der kantischen Schrift. Wenn alles beseitigt wird, was den Natur= oder Ariegszustand der Bölker verewigt, so wird eben dadurch alles vorbereitet, um den entgegengeseten Zustand eines ewigen Friedens zu ermöglichen. Es giebt Bedingungen, welche den Haß, die Furcht, mit einem Worte die seindseligen Leidenschaften unter den Völkern nothwendig erwecken und steigern. Diese Bedingungen sind verschieden nach den Verhältnissen, die zwischen Völkern stattsinden. Nun können sich Völker auf dreisache Weise zu einander verhalten: entweder sie bekriegen sich gegenseitig, oder sie schließen Frieden, oder sie sind im natürlichen (d. h. provisorischen) Friedenszustande.

Wenn sie sich gegenseitig bekriegen, so soll der Arieg nicht rechtswidrig, d. h. auf eine Weise geführt werden, welche den Nationalhaß über Gebühr steigert, einer Nation Grund giebt, die andere zu verachten, und alles gegenseitige moralische Vertrauen aushebt. Der Arieg soll nicht die ehrlosen Mittel des Meuchelmords, Verraths, Bruchs der Capitulation u. s. f. brauchen, weil dadurch Nationen so gegen einander aufgebracht und im gegenseitigen Hasse befestigt werden müssen, daß jedes wirkliche Friedensverhältniß für alle Zukunst unmöglich erscheint. Deshalb werde der Arieg unter allen Umständen so geführt, daß er die mögliche und echte Grundlage eines künstigen Friedens nicht ausschließt.

Wenn Nationen Frieden schließen, so soll der Friedensvertrag wahr, d. h. die Grundlage eines wirklichen, dauerhaften Friedens sein und nicht, wie es in den römischen Kriegen so oft der Fall war, gestissentlich die geheime Anlage zum künftigen Kriege behalten: ein solcher falscher Friedensschluß ist eigentlich kein Friede, sondern nur ein Waffenstillstand, welcher den Krieg verewigt.

Wenn Nationen sich im natürlichen Friedenszustande befinden, so möge nichts geschehen, wodurch sie gegen einander seindselig aufgebracht werden, also nichts, wodurch ein Volk die politische Unabhängigkeit des

anderen antastet ober verlett. Die politische Unabhängigkeit eines Volkes kann auf doppelte Weise verletzt werden: durch einen that= sächlichen Eingriff ober durch ben gefahrbringenden, furchterregenden Bustand, in welchem sich eine andere politisch benachbarte Nation befindet. Der thatsächliche Eingriff in die Rechte eines Volkes hat einen doppelten Fall. Eine Nation kann wider ihren Willen mit einer anderen ver= einigt werben, wenn ihre politischen Rechte und Pflichten von privat= rechtlichen Verträgen abhängig find. Der Staat ift keine Habe, kein Patrimonium, kein Privateigenthum: darum darf er nicht durch Privat= verträge erworben, ererbt, erheirathet werden. Staaten können einander nicht heirathen. Eine solche Erwerbungsart ift ein politisches Uebel, fie verlett thatsächlich die politische Unabhängigkeit und legt dadurch den Grund zum Bölkerhaß und zum Kriege. Ebensowenig können nationale Pflichten durch einen Privatvertrag verhandelt werden, es ist vollkommen rechtswidrig und ein politisches Uebel der schlimmsten Art, wenn ein Staat seine Truppen an einen anderen verdingt.

Die zweite Form bes thatsächlichen Eingriffs besteht in der Einmischung eines Bolkes in die inneren Angelegenheiten eines anderen. Es giebt kein Recht zur Intervention. Die inneren Angelegenheiten und Verhältnisse eines Staates, sie mögen so übel bestellt sein als nur immer möglich, verlegen den anderen Staat nicht und geben ihm darum nie ein Recht, jene Uebel von sich aus abzustellen. Jeder Staat ift sein eigener Herr. Es ist eine Rechtsverdrehung und bloße Beschönigung des Unrechts, wenn man vom "bosen Beispiele" redet, welches der schlimme Zustand eines Volkes giebt. Das bose Beispiel reizt am wenigsten, weil es die schädlichen Folgen mit sich führt und alle Welt darüber belehrt: darum ist es anderen Staaten eher nützlich als gefahrbringend. Rein Mensch wird den unglücklichen, durch Parteiungen zerriffenen Zustand eines Volkes nachahmungswürdig finden. Das Bei= spiel eines solchen Zuftandes kann nie ein Rechtsgrund sein, jenes Volk seines politischen Daseins zu berauben; es ist auch nur der vor= gebliche Grund, der wirkliche ift die Gewinnsucht.

Der Zustand, wodurch eine Nation der anderen in der That bestrohlich und gesahrbringend wird, liegt hauptsächlich in zwei Staatseinrichtungen, die sich unmittelbar nach außen wenden: in der milistärischen Macht und in den Finanzen, nämlich den Staatsschulden. Hier liegen die stärksten Beranlassungen zu Kriegen, daher hier das Uebel an der Wurzel zu tilgen ist. Die militärische Bildung und

Uebung der ganzen waffenfähigen Nation ist durchaus nöthig, denn jedes Volk muß die Kraft haben, sich selbst und seine politische Unabhängigkeit zu vertheidigen. Aber die stehenden Heere sind nach außen eine bedrohliche Macht, nach innen eine ungeheure, die Staatsschulden vermehrende Last, welche zu erleichtern selbst der Krieg nöthig scheinen tann. Die stehenden Heere sind der eigentliche und fortwährende Kriegs= zustand, das äußerste Gegentheil eines ewigen Friedens. Sier bewegt man sich in einem Cirkelschluß, für bessen Auflösung sich unter den gegebenen Verhältnissen schwerlich bie Formel finden läßt: so lange es stehende Heere giebt, ift der Aricg nothwendig, und so lange es Ariege giebt, find stehende Heere nothwendig. Beides ist richtig, und darum steht die Sache so, daß entweder alle Staaten oder keiner entwaffnen, d. h. die stehenden Heere abschaffen kann. Das Creditspftem der Staaten ift für die Industrie von der größten Wichtigkeit und in dieser Rucksicht eine der fruchtbarften und segensreichsten Erfindungen. Allein der Arieg häuft die Schuldenlast und führt die Staaten dem Bankerott entgegen. Der brohende Bankerott eines Staates ift anderen Staaten gegenüber ein gefahrvoller Zustand, der einer Läsion gleichkommt. Auch hier gerathen wir in einen ähnlichen Zirkel: der Arieg macht die Staatsschulden und führt zum Bankerott, welcher selbst wieder den Krieg erzeugt; es muß darum der Grundsatz gelten, daß überhaupt keine Staatsschulden in Beziehung auf außere Staatshandel erlaubt find.

Wir haben die negativen Bedingungen des ewigen Friedens, die abzustellenden Hindernisse desselben als so viele politische Uebel logisch entwickelt. Kant faßt sie als Präliminarien in folgende Sätze:

- 1. Es soll kein Friedensschluß für einen solchen gelten, der mit dem geheimen Vorbehalte des Stoffs zu einem künftigen Kriege gemacht worden.
- 2. Es soll kein für sich bestehender Staat (klein oder groß, das gilt hier gleich viel) von einem anderen Staat durch Erbung, Tausch, Kauf ober Schenkung erworben werden können.
- 3. Stehende Heere sollen mit der Zeit ganz aufhören.
- 4. Es sollen keine Staatsschulden in Beziehung auf äußere Staats= handel gemacht werben.
- 5. Rein Staat soll sich in die Verfassung und Regierung eines anderen Staates gewaltthätig einmischen.
- 6. Es soll sich kein Staat im Ariege mit einem anderen solche Feindsfeligkeiten erlauben, welche das wechselseitige Zutrauen im kunf=

tigen Frieden unmöglich machen müssen: als da sind Anstellung der Meuchelmörder, Giftmischer, Brechung der Capitulation, Ansstiftung des Verraths in dem bekriegten Staate u. s. f. f.

3. Die positiven Bebingungen.

Es bleibt noch die Frage übrig: wenn die Uebel entfernt sind, die den dauernden Völkerfrieden unmöglich machen, welches ist die Form, worin er sich verwirklicht? Welches sind die positiven Bedingungen des ewigen Friedens? Es müssen Formen sein, welche die Friedensdauer nicht bloß ermöglichen, sondern verbürgen.

Die erste Bedingung ist, daß die Bölker Staaten bilben und in bürgerlichen Versaffungen leben. Zwischen politischen und wilden Völkern läßt sich kein verbürgter Friedensstand benken. Aber nicht jede bürger-liche Versaffung enthält die zur Friedensbauer nöthigen Bedingungen in sich, nicht jede schließt die Uebel von sich aus, welche den Arieg begünstigen und erzeugen. Wenn in einem Staate unabhängig von dem Interesse aller das Interesse und der Wille eines Einzigen herrscht, so wird persönlicher Chrgeiz, Eroberungslust, Staatsklugheit stets zum Ariege bereit sein. Wenn in einem Staate die regierende Gewalt zugleich die gesetzgebende ausmacht, so kann hier in dem einseitigen Interesse der regierenden Gewalt ein Arieg unternommen werden. In beiden Fällen giebt die bürgerliche Versassung keine Garantie gegen einen ungerechten Arieg, viel weniger eine sür die Dauer des Friedens.

Es folgt, daß nur eine solche Versaffung den ewigen Frieden verbürgt, in welcher erstens die gesetzebende Gewalt bei den Repräsentanten des Volks, und zweitens die regierende Gewalt von der gesetzgebenden getrennt ist. Die Erfüllung der ersten Bedingung macht die repräsentative, die der zweiten die republikanische Versaffung. Wo gesetzgebende und regierende Gewalt zusammensallen, ist die Versaffung "despotisch". In der demokratischen Staatssorm sallen beide Gewalten natürlicherweise zusammen, darum erscheint unserem Philosophen die Demokratie so wenig republikanisch, daß er sie vielmehr sür eine nothwendigerweise despotische Versaffung erklärt. Die beste und dem Völkersrieden günstigste Versaffung wird darum diesenige sein, in welcher die gesetzgebende von der regierenden Gewalt dergestalt getrennt ist, daß die Träger der ersten so viele als möglich, die Träger der anderen so

¹ Jum ewigen Frieden. Abschn. I. — (Bb. V. S. 414—420.)

wenige als möglich find, das Personal der gesetzgebenden Gewalt den möglich größten, das der regierenden den möglich kleinsten Umfang hat: die repräsentative oder constitutionelle Monarchie.

Wenn sich die Völker in einer solchen bürgerlichen Versassung bestinden, welche alle Bedingungen zu ungerechten Ariegen ausschließt, so bilden sie einen Völkerverein, der alle internationalen Streitigkeiten friedlich schlichtet und auf diese Weise den dauernden Frieden erhält oder den Friedenszustand verewigt. Ein solcher Friedensbund ist mehr als ein Friedensvertrag; dieser endigt einen Arieg, jener macht alle Ariege unmöglich. Wenn alle Völker einen einzigen Staat, eine Weltzepublik ausmachen könnten, so wäre dies freilich die sicherste Art, alle Streitigkeiten durch die Gesetze zu schlichten, und der Streit durch die Wassen wäre für immer unmöglich. Da ein solcher Völkerstaat sich nicht ausssühren läßt, so ist der einzige Ersah, "das negative Surrogat dessehen", der Völkerbund: ein permanenter Staatencongreß, welcher gleich einem Amphiktyonengerichte von größtem Umfange die Völkerprocesse entschet.

Endlich verlangt der ewige Friede, daß alle Hostilität unter den Angehörigen verschiedener Bölker und Staaten aufgehoben sei. Reiner kann das Recht beanspruchen, im fremden Staate bürgerliche Geltung zu haben, auch nicht als Gast ein Genosse des fremden Volkes zu sein, aber er soll berechtigt sein, das fremde Land zu besuchen, ohne als Feind angesehen zu werden. Dieses Besuchsrecht gelte für alle Länder der Welt. Wo es nicht gilt, da herrscht die Hostilität und mit ihr der rohe gewaltthätige Naturzustand; wo es gilt, da ist an die Stelle der Hostilität "die allgemeine Hospitalität" getreten. In diese letztere setzt Kant das Weltbürgerrecht als die letzte definitive Bebingung des ewigen Friedens; es soll eine Folge des Völkerrechts sein, nicht bloß ein Geschenk der Philanthropie.

In folgenden drei Sätzen werden die positiven Bedingungen des ewigen Friedens zusammengefaßt:

- 1. Die bürgerliche Verfassung in jedem Staate soll republikanisch sein.
- 2. Das Bölkerrecht soll auf einen Föderalismus freier Staaten gegründet sein.

¹ S. voriges Cap. S. 148 figb.

- 3. Das Weltbürgerrecht soll auf Bedingungen der allgemeinen Hospistalität eingeschränkt sein. 1
 - 4. Der ewige Friede als menschlicher Raturzweck.

Die Herrschaft der Gerechtigkeit unter den Völkern der Erde in der Form des ewigen Friedens ift das nothwendige Ziel der Menscheit. Daß dieses Ziel wirklich erreicht werde, verheißen zwei Mächte, welche den Menschen die Richtung dahin bezeichnen und geben, beide unabhängig von aller Politik: der natürliche Zwang und die sitteliche Vernunfteinsicht.

Die Natur zwingt den Menschen, unfreiwillig die Bahn zu betreten, deren letztes Ziel die Friedensherrschaft unter den Bölkern ift, eine Bahn, von welcher der Gang der Politik oft genug ablenkt, in welche wieder einzulenken, die Macht der Natur selbst nöthigt. Nennen wir es nun Schickfal ober Vorsehung, die menschliche Welt ift von Natur so eingerichtet, daß sie nicht anders kann, als unter den Formen der öffentlichen Gerechtigkeit in weitestem Umfange leben. Es ift, als ob die Natur mit der größten Weisheit alle Mittel vereinigt habe, welche unfehlbar dem menschlichen Dasein seine staatsbürgerlichen, inter= nationalen, weltbürgerlichen Rechtsformen geben. Die Erde ift gemacht, um von Menschen bewohnt zu werden; der Mensch kann und soll überall leben. Das natürliche Mittel, das menschliche Geschlecht über die Erde zu verbreiten, ist der Krieg; der natürliche Trieb zum Kriege ist der Eigennutz und das von kriegerischem Muthe belebte Selbst= gefühl. Und wieder ift es ber Krieg, welcher die Menschen mit unwider= stehlicher Naturgewalt zwingt, sich zu vereinigen. Die stärkste Vereinigung ist die beste, keine ist stärker als die politische, als der Staat, dem alle gehorchen; keine Staatsmacht ift sicherer und darum mächtiger als die Herrschaft des Gesetzes. Weil von Natur die Gewalt das größte Recht hat, so zwingt die Natur selbst dazu, daß zuletzt das Recht die größte Gewalt hat; sie zwingt die Menschen, gute Bürger zu werden, nicht aus moralischen, sondern aus natürlichen Gründen, aus bem Grunde ber Selbsterhaltung.

Die Natur hat die Zwangsmittel, die Völker zu trennen und abzusondern. Diese Mittel trennen gewaltiger, als jemals ein Universalzstaat, dieses Kunstproduct der Politik, im Stande ist, die Völker zu

¹ Jum ewigen Frieden. Abschn. II. (Bb. V. S. 421—434.) Bgl. Rechtslehre. Th. II. Abschn. III. § 62. Beschl. (Bb. V. S. 190—194.)

vereinigen: die Mittel der natürlichen Trennung sind die Unterschiede der Sprachen und Religionen. Und wieder hat die Natur die stärksten Mittel, die Völker zu vereinigen: der Eigennut hat den Erwerbstrieb, dieser den Handel zur Folge, dieser den Völkerverkehr im ausgedehntesten Umfange, den Reichthum und die Geldmacht, welche nichts ärger scheut als den Arieg. Alle politischen Ariegsabsichten scheitern zuletzt an der Geldmacht und der Weltindustrie, deren Grundlage der Friede ist. So erzeugt sich unabhängig von der Politik und Moral von selbst und unwilkürlich aus dem Mechanismus der menschlichen Neigungen eine Friedensherrschaft in der Welt, welche mächtiger ist als alle Ariegsgelüste. Auf diesem Wege sichert die Natur durch praktische Motive die Richtung auf das Ziel des ewigen Friedens. 1

5. Das Recht ber Philosophen im Staate. Rant unb Plato.

Zu biesem Mechanismus der Neigungen, wodurch die Natur den Bölkerfrieden veranstaltet und gleichsam garantirt, gesellt sich die fitt= liche Bernunfteinsicht, die jenes Ziel um seiner selbst willen verfolgt. Diese Einsicht zu verbreiten, das Ziel selbst mit allen seinen Bedingungen allen erkennbar zu machen, ift die Aufgabe der Philosophen. Diese sollen über die Möglichkeit des öffentlichen Friedens, über die Bedingungen besselben gehört und von den öffentlichen Gewalthabern zu Rathe gezogen werden. Aber wie kann man von der Politik ver= langen, daß sie auf die Philosophen höre? Wie kann man den Staats= mannern, Gesetzgebern und Regenten zumuthen, daß sie die Philosophen um Rath fragen? Wenn Kant niemals ein Schwärmer war, so ift er, wie es scheint, an dieser Stelle einer geworden. Seit Plato hat kein Philosoph eine solche Sprache geführt. Indessen die Sache ist von Rant nicht so schwärmerisch gemeint, als sie zu sein ben Anschein hat. Er bildet sich nicht ein, daß die Philosophen in dieser Rücksicht ernst= lich gefragt werden sollen, sondern er meint, man solle sie im Ge= heimen fragen ober stillschweigend dazu auffordern, ihre Meinung zu sagen: d. h. man solle sie reden laffen und ihnen nichts geben als öffentliche Gedankenfreiheit. Er nennt dieses den Philosophen ein= geräumte Recht "ben geheimen Artikel zum ewigen Frieden"?. Der Ausbruck ist mit Humor gewählt. Die geheime Frage der Staats=

¹ Jum ewigen Frieden. Abschn. II. Erster Zusat: Von der Garantie des ewigen Friedens. (Bb. V. S. 435—444.) — ² Ebendas. Abschn. II. Zweiter Zusat: Geheimer Artikel zum ewigen Frieden. (Bb. V. S. 444 u. 445.)

männer an die Philosophen ist die stillschweigende, welche nichts anderes bedeutet, als daß die Philosophen unge fragt reden dürsen. Darum bezeichnet sie Kant als "geheime Käthe", weil sie öffentlich oder ausschrücklich keiner in Staatsangelegenheiten fragen wird. Der einzige geheime Artikel zum ewigen Frieden ist in dem Satz enthalten: "Die Maximen der Philosophen über die Bedingungen der Möglichkeit des öffentlichen Friedens sollen von den zum Kriege gerüsteten Staaten zu Kathe gezogen werden".

Plato setze die Verwirklichung seines Idealstaats, welcher ein vollkommenes Aunstwert und Abbild der Gerechtigkeit sein wollte, auf eine Bedingung, die unerfüllt blieb: wenn die Könige philosophiren oder die Philosophen Könige werden! Diese stolze Forderung macht Kant nicht. Aber er ist nicht weniger stolz in der Art, wie er sie verwirst. "Daß Könige philosophiren oder Philosophen Könige würden, ist nicht zu erwarten, aber auch nicht zu wünschen, weil der Besitz der Gewalt das freie Urtheil der Vernunst unvermeiblich verdirbt. Daß aber Könige oder königliche (sich selbst nach Gleichheits= gesehen beherrschende) Völker die Klasse der Philosophen nicht schwinden oder verstummen, sondern öffentlich sprechen lassen, ist beiden zur Beleuchtung ihres Geschäftes unentbehrlich und, weil diese Klasse ihrer Natur nach der Rottirung und Clubbenverbindung unsähig ist, wegen der Nachrede einer Propaganda verdachtloß."

Dreizehntes Capitel.

Die Tugendlehre. A. Die Pflichten gegen sich selbst.

- I. Begriff und Umfang der Tugendpflichten.
 - 1. Die ethischen Pflichten und beren Eintheilung.

Die Freiheitsgesetze sind doppelter Art, äußere und innere: die Erfüllung der ersten ist erzwingbar, die der anderen nicht; jene sind Rechtsgesetze, diese Moralgesetze. Jedes Gesetz ist eine zu erfüllende Pslicht. Wenn es sich um ein inneres oder moralisches Gesetz handelt, so geschieht die Erfüllung bloß um der Pslicht willen. In der Gesetze mäßigkeit der Triebseder besteht hier einzig und allein die Pslicht mäßigkeit. Die äußeren Freiheitsgesetze fordern nur, daß die Hand-

lung mit dem Geset übereinstimme, alles andere ift ihnen gleichgültig; die inneren bagegen, daß die Gefinnung bem Gesetze und nur diesem Die Rechtsgesetze beziehen sich bloß auf die Handlung, die Moralgesetze auf die Maxime der Handlung; die Handlung kann er= zwungen werden, nie die Gefinnung: solche Pflichten, deren Erfüllung unerzwingbar ist, heißen ethische im Unterschiede von den juridischen. Wozu uns die sittlichen Pflichten verbinden, ohne daß sie uns jemals dazu zwingen können, ist die pflichtgemäße Gefinnung, welche an den sinnlichen und selbstsüchtigen Neigungen ihren hartnäckigen und immer erneuten Gegner findet: sie lebt im fortwährenden Kampfe mit den widerstrebenden Neigungen, mit dieser "Brut gesetzwidriger Gefinnungen", und erprobt sich nur durch den Sieg über diesen beständigen und rast= losen Feind. Man kann die Stärke des moralischen Grundsates und seiner Araft an der Stärke der bekämpften und überwundenen Reig= ungen meffen: diese im Rampfe bewährte Gesinnungsfestigkeit ift die fittliche Tapferkeit, die eigentliche Kriegsehre des Menschen, die Tugend. Die ethischen Gesetze verpflichten uns zur Tugend und können darum "Tugendpflichten" genannt werden: es sind diejenigen Pflichten, deren Erfüllung nur möglich ist durch die tugendhafte Gesinnung. 1

Jede Pflicht ist ein zu ersüllender Zweck von unbedingter Geltung. Ein solcher absoluter Zweck kann nur die zwecksehende oder praktische Bernunft, der vernünftige Wille oder die Person sein. Innerhalb unserer Welt ist die einzige Person der Mensch: darum ist der Mensch als Selbstzweck oder die Menschenwürde das einzige Object, worauf sich alle unsere Pflichten beziehen. Es giebt nur Pflichten gegen Menschen und nur im uneigentlichen Sinne Pflichten gegen andere Wesen. Gegenstand und Thema aller Pflichten ist die Menschheit entweder in unserer eigenen Person oder in der unserer Nebenmenschen: in diese beiden Gebiete theilt sich demgemäß die Ethik.

Das oberste Pflichtgebot lautet: nimm in allen beinen Handlungen die Menschenwürde in dir und in den Anderen zum Zweck; thue nichts, was diesen Zweck beeinträchtigt! Handle stets aus Achtung der Menschenwürde und nie aus der entgegengesetzten Maxime!⁸ Wenn unser Wille der Menschenwürde völlig entspricht, so besinden wir uns

Metaph. Anfangsgr. d. Tugenblehre. Einleitung I. Erörterung des Begriffs einer Tugenblehre. (Bd. V. S. 202 flgb.) — 2 S. oben Cap. VI. S. 73 bis 75. — 3 Metaph. Anfangsgr. d. Tugenblehre. Einleitung II. III. (Bd. V. S. 206—210.)

im Zustande der Bollsommenheit. Die äußere Bollsommenheit eines der Menschenwürde gemäßen Daseins ist die Glückseligkeit, die innere oder moralische ist unsere eigene That. Niemand vermag diese Art der Bollsommenheit in einem Anderen zu bewirken, denn niemand kann für einen Anderen wollen, wohl aber kann durch unsere thätige Mitwirkung die Glückseligkeit unserer Mitmenschen gesördert werden. Daser läßt sich der Inhalt unserer Pflichten genauer so fassen: "mache zum Zweck deiner Handlungen die eigene Bollsommenheit und die fremde Glückseligkeit!" Jene bildet das durchgängige Thema aller Pflichten gegen uns selbst, diese das aller Pflichten gegen die Anderen. So sind die Pflichten ihrem Inhalte nach verschieden: es giebt deshalb eine Mehrheit von Pflichten, darum auch eine Mehrheit von Tugenden, denn jede Pflichterfüllung ist Tugend.

Die ethischen Gebote fordern die Handlung um der Pflicht willen: ich soll um ihrer selbst willen die eigene Vollkommenheit, wie die fremde Glückseligkeit befördern. Damit eröffnet fich vor mir ein weiter Spielraum bes Hanbelns; bas Gesetz sagt nicht, was ich im einzelnen Falle zu thun habe, es bestimmt nur meine Maxime, nicht die Hand= lung selbst. Auf welche Art ich zum Besten der eigenen Bollkommen= heit und der fremden Glückseligkeit handeln soll, welche Mittel in dieser Absicht zu ergreifen find, und was geschehen soll, wenn verschiedene Pflichten einander widerstreiten und einschränken: darüber sagt das ethische Gesetz nichts. Die Maxime ist bestimmt und genau, die Be= folgung unbestimmt und weit. Je weiter die Berbindlichkeit, um so unvollkommener, je enger, um so vollkommener, die engste Berbindlich= keit, wodurch die Handlung in der genauesten Weise bestimmt wird, ift die vollkommenste. Je unvollkommener die Verbindlichkeit ist, um so unvollkommener ift auch die verbindende Pflicht. Darum nennt Rant die Tugendpflichten, so weit fie positiv sind, "weit und unvoll= kommen"; sie sagen nur, was wir beabsichtigen, nicht was wir thun sollen; sie sagen genau, was wir nicht thun sollen: sie sind vollkommen als Berbote, nicht als Gebote.

In diesem Punkte unterscheiden sich wieder die Moralgesetze von den Rechtsgesetzen, die ethische Verbindlichkeit von der juridischen. Die juridische ist eng, die Rechtspslichten sind vollkommen; in dem engen Spielraume,

¹ Metaph. Anfangsgr. der Tugendl. Einleitung IV—V. (S. 210—214.) Fischer, Gesch. d. Philos. V. 4. Aust. N. A.

welchen sie vorschreiben, bewegt sich ber gebundene und erzwingbare Sehorsam mit voller Sicherheit. Eine solche Sicherheit sehlt in dem weiten Spielraume des moralischen Handelns. Hier entsteht im Zusammenstoß der Umstände ein Widerstreit der Pslichten, welcher Ausnahmen zu rechtsertigen scheint und ein Abwägen der Fälle nöthig macht, wobei die willkürliche Reslexion sich in weiten Grenzen ergeht. So bildet sich in der Augendelehre die Anlage zur "Casuistik", welche in der Rechtslehre sehlt. Weil die ethischen Gesehe vielumsassend und unbestimmt sind, gehört Uedung dazu, um in jedem gegebenen Falle die Pslicht richtig zu erkennen und demgemäß zu handeln: eine theoretische und praktische Uedung, zu deren Bestimmung die Ethik eine Methodenlehre giebt, welche die Rechtselehre bei der Natur ihrer Pslichten nicht nöthig hatte. ¹

2. Die tugendhafte Gefinnung und beren Gegentheil.

Mit dem Begriffe der Tugend ift auch der ihres Gegentheils gegeben. Tugend ist Handlung aus pflichtmäßiger Maxime: ihr Gegentheil hat demnach den doppelten Fall, daß entweder alle Maxime sehlt oder die entgegengesette wirkt. Entweder wird aus pflichtmäßiger Maxime gehandelt oder aus gar keiner oder aus einer anderen als der pflichtmäßigen, d. h. aus pflichtwidriger Maxime: der erste Fall ist die Tugend, die Gesinnung ist nie erzwingdar, darum ist die tugendhaste Handlung mehr als bloß schuldig, sie ist (rechtlich angesehen) verz dienstlich; der zweite ist die Abwesenheit der Tugend, das nichtpflichtsmäßige, grundsaslose und darum moralisch werthlose Handeln oder der moralische Unwerth; der dritte ist das Handeln aus pflichtwidriger Gesinnung, die vorsähliche Uebertretung der Pflicht, das conträre Gegentheil der Tugend oder das Laster.

Tugend und Laster unterscheiben sich mithin durch die moralische Denkweise ober durch ihre Maximen, welche entgegengesetzter Art sind: daher ist ihr Unterschied nicht graduell, sondern specifisch, sie sind aus dem Grunde, d. h. vermöge ihres Ursprungs verschieden. Hier ist der Punkt, wo sich die kantische Sthik der aristotelischen entgegenstellt. Aristoteles betrachtete die natürlichen Triebe gleichsam als den Stoff der

¹ Metaph. Anfangsgr. b. Tugenblehre. Einleit. VII. (S. 215 figb.) XVIII. Anmig. (S. 239.) — ² Ebenbaf. Einleit. II. Anmig. VII. (Bb. V. S. 208 u. S. 215 figb.)

Tugend und diese als beren richtige Form, als beren harmonisches Berhältniß: die Tugend galt ihm als der maßvolle Trieb, als die richtige Mitte zwischen den beiben Extremen des Zuviel und Zuwenig. Es giebt eine natürliche Begierde nach Besitz: wenn bieser Trieb in extremer Beise sich vermindert, so entsteht die Verschwendung; wenn er in extremer Weise wächst, so entsteht der Geiz; wenn er zwischen Verschwendung und Geiz die richtige Mitte halt, so bildet er die Libe= ralität, welche Sparsamkeit und Freigebigkeit in sich vereinigt. Liberalität ift Tugend, Verschwendung und Geiz find Laster. So bilbet die Tugend die richtige Mitte entgegengesetzter Triebe, das Gegentheil der Tugend ift der Trieb im Uebermaße entweder der Stärke oder des Mangels; die Tugend ift der wohlgeformte und maßvolle, das Laster der formlose, ungemäßigte Trieb. Der Unterschied zwischen Tugend und Laster ist hier nicht generell, sondern graduell. Wenn diese aristotelische Theorie der Tugend richtig wäre, so würde nach unserem Philosophen folgen, daß man aus der Tugend durch Bermehrung oder Bermin= derung das Laster erzeugen könnte, und ebenso umgekehrt, es würde folgen, daß man auf dem Wege von einem Laster zu dem entgegen= gesetzten die Tugend wie eine Station passiren müßte, benn als das Mittlere liegt sie auf dem Wege zwischen beiden Extremen. So aber verfehlt man die richtige Unterscheidung zwischen Tugend und Lafter, wie die richtige Unterscheidung der Laster selbst. Aus diesem doppelten Grunde ist die aristotelische Theorie unrichtig und unbrauchbar. Geiz ist die extreme Habsucht, die Verschwendung soll davon das maß= lose Gegentheil sein, als ob diese nicht auch habsüchtig, maßlos hab= füchtig, also ebenfalls geizig sein könnte, in sehr vielen Fallen sein muß! Der Berschwender will haben, um zu genießen; der Geizige will haben, um zu besitzen: also unterscheiden sich beide nicht durch den Grad, sondern durch die Maxime ihrer Habsucht. Wenn die Absicht auf den Besitz die Maxime der Handlungen bildet, wenn alle Handlungen auf diesen Zweck abzielen, so entsteht der Geizhals; wenn die Absicht auf den Genuß die Handlungen beherrscht, so entsteht der Verschwender. Hieraus erhellt, daß man nur durch die Art und Beschaffenheit der Maximen die Laster sowohl von der Tugend als von einander zu unterscheiben vermag.

Die Tugend ist nicht bloß eine: diesen Satz halt Kant der stoischen Sittenlehre entgegen. Die Tugend ist nichts Mittleres: dieser Satz gilt wider die aristotelische Sthik. Die Tugend ist nichts Empirisches:

dieser Satz widerspricht der gesammten dogmatischen Sittenlehre, welche auf natürliche Neigungen die Tugend gründen wollte.¹

3. Die moralische Disposition und Selbstprufung. Das Gewissen.

Es giebt eine der Tugend günstige und eine ihr entgegengesetzte Gemuthsverfaffung. Rur in der vollkommenen inneren Freiheit kann die Pflicht der selbstgewählte, herrschende Grundsat unserer Hand= lungen werden. Diese Freiheit ist getrübt, wenn die Affecte, die natürlichen Wallungen des Herzens, überhandnehmen und das Temperament herrscht; sie ist vollkommen aufgehoben und in ihr Gegentheil verkehrt, wenn die Leidenschaften, die selbstsüchtigen Begierden des Herzens, in uns walten und die Selbstliebe herrscht. Ein Beispiel des Affects ist der Zorn, ein Beispiel der Leidenschaft der Haß. In beiden Fällen ist der Mensch seiner felbst nicht mächtig und darum zur Tugend und moralischen Pflichterfüllung unfähig. Nur in der vollkommenen Herrschaft über sich selbst wird das Gemüth zum tugendhaften Handeln fähig; nur in dieser Verfassung kann der Pflichtbegriff klar und deutlich auftreten, in jeder anderen ist er umwölkt oder ganz und gar verdunkelt. Die Herrschaft über sich selbst besteht in der affect= und leidenschafts= losen Stimmung, in der "moralischen Apathie", welche nicht abgestumpfte Gleichgültigkeit ober Indifferenz, sondern jene sichere Gemüthsruhe ift, die den Zustand der moralischen Gesundheit ausmacht. Und weil der Mensch nur mit voller Freiheit tugendhaft handeln kann, darum darf das tugendhafte Handeln auch nicht Gewohnheit ober Fertigkeit werden, denn jede Gewohnheit ist ein unwillkürliches Handeln, worin die selbst= bewußte Freiheit erlischt.

Wir haben schon früher von einem moralischen Gefühle gerebet, welches der Pflichtbegriff in unserem Gemüthe erweckt und wodurch dieses in eine dem pflichtmäßigen Handeln günstige Stimmung versetzt wird: dieses Gefühl bildet einen moralisch=ästhetischen Zustand, den Kant als die "Prädisposition zur Tugend" bezeichnet. In ihm vereinigt sich das Gefühl für die eigene Würde mit dem Gefühle für das Wohl der Anderen, das Selbstgefühl mit der Menschenliebe: dieses Gefühl der Selbstachtung ist die günstige Prädisposition zur Erfüllung der

¹ Metaph. Anfangsgr. b. Tugenbl. Einleitg. XIII. Allg. Grunds. b. Metaph. ber Sitten in Behandlung einer reinen Tugenblehre. (V. S. 229—232.) Bgl. Tugenbl. Buch I. Abth. I. Hauptst. II. Zweiter Artikel. § 10. (Bb. V. S. 264 sigb.)

Pflichten gegen uns selbst, dieses Gefühl der Menschenliebe die günstige Prädisposition zur Erfüllung der Pflichten gegen die Anderen.

Aber weder die innere Gemüthsfreiheit und Herrschaft über sich selbst noch die moralischen Empfindungen sind an sich schon Tugend. Diese liegt nur in der Maxime, in der Maxime, welche nichts enthält als die Pflicht. Es ist sehr leicht, daß eine andere Absicht mit aller Harmlofigkeit ben Schein der Pflicht annimmt, daß sich das gute, im Grunde eigenliebige Herz als Pflichtbewußtsein geberdet und das tugend= hafte Handeln in der Wurzel verdirbt. Nichts ist natürlicher als diese Vermischung der Pflicht mit der Neigung, als diese stille und unwill= kürliche sophistische Ueberredung, die unsere Neigungen und Wünsche als Pflichten erscheinen läßt; nichts ist dem moralischen Handeln, der Tugend im strengen Sinne, gefährlicher. Darum ist vor aller Pflicht= erfüllung nöthig, daß man das unwillkürlich Bermischte genau sondert und tief in das eigene Herz hineinblickt, um die wahre Pflicht von der falschen, das Wesen vom Schein zu unterscheiden. Diese Prüfung ist die moralische Selbsterkenntniß. "Prüfe dein Herz!" ist das erste Gebot aller Pflichten, die erste Pflicht gegen sich selbst als Bedingung aller anderen. Die Höllenfahrt, wie Kant sagt, ift ber Weg zur Bergötterung. Jene moralische Selbstprüfung ist unsere Höllenfahrt. Ihr Weg führt zwischen der Schlla und Charybdis hindurch, die beide vermieden werden müffen, wenn wir nicht moralischen Schiffbruch, den schlimmsten von allen, leiden sollen. Jene beiden Gefahren sind "die schwärmerische Selbst= verachtung" und "die eigenliebige Selbstschätzung", die falsche Demuth und der falsche Stolz. Wer in sein eigenes Herz schaut und sich in der Ueberzeugung gleichsam wohlthut: "ich bin zu allem Guten vollkommen unfähig", der ift an der einen Klippe gescheitert; wer in sein eigenes Herz schaut und ausrusen kann: "siehe da! es ist alles sehr gut!" der scheitert noch schlimmer an der anderen.2 .

Die Idee der Pflicht lebt in uns, wir können und sollen dieselbe zur alleinigen Maxime unseres Handelns machen. Ob wir es wirklich thun oder gethan haben, ift die Frage. Auf diese Frage giebt es eine ganz gewisse, ganz unsehlbare Antwort: diese Antwort ist das Gewissen, welches auch ungefragt redet, weil es stets richtet. Jeder Mensch ist in

¹ Metaph. Anfangsgr. d. Tugendl. Einleitg. XII. a. c. d. XVI. XVII. (Bb. V. S. 225 figd., S. 228 u. 229 u. S. 235—237.) — ² Ebendaf. Th. I. Buch I. Hauptst. III. Abschn. II. Bon dem ersten Gebot aller Pslichten gegen sich selbst. § 14 u. 15. (V. S. 275 u. 276.)

seinem Gewissen der geborene und unsehlbare Richter über sich selbst, jeder hat den unsichtbaren Richter und hört seine Stimme, nicht jeder, bei weitem die wenigsten beherzigen, was er sagt.

Das Gewissen richtet jede unserer Handlungen und entscheibet, ob sie tugenbhaft war ober nicht: im ersten Fall wird sie losgesprochen, im anderen verurtheilt. Entweder war die Handlung tugendhaft ober sie war es nicht, sie kann nicht beides zugleich sein, nicht zugleich los= gesprochen und verurtheilt werden. War sie verdammungswürdig, so wird fie nie entschuldigt: es giebt kein weites Gewissen. verdammungswürdig, so wird sie noch weniger losgesprochen: es giebt tein ungerechtes Gewissen. War sie in ihrem innersten Grunde nicht tugendhaft, so wird sie nie als gut gelten: es giebt kein irrendes Gewiffen. Ein Richter von weitem Gewissen läßt, um bildlich zu reben, auch fünf einmal gerade sein; ein ungerechter Richter läßt auch sauer einmal für suß gelten; einem irrenden Richter kann auch schwarz ein= mal weiß erscheinen. Ein solcher Richter ist nur das Gewissen niemals: es ist immer eng, gerecht, unsehlbar. Es kennt jede unserer Handlungen in ihrem innersten Grunde. Ob die Handlung tugendhaft war ober nicht, darüber kann sich das Gewissen nie tauschen, denn der moralische Charakter meiner Handlung hängt einzig und allein davon ab, ob ich in der Handlung die Pflicht gewollt habe oder nicht. Mög= licherweise habe ich in dem bestimmten Fall etwas für Pflicht gehalten was nicht Pflicht war, ich habe über die Pflicht unrichtig geurtheilt, ich habe geirrt. Ein solcher Irrthum hebt den moralischen Charakter der Handlung selbst nicht auf, er haftet an meinem Urtheile, nicht an meiner Handlung. Wenn diese Handlung in gar keiner selbstsüchtigen Absicht geschah, so war der Wille rein, so war die Maxime pflicht= mäßig, und darüber allein richtet das Gewissen. Ueber diesen Punkt giebt es keinen Jrrthum. Ob meine Absicht pflichtmäßig ober selbst= füchtig war, barüber ift bei dem Gewissen, dem Herzenskündiger in mir, keine Tauschung möglich.

Aber wie ist das Gewissen selbst möglich? Ich, das Subject dieser Handlung, bin der Angeklagte; Ich, das Gewissen, bin der Richter über diese Handlung: also bin Ich Richter und Partei zugleich, also ist hier Richter und Partei eine Person. Wie ist dies möglich? Im bürgerlichen Leben ware eine solche Vereinigung die ungerechteste aller Formen der rechtsprechenden Gewalt. Wie kann in einer solchen Form der Gerichtshof eingerichtet sein, bei welchem nie auch nur die

kleinste Ungerechtigkeit stattfindet? Das Problem ist bereits gelöst. Sin anderes ist das handelnde, ein anderes das richtende Ich; jenes ist der "empirische", dieses der "intelligible Charakter", welcher den empirischen Charakter in allen seinen Handlungen begründet und verpflichtet, durchschaut und richtet. Ware der Mensch nicht intelligibler Charakter, so ware nicht zu erklaren, wie er sich selbst verpflichten, wie es also Pflichten gegen sich selbst geben könnte. Die menschliche Natur verseinigt Sinnlichkeit und Freiheit.

4. Moral und Religion. Die Grenzen bes Pflichtbegriffs.

Durch das Gewissen wird der Mensch verantwortlich für alle seine Handlungen, nicht für die äußere That, sondern für die geheime Abssicht: diese Berantwortung gehört nicht vor das Forum eines bürgerslichen Gerichtshoses, sondern verlangt einen unsichtbaren Richter, welcher als das allverpslichtende Wesen, als der moralische Gesetzgeber, als Weltschöpfer oder Gott vorgestellt werden muß. Jetzt erscheinen die Pflichten als göttliche Gebote, ihre Bedeutung ist nicht mehr bloß moralisch, sondern religiös. Die religiöse Vorstellungsweise gründet sich auf die moralische, nicht umgekehrt. Und wie die Pflichten sämmtslich reine Vernunftgesetz sind, so wird auch die Religion ihrem wahren Inhalte nach "innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" zu bezgründen sein.

Nicht weil sie göttliche Gebote sind, gelten die sittlichen Gesetze für Pflichten, sondern weil sie Pflichten sind, darum allein sind sie unbedingt zu erfüllen und erscheinen als göttlich. Die Vorstellung ihrer Nothwendigkeit ist früher als die ihrer Göttlichkeit. Die letzte Vorstellung beruht auf der ersten als ihrer Voraussetzung. Wenn die Pflichten nicht als unbedingte Gebote vorgestellt werden müßten, so könnten sie nie als göttliche gelten. Wenn diese Gebote deshalb befolgt werden müßten, weil Gott sie gegeben hat, so ware ihre Erfüllung vor allem eine Pflicht gegen Gott. Nun ist der Grund der Versbindlichkeit in allen Fällen, wo er nicht juridisch ist, rein moralisch. Darum giebt es keine Pflichten gegen Gott. Weder können wir die Sittengesetze überhaupt so auffassen, daß sie uns nur als göttliche

¹ Metaph. Anfangsgr. d. Tugendl. Einlig, XII. b. (V. S. 226 u. 227.) Eth. Clementarl. Buch I. Einlig, § 1—3. (V. S. 245—247.) Ebendas. Buch I. Hauptst. III. Abschn. I. § 13. (V. S. 271—273, Anmig.) Ueber Kants Lehre vom Gewissen vgl. oben Cap. VII. Nr. II. 2. S. 93—99.

Gebote verpflichten, noch giebt es neben den Pflichten gegen uns selbst und gegen die anderen Menschen ein besonderes Gebiet der Pflichten gegen Gott. Dies wären die besonderen Religionspflichten neben den ethischen; jene besiehlt uns die Religion, diese die moralische Vernunft.

Die frühere Sittenlehre hat diese Eintheilung ohne weiteres gemacht und die Religionspflichten in einem besonderen Abschnitte behandelt. Es ist aber klar, daß diese Pflichten gegen Gott sich von allen übrigen Pflichten ihrem Ursprunge und Wesen nach so sehr unterscheiden, daß beide niemals aus bemselben Gesichtspunkte betrachtet und in den Zu= sammenhang einer Wissenschaft verknüpft werden dürfen. Gott hat gegen uns gar keine Pflichten, wir haben gegen ihn gar keine Rechte. Ein Verhältniß, in welchem auf der einen Seite nur Pflichten, auf der anderen nur Rechte sind, bildet eine Kluft, die kein Bernunftbegriff zu übersteigen vermag. Die Pflichten gegen die Menschheit sind Vernunft= begriffe, die Pflichten gegen Gott übersteigen unsere Vernunfteinsicht: darum nennt Rant die ersten "immanent", die anderen "transscendent". Wenn es solche Pflichten gabe, so würden fie uns niemals durch die eigene Vernunft, sondern bloß durch unmittelbare göttliche Offenbarung einleuchten können. Die auf Offenbarung gegründete Kenntniß unterscheibet sich dem Wesen nach von der Vernunfterkenntniß: hier ist die Grenze, welche beibe trennt; die Vorstellung besonderer Religions= pflichten als Pflichten gegen Gott ist jenseits der Grenze, sie gehört daher nicht in die philosophische Moral, sondern in die Religionslehre, nicht in die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, sondern in die Lehre von der geoffenbarten Religion. 1

Die sittliche Vernunsteinsicht kennt nur Pflichten gegen die Menscheit, die Grenze der letzteren ist auch die des Pflichtgebietes. Nur der Mensch hat Pflichten, er hat Pflichten nur gegen Menschen. Was uns als Pflicht gegen andere (nicht menschliche) Wesen erscheint, ist im Grunde eine Pflicht gegen uns selbst. Wenn gewisse Pflichten einen solchen Schein annehmen, so werden sie gleichsam doppelsinnig oder amphibolisch. Kant nennt diesen Schein "die Amphibolie der moralischen Reslezionsbegrisse: das, was Pflicht des Menschen gegen sich oder andere Menschen ist, sur Pflicht gegen andere Wesen zu halten". So ist es 3. B. offenbar eine menschliche Pflicht, die Werke der Natur nicht in

¹ Tugendl. Th. I. Buch II. Hauptst. III. Abschn. I. § 18. (V. S. 273.) Ebendas. Th. II. Abschn. II. Beschl. (V. S. 329—332. Schlußanmig.) § 18. (V. S. 278 sigb.)

roher Weise zu zerstören, die Thiere nicht zu quälen u. s. f., aber dies ist keine Pflicht gegen die Thiere, sondern gegen uns selbst. Die Thierequälerei muß eine Roheit und Unempfindlichkeit zur Folge haben, womit sich keine moralische Gemüthsverfassung, keinerlei Wohlwollen verträgt.

So ift die Humanität in der Behandlung der Thiere, genau ausgedrückt, nicht Pflicht gegen die Thiere, sondern Pflicht gegen uns selbst in Ansehung der Thiere. Der Mensch soll nichts thun, was ihn unmenschlich macht: bies ift eine negative Pflicht, welche wir gegen uns selbst haben; nur aus diesem Grunde ist die Thierqualerei pflichtwidrig, nur deshalb, weil sie unmenschlich ift. Es ift, wie man sieht, ein Umweg, auf welchem Rant unsere Pflicht in Ansehung der Thiere begründet. Der Mensch hat keine unmittelbaren Pflichten gegen die Thiere, diese haben keine Rechte gegenüber dem Menschen: es giebt zwischen beiden kein einer fittlichen Wechselwirkung fähiges Verhältniß. 1 Bekanntlich hat Schopenhauer an der gesammten Theorie der kantischen Pflichtenlehre, insbesondere an diesem die Thiere betreffenden Punkte den stärksten Anstoß genommen. Als die oberfte Triebfeder der Sitt= lichkeit gilt bei ihm das Mitleid, die Sympathie, welche Kant von den fittlichen Motiven ausschließt: es soll bas Mitleid sein, welches un= mittelbar die Grausamkeit gegen die Thiere nicht um der Menschen, sondern um der Thiere selbst willen verbietet.

II. Die Pflichten gegen sich selbst. Unterlassungspflichten.

1. Die phyfische Selbsterhaltung.

Das durchgängige Thema dieser Pflichten ist die eigene Bollstommenheit, die Würde der eigenen Person. Da zur Person auch die natürliche Individualität, das animalische Dasein gehört, so gebieten uns diese Pflichten die eigene Vervollkommnung sowohl in physischer als moralischer Hinsicht: die Cultur aller unserer Kräfte. Ein solches Gebot hat einen weiten Spielraum und deshalb eine weite Verbindslichkeit; es kann unmöglich genau vorschreiben, was seder zu seiner eigenen Vervollkommnung thun soll, sondern nur im Allgemeinen sordern, daß diese Vervollkommnung der Grundsat und Zweck unserer Handlungen sei. Als Gebote sind mithin die Pflichten gegen uns selbst

Lugendl. Th. I. Buch I. Hauptst. III. Episod. Abschn. Bon der Amphibolie der moralischen Rechtsbegriffe u. s. f. § 16 u. 17. (V. S. 276—278.)

(wegen ihrer weiten Berbindlichkeit) unvollkommener Art, doch können sie genau bestimmen, was wir zum Zweck unserer Bervollkommnung sowohl in physischer als in moralischer Hinsicht vermeiden sollen: daher sind sie als negative Gebote oder als Unterlassungspslichten vollkommen, denn sie gebieten, was unter allen Umständen unterlassen, sie verbieten, was in keinem Falle gethan werden soll. Die erste Bedingung der eigenen Bervollkommnung ist die Selbsterhaltung, ihr Gegentheil die Selbstzerstörung, welche, moralisch genommen, Selbstentwürdigung oder Wegwersung ist. Daher lassen sich die Unterlassungspslichten gegen uns selbst in der Form dieser beiden Berbote aussprechen: 1. zerstöre nicht dein physisches Selbst! 2. entwürdige nicht dein moralisches Selbst, wirf dich nicht weg!

Die physische Selbsterhaltung betrifft das leibliche Dasein, die Fortpflanzung des Geschlechts und die leibliche Ernährung. Das pflicht= widrige Gegentheil ist die vorsätliche Selbstzerstörung: die Selbstent= leibung oder der Selbstmord, der unnatürliche Geschlechtsgenuß oder die wollüstige Selbstschadung, der schädliche Gebrauch der Nahrungsmittel oder die Selbstbetäubung. Da Kant die vorsätliche Pflichtübertretung als "Laster" bezeichnet, so war er genöthigt, den Selbstmord unter die Laster zu rechnen, während eigentlich nur ein zur Gewohnheit und zum Hange gewordenes pflichtwidriges Handeln Laster zu nennen ist.

Allen diesen Unterlassungspflichten gegenüber hat die Casuistik ihr Spiel. Ob unter allen Umständen der Selbstmord verwerflich sei, auch in dem Fall einer heroischen Aufopferung, wie in dem Helden= tode des Curtius u. s. f.? Ob es erlaubt sei, vorsätzlich etwas zu thun, das den Tod zur Folge haben könne? Bekanntlich war Kant einer der hartnäckigsten Gegner ber Schutblattern, die er für Einimpfung der Bestialität, für eine Selbstvergiftung erklärte. Er macht daraus die casuistische Frage in seiner Moral: "Ist die Pockeninoculation erlaubt?" Etwas komisch erscheint die Casuistik in ihrer Behandlung der dritten Unterlassungspflicht. Der zu reichliche Genuß der Nahrungsmittel, namentlich des Weins verbindet sich oft mit den geselligen Freuden eines Gastmahls; Kant selbst war kein Verächter des ersten Genusses und ein großer Liebhaber des zweiten. Was ist in dem geselligen Gastmahl reizender als die Unterhaltung, die belebte Gesprächigkeit, und was belebt diese mehr als der Wein? Darf man in dieser Rūck= ficht "bem Wein, wenngleich nicht als Panegyrist, doch wenigstens als Apologet, einen Gebrauch verftatten, der bis nahe an die Berauschung

reicht?" Und wenn beim Gastmahle die richtige Grenze im Genuß leicht überschritten wird, ist nicht die förmliche Einladung dazu sast gleich einer vorsählichen Unmäßigkeit? Man möge, wie Chestersielb empsiehlt, die Zahl der Gäste nicht größer sein lassen als die der Musen, denn je kleiner die Gesellschaft sei, um so mehr müsse sich deim allgemeinen Gespräche der physische Genuß beschränken. Es ist, als ob unserem Philosophen seine bekannte Liebhaberei sür die geselligen Tischfreuden in der Moral auf das Gewissen gefallen sei und er sich anstrenge, sie mit dem Pslichtbegriff gründlich auseinanderzuseßen. Zusletzt wirst er die casuistische Frage auf: "Wie weit geht die sittliche Befugniß, diesen Einladungen zur Unmäßigkeit Gehör zu geben?"

2. Die moralische Selbsterhaltung.

Die moralische Selbsterhaltung ift die Erhaltung der eigenen Würde, das pflichtwidrige Gegentheil ift die vorsätzliche Selbstentwür= bigung ober Wegwerfung der eigenen Person. Das Verbot heißt: "wirf dich nicht weg! handle nicht ehrlos!" Die erste Bedingung der Ehrenhaftigkeit ist die Ehrlichkeit. "Sei, was du bist! Wolle nie scheinen, ein Anderer zu sein! Zu beiner Person gehört auch alles, was du denkst und weißt. Sei durchaus und in allem wahrhaft!" Das vorsätzliche Gegentheil der Wahrhaftigkeit ift die Lüge. "Lüge nie!" Bei Kant gilt die Lüge als die Wurzel alles Uebels, sie ift das Element alles Bösen, fie war die erste Sünde der Menschen, die noch dem Brudermorde voranging. Es giebt keinen Fall, wo die Lüge erlaubt ware. Unser Philosoph nimmt die Sache so ernsthaft, daß er die casuistische Frage auswirft, ob man aus bloßer Höslichkeit "gehor= famer Diener!" sagen burfe? Er will auch der Nothluge keine Ausnahme gestatten. Sie kann nie rechtlich erlaubt sein, weil sie unter allen Umftanden moralisch verboten ift.

Noch neuerdings hat Schopenhauer den kantischen Erklärungen entsgegen die Nothlüge durch die Nothwehr gerechtfertigt. Wie das Unrecht durch Gewalt und durch List zugefügt werden könne, so müsse auch eine Abwehr des Unrechts in beiden Formen erlaubt sein: die Nothwehr durch List sei die Nothlüge. Kant verwirft sie selbst im äußersten Falle. Man denke sich einen Verfolgten, der sich im Drange der Gefahr zu uns slüchtet

Tugendl. Th. I. Buch I. Hauptst. I. Die Pflicht bes Menschen gegen sich selbst als ein animalisches Wesen. § 6 u. 8. (Bb. V. S. 250—259.)

und mit unserem Wissen in unserem Hause verbirgt, die Verfolgung selbst sei die ungerechteste, es sei ein Mörder, der sein Opfer aufsucht, dieses Opfer sei unser Freund: felbst in diesem außersten Falle dürfen wir den Morder nicht belügen, wenn er uns nach dem Aufenthalte des Benjamin Conftant hat in einer französischen Zeit= Verfolgten frägt. schrift diesen Satz des deutschen Philosophen zu widerlegen gesucht. Wenn ber Grundsatz, die Wahrheit zu sagen, ohne alle Einschränkung gelten solle, so könne sich damit keine menschliche Gesellschaft vertragen; wir seien die Wahrheit zu sagen nur da verpflichtet, wo der Andere ein Recht auf die Wahrheit habe, und ein solches Recht könne der Mörder nie haben. Aehnlich ist Schopenhauers Einwurf wider Kant. Pflicht, die Wahrheit zu sagen, habe ihre rechtlichen Einschränkungen und Ausnahmen. Kant entgegnete dem Franzosen, daß die Wahrhaftigkeit eine Pflicht nicht gegen andere, sondern lediglich gegen uns selbst sei; niemand habe ein Recht auf Wahrheit, wir seien die Wahrhaftigkeit uns selbst und nur deshalb jedem Anderen schuldig.

Die Würde jeder Person ist unter allen Umständen dem Werthe der Sache übergeordnet und der Würde anderer Personen gleich. ift darum eine Selbstentwürdigung, wenn wir uns von der Liebe zum Besitze bis zur persönlichen Wegwerfung beherrschen laffen ober uns anderen Personen bis zur personlichen Wegwerfung unterordnen. Wird der Trieb zum Besitz Maxime, so ist diese Art der Selbstentwürdigung der Geiz, und zwar der karge Geiz oder die Knickerei. Wenn wir uns vor anderen Personen bis zur Wegwerfung bemüthigen, so ist biese Art der Selbstentwürdigung die Servilität oder Ariecherei. Es soll alles vermieden werden, was entweder Servilität ift oder zur Servili= tat, d. h. zur niederträchtigen Abhängigkeit von einem Anderen führt; dazu gehört jede knechtische Form, jedes Preisgeben des eigenen Rechts, alles Annehmen entbehrlicher Wohlthaten, die man nicht erwiedert, alles Schmeicheln, Schmarozen, Betteln und leichtsinnige Schuldenmachen. Hier wirft Rant die sehr begrundete und ernste casuistische Frage auf, ob es nicht einer feilen Beräußerung der persönlichen Unabhängigkeit und Würde gleichkommt, wenn man in den äußeren Umgangsformen absichtlich dem Ausdrucke der Selbsterniedrigung und Unterwürfigkeit vor der einfachen Sprache des Anstandes den Vorzug giebt und in das Würmerreich der Sprache nicht tief genug heruntersteigen kann. "Die vorzüglichste Achtungsbezeugung in Worten und Manieren selbst gegen einen nicht Gebietenden in der bürgerlichen Berfaffung, die Reverenzen,

Berbeugungen, höfische, ben Unterschied ber Stände mit sorgfältiger Pünktlichkeit bezeichnende Phrasen, welche von der Höslichkeit ganz unter= schieden find, das Du, Er, Ihr und Sie ober Ew. Wohledlen, Hoch= edlen, Hochedelgeboren, Wohlgeboren (ohe, jam satis est!) in der An= rede, als in welcher Pedanterie die Deutschen unter allen Bölkern der Erbe (die indischen Raften vielleicht ausgenommen) es am weitesten gebracht haben, sind es nicht Beweise eines ausgebreiteten Hanges zur Ariecherei unter den Menschen? (Hae nugae in seria ducunt.) Wer sich aber zum Wurm macht, kann nachher nicht klagen, daß er mit Füßen getreten wirb. 1

Vierzehntes Capitel.

Die Tugendlehre. B. Die Pflichten gegen andere Menschen. Die Erziehungslehre.

1. Eintheilung dieser Pflichten.

Der unbedingte Zweck aller sittlichen Handlungen ist die persönliche Menschenwürde in uns und anderen: dieser Zweck soll in jeder Hand= lung gegenwärtig sein als beren Maxime. Daraus erhellt, welche sittlichen Pflichten wir in Rücksicht auf unsere Mitmenschen zu erfüllen haben: wir sollen ihre Zwecke (so weit sie eines sind mit dem Sitten= gesetze) zu ben unfrigen machen und ihre Personen nie zu unseren Mitteln herabwürdigen. Wir können nicht machen, daß der Andere seine Würde behauptet und das Sittengesetz erfüllt, denn er kann es nur erfüllen durch seine eigenste That und innerste Gesinnung, welche kein Anderer für ihn haben kann, aber wir können alles vermeiden, um die Menschenwürde in der fremden Person nicht zu beeinträchtigen und zu verletzen. Die Achtungspflicht gegen andere bestimmt sich daher in der Form des Verbots: "betrachte und behandle die anderen Menschen nie als deine Mittel, verletze nie ihre Würde, habe stets diese Würde vor Augen und mache sie zur Richtschnur beiner Handlungsweise!"

¹ Tugenbl. Th. I. Buch I. Hauptst. II. Die Pflicht bes Menschen gegen sich selbst bloß als moralisches Wesen betrachtet. § 9—12. (Bb. V. S. 259—271. Solug.) Bgl. Rant: Ueber ein vermeintl. Recht aus Menschenliebe zu lugen. (1797.) (**36.** V. **6.** 467—476.)

Verbot ist eng, in der Form desselben erscheint die Achtung gegen andere als eine genau bestimmte vollkommene Pflicht. Wir thun damit nichts Uebriges, nichts Verdienstliches, sondern nur etwas Schuldiges und erweisen damit den Menschen keine Wohlthat, welche Dank von ihrer Seite verdiente.

Wir sollen die Anderen nie als unsere Mittel ansehen, vielmehr ihre Zwecke, so weit es möglich ift, zu ben unsrigen machen. Der Zu= sag: "so weit es möglich ist", enthält eine doppelte Einschränkung. Unsittliche Zwecke dürfen nie die unfrigen werden. Der sittliche End= zweck jedes Menschen ift die eigene Vollkommenheit ober die Würdigkeit glückselig zu sein; diesen Zweck der anderen Person können wir nicht zu dem unsrigen machen, denn die eigene Vollkommenheit kann jeder nur selbst beforgen; murbig zur Gluckseligkeit kann jeder nur sich selbst machen: diese Würdigkeit ist Sache der Gefinnung, des innersten Menschen selbst, hier ist es daher absolut unmöglich, daß einer für den Anderen eintritt. Es bleibt mithin von den sittlich berechtigten Zwecken nur das Wohl des Anderen übrig; die Glückjeligkeit ift von dem sittlichen Endzwecke nicht ausgeschloffen, sondern unter einer gewiffen Bedingung mit darin begriffen. Diese Bedingung muß der Andere selbst bewirken; zu seinem Wohle dagegen können und sollen wir mithelfen. Wenn ich das Wohl des Anderen zu meiner Maxime mache, so ist mein Ver= halten gegen ihn nicht das eines zufälligen Wohlgefallens, sondern eines moralisch begründeten Wohlwollens. Das Wohlgefallen ift Neigung, die auf Affecten beruht, "pathologische Liebe"; das Wohlwollen ist "praktische": diese praktische Liebe verlangt die Tugendpflicht. Wenn die driftliche Sittenlehre gebietet: "liebet eure Feinde!" so fordert sie nicht die pathologische, sondern die praktische Liebe, d. h. die Maxime des Wohlwollens gegen alle Menschen. Wer sollte von diesem Wohl= wollen noch ausgeschloffen sein, wenn es fich selbst auf die Feinde er= Demnach unterscheiben sich die Pflichten gegen die anderen Menschen in die beiden Arten der "Liebes= und Achtungspflichten": jene sind wegen ihrer weiten Berbindlichkeit unvollkommene, diese da= gegen wegen ihrer negativen und engen Form vollkommene Pflichten; die Erfüllung der ersten ist Verdienst, die der anderen Schuldigkeit. 1

¹ Eth. Elementarlehre. Buch II. Hauptst. I. Erster Abschnitt. § 28—25. (Bb. V. S. 284—286.)

II. Die Liebespflichten und ihr Gegentheil. 1. Wohlthätigkeit und Dankbarkeit.

Der Beweggrund aller Liebespflichten ift die Maxime des Wohl= wollens: dieses verpflichtet zum Wohlthun, die empfangene Wohlthat zur Dankbarkeit. Die Wohlthätigkeit beschreibt extensiv den größten Umfang, benn sie gilt für alle, aber sie kann intensiv nur in einem engen Kreise geübt werden. Was die wohlwollende Gesinnung thut, kann auf Seite des Empfängers nur die erkenntliche ober dankbare Ge= finnung erwiedern. Die Gefinnung kann durch keine That, sondern nur burch Gefinnung vergolten werden: darum ift die Dankbarkeit unauslöschlich, sie ist eine heilige Pflicht, von der uns nichts lossprechen kann; wir heben die Dankbarkeit nicht badurch auf, daß wir die Wohlthat durch Wohlthat erwiedern, denn wir haben fie früher empfangen, als wir sie erwiedern konnten. Die Schuld bleibt unvertilgbar. Zedes Schuldgefühl ist drückend. Diesen Druck zu erleichtern, giebt es nur einen einzigen moralischen Weg: daß wir die dankbare Gefinnung recht von Grund aus hegen, daß wir von Herzen bankbar find und uns in dieser Gesinnung selbst wohl fühlen. Es giebt eine falsche Art, Wohlthaten zu erweisen: wenn sie nicht aus reinem Wohlwollen, sondern in der Absicht erwiesen werden, Dankbare zu machen und badurch den Empfänger in ein moralisches Schuldverhältniß zu bringen. Diese Absicht ist eigennützig; dadurch wird die Wohlthat vergiftet und das Schuldgefühl zu einer Laft, welche die dankbare Gesinnung erdrückt.

Wenn man die Absicht gehabt hat, Dankbare zu machen, so muß man sich nicht wundern, wenn diese Absicht sehlschlagt und man vielmehr den Undank erzeugt. Die Undankbarkeit ist die pslichtwidrige, unsworalische Art, die Schuld der Dankbarkeit zu tilgen oder den Druck dieser Schuld loszuwerden. Jedes Schuldgefühl macht uns abhängig. Gegen sede Abhängigkeit von einem Andern rührt sich der menschliche Stolz; wenn er sich dagegen empört, so macht er Undankbare. Der Stolz ist sehr ost die Ursache des Undankes. Es liegt eine gewisse Ungleichheit in dem Berhältnisse des Adhlthäters und des Empfängers. Die echte Dankbarkeit, welche von Herzen kommt, fühlt diese Ungleichheit nicht. Wenn man erst anfängt, die Ungleichheit zu empfinden, so geräth man in die peinliche, bittere Stimmung, welche der Undankbarkeit den Weg bahnt. Wo diese Ungleichheit am wenigsten sühlbar ist, da sind gewöhnlich die Menschen mit ihrer Dankbarkeit am freigebigsten. Die Dankbarkeit der Nachwelt, der Undank der Mitwelt ist sprüchwörtlich.

Je näher (nicht dem Blute nach, sondern) in Raum und Zeit uns die Wohlthäter der Menscheit stehen, um so mehr sind wir geneigt, uns auf gleiche Soene mit ihnen zu stellen, um so unbequemer, drückender erscheint ihre Höhe, um so lästiger wird uns die Pslicht der Dankbarteit: dies ist der Grund, warum der Prophet in seinem Vaterlande am wenigsten gilt, denn nirgends wird die Ungleichheit mit ihm stärker empfunden, als wo die Vergleichung am nächsten liegt. Um das angenehme Gleichgewicht wiederherzustellen, zieht man die Wohlthäter der Menscheit von ihrer Höhe herunter und setzt sie herab auf den Fuß des gewöhnlichen Menschendseins; nicht genug, daß man ihre Verdienste nicht anerkennt, man sucht begierig ihre Fehler und erdichtet sie, wenn man sie nicht sindet. Ein solcher Undank liegt in der schlimmen Art der menschlichen Natur. Kant nennt ihn, "die auf den Kopf gestellte Menschenliebe". **

2. Wohlwollen und Reib.

Auf der dem Wohlwollen entgegengesetzten Seite liegt der Neid, die Gefinnung, welche fremdes Wohl mit Widerwillen betrachtet. Die Gaben des Glücks find ein Vorzug, welcher den außeren Werth des mensch= lichen Lebens in den Augen der Welt erhöht; jeder Vorzug begründet eine Ungleichheit, einen Contrast, gegen den sich das menschliche Selbst= gefühl der Nichtbevorzugten sträubt. Diese Regung ist natürlich und verstummt nur vor dem moralischen Bewußtsein der Menschenwürde, mit welcher sich der außere Menschenwerth nicht vergleicht. Wer sich zu diesem Bewußtsein nicht erheben kann, der ift jenen natürlichen Regungen widerstandslos preisgegeben. In der unwillkürlichen Aufregung des natürlichen Selbstgefühls gegen die fremden Vorzüge liegt das Element des Neides, das nur entwurzelt werden kann durch die rein moralische Ohne dieses fittliche Gegengewicht wächst das feindselige Element und wird zum boshaftesten Ungeheuer, das die menschliche Seele aus ihrem dunkeln Abgrunde zur Welt bringt. Gegen den Neid ift die einzige Rettung die Liebe, und zwar die praktische, d. i. die zur Maxime gewordene wohlwollende Gefinnung. Die Glücklichen find die Beneideten: so will es das Naturgesetz der menschlichen Neigungen, nur das Sitten= geset will es nicht.2

¹ Eth. Elementarlehre. Th. I. Buch II. Hauptst. I. Abschn. I. A. § 29 bis 31. (Bb. V. S. 289 sigb.) B. § 32 u. 33. (V. S. 292 u. 293.) § 36 b. (V. S. 297 sigb.) — ² Ebendas. Th. I. Buch II. Hauptst. I. Abschn. I. § 36 a. (V. S. 296 sigb.)

Der Zusammenhang zwischen Glück und Neid beruht auf einer dunkeln Naturmacht, die nur vor der Macht des sittlichen Gesetzes verschwindet. Die Alten haben den Neid ein Verhängniß genannt, das Schicksal der Glücklichen; diese Macht erschien ihnen als eine göttliche Nothwendigkeit, darum redeten sie von einer "neidischen Gottsheit". Die Begriffe haben sich ausgeklärt, die Sache ist geblieben. Der Neid ist noch immer das unvermeidliche Schicksal der Glücklichen; aber heute ist es nicht mehr die Gottheit oder das Schicksal, welches neidisch ist, sondern es ist der Neid, der das unentrinnbare Schicksal der Glücklichen zu sein schießes hat seinen göttlichen Charakter verloren und führt die menschliche Larve, es hat aufgehört dunkel zu sein und ist jedem bekannt in seinen alltäglichen, häßlichen Jügen.

3. Mitgefühl und Schabenfreube. Das Mitleib.

Das natürliche Selbstgefühl enthält die Anlage zur Undankbarkeit und zum Neide. Hier findet die praktische Menschenliebe einen mächtigen, von der Natur selbst gerüfteten Gegner, welcher ihr die Pflichterfüllung schwer macht; sie wird daher gut thun, sich einen Berbündeten unter den menschlichen Gefühlen zu suchen, die den gehässigen Regungen wider= streben. Es giebt eine menschliche Empfindungsweise, welche unwillkürlich der praktischen Menschenliebe dient: "die Humanität, die Theilnahme an allem Menschlichen, das für fremde Leiden und Freuden offene Ge= muth, das mit dem Chremes des Terenz sagt: ich bin ein Mensch; alles, was Menschen widerfährt, trifft auch mich!" Wenn wir ein Herz für die Menschen fassen, so ist dies die richtige Gemüthsstimmung, um das Wohlwollen zu unserer Maxime und die Beförderung des fremden Glücks zu unserer Pflicht zu machen. Diese humane Empfindungsweise ist unabhängig von den vorübergehenden Wallungen des Herzens, sie ift praktisch, nicht bloß ästhetisch ober empfänglich. Es muß von der praktischen Theilnehmung die passive Empfänglichkeit für fremdes Wohl und Wehe unterschieben werden; die bloße Mitleidenschaft, das freudige ober schmerzliche Mitgefühl mit fremben Zuständen hat in Kants Augen kaum einen moralischen Werth. Von keiner Sittenlehre ist das Mitleid und überhaupt die natürliche Sympathie verächtlicher behandelt worden. Die praktische hülfreiche Theilnahme gilt alles, das bloße Mitleid nichts.

Bei Schopenhauer ist das Mitleid das oberste sittliche Motiv, bei Kant ist es gar keines, es gilt ihm für eine bloß passive, gerührte, ohn= mächtige Empfindung. Der Zustand des fremden Leidens steckt uns an, das Mitleid ist nichts anderes als eine solche Ansteckung, ein pathologisches, kein praktisches Gefühl. Was hilft es, wenn ich mitleibe? Was hilft es, wenn statt des Einen, welchen das Uebel trifft, jest ihrer zwei leiden? Der Eine leidet in Wahrheit, der Andere in der Ein= Wozu das imaginäre Leiden? So erscheint in den Augen Rants das Mitleid als eine Verschwendung der Gefühle, als ein der moralischen Gesundheit schädlicher Parasit, den man sich hüten solle zu "Es kann unmöglich Pflicht sein, die Uebel in der Welt zu nähren. vermehren." 1 Das Mitleid ift eine solche unnöthige Vermehrung. Helfen, wo und soviel man kann, und wo man es nicht kann, sich nicht durch eingebildete Gefühle verweichlichen und zum Handeln unfähig machen: dies ist Kants dem Mitleide widersprechende Moral. Mitleid ist pathologisch, es beruht nicht auf Maximen, sondern auf Affecten. Wenn man bloß aus Mitleid wohlthut, so thut man eigent= lich sich selbst wohl, nicht dem Anderen. Darum unterscheidet die echte Sittenlehre so genau zwischen pathologischer und praktischer Menschen= liebe. An ihren Früchten läßt sich der Unterschied beiber am besten darthun.

Die praktische Menschenliebe macht den Menschenfreund, der unter allen Umständen beharrt; was er thut, geschieht aus fester, un= erschütterlicher Gefinnung, nicht sich ober dem Anderen zu gefallen, sondern um der Pflicht willen, die unwandelbar sich gleich bleibt. Da= gegen die pathologische Menschenliebe kann leicht den Menschenseind machen und in ihr Gegentheil umschlagen; gerade die weichherzigsten Menschen sind Misanthropen geworden; ihre Reigungen wurden nicht erwiedert, ihre Wohlthaten nicht anerkannt; wo sie Liebe gesäet hatten, ernteten sie Haß; wo sie Dankbarkeit verdient, lohnte sie Undank. Da fie bloß aus Neigung, aus gutem Herzen, aus weichem Gefühle ge= handelt, mußten sie so oft getäuscht werden, endlich sind sie verbittert, die Verbitterung kommt bei solchen Gemüthern schnell, die Menschen erscheinen ihnen jetzt sammt und sonders unwürdig ihrer Neigung, alle ihre früheren Wohlthaten erscheinen ihnen jetzt als so viele Thorheiten, die sie dadurch gut machen wollen, daß sie sich nunmehr im Gegentheil überbieten. So werden in dem rauhen Alima der Welt die weichen, mitleidigen Herzen am ehesten erkältet, und aus dem wärmften Menschen-

¹ Eth. Elementarl. Th. I. Buch II. Hauptst. I. Abschn. I. § 34. (V. S. 294 u. 295.)

freunde wird oft über Nacht ein Timon. Nur die Maximen sind unsbeugsam und stehen aufrecht gegen jede widerwärtige Ersahrung. Sie machen den Menschen nicht weich, aber gut.

Das Gegentheil ber wohlwollenden Gesinnung überhaupt ist die gehässige; der praktischen Menschenliebe liegt der Menschenhaß gegenzüber. Die Liebespflichten sind Wohlthätigkeit, Dankbarkeit, Theilnehmung; die entgegengesetzten Gesinnungen sind Reid, Undank, Schabensteube. Wie sich die menschliche Theilnahme freut, wenn es dem Anderen gut geht, so erquickt sich die Schabensreube an dem Unglücke des Anderen: sie ist in ihrem natürlichen Ursprunge am nächsten dem Neide verwandt, sie ist die Freude, welche der Neid sich wünscht. Wenn ich über das Glück des Anderen Schmerz empfinde, so werde ich mich über sein Unglück freuen. Und diesen geheimen Wunsch sollte man haben und nichts thun, ihn zu erfüllen? Wem das fremde Unglück Freude gewährt, der hat schon den Trieb, dem Anderen zu schaden.

Der Neid ist nicht bloß gehässig, er ist schäblich und barum furchtbar. Unter den feindseligen Gefinnungen ist er die schlimmste. Das kleine verunglimpfende Wort, welches der Neid zum Nachtheile des Anderen fallen läßt, ift schon das Element einer verderblichen, boshaften That. Es ist der Contrast, welcher das menschliche Gemuth zum Neid und zur Schabenfreude aufregt. Die erste natürliche Regung sowohl zum Neid als zur Schabenfreude ist das Gefühl des eigenen Zustandes. Wenn ich es schmerzlich empfinde, daß ich schlimmer daran bin, als andere, so ift bei mir der Neid im Anzuge; wenn ich mit Behagen empfinde, daß es auf meiner Seite besser steht, als auf der anderen, so erwacht in mir die Schadenfreude. Mit psychologischer Feinheit urtheilt Kant über diese Entstehung der Schadenfreude: "Sein Wohlsein und selbst sein Wohlverhalten stärker zu fühlen, wenn Ungluck ober Verfall anderer in Standale gleichsam als die Folie unserem eigenen Wohl= stande untergelegt wird, um diesen in ein desto helleres Licht zu stellen, ist freilich nach Gesetzen der Einbildungskraft, nämlich des Contrastes, in der Natur gegründet". Auf diese Weise bringt uns die Selbstliebe, wenn sie nicht durch das Pflichtgefühl besiegt wird, in eine moralisch so verkehrte Gemüthsverfassung, daß wir uns über den Unwerth des Anderen freuen, um den eigenen Werth zu genießen.1

¹ Eth. Elementarl. § 36 c. (V. 5. 298.)

III. Die Achtungspflichten und ihr Gegentheil. Der Hochmuth.

Es liegt der gehäsfigen Gefinnung nabe, weil fie den fremden Unwerth gern fieht, den fremden Werth zu verkleinern und, da der eigentliche Werth des Menschen in seiner Würde besteht, diese anzu-Dann hat sie nicht bloß die Pflicht der Menschenliebe unter= laffen, nicht bloß das Gegentheil dieser Pflicht gethan, sondern die schuldige Pflicht der Achtung gegen andere verlett. Die Achtungspflicht gegen andere befiehlt in der Form des Verbotes: "verletze niemals die fremde Würde, enthalte dich ftreng jeder Herabsetzung anderer Menschen, mache diese Unterlassung zu beiner Maxime!" In dieser Form ist die Achtungspflicht genau bestimmt und vollkommen. Es lassen sich drei Arten unterscheiben, in benen auf unsittliche Weise die frembe Burde gekränkt und die fremde Person herabgesetzt wird. Wir schätzen den Anderen gering in Vergleichung mit uns selbst, halten uns für besser als ihn und behandeln in diesem Dünkel den Anderen vornehm: diese Form ist "ber Hochmuth". Wir verkleinern den Andern nicht bloß bei uns selbst durch die vornehme Geringschätzung, sondern in den Augen der Leute durch das geringschätzige Urtheil, den üblen und böswilligen Leumund: biese Form ist "das Afterreden". Mit Vor= liebe wird erzählt, was dem Anderen nachtheilig ist, seine Fehler werden hervorgehoben, seine Sitten ausgespäht, um so viele Fehler als möglich zu finden, und wenn das Gefundene nicht zureicht, so werden die wirklichen Fehler vergrößert und zuletzt solche, die gar nicht vor= handen sind, von der schmähsüchtigen Einbildung erfunden. So endet die Afterrede mit der Verleumdung. Reiner ift ohne Mangel und Schwächen. Die Verkleinerungssucht findet überall Stoff genug, um sich zu weiden; sie braucht die vorhandenen Mängel nur auf das Grellste zu beleuchten und so zu entblößen, daß sie aller Welt in die Augen springen, daß der Andere, die Zielscheibe unseres Urtheils, vor aller Welt lächerlich erscheint: diese Form der Verkleinerung ist "die bittere Spottsucht ober Berhöhnung".

Die Grundsorm der verletzten Achtung gegen andere ist der Hochsmuth: die Selbstliebe, welche immer oben schwimmen will, die selbstssächtige Ueberzeugung des eigenen unvergleichlichen Werthes. Reiner kann diese Vergleichung aushalten. Man sühlt sich berechtigt, jeden Anderen gering zu schätzen; der eigene Werth gilt für so ausgemacht und unbezweiselt, daß jeder Andere ihn ohne weiteres anzuerkennen die Pslicht hat. Nicht genug daher, daß der Hochmüthige in Vergleichung

mit sich den Anderen gering schätzt, er muthet diesem zu, daß er sich selbst in Vergleichung mit ihm (dem Hochmüthigen) verachte; er anerkennt auf der Seite des Anderen gar keine ihm gleiche Berechtigung: so ift der Hochmuth in seiner Gefinnung die außerste Ungerechtigkeit. Er ift in Wahrheit keine Ueberzeugung, denn wie kann jemand von einer grundlosen Sache im Ernste überzeugt sein? Er ist nichts als eine eingebildete Ueberzeugung, ein bloßer Wahn: daher ift der Hochmuth vollkommen eitel. Was sich der Hochmüthige einbildet, kann nicht die höhere Würde, der höhere moralische Menschenwerth, also nichts anderes sein, als eine Ueberlegenheit in außeren Dingen, in Rang, Chre, Reichthum, persönlichen Vorzügen, mit einem Worte in lauter solchen Dingen, welche, mit der sittlichen Würde verglichen, vollkommen nichtig sind. Was der Hochmüthige geltend macht, find lauter eingebildete und werthlose Dinge; er macht fie geltend auf die unbescheidenste, also zweckwidrigste Weise. Sein Zweck ist werthlos, seine Mittel sind zweckwidrig, beibe find gleich eitel. Wenn man würdige Zwecke mit würdigen Mitteln verfolgt, so gilt dies stets für ein Zeichen der größten Weisheit; wenn man werthlose Zwecke durch eitle Mittel verfolgt, so muß dies nothwendig für das außerste Gegentheil der Weisheit gelten: daher ist der Hochmuth die außerste Thorheit. Der Abstand zwischen der Absicht und dem Erfolge des Hochmuths kann nicht größer sein. Er verlangt die höchsten Achtungsbezeugungen von seiten der Welt, aber ungerecht, eitel, thöricht, wie er ist und erscheint, muß er bei aller Welt in die schlimmste Verachtung gerathen: er ist nicht bloß Unverstand, sondern beleidigender Unverstand, eine Narrheit, welche nicht nur die Anlage hat, verrückt zu werden, sondern es im Grunde schon ist.

Wahrend der Hochmuthige sich einbildet, auf der Höhe der Welt zu stehen, tief unter sich die anderen Menschen, auf die er verächtlich herabsieht, so geht er, wenn die Einbildung wächst, geraden Weges dem Irrenhause entgegen und sinkt herab zu einem kläglichen Gegenstande menschlichen Bedauerns. Man muß den Hochmuth nicht mit dem berechtigten Stolze verwechseln. Der Hochmuth verlangt von anderen, daß sie ihm gegenüber sich selbst verachten; er muthet ihnen Selbstverachtung zu, weil sie gewisse werthlose Güter nicht haben. Wenn der Hochmüthige selbst diese Güter nicht hätte, es seien nun eingebildete oder wirkliche, so würde er sich selbst geringschähen, sich unbedenklich vor anderen, die sie haben, demüthigen; er würde eine

solche Gesinnung anderen nicht zumuthen, wenn er nicht in sich selbst die Bedingungen dazu vorfände. Die falsche Demuth ist niederträchtig. Wie sich mit dem echten Stolze die echte Demuth verbindet, so versbindet sich mit dem Hochmuth die falsche. Der Hochmüthige ist beides: ein Narr und ein Kriecher!

IV. Die geselligen Tugenben. Die Freundschaft.

Wenn wir mit dem richtigen Wohlwollen die richtige Achtung gegen andere verbinden, so bilden sich aus dieser Vereinigung die Tugenden des geselligen Berkehrs, "die homiletischen Tugenden", wie Rant sie nennt, welche dem Umgange die angemessene Form geben und beibe Extreme vermeiden: die Absonderung ebenso sehr, als (was lästiger ist) die Zudringlichkeit. Wer sich nicht isolirt und sich nicht zudrängt, ist zugänglich, höflich, gelind im Widersprechen u. f. f. Kant schildert seine eigene Denkweise, indem er die Umgangstugenden beschreibt: "Es ift Pflicht sowohl gegen sich selbst als auch gegen andere, mit seinen sittlichen Vollkommenheiten unter einander Verkehr zu treiben, sich nicht zu isoliren, zwar sich einen unbeweglichen Mittel= punkt seiner Grundsätze zu machen, aber diesen um sich gezogenen Kreis boch auch als einen Theil eines allbefassenden Areises, ber weltbürger= lichen Gesinnung, anzusehen, nicht eben um das Weltbeste als Zweck zu befördern, sondern nur die Mittel, welche indirect dahin führen, die Annehmlichkeit in der Gesellschaft, die Verträglichkeit, die wechselseitige Liebe und Achtung zu cultiviren und so der Tugend die Grazien bei= zugesellen, welches zu bewerkstelligen selbst Tugendpflicht ist." In dieser Tugendpflicht vereinigen fich demnach die beiden Richtungen, welche das Sittengesetz bezeichnet: die Pflichten gegen sich selbst und gegen die anderen Menschen.2

Denken wir uns ein menschliches Verhältniß, in welchem sich die gegenseitigen Pflichten der Liebe und Achtung vollkommen erfüllen, so wäre dieses Verhältniß ein moralisches Ideal, eine in sich vollendete Darstellung menschlicher Sittlichkeit. Ob es ein solches Ideal giebt? Das Verhältniß ist rein moralisch, also darf es nicht in einer juridischen Form gesucht werden, nicht in solchen Verhältnissen, die in irgend einer

¹ Eth. Elementarl. Th. I. Buch II. Hauptst. L. Abschn. II. § 42—44. (V. S. 304—307.) — ² Ebenbas. Beschluß ber Elementarl. Zusaß: Bon ben Umgangstugenben. § 48. (V. S. 315.)

Rücksicht ben Rechtszwang erleiben: wir suchen jenes ibeale Verhältniß baher nicht in den Verbindungen, welche Familie oder Staat stiften. Es sind freie Personen, die einen Bund schließen, unabhängig von allen gegenseitigen Rechtsansprüchen, gegründet lediglich auf gegenseitige Liebe und Achtung. Die vollkommene Gegenseitigkeit ist die vollkommene Gleichheit: es mischt sich in dieses Verhältniß nichts von persönlichen Vortheilen, die etwa der Eine in der Verbindung mit dem Anderen suchen könne; das Verhältniß ist in dieser Rücksicht das zarteste, das es giebt, es ist um so sesten ist. Die Menschenliebe umsastelle, aber nicht mit derselben Innigseit, sie ist in der engsten Sphäre am innigsten und kann sich nur hier in ihrer ganzen Stärke als sittsliche Gesinnung und gemüthliche Theilnahme zugleich offenbaren. Diese engste Sphäre ist der Bund zweier Personen: der Freundsschaftsbund.

Die Freundschaft ift nicht auf zufällige Neigungen und wandel= bare Affecte gegründet, die blind find und schnell verrauchen: so ent= stehen die sogenannten unreifen Freundschaften, die nicht den Namen verdienen. Die mahre Freundschaft ist ein Werk der sicheren, besonnenen, gegenseitigen Wahl, ein Bund, in welchem die innigste Bereinigung zusammenbesteht mit der größten Freiheit: eben darin ist die Freund= schaft vollkommen einzig in ihrer Art. Diese Bedingung erfüllt in der Welt kein anderes Verhältniß. Es ist nicht bloß die wechselseitige Liebe, welche die Freundschaft macht, denn die Liebe ist gleichsam die fittliche Anziehungstraft, die nach der größten Annäherung strebt und am liebsten bewirken möchte, daß eine Person in der anderen aufgeht. Die Liebe, allein wirkenb, gefährbet die Selbständigkeit und persönliche Unabhängigkeit, in welcher die Freundschaft wurzelt: darum ist die Liebe, je leidenschaftlicher sie ift, um so eher ein gefährlicher Feind der Woher kommt die oft erlebte Erfahrung, daß Freundschaften, welche die leidenschaftlichste Zuneigung gemacht hat, im Augen= blicke ber größten Annäherung, wo kaum eine Zweiheit mehr ftatt= findet, plöglich und ohne allen zureichenden Grund unwillkurlich erkalten? Die Ursache ist nicht schwer zu erkennen. Die Freundschaft hat im Augenblicke der größten, leidenschaftlich gesuchten Annäherung ihre natürliche Grenze, ihr richtiges Maß überschritten, sie ist nicht mehr Freundschaft, sondern etwas geworden, das nicht mehr fähig ift, ein bestimmtes Verhältniß zu sein, und so endet plotlich das ganze Verhältniß. Jeder kehrt erkältet zu sich selbst zurück. Es ist, als ob eine Ueberschwemmung eingetreten wäre, nachdem der empfindungsreiche Strom den letzten Damm durchbrochen, und nun ist jeder auf die eigene Rettung bedacht, jeder zieht sich zurück und bringt sein Selbstgefühl wieder aufs trockene Land. Dies ist in wenig Worten die Geschichte mancher heißblütig geschlossenen, schnell durchlebten, plötzlich erkalteten Jugendfreundschaft.

Wenn die Anziehungskraft in der Natur allein wirkte, so kame kein sester Körper zu Stande. Es ist ähnlich in der sittlichen Welt. Nur aus dem Zusammenwirken von Anziehung und Abstohung erklärt sich die körperliche Natur. Die sittliche Anziehungskraft ist die Liebe. Es giebt auch eine Repulsion in der sittlichen Welt: die unsittliche Zuräckschung ist der Hab, die sittliche Repulsion ist die Achtung, diese ist das wohlthätige Reagens der Liebe, die berechtigte Einschränkung derselben auf das richtige und dauernde Maß. Die gegenseitige Achtung bewahrt und hütet die unantastbaren Grenzen der persönlichen Freiheit, die nie veräußert werden darf; sie nimmt der Liebe nichts an ihrer Innigkeit, sie giebt ihr den ruhigen, behaglichen, reisen, männlichen Charakter. Die wahre Freundschaft ist männlicher Natur. Wenn sich zwei Personen mit der größten Innigkeit und mit gleicher Stärke gegenseitig lieben und achten, so ist die Freundschaft vollendet, und in diesem Verhältniß besteht das moralische Ideal der geselligen Menschentugend.

Gewiß sind die Bedingungen, welche der ideale Freundschaftsbund verlangt, von der seltensten Art. Diese rein moralische Freundschaft ist, wie der "schwarze Schwan", der selten zwar, aber doch hin und wieder wirklich existirt. Und wo eine solche Freundschaft wirklich geworden, da hat das menschliche Leben bewiesen, daß es fähig ist zur Bollkommenheit. Wir wiffen, was in Rants eigenem Leben die Freund= schaft gegolten. Er kannte kein anderes Berhältniß. Und wie er selbst in seinem Leben die Freundschaft empfunden, so würdigt er sie am Ende seiner Tugendlehre. Man fühlt, mit welcher Wärme diese Stellen geschrieben sind. Von ihm selbst, von seinem eigenen Freundschafts= bedürfniß und ber erlebten Befriedigung gelten diese einfachen und schlichten Worte: "Findet er einen Menschen, der gute Gefinnungen und Verftand hat, so daß er ihm — sein Herz mit völligem Vertrauen aufschließen kann, und der überdem in der Art, die Dinge zu beurtheilen, mit ihm übereinstimmt, so kann er seinen Gedanken Luft machen; er ist mit seinen Gebanken nicht völlig allein, wie im Gefängniß, sondern genießt eine Freiheit, die er in dem großen Haufen entbehrt, wo er sich in sich selbst verschließen muß".

V. Die Methobenlehre.

1. Der ethijde Unterricht.

Die Tugend ift nicht angeboren, sondern wird durch Erkenntniß und Uebung erworben. Wie man sie erwirbt, lehrt "die ethische Methode", und zwar soll die richtige Art des sittlichen Unterrichts die "ethische Didaktik", die der sittlichen Uebung, die "ethische Ascetik" lehren. Es giebt eine doppelte Art des Unterrichts: die akroamatische und erotematische. Bei der ersten verhält sich der Schüler nur hörend, der Lehrer vortragend; bei der zweiten wird der Schüler gefragt, und der Unterricht hat die Form der Unterredung, welche entweder dialogisch ist, wenn der Schüler auch fragen darf, oder katechetisch, wenn dieser bloß antwortet, und alles aus ihm herausgefragt wird: dies ist die Form des sokratischen Unterrichts.

Nichts wird besser und beutlicher begriffen und zugleich sicherer sestgehalten, als was man selbst sindet. Was daher sokratisch unterzeichtet werden kann, soll sokratisch unterzichtet werden. Historische Thatsachen wollen überliesert sein, man kann sie nicht durch eigenes Nachsbenken sinden. Anders verhält es sich mit den Bernunftbegriffen, wie z. B. den mathematischen und ethischen. Alle Bernunftbegriffe lassen sich absragen, wenn der Lehrer richtig zu fragen versteht, und der Schüler den ersorderlichen Grad des Nachdenkens besitzt. Die gesammte kantische Philosophie ließe sich, wie die platonische, in Dialogen vortragen, denn sie hat es durchgängig mit Vernunftbegriffen zu thun. Hier ist einer der Punkte, worin man die kantische Philosophie mit der sokratischen vergleichen darf, nur daß der letzteren sehlt, was die kantische in entwickelter Ausbildung besitzt: die Form des Systems.

Für den Unterricht in der Sittenlehre fordert Kant die kateche= tische Methode. Nicht durch Beispiele soll die sittliche Denkungsweise gebildet werden, sondern durch Grundsätze; Beispiele dürsen im sittlichen Unterrichte nie als Vorbilder zur persönlichen Nachahmung, sondern bloß als Zeugnisse für die Thunlicheit der Sache gebraucht werden.

¹ Eth. Clementarl. Th. I. Buch II. Hauptst. II. Beschluß ber Elementarlehre. Bon der innigsten Vereinigung der Liebe mit der Achtung in der Freundschaft. § 46 u. 47. (V. S. 809—314.)

Um die ethische Unterrichtsmethode, wie er sie verlangt, in ihrer Answendbarkeit zu zeigen, entwirft Kant das Bruchstück eines "moralischen Ratechismus". Er läßt den Schüler durch richtig gestellte Fragen selbst die sittlichen Begriffe bilden: wie die Sorge für das Wohlbesinden zwar ein naheliegender und natürlicher, aber keineswegs der letze und unbedingte Zweck unserer Handlungen sein dürse; wie die menschliche Glückseigkeit durch die Würdigkeit bedingt sei, und diese allein in der Pflichtersüllung, in der moralischen Gesinnung bestehe; wie wir aus eigenem Vermögen uns wohl der Glückseigkeit würdig, aber nicht theilhaftig nachen können, wie dazu die göttliche Allmacht und Gerechtigkeit nöthig sei, und hier aus der sittlichen Vernunsteinssicht der religiöse Glaube hervorgehe.

2. Die ethische Uebung und Bucht.

Die sittliche Einsicht ist noch nicht die sittliche That, sonst wäre der beste Moralist auch der beste Mensch. Sittlich sein und handeln ist die Hauptsache. Moralisch im eigentlichen und stricten Sinne kann man keinen machen; die Gefinnung ist das eigenste innerste Sein, niemals das Werk fremder Hülfe. Aber man kann diejenige Gemuthsverfaffung bilden, welche alle der Moralität günftigen Bedingungen enthält; man kann durch richtige Leitung dem heranwachsenden Geschlecht abgewöhnen, was unter allen Umständen die Moralität hindert und an der Wurzel Wer widerstandslos jedem Reize nachgiebt, jedem Eindrucke folgt, von Wallungen und Leidenschaften sich beherrschen läßt, jeder Gefahr und jedem Schmerze aus dem Wege geht, der hat keine sittliche Energie. Es ist eine gewisse Abhartung nöthig, wodurch ber Mensch zum Ertragen und Entbehren rüftig gemacht werbe. Weichlichkeit verträgt sich nie mit der Moralität. Eine solche Abhärtung läßt sich nur durch Uebung erreichen und angewöhnen, durch praktische Ent= behrungen sowohl physischer als gemüthlicher Art.

Diese "ethische Ascetik", wie Kant sie nennt, muß von der religiösen und mönchischen wohl unterschieden werden: die letztere ertödtet alle eigenen Regungen und setzt ihr Ziel in die schwärmerische Entsündigung, wogegen die moralische Uebung in der Zucht und Disciplin besteht und eine Diätetik ausbildet, welche den Willen sest und widersstaftig macht, die Leidenschaften und Affecte, die uns bemeistern,

¹ Eth. Elementarl. Th. II. Eth. Methodenl. Abschn. I. Die ethische Dibaktik. § 49—52. (V. S. 319—327.)

entwaffnet und uns diejenige Selbstbeherrschung erringen läßt, bei welcher sich das echte Selbstgefühl am wohlsten befindet. Nur wenn wir die Meisterschaft über uns selbst haben, sind wir moralisch gesund; wir sind es nicht, wenn uns die Affecte und Leidenschaften hinreißen. Die moralische Gesundheit ist der Zweck der ethischen Ascetik, die am besten "ethische Gymnastik" genannt wird. Das Gesühl der Gesundheit macht froh und rüstig, und dieser moralische Frohsinn, diese wackere, rüstige Gesinnung ist die der Moralität nächste und günstigste Gemüths= versassung, welche der sittliche Unterricht entwickeln kann und soll.

VI. Die Erziehungslehre.

1. Die Erziehungsreform. Rouffeau und Basedow.

Die gesammte ethische Methodenlehre hat zu ihrem Gegenstand die moralische Bildung und berührt damit die höchste Erziehungsaufsgabe, mit welcher alle übrigen genau zusammenhängen. Daher bietet sich an dieser Stelle eine Aussicht in die nahe gelegene kantische Pädagogik. Zwar hat der Philosoph die Erziehungslehre nicht selbst in einem wissensichaftlichen Werke dargestellt, aber es lag in seinem amtlichen Beruse, von Zeit zu Zeit darüber zu lesen, und aus diesen Vorträgen sind seine Ansichten über die Pädagogik von fremder Hand herausgegeben worden; sie enthalten kein System, sondern ohne strenge Verknüpfung eine Reihe von Bemerkungen, worin dieselben Aussprüche oft wiederskehren und die versuchte Eintheilung hin= und herschwankt.

Mit seinen Erziehungsmaximen stellte sich Kant ganz auf die Seite der pädagogischen Neuerer. Nirgends schien ihm eine Resorm der gründlichsten und durchgreisendsten Art dringender geboten, als im Gebiete der Erziehung. Das öffentliche Schulwesen mit seinen von oben herab regierten Lehranstalten war in keiner Weise geeignet, die wahren Aufgaben der Pädagogik zu erfüllen. Die sittliche Bildung kam hier so gut wie gar nicht in Betracht, und die intellectuelle bestand in einer gelehrten Dressur durch geistloses Einlernen und eine gedächtnismäßige Anhäufung todter Kenntnisse. Die Zucht in diesen Anstalten war keine geordnete Disciplin, sondern blieb dem Zusall und der Willkür über-

Eth. Elementarl. Th. II. Abschn. II. Die ethische Ascetik. § 53. (V. S. 328 u. 329.) — * J. Kant über Pädagogik. Herausgegeben von Dr. Fr. Th. Rink. (Kgsb. 1803. Ges. Ausg. Bd. X. S. 379—450.) In dem Lektionsverzeichniß der königsberger Universität für das Wintersemester 1776/1777 wird angezeigt: "Praktische Anweisung Kinder zu erziehen, ertheilet Herr Prosessor Kant öffentlich".

laffen und hatte kaum andere Mittel als zweckwidrige, oft grausame Strafen. Unter dem Zwange der Schulordnungen, welche die Lehr= methoden und Lehrbücher vorschrieben, unter dem Drucke eines un= zeitigen Sparspftems, welches den öffentlichen Schulen kaum das Nöthigste einraumte, war jede freie Bewegung und jeder Fortschritt gehemmt. Als die einzige Zuslucht der Erziehung erschien daher eine auf richtige Maximen gegründete Privatanstalt. Die Erziehung soll den ganzen Menschen umfassen und bilben; barum muß ber Zögling ungetheilt ber Fürsorge der Lehrer in einer Erziehungsanstalt anvertraut werden, die eine unabhängige, für sich abgesonderte Welt ausmacht. Gründung solcher Normalschulen, die, frei von jedem Regierungszwange, sich völlig dem Zwecke der Erziehung widmen, ist allein eine Verbesserung im Schulwesen zu hoffen. Rousseau hatte in seinem Emile das erste befreiende Wort ausgesprochen, er hatte eine neue Erziehungs= theorie aufgestellt, die das Zeitalter ergriff und besonders auf Kant einen gewaltigen Eindruck hervorbrachte. 1 Es war zu einer verein= fachten und von Grund aus veränderten Erziehung der erste poetische Antrieb.

Den ersten praktischen Versuch machte Basedow mit seinem in Deffau gegründeten "Philanthropinum".2 Die Gründung dieser Anstalt entsprach den Wünschen Kants. Er redete dem neuen Educations= institut mit großer Warme das Wort und empfahl dasselbe in einem Artikel der königsberger Zeitung, welcher "An das gemeine Wesen" gerichtet war, der Theilnahme aller Länder. "Es fehlt in den gesitteten Ländern von Europa nicht an Erziehungsanstalten und an wohl= gemeintem Fleiße der Lehrer, jedermann in diesem Stucke zu Diensten zu sein, und doch wohl ist es jetzt einleuchtend bewiesen, daß sie ins= gesammt im ersten Zuschnitt verdorben sind, daß, weil alles darin der Natur entgegenarbeitet, dadurch bei weitem nicht das Gute aus dem Menschen gebracht werbe, wozu die Natur die Anlage gegeben, und daß, weil wir thierische Geschöpfe nur durch Ausbildung zu Menschen gemacht werden, wir in Kurzem ganz andere Menschen um uns sehen würden, wenn diejenige Erziehungsmethode allgemein in Schwung kame, die weislich aus der Natur selbst gezogen und nicht von der alten Ge-

¹ Ngl. dieses Werk. Bb. III. (3. Aust.) Buch I. Cap. XIV. (S. 225—228.)—2 Ueber Basedows Philanthropin in Dessau vgl. H. Göring: J. B. Basedows ausgewählte Schristen u. s. w. (Langensalza 1880.) S. LXXXVIII—XCII.

wohnheit roher und unersahrener Zeitalter sclavisch nachgeahmt worden. Es ist aber vergeblich, dieses Heil des menschlichen Geschlechts von einer allmählichen Schulverbesserung zu erwarten. Sie müssen umgeschaffen werden, wenn etwas Gutes aus ihnen entstehen soll, weil sie in ihrer ursprünglichen Einrichtung sehlerhaft sind und selbst die Lehrer derselben eine neue Bildung annehmen müssen. Nicht eine langsame Resorm, sondern nur eine, schnelle Revolution kann dieses bewirken. Und dazu gehört nichts weiter als nur eine Schule, die nach der echten Methode von Grund aus neu angeordnet, von aufgeklärten Männern nicht mit lohnsüchtigem, sondern ebelmüthigem Eiser bearbeitet und während ihrer Fortschritte zur Vollkommenheit von dem ausmerksamen Auge der Kenner in allen Ländern beobachtet und beurtheilt, aber auch durch den vereinigten Beitrag aller Menschossereunde dis zur Erreichung ihrer Vollständigkeit unterstützt und fortgeholsen würde."

2. Die Erziehungszweige.

Auch in seinen Vorträgen über Pädagogik bemerkt man Rousseaus und Basedows Einflüsse. Im Ganzen hat die Erziehung die Aufgabe, den Menschen auszubilden, damit er die Zwecke seines Daseins erfülle, von deren Verschiedenheit die der Erziehungszweige abhängt. Schon bei der Eintheilung der Vernunftgebote hatte Kant die menschlichen

¹ J. Kants sammtl. Werke. (Herausg. v. Hartenstein. Apz. 1867.) Bb. II. S. 457. Der mit R. unterzeichnete Artikel ift vom 27. Marz 1777. Bgl. R. Reide: Rantiana. Beitr. zu J. Rants Leben und Schriften. (Rasb. 1860.) S. 68-81. Hier find aus ben königsberger gelehrten und politischen Zeitungen noch zwei andere das basedowsche Philanthropinum betreffende Aufsätze vom 28. März 1776 und 24. August 1778 mitgetheilt, welche Reide der Feder unseres Philosophen zuschreibt, was Hartenstein bei dem ersten dahingestellt sein läßt, bei dem letzten dagegen aus stilistischen Gründen verneint. (Borrd. Bb. II. S. X u. XI.) In ber Schätzung bes Philanthropins und seiner Aufgabe stimmen die beiden Artikel mit dem zweifellos echten vom 27. Marz 1777 überein. In dem ersten heißt es: "Jebem gemeinen Wefen, jedem einzelnen Weltbürger ift unenblich baran gelegen, eine Anstalt kennen zu lernen, woburch eine ganz neue Ordnung menschlicher Dinge anhebt". In bem letten: "Wann wirb boch bie gludliche Cpoche anfangen, ba man unter anberen merkwürdigen Begebenheiten ichreiben wirb: feit Berbesserung bes Shulwesens?" Das Philanthropinum wurde ben 27. December 1774 am Geburtstage bes Fürsten von Deffau eröffnet und sollte ben 13. Mai 1776 vor ben Augen ber Welt bie erste Probe seiner Leiftungen ablegen. Rant hat die Anstalt als eine "Experimentalschule", einzig in ihrer Art, betrachtet, aber nach ben gemachten Erfahrungen fich teineswegs über bie Fehler berfelben verblenbet.

Zwecke in bedingte und unbedingte unterschieden: der unbedingte ist der moralische, die bedingten sind entweder technisch oder pragmatisch; der moralische Zweck wird erfüllt durch die Sittlickkeit, die technischen durch Geschicklichkeit, die pragmatischen durch Klugheit. Die Erziehung hat die Aufgabe, den Menschen zur Geschicklichkeit, Weltklugheit und Sitt= lichkeit zu bilden: die Bildung im ersten Sinn heißt "Cultur", im zweiten "Civilisation", im britten "Moralität"; die Erziehung soll den Menschen cultiviren, civilifiren, moralifiren. Die beiden ersten Zwecke find dem letzten untergeordnet, aber fie gehören zur menschlichen Gesammtbildung und erfordern alle erziehende Sorgfalt. Vorausgesetzt wird die natürliche Zucht (Disciplin), welche die sinnlichen Triebe zähmt, die Körperkräfte übt und abhärtet. Die ganze Erziehung theilt sich demnach in die physische und praktische; es ist aber nicht ent= schieben, ob die letztere auf die Moralität eingeschränkt wird ober sich auf die Geschicklichkeit und Klugheit miterstreckt. Diese beiden erscheinen in der kantischen Padagogik sowohl unter dem Titel der physischen als unter dem der praktischen Erziehung.

3. Die Erziehungsart.

Die Erziehung beginnt mit dem Augenblicke der Geburt; sie ist zunächst nur Verpflegung, die richtige Pflege folgt den Anweisungen der Natur und vermeidet jede Verweichlichung. Die erste natürliche Nahrung des Kindes ift die Muttermilch; alles Wickeln, Wiegen, Gängeln ist vom Uebel, ebenso das augenblickliche Beschwichtigen, wenn das Kind schreit, um sich Luft zu machen. So viel als möglich brauche das Rind seine eigenen Kräfte; dadurch wird es frühzeitig abgehärtet und geschickt. Je weniger Werkzeuge und Hülfsmittel gebraucht werden (es handle sich um körperliche ober technische Geschicklichkeit), um so mehr wird die Selbständigkeit und Unabhängigkeit entwickelt. Vor allem werde das Kind im Charakter seiner Lebensstufe erzogen, es bleibe in seiner Art. Es gehört nicht zum Charakter des Kindes, daß es furchtsam oder schüchtern ift, ebensowenig paßt ihm das altkluge Wesen, wodurch jedes Kind unausstehlich wird. Man hüte sich, das Rind durch thörichte Einbildungen furchtsam zu machen ober durch Scheltworte einzuschüchtern; ihm ziemt Munterkeit und offenherziges Wesen, Gehorsam und Wahrhaftigkeit. Zum Gehorsam gehört bie Pünktlichkeit, zu dieser die richtige Eintheilung der Zeit: die frühe Gewohnheit, nach bestimmten Regeln zu leben, ist für die Charakterbildung

wohlthätig. Ohne Pünktlichkeit giebt es keine Zuverlässigkeit. Hier hat Kant sein eigenes Leben vor Augen, wenigstens darf er es haben. "Menschen, die sich nicht gewisse Regeln vorgesetzt haben, sind unzuverslässig, und man kann nie recht wissen, wie man mit ihnen daran ist. Zwar tadelt man Leute häusig, die immer nach Regeln handeln, z. B. den Mann, der nach der Uhr jeder Handlung eine gewisse Zeit sest gesetzt hat, aber oft ist dieser Tadel unbillig, und diese Abgemessenheit, ob sie gleich nach Peinlichkeit aussieht, eine Disposition zum Charakter." Wer denkt bei diesen Worten nicht an Kant selbst und seinen Freund Green?

Wenn das Kind gethan hat, was von ihm verlangt worden, so belohne man es nicht, denn der Lohn macht lohn= und gewinnsüchtig und verfälscht dadurch die Motive der Handlungsweise. Wenn das Kind gesehlt hat, so weise man es zurecht; man strase ernsthaft, wenn es noth thut, aber nie schimpflich, nie im Affect, man strase so wenig und so selten als möglich und muthe dem Kinde nicht die falsche Demuth zu, daß es sich für die empfangene Strase bedanke. Dies heißt die Gesinnung verderben und im Kinde den Heuchler erziehen.

Die Erziehung darf nie etwas thun, wodurch das Rind verführt werden kann anders zu sein, als es ist, oder wodurch der natürliche Charakter des Kindes entstellt wird. Es ist z. B. sehr thöricht und zweckwidrig, wenn man dem Rinde bei jeder Aleinigkeit, jedem ungeschickten Benehmen sogleich zuruft: "schäme bich!" Entweder erreicht man damit nichts ober, was schlimmer ift, man erzeugt im Kinde ein falsches Schamgefühl und nimmt ihm zulett alles Zutrauen zu sich selbst. Der Mensch soll sich schämen, wenn er sich selbst herabwürdigt. Es giebt einen Fall, aber nur einen, in dem auch das Kind sich herabwürdigt: wenn es lügt. Die Tugend der Wahrhaftigkeit kennt keine Ausnahme, sie ist das Urbild aller Tugenden und gilt mit gleicher Strenge auf jeder Lebensstufe. Die Lüge darf nie geduldet werden, und wie dieselbe ein moralisches Verbrechen ift, so sei auch die Art der Strafe moralisch, nicht physisch; sie soll nicht aus Furcht vor der Strafe vermieden werden, dadurch würde man die Wahrhaftigkeit Wenn das Rind lügt, so hat es sich herabgewürdigt und alle Ursache sich zu schämen. Das sei der einzige Fall, wo dem Kinde mit dem größten Ernste gesagt werden muß: "schäme dich! du bift nichtswürdig!"

Die Cultur des Geistes verlangt die Uebung der Geisteskräfte. Die freie Uebung ist das Spiel, die zwangsmäßige und strenge ist die Arbeit. Die lettere ift nicht bloß Mittel zur Bilbung, sondern beren Zweck, sie gilt um ihrer selbst willen: barum ist eine Erziehungs= theorie falsch, welche dem Rinde alles spielend beibringen will, das Rind soll an die Arbeit gewöhnt werden um ihrer selbst willen. Arbeit beginnt die Schule, die zwangsmäßige Cultur. Die Arbeit verlangt Sammlung, Aufmerksamkeit, Concentration; daher muß alles vermieden werden, wodurch der Geift zerstreut wird, denn die Zer= streuung macht flüchtig, unfähig, weichlich. Aus diesem Grunde sollen die Kinder keine Romane lesen, denn solche Lecture dient zu nichts als zur Zerstreuung. Das Lernen sei kein bloß mechanisches Behalten, mobei nichts gedacht wird, sondern zugleich ein Verstehen. Was nur durch Anschauung richtig verstanden werden kann, das werde dem Rinde auch durch Anschauung vorgestellt; das Anschauliche ist am ehesten einleuchtend, darum beginne der Unterricht mit anschaulichen Objecten: der erste Unterricht sei der geographische vor dem Globus und der Landfarte.

Man versteht am besten, was man selbst macht, selbst fährt und benkt: der bildliche Unterricht sei zugleich technisch. geographische Unterricht in der Länder= und Bölkerkunde werde belebt und auschaulich gemacht durch das Lesen guter Reisebeschreibungen; der Verstandesunterricht sei, so weit es möglich ist, sokratisch und kateche= Nicht daß vieles gelernt, sondern daß vor allem gründlich gelernt werde, sei der Hauptzweck einer wahrhaft unterrichtenden Er= Vielerlei lernen ohne gründliche Ginficht, heißt vielerlei ver= ziehung. Gründlich lernen macht zugleich fähig, sich selbst zu untergeffen. In dem, was man weiß, vollkommen sicher sein, das giebt dem Geiste jene Festigkeit, welche von der intellectuellen Seite die zuträglichste Bedingung auch für die Sittlichkeit ausmacht. Nur auf diesem Wege läßt sich die intellectuelle Bildung in das richtige Ver= hältniß zu ber moralischen bringen.

In Ansehung der letzteren kommt die kantische Padagogik auf jene Ergebnisse zurück, die schon die Sittenlehre in ihrem methodischen Theile sestigestellt hat. Die Erziehung mache ihre Zöglinge kräftig im Ertragen und Entbehren nach dem Spruche: «sustine et abstine!» Der Wille stärke sich gegen den Andrang der Leidenschaften und gegen die weichlichen Empfindungen; was er sich vorsetzt, halte er sest; er setze sich in allen seinen Handlungen keinen anderen Zweck als die Würde der Menscheit, er sei nicht voller Gesühl, sondern erfüllt von

dem Begriffe der Pflicht! Sympathien und Antipathien sind Jrrlichter, der Pflichtbegriff allein erhellt den sittlichen Pfad des Menschenlebens, das Gefühl der eigenen Würde ist jene richtige Selbstachtung, die von der falschen Demuth und vom falschen Ehrgeize gleich weit entsernt ist. Und insbesondere sorge die Erziehung dafür, daß frühzeitig in ihren Böglingen die bürgerlichen Rechtsbegriffe im Geiste klar und im Willen einheimisch gemacht werden. Es wäre gut, wenn zur Beförderung der Rechtswissenschaft ein "Katechismus des Rechts" vorhanden wäre, welcher dem Unterricht in den einsachen, von aller Gelehrsamkeit unabhängigen Rechtsbegriffen zur Grundlage diente. "Gäbe es ein solches Buch schon, so könnte man mit vielem Nuzen täglich eine Stunde dazu aussetzen, die Kinder das Recht des Menschen, diesen Augapfel Gottes auf Erden, kennen und zu Herzen nehmen zu lehren."

Rants sittliche Erziehungslehre schließt mit folgender Regel: "Es beruht alles bei der Erziehung darauf, daß man überall die richtigen Gründe aufstelle und den Kindern begreiflich und annehmlich mache. Sie müssen lernen, die Verabscheuung des Etels und der Ungereimtheit an die Stelle der des Hasses zu setzen; inneren Abscheu statt des äußeren vor Menschen und der göttlichen Strasen; Selbstschaung und innere Würde statt der Meinung der Menschen; — inneren Werth der Handlung und des Thun statt der Worte und Gemüthsbewegung, — Verstand statt des Gefühls, — und Fröhlichseit und Frömmigkeit bei guter Laune statt der grämischen, schüchternen und sinsteren Andacht eintreten zu lassen. Vor allen Dingen muß man sie auch dafür bewahren, daß sie die merita sortunae nie zu hoch anschlagen."

Fünfzehntes Capitel.

Theorie und Praxis. Moral und Politik. Der Fortschritt der Menschheit.

I. Theorie und Pragis.

Aus der Vernunftkritik war uns die Aufgabe eines Vernunftspstems hervorgegangen, dessen Umfang sich in die beiden Gebiete einer Meta=

¹ Pabagogik. Bon der praktischen Erziehung. (Bb. X. S. 440 u. S. 443.) Fischer, Gesch. d. Philos. V. 4. Aust. R. A.

physik der Natur und der Sitten theilte. Diese Aufgabe ift gelöft und das Syftem der reinen Vernunft in beiden Gebieten entwickelt. Wenn wir nun diese beiden Vernunftwissenschaften miteinander vergleichen, so läßt sich voraussehen, daß uns in der Ferne ein neues Problem, das lette der kritischen Philosophie, erwartet. Jene beiden Einfichten, die in der reinen Vernunft ihre gemeinschaftliche Erkenntnißquelle haben, richten sich nach völlig entgegengesetzten Gesichtspunkten und Erklärungs= gründen: das Princip der metaphysischen Naturlehre ist die mechanische Causalität (Nothwendigkeit), das der metaphysischen Sittenlehre dagegen die moralische Causalität (Freiheit). Wäre dieser Gegensat schlechthin unversöhnlich, so ware damit die Einheit der Vernunft selbst aufge= hoben und die Vernunftkritik befände sich in einem unauflöslichen Es wird daher gefragt werden muffen, ob zwischen Natur Zwiespalt. und Freiheit nicht eine in der Bernunft selbst begründete Bereinigung möglich sei, und worin dieselbe, die in keinem Fall eine Vermischung sein darf, bestehe? Aber diese Frage erwartet uns erst am Ende eines langen Weges, der noch durchmessen sein will.

Auf der Grundlage der Sittenlehre hat sich bereits die Aussicht in die Gebiete der Religion und Geschichte eröffnet: die Kritik der praktischen Vernunft und die Tugendlehre haben in ihrem Abschluß auf den Punkt hingewiesen, wo aus der moralischen Gesinnung der Vernunft= glaube, aus der fittlichen Gemüthsverfassung die religiöse hervorgeht; die Rechtslehre endet mit einer Aufgabe, deren nothwendige Löfung nur durch den gemeinschaftlichen Fortschritt des gesammten Menschengeschlechts ge= schehen kann. Der Begriff der Religion grenzt unmittelbar an die Tugend= lehre, der Begriff der Geschichte an die Rechtslehre. Hier ist daher unser nächstes Thema. Doch muffen wir zuvor einen Einwand beseitigen, der uns in den Weg tritt und die ganze Untersuchung über die Geschichte der Menscheit in Frage stellt. Die Geschichte umfaßt und nimmt das Leben der Menscheit, wie es thatsäcklich ift, die Philosophie dagegen bestimmt den Zweck der Geschichte nach reinen Vernunftgesetzen: das menschliche Leben ist praktisch, die Vernunfteinsichten sind theoretisch; die Philosophie verhält sich zum Leben, wie die Theorie zur Praxis. Wenn nun zwischen diesen beiden in der That jene Kluft besteht, die man sprüchwörtlich gemacht hat, wenn sich die Vernunftzwecke nicht im menschlichen Leben verwirklichen laffen, wenn diese vermeintlichen Welt= zwecke gar keine objective Realität haben und bloße Hirngespinnste im Kopfe des Philosophen sind, bedeutungslos und nichtig im Laufe der

Dinge, der unbekümmert um alle Theorie seinen eigenen Weg geht: so ist mit der Möglichkeit einer philosophischen Geschichtserkenntniß auch die Geltung der kantischen Sittenlehre ausgehoben, ihre Theorien sind unpraktisch, ihre Ideen unfähig, verwirklicht zu werden.

Es giebt Theorien, die sich zum Leben verhalten, wie der Gpps= abbruck zum Original, wie ein verkummerter, armlicher Abbruck; es giebt andere, die sich zum Leben verhalten wollen, wie das Original zu seinem Abbilde, die das Leben nach sich, nicht sich nach dem Leben richten und darum stets den Widerspruch der Welt gegen sich hervor= Sind solche Theorien, wie es häufig genug der Fall ift, Ge= rufen. schöpfe der Einbildung und wesenlose Schatten, so ist ihre Widerlegung leicht und ihr bloßer Anspruch auf Geltung schon eine belachenswerthe Thorheit. Sind sie tiefgedachte und begründete Vernunfteinsichten, so wird man ihnen doch die praktische Bedeutung bestreiten und den Gemeinspruch entgegenhalten: "Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis!" Diesem Gemeinspruche, der die breite Front des gewöhnlichen Weltverstandes ausmacht, stellt sich die kan= tische Philosophie mit ihren sittlichen Ideen, mit ihren Theorien von Recht und Moral entgegen. Aber es ift nicht bloß dieser Einwand aus dem Munde der Leute, sondern das eigene Bedürfniß, welches unseren Philosophen nöthigt, seine Theorie mit der Prazis auseinander= zusetzen. Er ift selbst viel zu welt= und menschenkundig und nach Erziehung und Charakter der bürgerlich=praktischen Denkweise zu verwandt, um wider seine Lehre Einwände gelten zu lassen, welche mit dem Ansehen der Alugheit und Welterfahrung auftreten. 1

1. Die Theorie als Regel zur Prazis.

Indessen ist die beliebte Entgegensetzung von Theorie und Praxis in ihrer Allgemeinheit zu unbestimmt und weit, um dagegen mit Sicherheit vorzugehen. Dem Gemeinplatze läßt sich nur der Gemeinplatz entgegenstellen. Unmöglich wird man von aller Theorie behaupten wollen, sie sei unpraktisch. Nun ist Theorie nichts anderes, als eine Regel oder ein Inbegriff von Regeln, deren praktische Be-

¹ Neber den Gemeinspruch: das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis. (Berl. Monatsschr. Sept. 1793. Ges. Ausg. Bd. V. S. 363 bis 410.) Der Inhalt dieser Abhandlung rechtsertigt die Stelle, welche ich derselben in meiner Darstellung gebe: die Theorie, um die es sich handelt, ist die Rechtsund Sittenlehre.

deutung in ihrer Anwendung oder Anwendbarkeit besteht. Was nur nach Regeln und durch deren richtige Anwendung geschehen kann, läßt sich ohne Theorie nicht ausführen. Ist die Regel nicht anwendbar, so ist sie entweder falsch oder unvollständig: im ersten Fall ist sie eine falsche Theorie, welche so gut ist als keine, im anderen ist sie nicht genug Theorie. Auch die Einsicht in die Gesetze der Natur ist Theorie, die Naturwissenschaft als Erkenntniß dieser Gesetze ist rein theoretisch, die angewandte Naturwissenschaft z. B. in der Medicin, in der Landwirth= schaft, in der Mechanik u. s. f. ist praktisch. Was wäre diese Praxis ohne jene Theorie? Die Lehre von den Gesetzen der Wursbewegung ift eine mathematische Theorie, der Bau und kriegerische Gebrauch der Wurfgeschosse ist praktisch. Wenn es nun jemand einfallen wollte, von diesen Gesetzen zu sagen: "Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Pragis?" Bur Artillerie wurde man biefen Praktiker schwerlich empfehlen. Was ohne Einficht nicht geschehen kann, forbert die Theorie als Bedingung der Praxis. Und was bleibt vom Leben übrig, wenn man alles einfichtsvolle Handeln davon abzieht?

Daher wird es keinem im Ernste einfallen, gegen die Theorien der Naturwissenschaft und Mathematik jenen Gemeinspruch der Prazis geltend zu machen. Die Theorie überhaupt sür unnütz oder unpraktisch zu halten, ist ein Zeichen grober Unwissenheit; die Prazis für gescheiter zu halten als die Theorie, ist die Ansicht jener gedankenlosen "Alügelinge", die sich groß vorkommen, wenn sie die "Schule" verachten, in welcher sie nie waren, und viel von "Welt" reden, die sie nur von Hörensagen kennen.

2. Die philosophische Theorie als Sittenlehre.

Kann man nun die Theorien der Mathematik und Naturwissensschaft in ihrem praktischen Werthe nicht bestreiten, so bleibt als Zielscheibe des Angriss nur die philosophische Theorie übrig, welche außer den mathematischen und naturwissenschaftlichen Einsichten keine andere Erkenntniß hat als die sittliche. Auf diesen Punkt also zieht sich der Gegensatzwischen Theorie und Praxis zusammen. Wider diese Theorie richtet der Weltverstand seinen Gemeinspruch.

Nun besteht die sittliche Vernunfteinsicht in den Ideen der Tugend und der öffentlichen Gerechtigkeit, nämlich der Gerechtigkeit in ihrem politischen und kosmopolitischen Umfange. Sie besteht also in den drei

¹ Ueber ben Gemeinspruch u. f. f. (Bb. V. S. 365-367.)

Fällen der Moral, des Staatsrechts und des Bölkerrechts: sie macht im ersten Falle die Tugend oder die Würdigkeit glückjelig zu sein zum alleinigen Ziele des Lebens, sie macht im zweiten Falle das Recht als Freiheitsgesetz zum alleinigen Grunde und Zwecke des Staates, sie erklärt im dritten den Zustand des ewigen Friedens, gegründet auf den Bund freier Völker, für das Ziel der Menscheit, welches die Natur suche und die Vernunft gebiete. \(^1\)

3. Ideen und Intereffen.

In allen drei Punkten tritt ihr der Gemeinspruch entgegen: "Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Prazis". Im wirklichen Menschenleben soll es sich überall ganz anders verhalten, als jene Theorien meinen: hier herrschen nicht die Ideen, sondern die Interessen. Eine Idee, unabhängig von den Interessen der Menschen, sei eben nichts anderes, als eine bloße Idee, eine leere Theorie, eine unpraktische, und so seien die sittlichen Theorien Kants, mit dem Leben verglichen, unpraktisch. Der Praktiker urtheilt anders als der Philosoph: dieser urtheilt nach Ideen, welche gelten sollen, aber in Wahrheit nicht gelten, jener dagegen nach den Interessen, welche in Wahrheit gelten, unbekümmert darum, was die Theorie vorschreibt. So wird das praktische Urtheil über die menschlichen Lebenszwecke ganz anders aussfallen, als das theoretische.

Rant läßt den Praktiker in drei verschiedenen Rollen auftreten nach dem Gediete des von ihm beurtheilten Menschenlebens. Unter dem praktischen Gesichtspunkte (im Gegensatz zum theoretischen) beurtheilt die Zwecke des Einzellebens "der Geschäftsmann", die Zwecke des Staats "der Staatsmann", die Zwecke und das Leben der gesammten Menschheit "der Weltmann". Jeder Mensch such sein Interesse, er strebt von Natur in erster Linie nach Glücksleigkeit. "Aus der Glückseligkeit im allgemeinsten Sinne des Wortes entspringen die Motive zu jedem Bestreben, also auch zur Besolgung des moralischen Gesetzes." Es ist das Streben nach Glücksleigkeit, das uns tugendhaft macht: so urtheilt die ganze eudämonistische Moral, und die Moral der beutschen Ausklärung war in diesem Sinne eudämonistisch. Glücksleigkeit ist der praktische Lebenszweck, während der von der Glücksleigkeit unabhängige Tugendzweck eine bloße Theorie ist: so erklärte sich Garve in seinen

¹ Ueber ben Gemeinspruch u. f. f. (Bb. V. 6. 867 u. 368.)

"Bersuchen über verschiedene Gegenstände aus der Moral und Litteratur" gegen die kantische Sittenlehre. Nur in der philosophischen Litteratur giebt es einen abstracten Rechts= und Freiheitsstaat, in der Wirklichkeit beruht der Staat auf der Gewalt, er bezweckt nicht die Freiheit, son= dern das bürgerliche und physische Wohl der Unterthanen: diese vermeintlich praktische Theorie vom Staate hatte bekanntlich Hobbes in seiner Schrift «de cive» entworfen. Die Menscheit, im Ganzen betrachtet, ist keineswegs in einem fortschreitenden Entwicklungsgange begriffen, sie verfolgt keinen gemeinschaftlichen Endzweck, vielmehr ist die Vorstellung einer solchen universellen Bestimmung der Menschheit, einer folchen fortschreitenden Annäherung derselben zu einem gemeinsamen Endziel eine bloße Theorie im Widerstreite mit der Erfahrung. Ansehung der Religion hatte Lessing in seiner "Erziehung des Menschen= geschlechts" die Entwicklung des letzteren behauptet; ebendaffelbe lehrt Rant von der Gerechtigkeit in seiner Rechtsphilosophie und in seinem Entwurfe vom ewigen Frieden. Wider Lessing hatte Mendelssohn in seinem "Jerusalem" die Entwicklung der Menschheit in Abrede ge= stellt: was sich entwickle und sortschreite, sei nicht das Ganze ober die Gattung, sondern nur die Individuen. Daher stellt Kant seiner Theorie von der Tugend= und Rechtslehre diese drei Repräsentanten der Prazis entgegen: Garve, Hobbes und Mendelssohn; diese urtheilen über die moralischen, politischen und weltgeschichtlichen Zwecke der Menschheit, wie der Geschäftsmann, der Staatsmann und der Weltmann. 1

II. Die unpraktischen Einwürfe.

1. Die unpraktische Theorie in der Moral.

Wider ihre Einwände, welche in verschiedenen Formen das bekannte Thema jenes Gemeinspruchs von Theorie und Prazis behandeln, setzt Kant sich die Aufgabe, den praktischen Werth seiner Theorie zu rechtsfertigen und den praktischen Unwerth der entgegengesetzten darzuthun.

Wenn das Interesse, wie der Geschäftsmann will, die alleinige Triebseder und Richtschnur unseres Handelns ausmacht, so wird jeder seinen Vortheil besorgen, wo er es kann, ohne sich zu gesährden; aber in jedem Fall, wo er zu Gunsten seines Wohls eine Pflicht verletzt, wird er dieses Unrecht fühlen: der beste Beweis, daß die Pflicht auf das Interesse nicht achtet, daß diese reine, von unserem Wohl unab-

¹ Ueber ben Gemeinspruch u. s. f. (Bb. V. S. 368 u. 369. S. 382 u. 403.)

hängige Idee nicht bloß im Kopfe, sondern im Herzen wohnt, also kein theoretisches Hirngespinnst, sondern ein in jeder Handlung wirksames, praktisches Motiv ist, welches man dem Interesse nachsehen kann, aber nie ohne das Gefühl des begangenen Unrechts.

2. Die unpraktische Theorie in ber Politik.

Ware in der That der Staat auf die Gewalt gegründet, wie Hobbes will, so besäße die Staatsgewalt alles Recht, und die Unterthanen hätten gar keine unveräußerlichen oder unverlierbaren Rechte: dann wäre die Regierung despotisch. Wenn der Zweck des Staates, wie Achenwall in seinem Naturrechte will, nur das Wohl der Unterthanen wäre, so müßten diese das Recht haben, eine Regierung mit Gewalt zu stürzen, die sich mit ihrem Wohle nicht mehr verträgt: woraus für gewisse Fälle das Zwangsrecht der Unterthanen oder die Rechtmäßigkeit der Revolution folgt. Wenn man also statt der Gerechtigkeit die Glückseligkeit zum Zwecke des Staates macht, so darf die Regierung patriarchalisch oder despotisch werden, und die Unterthanen Selbstregenten oder revolutionär. Man wird eine Staatstheorie, welche mit Hobbes dem Souverän das Recht des Despotismus und mit Achenwall dem Bolke das Recht der Rebellion einräumt, nicht für praktisch halten können.

Aber, wird man einwenden, die kantische Theorie selbst erscheint eben hier nicht bloß unpraktisch, sondern unmöglich, da sie den Unterthanen im Staate zwar unverlierbare Rechte, aber keine Zwangsrechte zugesteht. Als ob es noch Rechte gebe, wenn man sie nicht aufrechtzhalten, vertheidigen, im Nothsalle mit Gewalt vertheidigen darf! Als ob auf Seite der Unterthanen noch Rechte vorhanden seien, wenn doch behauptet werde, daß der Souverän kein Unrecht thun könne! Indessen dieser scheindare Widerspruch sindet seine praktische Lösung. Die Unterthanen können ihre Rechte vertheidigen ohne Gewalt. Was der Souverän Unrechtes thut, darf nicht als bürgerliches Unrecht angesehen und behandelt werden, sonst wäre es straswürdig, und das widerstreitet dem Rechte der souveränen Staatsgewalt. Ihr Unrecht gilt als Irrthum, und es muß erlaubt sein, den öffentlichen Irrthum als solchen zu bezeichnen und aufzuklären. Dieses Recht der Beurtheilung besteht in der Gedankensreiheit, welche ohne die öffentliche Mittheilung nichts bedeutet.

¹ Ueber ben Gemeinspruch u. s. f. I. Bon bem Berhältniß ber Theorie zur Praxis in ber Moral überhaupt. (V. S. 369—382.)

Die Unterthanen haben zur Vertheidigung ihrer Rechte nicht die Gewalt des Schwertes, aber "die Freiheit der Federn". Diese ist das ein= zige Pallabium der Volksrechte, "denn diese Freiheit dem Volke auch absprechen wollen, ist nicht allein so viel, als ihm allen Anspruch auf Recht in Ansehung des obersten Befehlshabers (nach Hobbes) nehmen, sondern auch dem letzteren, dessen Wille bloß dadurch, daß er den all= gemeinen Volkswillen repräsentirt, Unterthanen als Bürgern Befehle giebt, alle Kenntniß von dem entziehen, was, wenn er es wüßte, er selbst abandern würde, und ihn mit sich selbst in Widerspruch setzen. Dem Oberhaupte aber Besorgniß einzuflößen, daß durch Selbst= und Lautdenken Unruhen im Staat erregt werden dürften, heißt so viel, als ihm Mißtrauen gegen seine eigene Macht ober auch Haß gegen sein Volk erwecken." Weit entfernt also, daß die Theorie vom Rechts= staate unpraktisch sei, so ist dieselbe, wohlverstanden, die einzig praktische, welche auf die Dauer standhalt. Bon den entgegengesetzten Theorien, die hier dem Despotismus, dort der Revolution das Wort reden, wird man mit allem Rechte urtheilen dürfen: "Das ist in der Theorie falsch und taugt nicht für die Prazis!" "Es giebt eine Theorie des Staats= rechts, ohne Einstimmung mit welcher keine Prazis gultig ist."1

3. Die unpraktische Theorie in ber Rosmopolitik.

Die völker= und weltbürgerliche Rechtstheorie will, daß die Menscheit auch in ihrem kosmopolitischen Umfange dazu berusen sei, in die Form der öffentlichen Gerechtigkeit einzugehen, und daß diese Form keine andere sein könne, als ein Friedensbund freier Bölker, daß die Wenscheit in langsamen, aber stetigen Fortschritten diesem Ziele wirklich zustrebe. Eine solche Vorstellungsweise erscheint dem Weltmann als eine bloße Theorie ohne jede praktische Geltung. Wider den Philosophen berust er sich auf die Welt= und Menschenersahrung, die von einem Fortschritte der gesammten Menscheit nichts merke und darum auch ein Endziel, worauf die ganze Menscheit angelegt sei, in Abrede stellen müsse. Endzweck und Entwicklung der Menscheit hängen so genau zusammen, daß, wer von beiden eines verneine, nothwendig auch das andere verneinen müsse. Die Ersahrung lehre, daß die Menscheit in Ansehung ihrer Moralität nicht sortschreite, sondern sich pendularisch bewege, hin= und herschwanke, nur vorwärts schreite, um wieder rückwärts

¹ Ueber ben Gemeinspruch u. s. f. II. Von bem Berhaltniß ber Theorie zur Praxis im Staatsrecht. (Bb. V. S. 382—402.)

zu gehen, und, im Ganzen genommen, zulett in demselben Stande der Sittlichkeit beharre.

Zunächst beruht diese durch angebliche Weltersahrung gemachte Theorie auf einem sehr zweiselhaften Beweisgrunde. Die Ersahrung kann freilich von einem Fortschritte des Ganzen nichts wissen, aber sie kann auch nicht das Gegentheil behaupten, weil sie überhaupt vom Ganzen nichts weiß. Wenn sie Recht hatte mit ihrer Theorie, so wäre die Geschichte ein Wort ohne Inhalt, und die Menschheit gewährte einen höchst unwürdigen und zuletzt langweiligen Anblick. "Eine Weile diesem Trauerspiele zuzuschauen, kann vielleicht rührend und belehrend sein, aber endlich muß doch der Vorhang fallen. Denn auf die Länge wird es zum Possenspiel, und wenn die Acteurs es gleich nicht müde werden, weil sie Narren sind, so wird es doch der Zuschauer, der an einem ober dem anderen Act genug hat, wenn er daraus mit Grund abnehmen kann, daß das nie zu Ende kommende Stück ein ewiges Einerlei sei."

Niemand wird bestreiten, daß die Menscheit in Rücksicht der Cultur fortschreitet. Wenn es also überhaupt einen Fortschritt im Ganzen giebt, so müßte man beweisen, daß davon nur die Moralität eine Ausnahme mache. Vielmehr wird durch die fortschreitende Cultur, welche keiner in Abrede stellt, die Annahme begünstigt, daß auch eine sitt= liche Entwicklung der Menschheit stattsinde, welche wohl unterbrochen, aber nie abgebrochen wird, sondern im Ganzen vorwärts geht. Innerhalb dieser sittlichen Entwicklung müssen sich die politischen Formen der Menschheit, die staatsbürgerlichen und völkerrechtlichen, bergestalt aussbilden, daß sie dem Vernunftzwecke selbst mehr und mehr entsprechen. Denn was wäre die sittliche Entwicklung, wenn sie nicht auch die sitt= liche Welt und in dieser die Rechtssphäre durchdränge?

Dazu kommt, daß diese Theorie, welche die Vernunft und die Analogie der Erfahrung für sich hat, durch Gründe der Natur selbst unterstützt wird. Was die sittliche Vernunst von der einen Seite gebietet, dazu zwingt von der anderen die Natur: die Noth zwingt die Menschen, sich in Staaten zu vereinigen, die Noth zwingt die Staaten, sich nach Rechtsgesetzen zu gestalten und mit einander in weltbürgerlichen und völkerrechtlichen Verkehr zu treten. Die entgegengesetzte Theorie, welche sich die praktische nennt, hat die Vernunst gegen sich, die Analogie der Erfahrung nicht für sich, und das Naturgesetz widerspricht ihr. So darf Kant seine Sache gegen jenen beliebten Gemeinspruch mit der Erestlärung schließen: "Es bleibt also auch in kosmopolitischer Rücksicht bei

der Behauptung: was aus Vernunftgründen für die Theorie gilt, das gilt auch für die Prazis."

III. Moral und Politik.

1. Gegenfat und Einheit.

Im rein moralischen Gebiete läßt man der Theorie noch am ehesten freien Spielraum. Hier mögen die Moralisten tadeln und zu bessern suchen und, wenn sie nicht bessern können, zuletzt mit dem Tadel Recht behalten. Am wenigsten dulbet man die Geltung der Theorie im politischen Felde. Hier herrschen ausschließlich die Interessen, nicht die Ideen; Politik nach Ideen ist gar nicht Politik, sondern Moral. Die wirkliche und praktische Politik richtet sich lediglich nach den Interessen, welche gelten; diese sind die alleinigen Factoren, mit denen die Realpolitik rechnet und von jeher gerechnet hat, so weit sie ersolgreich, d. h. praktisch war. Der allgemeine Gegensatz zwischen Theorie und Praxis bestimmt sich hier näher zu dem Widerstreit zwischen Moral und Politik, und in dieser Form hat Kant jenen Gegensatz im Anhange zu der Schrift vom ewigen Frieden behandelt.

Es ist keine Frage, daß in der Politik die Interessen gelten müssen: die der Bürger im Staat, die der Staaten im Leben der Völker; sie gelten früher und sind mächtiger, als die Grundsätze. Auch der strengste Moralist muß diese Macht einräumen. Legt doch Kant selbst in der Verwirklichung der sittlichen Vernunstzwecke ein sehr nachdrückliches Gewicht auf die Macht der Interessen, die unwillkürlich in den Dienst der Ideen treten. Es ist die Noth, also das Interesse, welches den Staat mitbegründet und die bürgerliche Verfassung nöthigt, die Formen der Freiheit und des Rechts anzunehmen, die Völker treibt, ihre Verhältnisse rechtmäßig und friedlich zu ordnen. Die Macht der Interessen aus dem politischen Leben verbannen, wäre ebenso vernunst= wie zweck= widrig. Es kann nur die Frage sein, ob sie sich den sittlichen Grundsfähen entgegenstellen dürsen? Die Politik fordert, um ihre Interessen zur Geltung zu bringen, die Klugheit; die Moral fordert im Namen ihrer Grundsähe vor allem Strichseit. Der Spruch der Politik heißt:

¹ Neber den Gemeinspruch u. s. f. III. Bom Berhältniß der Theorie zur Praxis im Völkerrecht. (Bb. V. S. 403—410.) — 2 Zum ewigen Frieden. (1795.) Anhang I. Ueber die Mißhelligkeit zwischen der Moral und der Politik in Absicht auf den ewigen Frieden. II. Bon der Einhelligkeit der Politik mit der Moral nach dem transsc. Begriff des öffentlichen Rechts. (Bd. V. S. 446—466.)

"seib klug wie die Schlangen!" der Spruch der Moral: "seid ohne Falsch wie die Tauben!" Wenn man beide Gebote in dem einen zusammenfaßt: "seid klug, wie die Schlangen, und ohne Falsch, wie die Tauben!" so wäre darin die politische Denkweise mit der moralischen vereinigt. Wer die Moral über die politische Klugheit setzt und auf die letztere gar keine Kücksicht nimmt, der urtheilt: "Ehrlickeit ist besser als alle Politik!" Wer die Staatsklugheit mit der Moral vereinigt, indem er jene nach dem Waße dieser bestimmt und einrichtet, der urtheilt: "Ehrlickeit ist die beste Politik!" Dann wird man aus politischen Interessen nichts thun, was zu thun die Grundsätze der Moral unbedingt verbieten; dann ist die Moral der unerschütterliche Grenzgott, der dem Jupiter der Gewalt nicht nachgiebt.

2. Die Staatstunft ber politischen Moral.

Das Verhältniß zwischen Moral und Politik läßt sich auf doppelte Weise entscheiben. Es kommt barauf an, welcher von beiden Factoren der bestimmende ist, ob die Sittlickeit oder die Staatsklugheit. Entweder macht sich die Politik von der Moral, oder sie macht die Moral von sich abhängig: im ersten Fall ist die Politik moralisch, im anderen die Moral politisch. So unterscheidet Kant "die moralischen Politiker" und "die politischen Moralisten". In der Denkweise der ersten ist Moral und Politik vereinigt; gegen die Denkweise der anderen muß die Moral ihren Widerspruch einlegen, denn in der Abhängigkeit von politischen Interessen, im Dienste des staatsklugen Egoismus hört sie auf Moral zu sein. Es sind die politischen Moralisten, welche der Moral die Politik entgegensehen, indem sie die letztere zur alleinigen Richtschur nehmen und die Staatsklugheit für praktischer halten, als die Shrlickeit, vielmehr gilt sie ihnen als die einzig praktische Maxime

Ihr alleiniger Zweck ist die Gründung und Vermehrung der politischen Macht; was diesem Zwecke dient, sind die tauglichen oder praktischen Mittel, die den einzigen Gegenstand ihrer Verechnung und Sorgsalt ausmachen. Ob durch diesen Zweck und diese Mittel ein fremdes Recht verletzt und die Gerechtigkeit selbst vernichtet werde, kümmert sie nicht, wenn nur der Zweck vortheilhaft und die Mittel tauglich sind. Ihre ganze Ausgabe ist eine Ausgabe der Staatsklugheit, gleichsam ein politisches Kunstproblem. Je erfolgreicher und geschickter dieses Problem gelöst wird, um so besser war die Politik. Die Anwendung ungerechter Mittel erregt dabei nicht das mindeste Bedenken, nur sordert die Klug-

heit, daß man die Ungerechtigkeit nicht offen zur Schau trage, daß man sie bemäntele und wo möglich den Schein der Gerechtigkeit selbst annehmen lasse. Je geschickter man die Ungerechtigkeit unter dem Scheine des Gegentheils ausübt, um so besser und kunstsertiger ist die Politik.

Politische Geltung und Macht ist die Hauptsache, der alles Andere Das Erste sei, daß man seinen Zweck erreiche; ist das Spiel gewonnen, so beschönige man die That und stelle die ungerechte Hand= lungsweise als gerecht und nothwendig dar; läßt sich die verabscheuens= werthe That nicht entschuldigen oder rechtfertigen, so leugne man, ber Thater zu sein, und stelle sich als unschuldig dar, andere als die allein Schuldigen. Es wird freilich bei einer solchen rechtsverletzenden Politik nicht fehlen, daß man sich Feinde macht. Der ungerechte Gewalthaber erregt gegen sich im Innern bes Staats Parteien; der die Rechte anderer Bölker verlegende Staat schafft sich eben daburch feindselig gefinnte Staaten. Wenn diese Parteien und Staaten fich wider die gewaltthätige, ungerechte Macht vereinigen, so können fie leicht furcht= bar werden: daher wird es eine Hauptaufgabe der Staatsklugheit sein, die Gegner unter sich zu entzweien, um sie gleichmäßig zu beherrschen. Jede glücklich gelöste Aufgabe solcher Staatsklugheit ist ein politisches Runfistuck, in schwierigen Fallen ein Meisterstück politischer Runft, welches die politischen Moralisten bewundern. Die Hauptregeln der staats= klugen Moral lassen sich in diesen drei Formeln kurz zusammenfassen: fac et excusa, si fecisti nega, divide et impera!1

3. Die Staatsweisheit ber moralischen Politik.

Dagegen die moralische Politik verbannt nicht etwa die Staats-klugheit, sondern bedingt sie nur durch die Gerechtigkeit; ihr Ziel ist die Verbindung der Gewalt mit dem Rechte: sie ist "Staatsweisheit", die sich von der Staatsklugheit nicht dadurch unterscheidet, daß sie ungeschickter ist in der Wahl ihrer Mittel, sondern daß sie in dieser Wahl kritisch versährt, weil sie ihren Zweck unter sittlichem Gesichtspunkte auffaßt. Hier besteht Einhelligkeit zwischen Moral und Politik. Es giebt ein Kennzeichen, ob ein politischer Zweck mit der Moral übereinstimmt oder nicht: wenn er die öffentliche Gerechtigkeit nicht verletzt, so hat er auch die Moral nicht gegen sich; was die öffentliche Gerechtigkeit nicht verletzt, das braucht nicht geheim gehalten zu werden, das darf man vor aller Welt aussprechen: die Publicität bilbet das

¹ Jum ewigen Frieden. Anhang I. (Bb. V. S. 446-459 u. S. 451 u. 452.)

Kennzeichen der Uebereinstimmung zwischen Politik und Moral. Was die öffentliche Gerechtigkeit (nicht bloß nicht verletzt, sondern) befördert, das muß öffentlich gesagt werden, das ist der Publicität nicht bloß sähig, sondern bedürftig. Hier fällt die politische Forderung mit der moralischen selbst zusammen.

Dieses Kennzeichen der Publicität besteht die Probe. Die Gesheimnisse der politischen Moral sind zwar aller Welt bekannt und nicht schwer zu begreisen, aber der Politiker, welcher im Sinne jener staatsklugen Regeln handelt, wird sich wohl hüten, es öffentlich zu sagen; im Gegentheil, er wird alles thun, um den entgegengesetzten Schein öffentlich zu erzeugen, und seine wahre Denkweise sorgfältig geheim halten; der Despotismus bedarf der Verschwiegenheit; der beste Beweis, daß ihm die Gerechtigkeit fremd ist. Ebenso wird sich das vermeintliche Recht zur Revolution nie öffentlich aussprechen, es wird die Publicität sorgfältig vermeiden und eben dadurch zeigen, wie wenig es sich mit der öffentlichen Gerechtigkeit verträgt. Wenn die Staatsklugeheit wider alle Chrlickeit dazu antreibt, geschlossene Verträge zu brechen, so wird man doch nie diesen Sat öffentlich aussprechen wollen, weil man allen öffentlichen Credit einbüßen würde, den auch die Interessenpolitik braucht.

Setzen wir den Fall, ein größerer Staat fande es im Interesse seiner Macht, sich auf Rosten kleinerer Staaten zu vergrößern und diese kleineren Staaten bei guter Gelegenheit zu verschlingen, so würde er sehr zweckwidrig handeln, wenn er seine Absicht vor der That ausspräche: sie ist ungerecht und verträgt darum keine Publicität. Nehmen wir im entgegengesetzen Fall eine Absicht, welche die öffentliche Gerechtigkeit befördert, wie z. B. die Idee einer Völkersöderation zum Zwecke des ewigen Friedens, so wissen wir schon, daß eine solche Forderung die Publicität bedarf, daß die öffentliche Gedankenfreiheit zu ihren Bedingungen gehört, daß die öffentliche Einsicht in die Nothewendigkeit dieser Idee selbst ein Mittel zu ihrer Verwirklichung bildet. Gilt also die Publicität als ein beweisendes Kennzeichen sür oder gegen den moralischen Werth politischer Forderungen, so ist die Einhelligkeit zwischen Moral und Politik in den kantischen Rechtsideen, insbesondere für die Theorie vom ewigen Frieden, gesichert.

¹ Zum ewigen Frieden. Anhang II. (Bb. V. S. 459—466.)

Sechszehntes Capitel.

Die Naturgeschichte der Menschheit. Die Verschiedenheit der Racen.

I. Die Naturgeschichte ber Menschheit.

Die Einwürfe wider die praktische Geltung der fittlichen Vernunft= zwecke find ungultig, diese sollen und können verwirklicht werden, und ihre Ausführung, die sich bem Ziele beständig annähert, besteht in der fortschreitenden Entwicklung der moralischen Anlagen, welche die menschliche Natur in sich trägt. Diese Entwicklung nennt man die Weltgeschichte in engerem Sinn: sie ift der Inbegriff derjenigen Lebens= formen, welche die Menschheit im Wege der Cultur aus sich selbst er= Wer die Culturgeschichte sett die natürliche Bildungsgeschichte der Menscheit voraus, und die gesammte Entwicklung unseres Geschlechts muß daher in die beiden Gebiete der Natur- und Freiheits= geschichte unterschieben werden. Der gegenwärtige Naturzustand der Menschheit in der Mannichfaltigkeit ihrer Unterschiede ist, wie der gegenwärtige Zustand ber Erbe und des Rosmos, aus einer Reihe natürlicher Bedingungen und Veränderungen allmählich hervorgegangen, und wie die Freiheitsgeschichte in der Entwicklung der moralischen, so besteht die Naturgeschichte der Menschheit in der Entwicklung ihrer natürlichen Anlagen.

Die Entstehung und Naturgeschichte der Menscheit setzt die der Erde und des Weltalls voraus; es lag, wie wir wissen, in dem Plane namentlich der vorkritischen Untersuchungen unseres Philosophen, diese großen Themata zu behandeln, deren erstes er in der "Naturgeschichte des Himmels" ausgesührt hat. Daran knüpsten sich einige Aufsätze, welche als Beiträge zur Naturgeschichte der Erde gelten können, und seine sortgesetzen Borträge über "physische Geographie", die ein Stück der Erdgeschichte in sich aufnahmen, denn diese ist nichts anderes als "constinuirliche Geographie". Kant wollte sich nicht bloß mit der Beschreibung der Dinge begnügen, sondern ihre Entstehung erklären, denn "es ist wahre Philosophie, die Verschiedenheit und Mannichsaltigkeit einer Sache durch alle Zeiten zu versolgen". In diesem Sinne sorderte Kant die Naturgeschichte nicht bloß des Himmels und der Erde, sondern auch der Pflanzen, Thiere und Menschen.

¹ Bgl. biefes Werk. Bb. IV. Buch I. Cap. XI. (S. 183.)

Sein erstes Problem betraf den Kosmos. Wie ist der gegen= wärtige Zustand des Weltalls, insbesondere die Einrichtung unseres Planetenspftems, welche Kopernikus, Galilei, Repler und Newton erklärt haben, entstanden? Er gab die uns bekannte Theorie einer rein mechanischen Evolution des Weltalls. Doch sette er bieser Erklärungsart sogleich eine bedeutsame Grenze im Hinblick auf die lebendigen Naturkörper; es schien ihm schon damals unmöglich, die Entstehung solcher Körper rein mechanisch, d. h. ohne Hülfe der Zweckursachen oder ohne den Gebrauch teleologischer Principien zu erklären. 1 Nur in den lebendigen Körpern giebt es entwicklungsfähige Reime ober Anlagen, die entfaltet sein wollen, und da der Begriff der Entwicklung mit dem der Anlage auf das Genaueste zusammenhängt, so kann nur auf dem Gebiete der organischen Natur von einer Entwicklung ober Naturgeschichte im engeren und eigentlichen Sinn die Rede sein. Wo aber Anlagen die treibenden Kräfte bilden, da sind Zwecke ober Naturabsichten vorhanden, auf welche die Organisation gestellt ist und die Entwicklung abzielt. Wir sehen daher voraus, daß die Natur= geschichte der Menscheit und ihre Erzeugungen, da sie nicht rein mechanisch zu erklären find, den Philosophen nöthigen werden, Zweckursachen in seine Betrachtung einzuführen und teleologische Principien zu brauchen. Auch bei Gelegenheit der moralischen Weltzwecke hatte sich Rant wiederholt auf die menschlichen Naturzwecke berufen, die uns unwillfürlich dem Ziele zutreiben, welches die fittliche Bernunft stellt und gebietet. Um die reale Geltung der menschlichen Vernunftund Freiheitszwecke zu verificiren, hatte Kant seine Lehre durch die zwingende Gewalt der menschlichen Naturzwecke in ihrer unleugbaren, erfahrungsmäßigen Geltung bestätigt.

II. Die Gattung und Racen der Menschheit.

1. Die kantischen Abhandlungen.

Das einzige Thema, welches Kant aus der Naturgeschichte der Menscheit ergriffen und in zwei Aufsähen zum Gegenstande seiner Untersuchung gemacht hat, betrifft die Racendifferenz. Beide Schriften, die um ein Jahrzehnt von einander abstehen und mit den vorkritischen Untersuchungen genau zusammenhängen, fallen in die kritische Periode, die mit der Inauguraldissertation (1770) beginnt: die erste, welche die

¹ Bgl. biefes Werk. Bb. IV. Buch I. Cap. X. S. 167 u. 168.

einzige ist, die Kant in dem Zeitraum von 1770—1781 herausgab, erscheint vor der Kritik der reinen Bernunst, die andere nach den Proslegomena, sie ist gleichzeitig mit der Grundlegung der Metaphysik der Sitten und fällt in die Jahre der geschichtsphilosophischen Abhandlungen; das Thema der ersten handelt "Bon den verschiedenen Racen der Menschen" (1775), das der zweiten ist die "Bestimmung des Besgriffs einer Menschenrace" (1785). Da Georg Forster, der berühmte Reisende und Natursorscher, die naturwissenschaftliche Geltung der in dem zweiten Aufsatz enthaltenen teleologischen Erklärungsgründe im deutschen Merkur (1786) bestritten hatte, so schrieb Kant zu seiner Rechtsertigung den wichtigen Aufsatz: "Ueber den Gebrauch teleoslogischer Principien in der Philosophie" (1788), wo er zum dritten male die Untersuchung der Racenunterschiede aufnahm.

Die beiben populärsten Borlesungen Kants waren bekanntlich die über physische Geographie und Anthropologie. Da nun die Racenfrage in die Naturgeschichte der Menschheit, also in die naturwissenschaftliche Anthropologie gehört, so kann es befremblich erscheinen, warum der Philosoph den ersten jener Aufsätz zur Ankündigung seiner Borlesungen über physische Geographie versaßt hat. Dies erklärt sich aus der Art seiner, noch von ihm selbst herausgegebenen anthropologischen Borträge, die nicht naturwissenschaftlich oder theoretisch, sondern "pragmatisch" waren und sein wollten, sie handelten vom Menschen, nicht als Geschöpf der Erbe und animalischem Wesen, sondern als "Weltbürger". "Die physiologische Menschenkenntniß geht auf die Ersorschung dessen, was der, als frei handelndes Wesen, aus sich selber macht oder machen kann und soll", daher die kantische Anthropologie als ein Beitrag weniger zur Naturgeschichte, als zur Freiheitsgeschichte des Menschen gelten muß.

Indessen giebt es in der rein naturgeschichtlichen Behandlung der Racenfrage einen Punkt, welcher mit der Ansicht von der Einheit der

¹ Bon den verschiedenen Racen der Menschen zur Ankündigung der Borslesungen über physische Geographie im Sommerhalbjahr 1775. Dieser Aussah wurde umgearbeitet und wieder veröffentlicht in Engels Philosoph für die Welt. (S. W. Bd. X. S. 23—44.) Bestimmung des Begriffs einer Menschenrace. (Berl. Monatsschrift. November 1785. — S. W. Bd. X. S. 45—64.) Ueber den Gestrauch teleologischer Principien in der Philosophie. (Deutscher Merkur. Jena 1788. S. W. Bd. X. S. 65—98.) Bgl. dieses Werk. Bd. IV. Buch I. Cap. VII. S. 125. — 2 Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. (1798.) Vorrede. (Bd. X. S. 115 sigb.)

menschlichen Gattung und ihrer Freiheitsgeschichte nahe zusammenhängt. Während alle übrigen Unterschiede innerhalb der Menschheit fließender Art find, in einander übergehen und mit der Zeit verschwinden können, zeigen sich die der Racen so sest und beharrlich, daß sie die Menschheit in Arten zu spalten und dadurch die Einheit der Gattung aufzuheben scheinen: dann wären mit der Racendifferenz verschiedene Sorten ober Arten der Menschen gegeben, womit sich die Idee eines gemeinsamen Fortschritts und einer sittlichen Freiheitsgeschichte nicht mehr verträgt. Daher hat neben dem naturgeschichtlichen Interesse das Problem der Racen auch ein moralisches. Es ift die Frage: ob die menschlichen Erdbewohner wirklich zu berselben Gattung gehören und alle, wenn auch nicht gleichen, doch einen gewissen Antheil an der fortschreitenden Ge= sammtentwicklung des Menschengeschlechts nehmen können? Sind die Racen trennende Artunterschiede, so hindert nichts, daß die höhere Race das Recht der Menschenwürde allein beansprucht und die niederen als schlechtere Geschöpfe ansieht, auf welche sie ein Sachenrecht habe, die sie von Rechtswegen in Besitz nehmen, unter das Joch der Sclaverei bringen und wie Thiere brauchen und verbrauchen burfe. Die Racen= frage hat demnach neben der naturwissenschaftlichen und geschichts= philosophischen auch eine sehr folgenreiche naturrechtliche und praktische Bedeutung. Wenn Kant in dem zweiten seiner Auffatze erklärt: "Die Alasse der Weißen ist nicht als besondere Art in der Menschengattung von der der Schwarzen unterschieden, und es giebt gar keine ver= schiedenen Arten von Menschen"1, so ist mit diesem Sate jede Mög= lickeit der Negerstlaverei von Rechtswegen verurtheilt.

2. Naturgeschichte und Naturbeschreibung.

Bevor man die Entstehung der Menschenracen erklärt, muß man wissen, worin ihre Unterschiede bestehen und auf welchen Gründen die Raceneintheilung beruht. Es giebt eine natürliche und eine künstliche Eintheilung der Pslanzen und Thiere: jene macht die Natur, diese die Schule; die erste gründet sich auf gemeinsame Abstammung, die andere auf gemeinsame Merkmale. Die Natureintheilung ist genealogisch und richtet sich nach der Verwandtschaft der organischen Geschöpse, die Schulzeintheilung verfährt bloß logisch und geht nach den Aehnlichkeiten der Dinge, deren Begriffe sie vergleicht und classisciert. Das Naturspstem

¹ Bestimmung des Begriffs einer Menschenrace. 6. (Bb. X. S. 57.) Fischer, Seich. d. Philos. V. 4. Aust. N. A.

besteht in Stämmen, das Schulspstem in Classen, daher dort die Objecte aus ihrer Entstehung erklärt, hier dagegen bloß nach ihren Merkmalen beschrieben werden; das Schulspstem ist für das Gedächtniß, das Naturspftem für den Verftand: jenes hat nur die Absicht, die Geschöpfe unter Titel, dieses bagegen, sie unter Gesetze zu bringen. 1 Durch die Beschreibung erfahren wir, was die Dinge jest find, burch die genetische Erklärung dagegen, wie sie geworden find. "Wir nehmen", sagt Kant, "die Benennungen Naturbeschreibung und Natur= geschichte gemeiniglich in einerlei Sinn. Allein es ist klar, daß die Renntniß der Naturdinge, wie sie jetzt sind, immer noch die Er= kenntniß von demjenigen wünschen laffe, was sie ehedem gewesen find, und durch welche Reihe von Veränderungen sie durchgegangen, um an jedem Orte in ihren gegenwärtigen Zustand zu gelangen. Die Naturgeschichte, woran es uns fast noch ganzlich fehlt, würde uns die Veranderung der Erdgestalt, ingleichen die der Erdgeschöpfe (Pflanzen und Thiere), die sie durch natürliche Wanderungen erlitten haben, und ihre daraus entsprungenen Abartungen von dem Urbilde der Stammgattung lehren. Sie würde vermuthlich eine große Menge scheinbar verschiedener Arten zu Racen eben berselben Gattung zurückführen und das jetzt so weitläufige System der Naturbeschreibung in ein physisches System für den Berstand verwandeln." 2 "Die Naturbeschreibung (Zustand der Natur in der jezigen Zeit) ist lange nicht hinreichend, von der Mannich= faltigkeit der Abartungen Grund anzugeben. Man muß, so sehr man auch, und zwar mit Recht, der Frechheit der Meinungen seind ift, eine Geschichte der Natur wagen, welche eine abgesonderte Wissenschaft ist, die wohl nach und nach von Meinungen zu Ansichten fortrücken könnte.

3. Die Racendifferenz und beren Erklärung.

Die Einheit der Gattung besteht in der Einheit der zeugenden Kraft, in der Gemeinsamkeit der Abstammung, daher ist nach der büffonschen Regel die natürliche Gattung der Thiere so zu definiren, daß sie diejenigen Geschöpfe begreift, welche mit einander fruchtbare Junge erzeugen. Aus der Thatsache einer solchen Zeugung erhellt die gemeinsame Abstammung, also die Einheit der Gattung. Die Be-

¹ Bon den verschiedenen Racen der Menschen. 1. (Bd. X. S. 25.) — Ebendas. 3. (Bd. X. S. 32. Anmkg.) — Ebendas. 4. (S. 44.) Zu vgl. Physische Geographie. Einl. § 4. Th. II. Abschn. I. § 3. (Bd. IX. S. 140—143. S. 326 sigd.) S. dieses Werk. Bd. IV. (3. Aust.) S. 161. — Ebendas. 1. (X. S. 25.)

griffe Gattung und Art sind, naturgeschichtlich genommen, identisch. "Art und Sattung sind in der Naturgeschichte (in der es nur um Erzeugung und den Abstamm zu thun ist) an sich nicht unterschieden. In der Naturbeschreibung, da es bloß auf Vergleichung der Merkmale ankommt, sindet dieser Unterschied allein statt. Was hier Art heißt, muß dort öfter nur Race genannt werden."

Daher giebt es innerhalb berselben Gattung keine Arten. Die struchtbare Fortzeugung beweist die Einheit der Gattung, die Möglichkeit oder Thatsächlichkeit der gemeinsamen Abstammung oder des Ursprungs von einem einzigen Stamm. Es könnte sein, daß dieselbe Gattung sich ursprünglich in verschiedenen Stämmen dargestellt habe, dann müßte man viele Localschöpfungen annehmen, wodurch die Zahl der Ursachen ohne Roth vermehrt würde. Die wirkliche Einheit der Abstammung beweist die Einheit nicht bloß der Gattung, sondern der Familie.

Der Gattungstypus erbt durch die Zeugung fort: diese Fortzeugung ist Nachartung; innerhalb derselben Gattung sind die Abweichungen von dem gemeinsamen Typus Abartungen. Wenn diese größer sind, als die Nachartung und den Typus oder die ursprüngliche Stamm= bildung nicht mehr herstellen, so überschreiten sie die Grenze der Abartung und erscheinen als Ausartung. Wenn die Abarten in der Zeugung sich sortpslanzen und dem Erzeugten von beiden Seiten anserben, so besteht darin die Anartung. Hier nun ist die Frage: ob eine solche doppelseitige Anartung oder halbschlächtige Zeugung unter allen Umständen beharrt und die Unterschiede der Abarten unausbleibslich sorterben?

Da nun alle Menschen, wie verschieden sie sein mögen, durchgängig fruchtbare Rinder mit einander erzeugen, so giebt es nicht viele und besondere Menschenarten oder sgattungen, sondern nur eine. Die Kacen sind Abartungen, aber nicht alle Abartungen sind Kacen. Durch zwei Bedingungen können innerhalb derselben Gattung die Nachartungen modissicirt werden: durch Zeugung und Verpflanzung (Wanderung), infolge deren die localen Lebensbedingungen, nämlich die Beschaffensheiten des Lichtes und der Luft, des Bodens und der Nahrung sich ändern. Die Vermischung bestimmt die inneren, die Verpflanzung modissicirt die äußeren Bedingungen des Lebens. Hier giebt es drei Mögs

¹ Bestimmung des Begriffs einer Menschenrace. 6. (X. S. 58. Anmkg.) — ² Von den versch. R. d. W. 1. (X. S. 26.) — ³ Ebendas. (X. S. 26.)

lichkeiten, je nachdem innerhalb berselben Gattung gewisse Unterschiede sowohl in der Zeugung als in der Berpslanzung sich beständig erhalten, oder zwar in der Verpslanzung, aber nicht in der Zeugung sortdauern, oder umgekehrt zwar durch Zeugung, nicht aber in der Verpslanzung erhalten bleiben. Im ersten Fall heißen die Abartungen Racen, im zweiten Spielarten, im dritten Menschenschlag. Ein Beispiel der Racen sind Weiße und Neger, ein Beispiel der Spielarten innerhalb der weißen Race die hellere und dunklere Farbe (blonde und brünette), wie die standinavischen und die süblichen Völker Europas, ein Beispiel des Menschenschlags sind gewisse Familien, welche durch den geschlossenen Areis der Ehen ihre Eigenart ausprägen und in der Fortzeugung erhalten. Die Modificationen der Spielarten sind Varietäten. Diese können durch Ehen, die immer in denselben Familien bleiben, mit der Beit einen besonderen Menschenschlag hervorbringen.

Dadurch ist der Begriff der Race bestimmt: die Racen sind erbliche Classenunterschiede, die weder durch Bermischung noch durch Ber= pflanzung ausgelöscht werden, sondern unausbleiblich forterben. Unterschiede der Spielarten, der Varietäten und des besonderen Menschen= schlags (Familienschlags) lassen sich tilgen, niemals die der Racen. Wenn sich die letzteren vermischen, so zeugen sie nothwendig halbschlächtig. Daß sie fruchtbare Kinder zeugen, ist der Beweis ihrer gemeinsamen Abstammung ober ihrer Gattungseinheit; daß sie nothwendig halb= schlächtig zeugen, beweist, daß sie Racen find. Darin liegt zugleich die Möglickfeit, den Racenunterschied experimentell zu beweisen. Die Blend= linge ober Mischlinge, wie die Mulatten, Mestizen, schwarze Karaiben u. s. f., bezeugen, daß Weiße, Neger und Indianer weder besondere Menschengattungen noch auch bloße Spielarten, sondern Menschenracen find. "Der Begriff einer Race ist also: der Classenunter= schied der Thiere eines und desselben Stammes, sofern er unausbleiblich erblich ift."2

Solche Racenunterschiede sind im Menschengeschlechte nach Kant vier: die weiße, schwarze, hunnische (mongolische oder kalmückische) und die hindostanische Race. In Rücksicht der Hautsarbe unterscheidet Kant: die Weißen, die gelben Indianer, die Neger und die kupferrothen Amerikaner, wobei die letzteren ihm als eine durch Verpflanzung ent=

¹ Bon ben versch. R. d. M. (X. S. 26 u. 27.) — ² Bestimmung des Begriffs einer Menschenrace. 1—6. (X. S. 57 u. 58.)

standene Abartung der mongolischen oder kalmückischen Kace gelten.¹ Diese Kacen erscheinen auf der Erde vertheilt und nach himmelsstrichen von einander gesondert, so daß Klima und Kace einander entsprechen. Wo das Gegentheil stattsindet, erklärt sich das Nisverhältniß aus der Verpslanzung oder Wanderung einer Race von schon constant gewordenem Charakter. Diese Zusammenpassung der verschiedenen Kacen und himmelsstriche erklärt zugleich, warum sich die Kacenunterschiede besonders durch die Haut arbe ausprägen, da zur Erhaltung der Geschöpfe unter den verschiedenen Einstüssen, da zur Erhaltung der Geschöpfe unter den verschiedenen Einstüssen, das wichtigste Stück der Vorsiorge der Natur" sein muß, die Haut aber das Organ jener Absonsberung ausmacht.²

Da nun unser Philosoph die Nacen nicht bloß als Abartungen berselben Gattung, sondern als Abkömmlinge desselben Stammes betrachtet, um durch die Annahme vieler Localschöpfungen die Zahl der Ursachen nicht unnöthig zu vermehren, so muß er einen einzigen Urskamm der Menscheit voraußsetzen, der sich durch Verpslanzung und Wanderung in die verschiedenen Himmelöstriche verzweigt und hier durch Anpassung an die klimatischen Bedingungen, insbesondere an die Sinswirkungen des Lichtes und der Luft sich im Lause der Zeit in die verschiedenen Nacen differenzirt habe. Dabei gilt ihm als wahrscheinlich, daß dieser Urstamm nicht in einem der Nacenertreme, sondern in einer mittleren Art zu suchen sei, aus welcher sich die verschiedenen Abstufungen dis zu den äußersten Differenzen leichter entwickeln konnten, daß derselbe die gemäßigte Zone bewohnt und in Ansehung der Hautsarbe die dunklere (brünnette) Schattirung der weißen gehabt habe.

Diese Uebereinstimmung zwischen Race und Klima erscheint als eine zweckmäßige Einrichtung und das menschliche Anpassungsvermögen, welches ihr zu Grunde liegt und sie hervorgebracht hat, als die natürsliche Anlage, wodurch das menschliche Geschlecht besähigt und bestimmt ist, sich allen klimatischen Unterschieden anarten, in allen Zonen leben und sich über den Erdkreis ausbreiten zu können. Aus der Entwicklung dieser Anlage sind im Laufe der Zeiten die Racen entstanden. Der Ursprung der letzteren ist daher nicht durch Zufall, auch nicht aus Gelegensheitsursachen oder mechanischen Einwirkungen zu erklären, sondern in

¹ Bon den versch. Racen d. M. 2. (X. S. 28-30.) Bestimmung des Begriffs u. s. f. 2. (X. S. 49 sigd.) — * Ebendas. 2. (X. S. 49 u. 50.) — * Ebendas. 3. (X. S. 41 u. 42.)

der menschlichen Gattung prasormirt. Die Factoren, welche die Racenunterschiede erzeugt haben, find nicht außere, mechanisch wirksame Ur= sachen, sondern in der Zeugungskraft enthaltene Reime und natürliche Anlagen, kraft deren sich der Mensch an alle Klimate und jede Be= schaffenheit des Bobens gewöhnen kann. Schon das bloße Vermögen, seinen angenommenen Charakter fortzupflanzen, ist Beweises genug, daß dazu ein besonderer Reim ober natürliche Anlage in dem organischen Geschöpf gelegen ist. "Denn außere Dinge können wohl Gelegenheitsaber nicht hervorbringende Ursachen von demjenigen sein, was noth= wendig anerbt und nachartet; so wenig als der Zufall oder physisch= mechanische Ursachen einen organischen Körper hervorbringen können, so wenig werden sie zu seiner Zeugungstraft etwas hinzusetzen, b. i. etwas bewirken, was sich selbst fortpflanzt, wenn es eine besondere Gestalt ober Verhältniß der Theile ist." Die Entwicklung der Racen geschieht natürlich unter den fortwährenden Einflüffen klimatischer Bedingungen, worunter "Sonne und Luft diejenigen Ursachen zu sein scheinen, welche auf die Zeugungskraft innigst einfließen und eine dauer= hafte Entwicklung der Reime und Anlagen hervorbringen, d. i. eine Race gründen können, da hingegen die besondere Nahrung zwar einen Menschenschlag hervorbringen kann, deffen Unterscheibendes aber bei Verpflanzungen bald erlischt".1

Die klimatischen Unterschiede der Sonne und Luft lassen sich in der Hauptsache durch die vier entgegengesetzten Qualitäten der trockenen und seuchten Kälte, wie der trockenen und seuchten Hige bestimmen. Die menschliche Natur kann allen diesen klimatischen Berschiedenheiten anarten, aber sie wird unter dem Einsluß der trockenen Kälte andere Anlagen entwickeln, als unter dem der seuchten Hige. Um mit den Bestingungen der Siszone oder mit denen der entgegengesetzten heißen so viel als möglich übereinzustimmen, bilden sich Menschenracen von sehr verschiedenen Charakteren. Unter dem Einslusse der trockenen Kälte besdarf der menschliche Organismus zu seiner Erhaltung einer größeren Blutwärme, also eines schnelleren Pulsschlages, eines kürzeren Blutumlaufs und einer kleineren Statur; die Extremitäten verkürzen sich, um dem Herde der Blutwärme näher zu sein, es entsteht ein Mißeverhältniß zwischen den Beinen und der Leibeshöhe, die Entwicklung der Körpersäste wird unter diesem austrocknenden Himmelsstriche ges

¹ Bon ben verschiebenen Racen b. M. 3. (Bb. X. 6. 32 u. 33.)

hemmt, die Reime des Haarwuchses verlieren sich, die hervortretenden Theile des Gesichts platten sich ab, die Augen müssen sich durch eine wulstige Erhöhung gegen die Kälte, durch blinzendes Zusammenziehen gegen das Schneelicht schützen, so entsteht das bartlose Kinn, die geplätschte Nase, dünne Lippen, blinzende Augen, das slache Gesicht, die röthliche braune Farbe mit dem schwarzen Haare: mit einem Worte die kalmückische Gesichtsbildung. Wenn sich die charasteristischen Grundzüge dieser Nace auch außerhalb des nördlichen Weltstrichs sinden, wie in Asien und namentlich in Amerika, so erklärt sich dies durch spätere Einwanderungen aus der Polarzone in süblichere Weltgegenden, woraus zugleich erhellt, wie wenig die Verpslanzung die Nacenuntersschiede auslöscht.

Unter den entgegengesetzten Ginfluffen der feuchten Site entsteht die entgegengesetzte Race, das Widerspiel der kalmückischen. Die feuchte und heiße Atmosphäre begünftigt die Vegetation des menschlichen Kör= pers, die fleischigen Theile nehmen zu, die ftarken Ausbunftungen wollen gemäßigt, die schädlichen Einsaugungen verhütet sein; so erzeugt fich die dice Stülpnase, die Wulftlippen, der Ueberfluß der Eisentheilchen im Blut, die durch das Oberhäutchen durchscheinende Schwärze, die übelriechende Ausdünftung, die geölte Haut, das wollige Haupthaar: die Negerrace in der vollkommensten Uebereinstimmung mit ihrem Erdtheil und Klima. Die Zweckmäßigkeit der Racenbildung in Absicht auf bas Klima erscheint nirgends so einleuchtend, wie in den Negern. Nach diesem Vorbilde darf man auf eine analoge Zweckmäßigkeit der Racenbildung überhaupt schließen. Vergleichen wir das Klima Senegambiens mit der Organisation des menschlichen Körpers, so zeigt sich in dieser Atmosphäre das Blut so sehr mit Phlogiston überladen, daß zur Erhaltung des Lebens Mittel nöthig sind, die jenen Stoff aus bem Blute in weit größerem Maße wegschaffen, als es bei unserer Organisation geschehen kann; durch die Lunge kann bei weitem nicht genug des schädlichen Stoffes weggeschafft werden, baher muß die Haut im Stande sein, das Blut zu dephlogistisiren. Zu diesem Zwecke muß an die Enden der Arterien sehr viel Phlogiston hingeschafft werden und nun das unter der Haut mit diesem Stoff überladene Blut schwarz durchscheinen, wenn es gleich im Innern des Körpers roth genug ist.

¹ Bon ben verschiebenen Racen b. M. 3. (X. 33—37.) — ² Bestimmung bes Begriffs einer Menschenrace. 6. Anmkg. (X. S. 61 sigb.)

Der Anatom Sömmering hatte erklärt, daß man in dem Bau des Negers Eigenschaften finde, welche ihn für sein Klima zum vollkommensten Geschöpf machen, vielleicht zum vollkommeneren als den Europäer.

Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß Kant, indem er vom "Phlogiston" im menschlichen Blut und der "Dephlogistisirung" des letzteren redet, noch ganz von den Lehren der alten Chemie abhängt, die durch Priestleys Entdeckung des Sauerstoffs (1774) und die darauf gegründete Erklärung des Verbrennungsprocesses, welche Lavoisier gab (1783), für immer zerstört wurde.

III. Die teleologische Erklärungsart. (G. Forster.)

Wir sehen, welche Bebeutung in Kants naturgeschichtlicher Theorie der Racen die teleologische Erklärungsart gewinnt. Er läßt die Menschen nicht bloß zu derselben Gattung, sondern zu derselben Familie gehören und von einem ursprünglichen Stamme, ber vielleicht aus einem einzigen Paare hervorgegangen ift, entspringen und erbliche Unter= schiede hervorbringen, welche entweder perpetuiren und in der Zeugung stets halbschlächtig anarten, ober nicht perpetuiren und mit der Zeit verschwinden können: die erblichen Eigenthümlichkeiten classischer und unausbleiblicher Art sind die Racen, die erblichen Eigenthümlichkeiten nicht classischer und nicht unausbleiblicher Art dagegen die Barietäten. Das Menschengeschlecht ist für alle Klimata der Erde organisirt und angelegt, diese natürlichen Anlagen find in dem ursprünglichen Men= schenstamm vereinigt, in den ausgewanderten Stämmen entwickeln sich diejenigen Anlagen besonders, welche dem neubewohnten himmels= striche gemäß sind: dadurch entstehen die besonderen Racen und ihre zweckmäßige Uebereinstimmung mit dem Klima.

Diese Theorie ist es, die G. Forster in drei Hauptpunkten angreift: 1. er anerkennt nur zwei Racen, die Neger und alle übrigen Menschen, als welche Varietäten einer Race sind, 2. er bestreitet die gemeinsame Abstammung jener beiden Urstämme, als welche ursprüngliche Localsschöpfungen sind, endlich 3. er verneint, daß zur Erzeugung der Racen innere Anlagen und zweckthätige Ursachen nöthig seien, vielmehr lasse sich die Entstehung derselben aus der Wirksamkeit physisch=mechanischer

¹ Bgl. dieses Werk. Bb. VI. Buch II. Abschn. II. Cap. IX. S. 465—468. Bgl. H. Kopp: Die Entwicklung der Chemie in der neueren Zeit. S. 61—64. S. 182. Derselbe: Beitr. St. III. S. 295. — 2 Neber den Gebrauch teleol. Principien in der Philosophie. (Bb. X. S. 72—78.)

Ursachen herleiten. Dies gelte für die Entstehung nicht bloß der Racen, sondern aller Organisationen, deren Ursprung geologisch zu erklären sei. Diese Hypothese einer generatio aequivoca bezeichnet Kant durch solgende von ihm angeführten und eklektisch ausgewählten Säte Forsters: "Die kreisende Erde, welche Thiere und Pflanzen ohne Zeugung von ihres Gleichen aus ihrem reichen, vom Meeresschlamm befruchteten Wutterschooße entspringen ließ, die darauf gegründeten Localzeugungen organischer Gattungen, da Afrika seine Menschen (die Neger), Asien die seinigen (alle übrigen) hervorbrachte, die davon abgeleitete Berwandtschaft aller in einer unmerklichen Abstufung vom Menschen zum Walsisch und so weiter hinab (vermuthlich bis zu Moosen und Flechten nicht bloß im Vergleichungsspstem, sondern im Erziehungsspstem aus gemeinschaftlichem Stamme) gehenden Naturkette organischer Wesen u. s. f. "1

Die Einwürfe des berühmten Naturforschers sucht unser Philosoph in allen drei Punkten zu widerlegen. Daß die Indier eine eigene Race sind, soll aus der Thatsache erhellen, daß Abkömmlinge derselben, die Zigeuner in Europa, ihren Typus in so vielen Generationen beharr-lich sortgeerbt haben. Daß die Racen nicht aus der äußeren Einwirkung klimatischer Ursachen, sondern durch ihre Anpassung an diese Bedingungen vermöge ihrer natürlichen Anlage entstehen, soll aus der Thatsache ihrer cykladischen, nicht sporadischen Verbreitung einleuchten. Denn wenn der Erdstrich allein im Stande wäre, gewisse Raceneigenthümlichkeiten hervorzubringen, so müßten sich in den gleichen Klimaten der verschiebenen Erdsteile gleiche Racen sinden, also dieselbe Race sporadisch über den Erdkreis zerstreut sein, was der Fall nicht ist.

Aber die hauptsächlichste Differenz, die den Philosophen bewogen hat, seine Abhandlung über den Gebrauch teleologischer Principien zu schreiben, liegt in dem dritten Punkt: nämlich in der Behauptung Forsters, daß physische Ursachen geologischer Art ausreichen, den Ursprung organischer Geschöpfe zu erklären. Kant verwirft diese Hypothese nicht aus moralischen oder religiösen, sondern lediglich aus kritischen Gründen, er verwirft sie nicht etwa deshalb, weil sie die natürliche Erklärung zu weit treibe, sondern weil sie die Grenzen derselben überschreite und den Leitsaden der Ersahrung völlig verlasse, er tadelt an Forsters Ansicht nicht die physikalische, sondern die "hypermeta»

¹ Ueber ben Gebrauch teleol. Principien in der Philosophie. (Bb.X. S. 91 n. 92.) — 2 Ebendas. (X. S. 82—89.)

physische" Denkart, denn sie erfinde oder erdichte, um den Ursprung der organischen Geschöpfe zu erklären, eine solche materielle Grund= kraft, die sich in der Erfahrung niemals nachweisen lasse.

Kant behauptet, daß alle Organisationen von organischen Wesen durch Zeugung abstammen und ihre späteren Unterschiede ober Formen aus ursprünglichen Anlagen allmählich entwickeln, dagegen der Ur= sprung oder die erste Entstehung der organischen Wesen selbst uner= klärlich sei. Forster behauptet, daß dieser Ursprung aus gewissen geologischen Zuständen, also aus Factoren der unorganischen Natur ober aus Kräften der Materie wohl erklärbar sei. Nun sagt Kant nicht, daß die Ansicht des Gegners unmöglich oder ungereimt sei, er sagt nur: fie ift unbeweisbar, fie ift es aus nachweisbaren, unwiderleglichen Gründen. Er behauptet nicht, daß eine mechanisch=physische Entstehung organischer Geschöpfe als solche unmöglich sei, er behauptet nur, daß sie uns, nach ber Beschaffenheit und Einrichtung unserer Bernunft, unerkennbar sei, daß sie mit den Bedingungen unserer Erfahrung streite. Hier ist der eigentliche und wesentliche Punkt der Controverse. Der kritische Philosoph bestreitet dem dogmatischen Natursorscher die wissenschaftliche Berechtigung, in die Materie organisirende Ursachen ober Kräfte zu setzen, um organische Producte daraus herleiten zu können. Organisirende Kräfte sind zweckthätige, also teleologische Prin= cipien, welche in der Betrachtung organischer Körper nothwendig, sei es absichtlich ober unabsichtlich, gebraucht werden; daher handelt es sich um den richtigen und falschen Gebrauch dieser Principien. Richtig ist der Gebrauch, wenn er mit der Erfahrung übereinstimmt, falsch, wenn er derselben widerstreitet. Die Klarstellung dieses Punktes ist das Thema.

Jeder organische Körper zeigt unserer empirischen Betrachtung eine solche Einrichtung und Verknüpfung seiner Theile, daß wir genöthigt sind, dieselben als Zweck und Mittel auf einander zu beziehen und deshalb organisirende Ursachen oder Kräfte anzunehmen, welche zweckthätig wirken. Nun sind innerhalb unserer Erfahrung solche zweckthätige Kräfte nur in uns selbst gegeben: in der Erzeugung der Kunstwerke, in dem Verstande und Willen des Menschen. Diese Vermögen sind bewußter und intelligenter Art. Zweckthätige Ursachen nicht bewußter und intelligenter Art sind uns innerhalb unserer Erfahrung nicht gegeben: daher können wir aus empirischen Gründen zweckthätige Kräfte

¹ Ueber ben Gebrauch teleol. Principien in ber Philosophie. (X. S. 92.)

nicht als blinde vorstellen und intelligente Kräfte in der äußeren Natur, soweit dieselbe unserer Erfahrung einleuchtet, nicht entdecken.

Demnach gerathen wir, indem wir der Richtschnur der Ersahrung solgen, mit der Erklärung der organischen Körper in ein Dilemma: wir können von der Betrachtung solcher Körper nicht die zweckthätigen Kräfte und von der Bestimmung der letzteren nicht Wille und Intelligenz ausschließen, diese aber unmöglich der Materie oder den Naturkräften zusschreiben. Sehen wir zur Erklärung der organischen Geschöpfe eine natürliche Grundkraft oder erste Ursache, so wirkt dieselbe entweder bloß mechanisch oder zweckthätig und ist im letzteren Fall entweder blind oder bewußt. Nun können wir aus bloß mechanischen Ursachen niemals den Ursprung organischer Wesen begreifen, da uns die zweckmäßige Einzichtung derselben empirisch einleuchtet, und wir vermögen uns diesen Ursprung ebensowenig aus zweckthätigen Ursachen zu erklären, da uns blinde Zweckthätigkeit in keiner Ersahrung, intelligente oder bewußte dagegen nie in der äußeren, sondern nur in der inneren gegeben ist.

Wir stehen daher vor folgendem Dilemma: die natürliche Grundstraft oder erste Ursache der Entstehung organischer Wesen muß entsweder bloß mechanisch oder zweckthätig wirken; da sie nun als Gegensstand unserer Erkenntniß weder auf die eine noch auf die andere Art gesaßt werden kann, so ist sie überhaupt nicht zu bestimmen, also kein Gegenstand eines bestimmenden Urtheils, kein Erkenntnißobject, sondern unerklärlich. Jeder Versuch, dieselbe zu bestimmen, geschieht unabhängig von der Ersahrung und ist gleich einer Erdichtung: daher ist der Gesbrauch teleologischer Principien auf die Ersahrung und die Betrachtung ihrer Thatsachen einzuschränken, d. h. er ist nur empirisch und nie metaphysisch. Einen solchen bloß empirischen Gebrauch von den Zweckurzachen will Kant in seiner Betrachtung der Racen gemacht haben, einen solchen metaphysischen Gebrauch sindet er in der Theorie des Gegners, welcher der blind wirkenden Ratur organisirende Kräste zuschreibt.

Wenn die teleologische Betrachtung der natürlichen Dinge mit dem Rechte der reinen Vernunft auch eine nothwendige und allgemeine, d. h. apriorische Geltung in Anspruch nehmen darf, so wird dieselbe nicht der Erkenntniß und dem bestimmenden Urtheil, sondern einer ans deren Beurtheilungsart zukommen müssen, welche sestzustellen und zu er-

¹ Ueber ben Gebrauch teleol. Principien in der Philosophie. (Bb. X. S. 92 – 94.)

sorschen, das Thema, der "Aritik der Urtheilskraft" ausmacht. Die durch Forsters Einwürse veranlaßte Abhandlung über den "Ge-brauch teleologischer Principien in der Philosophie" ist als ein Vorsläuser dieses letzten grundlegenden Werkes der kantischen Aritik anzusehen, und wir werden in der Darstellung desselben auf die gegenwärtige Betrachtung zurücklicken.

Siebenzehntes Capitel.

Die Freiheitsgeschichte der Menschheit. Kants geschichtsphilosophische Schriften.

I. Die weltgeschichtlichen Grenzpunkte.

1. Der Anfang.

Die menschliche Naturgeschichte blickt zurück auf ben dunklen Ursprung der Menschheit, die Freiheitsgeschichte blickt vorwärts auf den einleuchtenden Vernunftzweck, welchen zu verwirklichen die Menschheit durch ihre moralische Anlage bestimmt ist. Die beiden Grenzpunkte der Freiheitsgeschichte sind der Ansang und das Ziel der moralischen Entwicklung: die Bestimmung des ersten giebt Kant in seiner Schrift "Muthmaßlicher Ansang der Menschengeschichte" (1786), die des zweiten in seiner "Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht (1784).

Es muß in bem Gange ber Menscheit einen Punkt geben, wo die natürliche Entwicklung in die moralische übergeht und sich die Freisheitsgeschichte von der Naturgeschichte scheidet, indem sich der Mensch von der Macht, welche ihn dis dahin ganz beherrscht hatte, befreit. Der erste Schritt zu dieser Befreiung ist der Ansang zur Menschengeschichte. In der Abhängigkeit von der Natur solgt der Mensch ganz seinem Instincte, in der Unabhängigkeit von ihr solgt er ganz seinem eigenen Willen: der Beginn seiner Befreiung liegt daher in dem Uebergange von der Herrschaft des Instincts zur eigenen Willensthat. So lange der Instinct herrscht, hat der Mensch keine anderen Bedürfnisse, als welche die Natur in ihm empsindet und die Natur außer ihm bestriedigt. In dieser glücklichen und harmlosen Einheit mit der Natur ist sein physischer Zustand das Paradies, sein moralischer die Unschuld. Der Stand der Freiheit beginnt, wenn der Mensch diesen Naturstand

aushebt und die paradiesische Unschuld verläßt; dies geschieht durch die Erhebung des eigenen Willens wider das von außen gegebene Geset; die erste Willensthat ist daher gesetwidrig, sie ist der Austritt aus dem Stande der Unschuld, der sittliche Fall des Menschen, der Ursprung des Bösen. Die Freiheit beginnt mit dem Absall, ihr Ausgangspunkt ist das Böse, ihr Gesolge das Heer der Uebel, welche mit dem Bösen und durch dasselbe entstehen.

Jett erwachen in der menschlichen Natur Bedürfnisse und Leiben= schaften, die unter der Herrschaft des Instinctes schlummerten; jest will der Mensch die Natur beherrschen und sich unterthan machen, wie er bis dahin ihr unterthan war. Diesen Zweck auszuführen, muß er arbeiten. An die Stelle des unbefangenen Naturgenuffes tritt die Arbeit, an die des harmlosen Zusammenlebens die Verschiedenheit einander ausschließender Wirkungskreise. Mit der Arbeit kommt die Zwietracht: der Jäger bekampft den Hirten, beide die Ackerbauer; das Bedürfniß, sich zu sichern, zwingt die letteren, sich in festen Wohnsitzen zu vereinigen, es entstehen Dörfer, die durch größere Bereinigung und stärkere Befestigung Städte werden; das seßhafte Leben scheidet sich vom nomadischen, die Künste entstehen, das gesellige Leben, das feste Eigenthum, die burgerliche Ungleichheit. Aus einem Werke ber Natur wird das menschliche Leben sein eigenes Werk, ein Product der Arbeit und der Erfindung, die erste Schöpfung der Cultur. Mit dieser er= weitern und verfeinern sich die Bedürfnisse, wie die Genüffe, und vermehren sich ebendeshalb die Leidenschaften und die Laster. Damit ver= glichen, erscheint der Naturzustand ungleich einfacher, ärmer an Uebeln, gludlicher und besser. Der Fortschritt der Cultur bezieht sich immer nur auf das Ganze, diese schreitet fort, während die Einzelnen durch den Widerstreit zwischen Natur und Bildung unter dem Drucke der bürgerlichen Ungleichheit mit moralischen und physischen Uebeln über= häuft werden. Beurtheilt man die Bildung bloß nach dem Maße der Glückseit, betrachtet man das Individuum und dessen Wohl als den Endzweck der Geschichte, so ist Rouffeau mit seiner Vorstellungsart, seiner Sehnsucht nach bem Paradiese und ber Unschuld der Menscheit, seinem Verlangen nach der Rucktehr zu diesem Naturzustande in vollem Indessen ift das Ziel der Menschheit höher gelegen, als das Recht. Wohl der Einzelnen, und der Weg dahin erfüllt sich mit dem Heere ber Uebel, welche nothwendig sind, um die Entwicklung des Ganzen zu fördern. Welches ist das Endziel der Menschheit?

Rant hatte in seiner Erklärung der Racen unwillkürlich der biblischen Erzählung beigestimmt, da es seiner Theorie entsprach, die große Familie der Menscheit von einem einzigen Paare abstammen zu lassen. In seiner Ansicht vom Ansange der Menschengeschichte und von dem Uebergange aus dem Stande der Natur in den der Freiheit braucht er die biblische Erzählung vom Paradiese, dem Sündensalle und der Vertreibung der ersten Menschen aus dem Garten Gottes als ein willsommenes Sinnbild, um seine philosophische Idee anschaulich zu machen. Es ist nicht das erste und nicht das letzte Beispiel einer allegorischen Umdeutung der biblischen Sage.

Was ihn in der ganzen Untersuchung offenbar am meisten anzieht, ift das Verhältniß zwischen Natur und Bildung, die richtige Bestimmung desselben, die Sinsicht in ihren Widerstreit und in die sittliche Nothwendigkeit desselben. Er versteht Rousseau vollkommen, zugleich ist er ihm in der Beurtheilung der Sache weit überlegen. Aehnlich verhält sich Schiller. Man weiß, wie lebhaft dieser von dem großen Thema des Contrastes zwischen Natur und Vildung auch poetisch ergriffen war und in seiner Theorie der naiven und sentimentalischen Dichtung davon ausging. In Uebereinstimmung mit Kant erblickte auch Schiller in der Scheidung des Ackerbaues von dem Nomadenleben den ersten großen Sieg in dem Kampse der Bildung mit der rohen Natur, den besestigten und unvertilgbaren Ansang der menschlichen Freiheitsgeschichte, den er in seinem "Eleusischen Feste" erhaben gesschildert hat.

2. Das Endziel.

Wenn die geschichtlichen Begebenheiten einen Zusammenhang im Ganzen und Großen haben, so kann dieser kein anderer sein als die Entwicklung des menschlichen Geschlechts, als die Entsaltung derjenigen Anlage, kraft deren sich die Menschheit von ihrer Naturabhängigkeit loslöst und in die Bahn selbstthätiger Bildung einlenkt. Die Weltgeschichte ist der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit: dieser Ausspruch Gegels ist kantischen Ursprungs. Besteht die Weltgeschichte in der Entwicklung der Freiheit, so muß ihr Zielpunkt der Freiheitszustand der Menschen im Großen, die im Staate und im Völkerleben durchgeführte Gerechtigkeit sein. Die gerechte Staatsversassung ist bei Kant der höchste

¹ Muthmaßlicher Anfang ber Menschengeschichte. (Berl. Monatsschrift. Jan. 1786.) Bb. IV. S. 339—358.

Begriff bes Vernunftrechts, die Grundlage und Bedingung aller völker= rechtlichen Ordnungen; noch ist sie nicht gegeben, aber sie soll sein und verwirklicht werden, nicht durch den gewaltsamen Umsturz der Dinge, sondern auf dem gesetymäßigen Wege einer allmählichen Entwicklung. Nicht die Revolution, sondern die "Evolution" ist die vernunftgemäße Form ihrer Herstellung: die Weltgeschichte ist diese Evolution. weder giebt es überhaupt keinen einmüthigen Zusammenhang in der Beltgeschichte und barum auch keine Geschichtsphilosophie, ober die letztere kann nur ben Gebanken einer solchen Entwicklung zu ihrem Thema haben. Großen Naturforschern ift es gelungen, den mechanischen Welt= bau aus obersten Gesetzen zu erklären, die Ordnungen des natürlichen Rosmos, aber für die des geschichtlichen fehlen noch die Repler und Newton, welche im Stande waren, aus einem Grundgedanken die complicirten Bewegungen ber Weltgeschichte aufzulösen. Diesen Grundge= banken festzustellen und damit das Problem einer möglichen Geschichts= philosophie zu bestimmen, macht sich Kant zur Aufgabe. Es ist auch hier weit mehr die richtige Fassung des Problems, als die Lösung, die ihn beschäftigt. Er kam von der Vernunftkritik her, welche mit der Aussicht in die Ordnungen der sittlichen Welt ihren Umtreis geschlossen hatte, sie hatte die Grundsatze der Naturwissenschaft dargethan, aber die Möglickkeit einer Geschichtsphilosophie noch nicht berührt.

Jett tritt ihm die Frage entgegen: was kann in Ansehung der Ge= schichte durch die bloße Vernunft erkannt und ausgemacht werden? Wie erscheint die Geschichte unter dem Gesichtspunkte der kritischen Philosophie? Auch von außen ergingen Aufforderungen an ihn, die seine Erklär= ungen über diesen Punkt wünschten. Um falsche Meinungen über seine Ansicht zu verhüten, schrieb er den Auffatz: "Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht". Gine seiner mundlichen Aeußer= ungen, welche in die Tageslitteratur übergegangen war, gab dazu die zufällige Beranlaffung. Die gothaischen gelehrten Zeitungen brachten unter dem 11. Februar 1784 folgende Notiz: "Eine Lieblingsidee des Herrn Prof. Kant ift, daß der Endzweck des Menschengeschlechts die Erreichung der vollkommensten Staatsverfassung sei, und er wünscht, daß ein philosophischer Geschichtsschreiber es unternehmen möchte, uns in diefer Rudficht eine Geschichte der Menscheit zu liefern und zu zeigen, wie weit die Menschheit in ben verschiedenen Zeiten biesem Endzwecke sich genähert ober von bemselben entfernt habe, und was jur Erreichung beffelben noch zu thun sei". Im hinblick auf biese Mittheilung schickte Kant seinem Aufsatze die Bemerkung voraus: die Nachricht sei ohne Zweifel aus seiner Unterredung mit einem durch= reisenden Gelehrten genommen worden und nöthige ihm die öffentliche Erklärung ab, ohne die jene Notizkeinen begreiflichen Sinn haben würde. ¹

Ift der geschichtliche Weltzweck die Entwicklung einer ursprüng= lichen moralischen Anlage, so liegt das Ziel ber Geschichte nicht im Individuum, sondern in der Gattung, nicht im Wohle des Einzelnen, sondern in der Vollkommenheit des Ganzen, und die Uebel, welche die Einzelnen treffen, find keine widerlegenden Einwürfe gegen ben geschicht= lichen Fortschritt. Der Zweck ber Geschichte ift nicht das Wohlergeben der Individuen, diese handeln ohne Absicht auf das Ganze und suchen die Erfüllung ihrer personlichen und eigennützigen Lebenszwecke. biesem widerstrebenden Stoff arbeitet die Weltgeschichte. Aber gerade die wetteifernden, einander entgegenwirkenden Arafte, die antagonistischen Bestrebungen in der menschlichen Gesellschaft erscheinen im geschichtlichen Gange der Dinge als Mittel zum Gesammtzweck und als Ursache der gesetzmäßigen Ordnung: der Egoismus erzeugt die Zwietracht und ent= zündet die Begierden zum Haben und Herrschen, der Wettstreit beginnt und entwickelt neben so vielen Uebeln zugleich alle Anlagen der mensch= lichen Natur, die Entfaltung derselben fordert die Berzweigung der Arbeit, die Freiheit der Individuen und zu deren Sicherung die bürger= liche Vereinigung: die Noth erzwingt den Staat, der jedem die größt= mögliche Freiheit durch die Macht seiner Gesetze gewährt. Der Staat kann seinen Zweck nur burch die Bereinigung der Freiheit mit ber Gesetzmäßigkeit erfüllen, d. h. durch die Gerechtigkeit in der voll= kommensten Form, die für den Wetteifer der menschlichen Kräfte, für den Fortschritt der Bildung die einzig sichere Grundlage ausmacht.

Wenn es zunächst der Eigennutz und die Zwietracht ist, welche die gesellige Vereinigung verlangt und stiftet, so fordert jetzt diese Vereinigung die Form der Gerechtigkeit. Aus der "pathologischen Zussammenstimmung" soll die "moralische", aus dem Nothstaate der Vernunftstaat werden: dies ist die Absicht der menschlichen Natur, der verborgene Zweck ihrer Entwicklung und Geschichte, der im Laufe der Zeiten, im Fortschritte der Cultur immer klarer und deutlicher hervorstritt und sich zuletzt in die bewußte und moralische Absicht der Mensche heit selbst verwandelt. "Dank sei also der Natur sür die Unvertrags

¹ Joee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht. (Berliner Monatsschr. Nov. 1784.) Bb. IV. S. 291—309.

samkeit, für die mißgünftig wetteifernde Eitelkeit, für die nicht zu befriedigende Begierde zum Haben oder auch zum Herrschen! Ohne sie würden alle vortrefflichen Naturanlagen in der Menschheit ewig unentwickelt schlummern; der Mensch will Eintracht, aber die Natur weiß besser, was für seine Gattung gut ist: sie will Zwietracht." Die antagonistischen Neigungen müssen sich entwickeln können, ohne sich gegenseitig zu vernichten und zu stören; dies geschieht in der gesetzmäßigen bürgerlichen Vereinigung, "so wie Bäume in einem Walde eben dadurch, daß ein jeder dem anderen Luft und Sonne zu benehmen sucht, einander nöthigen, beides über sich zu suchen und dadurch einen schönen geraden Wuchs bekommen, statt daß die, welche in Freiheit und von einander abgesondert ihre Aeste nach Wohlgefallen treiben, krüppelig, schief und krumm wachsen".

Der Staat herrscht durch seine Gewalt, diese liegt in menschlichen Händen; eine vollkommen gerechte Staatsverfassung sest daher in den Menschen selbst die Gesinnung der Gerechtigkeit voraus, und diese wieder Einsicht und Ausbildung der Begriffe, Reichthum der Weltzersahrung und Menschenkenntniß: insgesammt Bedingungen, welche die reissten und spätesten Früchte einer weit vorgeschrittenen Entwicklung sind. Es ist darum die Verwirklichung einer gerechten Staatsverfassung unter allen geschichtlichen Aufgaben die schwerste und die Lösung dersselben ihrer Natur nach die späteste: sie ist das Ziel, dem die Mensche heit in einer fortschreitenden Annäherung zustrebt.

Zur Erreichung des Ziels gehört noch eine zweite Bedingung. Selbst die vollkommenste Staatsversassung ist unsicher, so lange die Staaten sich in dem Naturzustande barbarischer Freiheit besinden und ihr Wetteiser sich noch nicht in einer rechtlich geregelten Sphäre bewegt. Wenn der Krieg die Staaten entzweit und bedroht, so ist keiner sicher, ebensowenig als der Einzelne im Stande der wilden Freiheit. Der Antagonismus der Staaten ist wohlthätig, denn er nöthigt sie, einen gesehmäßigen Zustand zu suchen: einen Amphikthonenbund der Bölker, welcher den Krieg vermeidet, den Frieden sichert, seine Dauer begründet und so die Gerechtigkeit in ihrem weltbürgerlichen Umsange verwirkslicht. Daher ist ohne die Begründung des ewigen Friedens der gesschichtliche Weltzweck nicht ausssührbar, und wenn die Gerechtigkeit sich

¹ Jbee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht. Satz IV bis VI. (Bb. IV. S. 297—801.)

Fifder, Gefd. b. Philof. V. 4. Auft. R. M.

nicht zum weltbürgerlichen Zustande erweitert, so ist die Weltgeschichte selbst planlos, und die Zweckmäßigkeit nur im Einzelnen, nicht im Ganzen wirksam. Ist diese letzte Stuse unerreichdar, dann hat Rousseau nicht so Unrecht, wenn er den Zustand der Wilden vorzieht. So lange der Eigennutz herrscht, ist jenes Ziel unerreichdar, es will erstrebt werden um der Menscheit willen, aus moralischer Gesinnung, ohne welche in der Welt nichts gut ist. Man kann in hohem Grade cultivirt und civilisirt sein, und doch ist die Wurzel des inneren Lebens bei aller Cultur die rohe Selbstsucht, denn es sehlt die moralische Bildung: in einem solchen gebrechlichen Zustande der Cultur und Civilisation besindet sich die gegenwärtige Welt, denn ihr mangelt das sittliche Wollen.

Die Zuversicht, daß in der Menschheit ein Zustand der Gerechtig= keit im größten Umfange einheimisch werden könne, erscheint als ein "philosophischer Chiliasmus". Läßt sich diese Zuversicht begründen, ober ist auch dieser Chiliasmus eine bloße Schwärmerei? Ist er es nicht, so müßte man zeigen können, daß wir uns dem Ziele annähern, so weit wir auch immer davon entfernt find; man müßte zeigen können, daß die Gegenwart, mit der Vergangenheit verglichen, dem Ziele näher gekommen ist, so weit sie noch immer davon absteht. Und aus der zurückgelegten geschichtlichen Bahn ber Menschheit läßt fich so viel schließen, daß sie vorgerückt ist. Die Staaten wetteifern schon, einander durch Bildung und Macht zu übertreffen, den zu der bürgerlichen Wohlfahrt nöthigen und thätigen Kräften öffnet sich ein freier Spiel= raum, die drudenden Fesseln werden von außen und innen gelöst und die Last der Vorurtheile aus dem Wege geräumt: die Weltgeschichte ist in das Zeitalter der Aufklärung eingetreten, und es steht zu hoffen, daß jett auch das Licht der sittlichen Erkenntniß zu tagen beginnt und immer weiteren Areisen das Ziel der Menschheit erleuchtet. Wenn man die zurückgelegte Bahn der menschlichen Entwicklung unter diesem Gesichtspunkte auffaßt und darstellt, so wird die Weltgeschichte philoso= phisch geschrieben. Eine solche philosophische Ansicht ber Geschichte ist möglich: sie erhellt aus der Vergangenheit die Zukunft, sie beweift aus der vorhandenen Erfahrung die Erreichbarkeit des Ziels und fördert baburch die Erreichung selbst. In dieser großartigen Conception besteht Rants "Ibee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht".

¹ Jbee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht. Sat VII. (Bb. IV. S. 301—304.)

Er stellt die Aufgabe und begründet die Lösung in einem Programm, welches in gedrängter Kürze folgende Sätze ausführt: jede Anlage ist zur Entwicklung bestimmt, die menschlichen Anlagen können sich nur in der Gattung vollständig entwickeln, sie müffen ihre Kräfte entfalten und darum entzweien; dieser antagonistische Wetteifer kann nur in voller Sicherheit zur vollen Geltung gelangen, er gewinnt biese Sicherheit nur im Staat; der sicherste Staat ist der Rechtsstaat, die gerechte Verfaffung, deren eigene Sicherheit durch den Völker= frieden bedingt ift. Da nun die Sicherung des Daseins auch durch den Trieb der Selbsterhaltung gefordert wird, so gehört es unter die natürlichen Zwecke und Aufgaben der menschlichen Entwicklung, daß die Gerechtigkeit im größten Umfange hergestellt werbe. Aber die Ausbildung der menschlichen Anlagen soll nicht bloß instinctiv, sondern in voller Uebereinstimmung mit unserem Wesen durch Vernunft und Einsicht geschehen: baber ist zur Erreichung des Weltzweckes die moralische Gefinnung und Erkenntniß nothwendig, welche letztere durch die ideale oder philosophische Geschichtsbetrachtung gefördert und burch selbständiges Denken begründet wird, dessen erste Bedingung in der Aufklarung besteht. Hier sehen wir uns vor der Frage, welche Rant seiner Idee einer Geschichtsphilosophie unmittelbar folgen läßt, und deren Beantwortung in das Thema derselben eingreift: "Was ist Aufklärung?"1

II. Das Zeitalter ber Aufklarung.

1. Das Wefen ber Auflarung.

Es lag nicht in der Aufgabe Kants, die Philosophie der Geschichte auszusühren, er wollte nur die Idee und das Thema derselben nach der Richtschnur seiner neuen kritischen Lehre feststellen. Drei Punkte sind es, die er zu näherer Bestimmung hervorhebt, und aus denen die Richtung, welche die Bahn der Menscheit nimmt, einleuchten soll: der Anfang, das Ziel und die Gegenwart. Diese gilt als das Zeitsalter der Aufklärung. Daher sind es drei geschichtsphilosophische Grundstagen, die unseren Philosophen beschäftigt haben: worin besteht der muthmaßliche Ansang der Menschengeschichte, ihr nothwendiges Ziel und der Charakter der Aufklärung? Demnach ist Kants "Beantworts

¹ Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht. (Berliner Monaissch. Nov. 1784.) Sat VIII. Bb. IV. S. 306.

ung der Frage: Was ist Aufklärung?" nicht als ein Beitrag zur Logik ober Erkenntnißlehre anzusehen, sondern sie gehört zu den gesichichtsphilosophischen Aufsätzen und bildet nach Zeitpunkt und Absicht ein Glied dieser Gruppe. ¹

Wie nun der Philosoph das Wesen der Aufklarung bestimmt, dem= gemäß wird er urtheilen, ob das gegenwärtige Zeitalter diesen Begriff erfüllt, in welcher geschichtlichen Geftalt und bis zu welchem Grade. Die Wurzel aller Aufklärung, die allein diesen Namen verdient, ist Selbstdenken, das eigene Urtheilen und Prüfen, womit die Aufklärung von Grund aus demjenigen Zustande widerstreitet, worin wir nicht durch eigene Urtheile bestimmt, sondern durch Vorurtheile oder die Meinungen anderer beherrscht werden. Denken ist schwer, denn es kostet Mühe und Nichts ift leichter, als Vormünder haben, die für uns benken und unsere Angelegenheiten besorgen, wie Seelsorger, Aerzte u. s. w. Nichts ift bequemer, als die Unmündigkeit. Die Liebe zur Bequemlich= keit ift Faulheit, der Widerwille gegen Mühe und Arbeit ist Furcht und Feigheit; die Aufklarung fordert Muth und Kraftanstrengung, welche die menschliche Natur, faul und furchtsam wie fie ift, lieber ver= meidet als sucht. Wenn das Joch der Vorurtheile die Geifter fesselt, so muß man nicht meinen, daß dieser Zustand nur durch eine Gewalt erzwungen und erhalten wird, welche die Masse der Menschen schmerz= lich empfindet; vielmehr tragen sie das gewohnte, anbequemte Joch gern und fühlen es keineswegs als eine drückende Laft. "Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ift das Unvermögen, sich seines Berstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Muthes liegt, sich seiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Sapere aude! Habe Muth, dich beines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung."3

Aus dem eigenen intellectuellen Araftaufwande, den der erste Schritt zur Aufklärung fordert, erklärt sich, daß sie schwierig und darum selten, also keineswegs so schnell und leicht zu haben ist, wie ihre gewöhnlichen Wortführer verkünden. Weil sie der Herrschaft der Vor-

¹ Beantwortung der Frage: Was ist Austlärung? (Berliner Monatsschrift. Dec. 1784.) S. W. Bb. I. S. 109—118. — * Ebendas. (Bb. I. S. 111.)

munder ein Ende macht, so mussen diese die Aufklarung für gefähr= lich halten und lehren, daß fie es sei; da nun ihre Meinungen die Vorurtheile der Unmündigen sind, so glauben die letzteren, daß die Aufklarung Verderben bringt. "Daß der bei weitem größte Theil ber Menschen (barunter das ganze schöne Geschlecht) den Schritt zur Mündig= keit, außerdem daß er beschwerlich ift, auch für sehr gefährlich halte, bafür sorgen schon jene Vormunder, die die Oberaufsicht über sie gütigst auf sich genommen haben." So entsteht das Vorurtheil, daß die Auf= klarung, wo sich ein Zeichen berselben rührt, niederzuhalten und zu vertilgen sei. Die Masse selbst steht wider sie im Felde. Wenn unter ben Vormundern selbst einige selbstdenkende Personen, ihrer Vormundschaft mude, die Welt belehren und aufklaren wollen, so wird es den anderen herrschfüchtigen Vormundern leicht, die Masse wider sie aufzu= wiegeln und fie dadurch zu zwingen, unter bem Joch zu bleiben. Und so ift die Arbeit der Aufklärung nicht bloß aus inneren Gründen schwer, sondern auch durch die äußere und öffentliche Macht der Vorurtheile dergestalt gehemmt, daß sie nur sehr langsam und allmählich fortschreiten kann: sie geht nicht den Weg der Revolution, sondern den der Reform. "Durch eine Revolution wird vielleicht wohl ein Abfall von perfönlichem Despotismus und gewinnsüchtiger ober herrschsüchtiger Bedrückung, aber niemals wahre Reform der Denkungsart zu Stande kommen, sondern neue Vorurtheile werden ebensowohl als die alten zum Leitbande des gebankenlosen großen Saufens bienen."1

Aufklärung ist geistige Ermannung und kann so wenig als die Mannheit selbst improvisirt werben; sie besteht im Selbstdenken, niemals im bloßen Annehmen und Nachtreten fremder Meinungen, wenn diese auch noch so freisinnig oder aufgeklärt heißen. Man kann nicht aufzgeklärt werden ohne eigenes Urtheil, man kann unmöglich zugleich aufzgeklärt und gedankenlos sein. Wenn unter dem Titel der Aufklärung neue Vorurtheile den gedankenlosen großen Hausen beherrschen, so dauert die Unmündigkeit sort, welche das Gegentheil aller wahren Aufklärung ist. Diese kann nicht gemacht werden, sondern nur sich selbst machen. Die Ausklärungsmache ist Ausklärerei, die das achtzehnte Jahrhundert vielsfältig erlebt hat, unser Philosoph aber verwirft und verwersen muß, da ihm das Selbstdenken als die Wurzel und das «sapere auche!» als der Wahlspruch der Ausklärung gilt. Nun braucht das Selbstdenken und

¹ Beantwortung ber Frage u. s. f. (Bb. I. S. 112.)

die Selbstaufklärung, um ungehindert eintreten und fortschreiten zu können, nur eine einzige Bedingung: die Freiheit des Denkens und des öffentlichen Ideenverkehrs.

2. Das Zeitalter Friedrichs.

"Nun höre ich aber", sagt Kant, "von allen Seiten rusen: rason=
nirt nicht! Der Officier sagt: rasonnirt nicht, sondern exercirt! Der Finanzrath: rasonnirt nicht, sondern bezahlt! Der Geistliche: rasonnirt
nicht, sondern glaubt! Rur ein einziger Herr in der Welt sagt: rason=
nirt, soviel ihr wollt und worüber ihr wollt, aber gehorcht!" Mit
diesem Ausspruch wird das Recht der freien Meinungsäußerung ein=
geräumt, zugleich aber durch den bürgerlichen und politischen Gehorsam
eingeschränkt. Ohne jene Einräumung ist die Ausklärung, ohne diese
Einschränkung der Staat unmöglich. Wenn beide Hand in Hand gehen
und innerhalb des Staates das Recht des freien Denkens öffentlich
ausgeübt werden dars, so ist die Ausklärung nicht bloß in dem Erkenntnißzustande einzelner Individuen, sondern als Zeitalter begründet.
Eine solche Epoche erkennt und erlebt unser Philosoph in seinem eigenen
Baterlande: in dem preußischen Staat unter Friedrich dem Großen.

Die Frage: "was ist Aufklärung?" muß jetzt so formulirt werden: wie verträgt sich das Recht der ungehinderten Gedankenfreiheit oder öffentlichen Kritik mit der unverletbaren Ordnung des Staats? Ober anders ausgedrückt: wie läßt sich das weltbürgerliche Recht, seine Bernunft zu brauchen, mit der strengen Erfüllung der bürgerlichen Pflichten vereinigen? "Welche Einschränkung ber Freiheit ift der Aufklärung hinderlich? welche nicht, sondern ihr wohl gar beförderlich? Ich antworte: ber öffentliche Gebrauch seiner Vernunft muß jederzeit frei sein, und der kann allein Aufklärung unter Menschen zu Stande bringen; der Privatgebrauch derselben aber darf öfters sehr eng eingeschränkt sein, ohne doch darum den Fortschritt der Aufklärung sonderlich zu hindern." 2 So ist die gesetzlichen Steuern zu zahlen jeder verpflichtet, dadurch aber keiner gehindert, nach seiner Einsicht über die Gerechtig= teit und Zweckmäßigkeit der Steuergesetze öffentlich zu urtheilen; so muß ber Officier seine Dienstpflichten punktlich erfüllen, darf aber zugleich als sachkundiger Mann seine Meinungen über Fehler ober Mängel der Ariegsverfassung öffentlich äußern; ebenso find die Geiftlichen in ihrem

¹ Beantwortung der Frage u. s. f. (Bb. I. S. 112 figb.) — ² Ebendas. (Bb. I. S. 113.)

amtlichen Wirkungskreise an den vorgeschriebenen Katechismus und die kirchlichen Symbole gebunden, aber als Gelehrte und wissenschaftliche Theologen zugleich berechtigt, die Glaubenswahrheiten zu prüsen, die Kirchenversassung zu beurtheilen und öffentlich ihre Ansichten darüber auszusprechen.

Das Amt gebietet die strengste Erfüllung der in ihm enthaltenen Pflichten, aber es hindert nicht, außerhalb der amtlichen Grenzen seine Ueberzeugungen zu äußern. Was bem Geiftlichen als Rirchen= lehrer nicht freisteht, muß ihm als Gelehrten erlaubt sein: nam= lich in wissenschaftlichen Schriften zu beurtheilen, was er in seinem Amte zu lehren verpflichtet ift. Auch dem Juriften ift es nicht erlaubt, in seinen Amtshandlungen die Gesetze zu corrigiren, während es ihm als Gelehrten freistehen muß, dieselben öffentlich zu beurtheilen. der Kritik der Gesetze, welcher Art sie auch seien, verträgt sich der bürgerliche Gehorsam und die Gesetzeserfüllung; der amtliche Wirkungstreis und die wissenschaftliche Kritik schließen einander nicht aus, son= dern vertragen sich zusammen. Auf diese Art können Aufklarung und Staat Hand in Hand gehen, ohne einander zu beeinträchtigen, vielmehr zu wechselseitiger Förderung. Denn jede Kritik der Gesetze hat den Zweck, dieselben zu verändern und zu verbessern, eine solche Veränderung will Zeit haben, und die Kritik braucht Zeit, um in ihren Resultaten öffent= liche Meinung zu werden. Wenn fie es nicht vermag, so bleibt fie ohne Erfolg und hat ihre praktische Probe nicht bestanden. Unterdessen bleiben die Gesetze in Araft, bis die richtige Einsicht zu voller Reise gelangt und damit der Zeitpunkt gekommen ift, die öffentlichen Zustande zu Dies ift der Weg ruhiger Reform und stetiger Entwicklung, wodurch alle gewaltsamen Umwälzungen verhütet werden.

Der schwierigste Conflict zwischen dem Rechte der Aufklärung und der Erfüllung der Amtspflichten trifft den Kirchenlehrer, da hier die persönlichen und wissenschaftlichen Ueberzeugungen nicht andere sein dürsen, als die religiösen, welche das Amt selbst, wenn es redlich und gewissenhaft ausgeübt werden soll, fordert. Sier kommen Pflichten in Frage, die sich durch den bloß passiven Gehorsam und mechanischen Dienst nicht erfüllen lassen; und wenn ein Geistlicher mit seinem Kirchenglauben zerfallen ist und diesem überhaupt keine Wahrheit mehr zusichreiben kann, so bleibt ihm nichts übrig, als sein Amt niederzulegen. Indessen, da es sich hier um einen Glauben wie den christlichen handelt, wird die Wahrheit desselben bejaht und sestgehalten werden

können, auch wenn der selbstdenkende Forscher in der Art der Begründung und Ausbildung der religiösen Wahrheit mit den überlieserten Formen der kirchlichen Glaubensstatuten nicht übereinstimmt; er wird seine wissenschaftliche Ueberzeugung mit den vorgeschriebenen Lehren so weit zu vereinigen im Stande sein, daß die Erfüllung der Amtspssichten nicht darunter leibet.

Wie Kant die Sache ansieht, so verhält sich die Wirksamkeit des Beamten zu der des Denkers und Forschers, wie der politische Wirkungs= freis zum kosmopolitischen, wie der Bürger zum Weltbürger. Wahrheiten, welche durch das schriftliche Wort vor der gesammten wissen= schaftlichen Welt verhandelt werden, haben den Charakter unein= geschränkter und höchster Publicität, während gesetzlich vorgeschriebene Lehren nur für gewisse Kreise bestimmt find und deshalb auf einem beschränkten Felde gelten. Aus dieser Fassung erklärt sich, warum der Philosoph den Vernunftgebrauch des Forschers als einen öffentlichen, den des amtlichen Lehrers als einen privaten bezeichnet, während ge= wöhnlich die umgekehrte Bezeichnung gilt, nach welcher die fanctionirten Lehren öffentliche, die gelehrten Ansichten private genannt werden. Kant hat bei seiner Bestimmung vor allem den Geistlichen im Auge, den er nach protestantischer Art nicht als Organ einer Weltkirche, sondern als Lehrer einer Gemeinde betrachtet. "Der Gebrauch, den ein angestellter Lehrer von seiner Vernunft vor seiner Gemeinde macht, ift bloß ein Privatgebrauch, weil diese immer nur eine häusliche, obzwar noch so große Versammlung ift, und in Ansehung deffen ift er als Priester nicht frei und darf es auch nicht sein, weil er einen fremden Auftrag ausrichtet. Dagegen als Gelehrter, ber als Schriftsteller zum eigent= lichen Publikum, nämlich ber Welt spricht, mithin der Geistliche im öffentlichen Gebrauch seiner Bernunft genießt einer uneingeschränkten Freiheit, sich seiner eigenen Vernunft zu bedienen und in seiner eigenen Person zu sprechen. Denn daß die Vormunder des Volks (in geistlichen Dingen) selbst wieder unmündig sein sollen, ist eine Ungereimtheit, die auf Berewigung der Ungereimtheiten hinausläuft." 1

Bu diesem Ende müßte man die Unveränderlichkeit der Glaubens= statuten beschließen und die Vormünder selbst an den Buchstaben der Satzungen sesseln, wodurch die Unmündigkeit der Menschen verewigt und die Aufklärung nicht bloß für die Gegenwart, sondern für alle

¹ Beantwortung ber Frage u. f. f. (Bb. I. S. 114 u. 115.)

Zukunft verhindert werden würde. Der religiöse Glaubenszwang ist das Gegentheil aller Aufklarung. Jenen zum perennirenden Weltzustande machen, heißt dieser die Möglichkeit der Entstehung rauben und die Nachwelt zur geistigen Anechtschaft verurtheilen. "Ich fage: das ift ganz unmöglich. Ein Contract, der auf immer alle weitere Aufklärung vom Menschengeschlecht abzuhalten geschlossen würde, ist schlechterbings null und nichtig, und sollte er auch durch die oberste Gewalt, durch Reichs= tage und die feierlichsten Friedensschlüffe bestätigt sein. Gin Zeitalter kann sich nicht verbinden und barauf verschwören, das folgende in einen Zustand zu setzen, darin es ihm unmöglich werden muß, seine Er= kenntniß zu erweitern, von Irrthumern zu reinigen und überhaupt in der Aufklärung weiter zu schreiten. Das wäre ein Berbrechen wider die menschliche Natur, deren ursprüngliche Bestimmung gerade in diesem Fortschreiten besteht; und die Nachkommen sind also vollkommen dazu berechtigt, jene Beschlüffe, als unbefugter und frevelhafter Weise genommen, zu verwerfen." "Ein Mensch kann zwar für seine Person und auch alsbann nur auf einige Zeit in dem, was ihm zu wissen obliegt, die Aufklärung aufschieben; aber auf sie Berzicht thun, es sei für seine Person, mehr aber noch für seine Nachkommenschaft, heißt die heiligen Rechte ber Menscheit verlegen und mit Füßen treten. Was aber nicht einmal ein Bolk über fich selbst beschließen darf, das darf noch weniger ein Monarch über das Bolk beschließen; denn sein gesetzgebendes Un= sehen beruht eben darauf, daß er den gesammten Volkswillen in dem seinigen vereinigt." 1

Die religiöse Aufklärung, d. h. der Gebrauch der eigenen Bernunst zur Prüsung der Glaubenswahrheiten, ist die Wurzel aller Austlärung. Die religiöse Toleranz, womit die Staatsgewalt dem Glaubenszwang entgegentritt und seiner Herrschaft ein Ende macht, ist die Bedingung, unter welcher die religiöse Ausklärung Wurzeln schlagen und sich entwickeln kann. Der erste Fürst, welcher die Toleranz in Religionssachen als Regentenpslicht erkannt hat und ausübt, ist Friedrich der Große. Seine Denkungsart geht noch weiter: "er sieht ein, daß selbst in Ansehung seiner Gesetzebung es ohne Gesahr sei, seinen Unterthanen zu erlauben, von ihrer eigenen Vernunst öffentlichen Gebrauch zu machen und ihre Gedanken über eine bessere Absassung derselben,

¹ Beantwortung der Frage u. s. f. (Bb. I. S. 115 u. 116.) Bgl. oben Cap. XI. S. 145—147.

sogar mit einer freimuthigen Aritik ber schon gegebenen, ber Welt öffentlich vorzulegen". Selbst aufgeklart und seiner Gewalt sicher, kann er sagen, was ein Freistaat nicht wagen darf: "rasonnirt, soviel ihr wollt und worüber ihr wollt, nur gehorcht". "So zeigt fich hier ein befremblicher, nicht erwarteter Gang menschlicher Dinge; so wie auch sonst, wenn man ihn im Großen betrachtet, barin fast alles paradox ist. Ein größerer Grad bürgerlicher Freiheit scheint der Freiheit des Geistes des Volkes vortheilhaft und setzt ihr doch unübersteigliche Schranken; ein Grad weniger von jener verschafft hingegen diesem Raum, sich nach allem seinem Vermögen auszubreiten. Wenn denn die Natur unter dieser harten Hulle den Reim, für den sie am zärtlichsten sorgt, nämlich ben Hang und Beruf zum freien Denken ausgewickelt hat, so wirkt dieser allmählich zurück auf die Sinnesart des Volkes (wodurch dies der Freiheit zu handeln nach und nach fähiger wird) und endlich auch sogar auf die Grundsätze der Regierung, die es selbst zuträglich findet, den Menschen, der nun mehr als Maschine ift, seiner Burde gemäß zu behandeln."1

Wenn dieser Zustand eingetreten sein wird, dann ist das Zeitalter selbst aufgeklärt: die gegenwärtige Menschheit steht noch nicht auf seiner Höhe, sondern erst in seinem Anfange; wir leben nicht in einem aufsgeklärten Zeitalter, aber wohl in einem Zeitalter der Aufklärung. Dieses Zeitalter ist das Jahrhundert Friedrichs.²

III. Rant und Berber.

In demselben Jahre, als Kants "Idee zu einer allgemeinen Ge-schichte in weltbürgerlicher Absicht" erscheint, veröffentlicht Herber sein

Beantwortung ber Frage u. s. f. f. (Bb. I. S. 117 u. 118.) — * Ebenbas. (S. 117.) Im Mücklich auf die Frage: "was heißt Aufklärung?" wiederholt Kant in einer etwas späteren Schrift, daß die Aufklärung nicht darin bestehe, Renntnisse zu haben, sondern dieselben zu brauchen, d. h. selbst zu denken. "Die Maxime, jederzeit selbst zu denken, ist die Aufklärung." Man kann seine Vernunft nicht erhalten, ohne sie zu brauchen. Daher besteht die Aufklärung in der Maxime der Selbsterhaltung der Vernunft. Es ist weit leichter, einzelne in und zu dieser Maxime zu erziehen, als dieselbe zur Grundrichtung eines Zeitalters zu machen. "Aufklärung in einzelnen Subjecten durch Erziehung zu gründen, ist also gar leicht, man muß nur früh anfangen, die jungen Köpse zu dieser Restexion zu gewöhnen. Ein Zeitalter aber aufzuklären, ist sehr langwierig, denn es sinden sich viele äußere Hindernisse, welche jene Erziehungsart theils verdieten, theils erschweren." (Was heißt: sich im Denken orientiren? Schlußanmerkung. Bd. I. S. 126.)

berühmtes Werk: "Ibeen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit". Es ist Kants ehemaliger Schüler, der jetzt in der Lösung der großen Aufgabe einer Philosophie der Geschichte unwillkürlich mit dem Meister wetteisert. Das Werk kam für Kant wie gerufen und mußte seine Ausmerksamkeit in hohem Grade sessen. Es lag ihm nahe, diese Arbeit mit der von ihm selbst gestellten Aufgabe, Herders geschichts= philosophischen Gesichtspunkt mit dem seinigen zu vergleichen und zur Charakteristik beider die vorhandene Differenz öffentlich zu erörtern. In dieser Absicht schrieb er seine Recensionen über die beiden ersten Theile der herderschen Ideen.

Mit aller Anerkennung für Herbers großes schriftstellerisches Talent, für seine beredte Darstellung, seinen umfassenden, oft in genialer Weise combinatorischen Blick, namentlich seine in theologischer Rücksicht unabhängige Denkweise mußte doch Kant die Schwäche und Unsicherheit dieses philosophischen Standpunktes durchschauen, den Mangel gründlicher und wohlgeprüfter Begriffe, die Sprünge von einer Vorstellung zur anderen, die übereilten Analogien und Schlußfolgerungen, die oft mehr lebhaft als durchdacht waren. Er entbeckte diese Mängel und legte fie bloß mit feinem, aber für Herber sehr empfindlichem Tabel, welcher den reizbaren Mann erbitterte und viel zu jenem Groll beitrug, der sich später in der "Metakritik" und "Kalligone" auf eine gehässige und versehlte Weise Luft machte. Wider Kants erste Recension wurde Herder im deutschen Merkur von einem Ungenannten vertheibigt, der sich als "Pfarrer" unterzeichnete und sehr eifrig gegen die kantische Scholaftik, wie er sie nannte, auftrat. Dieser bamalige Gegner war R. Q. Reinhold, der bald nachher einer der wirksamsten Anhänger der neuen Lehre wurde und jene Briefe über die kantische Philosophie schrieb, bie der Meister selbst als einen vorzüglichen Beweis von Talent, Gin= ficht, wie ruhmwürdiger Denkungsart gepriesen und seines öffentlichen Dankes werth erachtet hat.2

Schon im zweiten Theile der Ideen zeigte sich gelegentlich Herders Empfindlichkeit und seine wegen der Recension des ersten Theils übel erregte Stimmung; er bekämpfte einige Sätze aus Kants geschichtsphilosophischer Schrift, namentlich den Ausspruch, daß der Mensch ein Thier sei, das einen Herrn nöthig habe: dies sei "ein

Jenaische Allgem. Litteraturzeitung. (Bb. I. S. 17 flgb. Bb. IV. S. 153 flgb. 1785.) J. A. Werke. (Bb. IV. S. 313—323.) — ² Ueber ben Gebrauch teleologischer Principien in der Philosophie. (Schluß.) (Bb. X. S. 96.)

zwar leichter, aber böser Grundsat". Kant hatte mit dem Sate, der etwas paradox ausgedrückt war, nichts anderes gemeint, als das aristotelische Coor noditixóv; Herber nahm den Sat im verwerslichsten Sinne, und Kant bemerkte in der zweiten Recension, nachdem er den Sinn seiner Worte erklärt, mit einer seinen Anspielung auf Herders nicht genug verhehlte persönliche Verletztheit: "jener Grundsat ist also nicht so böse, als der Versasser meint. Es mag ihn wohl ein böser Mann gesagt haben!"

1. Das herberiche Stufenreich.

Um aber die sachliche Streitsrage hervorzuheben, so sassen wir die Disserenz der beiden geschichtsphilosophischen Standpunkte näher ins Auge. Kant hatte nur das Interesse dieser kritischen Bergleichung. Herders Borstellungsweise war die dogmatische, näher die leibnizische, angewendet auf die Geschichte; zwischen ihm und Kant liegt die Bernunstkritik. Als Kant die Naturgeschichte des Himmels schrieb, äußerte er in seiner Ansicht von den Gestirnen und ihren Bewohnern eine Aufsassung der Menschheit, die den Ideen, auf welchen Herders philosophische Geschichtsbetrachtung ruht, verwandt waren. Iest ist er von einer solchen Borstellungsart um den Abstand der kritischen Epoche entsernt. Was ihm damals noch als eine erlaubte Hypothese erschien, gilt ihm jest als eine vollkommen unmögliche.

Herbers Anschauungsweise ist in ihren Elementen naturphilosophisch nach Art der leibnizischen Metaphysik, auch die Geschichte erklärt er mehr physiologisch als moralisch, sie erscheint ihm mehr als höhere Naturgeschichte des Menschen, denn als Freiheitsgeschichte. Gerade dieser Bezgriff, der den kantischen Gesichtspunkt ausmacht und charakterisirt, sehlt bei Herder so gut wie ganz. Die gesammte Welt ist ein Stusenreich, ein sichtbares der Körper, ein unsichtbares organisirender Kräste; die Erde nimmt unter den Weltkörpern einen mittleren Platz ein, der Mensch unter den Weltbewohnern eine mittleren Stellung, es besteht eine Analogie zwischen dem Weltkörper und seinen Bewohnern. Der Mensch ist selbst ein Mittelgeschöpf in dem Stusenreiche der Wesen, in ihm erreicht die irdische Natur ihre Blüthe, ihren höchsten Entwicklungsgrad, jenseits dessen das Reich höherer Geister beginnt. So vereinigt der

Rants Recension des zweiten Theiles der herderschen Ideen. (Bd. IV. S. 328-337.) — 2 Bgl. dieses Werk. Bd. III. (3. Aust.) Buch L. Cap. IX. S. 146-148.

Mensch gleichsam zwei Welten in sich, indem er die der unteren Ordnungen vollendet und die der höheren beginnt: er ist gleichsam ein Compendium der Welt, ein Mikrokosmos. Wer erkennt in diesen Gedanken nicht die Grundzüge der Monadenlehre?

2. Die falichen Sypothesen und Analogien. (Moscati.)

Um die Bestimmung des Menschen zu erkennen, muffen wir seine natürlichen Bedingungen und Vorftufen einsehen. Er ist die Blüthe ber Erdgeschöpfe. Man muß die Wurzeln des menschlichen Daseins bis in ihre dunkelsten Tiefen verfolgen. Die Entstehung, Bildung und Geschichte der Erde, ihre Augelgestalt und die Ekliptik, die irdischen Organisationen in Steinen, Pflanzen und Thieren, die emporsteigende Reihe der Geschöpfe von der bildenden Araft im Steine zur treibenden in der Pflanze, zur empfindenden im Thiere, zur denkenden im Menschen: dies sind die Vorbedingungen des geschichtlichen Menschenlebens. Auch die denkende Araft ober Vernunft hat in der aufrechten Gestalt ihre organische Bedingung, diese Gestalt ist gleichsam die Signatur des Geistes, aus welcher Herber alle Charakterzüge der Humanität zu entwickeln suchte. Eine solche Ableitung der Vernunft mußte dem kritischen Philosophen seltsam vorkommen. Mit dieser Folge verglichen, erscheint dieser Grund keineswegs zureichend. Es ist die Frage, ob die aufrechte Gestalt den Menschen vernünftig gemacht oder nicht viel= mehr die Bedürfnisse der Vernunft seinen Bau verändert und auf= gerichtet haben, ob überhaupt die Natur im Menschen die aufrechte Gestalt gewout?

P. Moscati, ein italienischer Anatom, hatte in einer akabemischen Rede das Gegentheil zu beweisen versucht und gezeigt, daß eine Menge organischer Uebelstände namentlich für die Geburt des Menschen von der aufrechten Gestalt herrühren, daß die thierische Natur des Menschen eigentlich viersüßig sei, und dieser sich wider den Instinct seiner Natur aufgerichtet habe. Kant hatte Woscatis Schrift "über den Unterschied der Structur der Thiere und Menschen" lange vor dem herderschen Buche beifällig aufgenommen. "So paradox auch dieser Satz unseres italienischen Doctors scheinen mag", sagt er am Schlußseiner Beurtheilung, "so erhält er doch in den Händen eines so schlußseiner Beurtheilung, "so erhält er doch in den Händen eines so schußseinen und philosophischen Bergliederers beinahe eine völlige Gewißsheit. Man sieht daraus: die erste Borsorge der Natur sei gewesen, daß der Mensch als ein Thier für sich und seine Art erhalten werde,

und hierzu war biejenige Stellung, welche seinem inwendigen Bau, der Lage, der Frucht und der Erhaltung in Gesahren am gemäßesten ist, die viersüßige: daß in ihn aber auch ein Keim von Bernunst gelegt sei, wodurch er, wenn sich solcher entwickelt, für die Gesellschaft bestimmt sei, und vermittelst deren er für beständig die hiezu geschickteste Stellung, nämlich die zweifüßige annimmt, wodurch er auf einer Seite unendlich viel über die Thiere gewinnt, aber auch mit den Ungemäcklichkeiten vorlieb nehmen muß, die ihm darauß entspringen, daß er sein Haupt über seine alten Kameraden so stolz erhoben hat." Nach einem solchen Urtheile über die Ansicht Moscatis mußte es unserem Philosophen ungereimt erscheinen, daß Gerder mit der aufrechten Wenschengestalt so viel Staat machte und, indem er aus ihr die Bernunst selbst herleiten wollte, nicht weniger verwechselte als Grund und Folge.

Das Stufenreich der irdischen Geschöpfe enthält zugleich beren Berwandtschaft und eröffnet damit eine reiche Aussicht auf Vergleichungen und Analogien, denen Herder mit besonderer Vorliebe nachgeht. Kant bezeichnet diese Eigenthümlichkeit Herders mit lobendem Tadel als eine "Sagacität in Analogien", als einen "nicht lange genug verweilenden, viel umfassenden Blick". Herder liebte es, den Menschen die Blüthe der Erdgeschöpfe, die Blüthenkrone der Schöpfung zu nennen, er führte dieses Vild weiter aus in der oft wiederholten Vergleichung der menschlichen Gestalt mit dem Bau der Pflanze.

Die künftige Bestimmung läßt sich nur gläubig ahnen. Der Mensch
ist bestimmt, nach seinem Tode in die Ordnungen der höheren Wesen
überzugehen, welche höhere Weltkörper bewohnen. Der Glaube an die Unsterblichteit gründet sich auf den Gedanken der Metamorphose. Es
giebt für die Unsterblichkeit keinen Beweisgrund aus der unsichtbaren
Welt der Geister, die wir nur ahnen, nicht schauen, doch giebt es einen Beweis aus den Analogien der sichtbaren Welt: die Aehnlichkeit mit
der Metamorphose der Thiere. Wie aus der Raupe der Schmetterling
wird, so entsteht aus dem irdischen Leben des Menschen das zukünstige,
höhere. Indessen diese Analogie, mit der man so oft den Unsterblichkeitsglauben hat stützen wollen, ist wenig haltbar. Im thierischen Leben
solgt die Palingenesse nicht auf den Tod, sondern auf den Puppen-

Rants Recension ber Schrift von Moscati u. s. f. (Königsb. gel. und pol. Zeitungen 1771. St. 67 b. 28. August.) Bgl. Reicke: Kantiana. Nachtrag zu J. Kants Schriften. S. 66—68.

zustand; im menschlichen Leben soll sie auf den Tod folgen, aber Tod und Verpuppung sind auch im thierischen Leben sehr verschiedene Zustände, und auf die Nichtbeachtung dieses Unterschiedes gründet sich jene vermeintliche Analogie.

Eine andere zur Begründung der Unsterblichkeit dienende Analogie ist die Stusenleiter der Dinge. Eingeräumt, daß eine solche Stusensleiter wirklich in der Natur vorhanden sei und dis zum Menschen sortschreite, so darf man vielleicht schließen, daß nach dieser Analogie auch jenseits des Menschen sich das Stusenreich in höheren Wesen fortsetzen werde, aber daraus folgt für die Unsterblichkeit des Menschen offensbar nichts: diese ist Stusenerhebung und besteht darin, daß sich dasselbe Individuum auf die höhere Stuse erhebt, also in verschiedenen Stusen der Weltleiter seine Lebenszustände fortentwickelt; aber in jener angenommenen Stusenordnung der Dinge existiren auf verschiedenen Stusen der Weltleiter verschiedene Individuen und verschiedene Arten: daher giebt es keine Analogie zwischen der Stusenerhebung und Stusensleiter, so wenig als zwischen Tod und Verpuppung.

So gründet sich ein großer Theil der Ideen Herders bald auf verfehlte Analogien, bald auf ungereimte Hypothesen. Es ist un= gereimt, aus der aufrechten Gestalt die Vernunft, aus unsichtbar organisirenden Naturkräften die menschliche Seele ableiten zu wollen. Diese ist unerkennbar, jene unsichtbaren Grundkräfte sind noch weniger erkennbar, denn sie sind uns in keiner Erfahrung gegeben. Herber nicht begreift, sucht er aus dem abzuleiten, was er noch weniger begreift! Solche Hypothesen und Erklarungen übersteigen alle mensch= liche Vernunft, "fie mag nun am physiologischen Leitfaden tappen ober am metaphysischen fliegen wollen". Dier stellt sich Kants kritischer Standpunkt dem dogmatischen Herbers und bessen poetischer Metaphysik unverhohlen und nachbrücklich entgegen. Nach unserem Philosophen ift die Geschichte der Menschheit durch den menschlichen Endzweck bedingt, welchen keine Physiologie und keine theoretische Metaphysik, sondern allein die moralische Vernunft erleuchtet. Darum sagt er dem Vertheibiger Herbers, der ihm scholastische Metaphysik vorgeworfen hatte, daß nach seiner Ueberzeugung "bie Geschichte ber Menscheit im Ganzen ihrer Bestimmung weder in der Metaphysik noch im Naturaliencabinet durch

¹ Rants Recenf. bes I. Th. ber herberschen Ibeen. (Bb. IV. S. 323 u. 324.)

Vergleichung des menschlichen Skelets mit dem anderer Thiergattungen aufgesucht werden dürfe". 1

Was in der Weltgeschichte nach dem ihr inwohnenden Plane verwirklicht werden soll, ist der moralische Weltzweck, das Ziel der menschlichen Vernunft: dieser Zweck kann seinen gemäßen Ausdruck nicht in dem Individuum, sondern nur in der Gattung oder im Ganzen des Menschengeschlechts erreichen. Darum will Kant die Geschichte als eine Entwicklung der Menscheit im Großen aufgesaßt wissen. Unter diesem Gesichtspunkte läßt sich der weltgeschichtliche Entwicklungsgang, die sittliche Bahn der Menschheit einer asymptotischen Linie vergleichen, die ihrem Ziele sich unauschörlich annähert, aber in keinem ihrer Theile gleichkommt. Wenn Herber diese kantische Vorstellungsweise als "averroische Philosophie" bezeichnet, so hat er dieselbe gänzlich verkannt. Als ob Kant die Realität des Individuums leugnete und der Menschengattung Werkmale zuschriebe, die er den einzelnen Menschen abspricht; als ob er überhaupt von dem logischen Gattungsbegriff des Menschen handelte!

Nicht die Merkmale, welche den Collectivbegriff Mensch ausmachen, sondern die Reihenfolge der Generationen, in denen das Menschengeschlecht sich von Jahrhundert zu Jahrhundert fortpflanzt, versteht unser Philosoph hier unter Gattung. Der logische Gattungs= begriff, verglichen mit dem Individuum, ist eine Theilvorstellung, die weniger enthält, als bas Ganze; es ware ein Wiberspruch, wenn fie Dagegen find die Individuen, als Glieder ber mehr enthielte. Generationen, Theile des Ganzen, jedes Einzelleben ift ein Bruchstück des geschichtlichen Weltlebens; es ist kein Wiberspruch, wenn das Ganze mehr enthält, als die einzelnen Theile, mehr, als diese vermögen Der Unterschied zwischen bem Gattungsbegriffe ber und erreichen. Menscheit im logischen und im geschichtlichen Verstande ift einleuchtend: die logische Gattung begreift die Individuen unter sich, die geschicht= liche bagegen in sich. Diesen Unterschied hatte sich Herber nicht klar gemacht, als er die kantische Philosophie mit der des Averroës verglich.2

Erläuterungen des Recensenten der herberschen Ideen zu einer Phil. der Gesch. der Menscheit über ein im Febr. des deutschen Werkur (1785) gegen diese Recension gerichtetes Schreiben. (Bb. IV. S. 325—328.) — 2 Kants Recension d. II. Theils der herberschen Ideen. (Bb. IV. S. 336 u. 337.)

3. Das Stufenreich ber Dinge und die menschliche Freiheit. (Schulz.)

Die seit Leibniz in der Metaphysik einheimisch gewordene Theorie vom Stufenreich der Dinge steht in einem gewissen Widerspruch mit der kritischen Philosophie. Jene Theorie bildet eine metaphysische Welt= . ansicht, welche die Möglichkeit einer Erkenntniß der Dinge an sich vor= aussett: diese Voraussetzung ift von der Vernunftkritik widerlegt worden und mit ihr die Grundlage, worauf die dogmatische Vorstellung von einer stetigen Stufenfolge der Dinge beruht. Und nicht bloß die Bor= aussetzungen, auch die Folgerungen jener Weltansicht widerstreiten der kritischen Philosophie. Die Bedingungen der moralischen Welt sind unmöglich, wenn die Dinge in einer solchen Stufenkette mit einander verknüpft sind. Die moralische Welt forbert im Menschen das Vermögen der Freiheit, der unbedingten Causalität im Gegensatze zur mechanischen. Ift dieser Gegensatz in der Weltverfassung unmöglich, so giebt es kein moralisches Vermögen und keine moralische Welt. Die Stufenleiter ber Dinge in ihrem strengen Verstande hebt alle Gegen= sate auf, also auch diesen; an die Stelle der Gegensatze treten die graduellen Unterschiede, zulett die unendlich kleinen Differenzen. giebt keinen Gegensatz zwischen lebloser und lebendiger Natur, zwischen Natur und Freiheit, zwischen Wahrheit und Irrthum, zwischen Tugend und Laster; es giebt überall nur höhere und niedere Grade der Voll= kommenheit: Lebloses und Lebendiges find verschiedene Grade ber Lebenskraft, Wahrheit und Jrrthum verschiedene Grade des Urtheils, Tugend und Laster verschiedene Grade ber Selbstliebe. Es giebt keinen freien Willen, darum auch keine Zurechnungsfähigkeit, auch keine Strafwürdigkeit der Handlungen. Alle Veränderungen in der Welt, auch in der sittlichen, erfolgen mit mathematischer Nothwendigkeit nach dem Gesetze der stetigen Folge, die keinem Bermögen erlaubt, von sich aus eine Reihe von Begebenheiten zu beginnen. Diese Folgerungen aus der Theorie des natürlichen Stufenreiches widerstreiten den sittlichen Begriffen der kantischen Philosophie und erscheinen als der Lehrbegriff eines allgemeinen Fatalismus im Gegensatze zur Freiheit. In biesem folgerichtigen, die Freiheitslehre ausschließenden Sinn hatte Schulz die Theorie des natürlichen Stufenreichs in seinem "Bersuch einer Anleitung zur Sittenlehre für alle Menschen ohne Unterschieb ber Religion" entwickelt. Rant hatte die Schrift mit der Anerkennung ihrer Folgerichtigkeit gewürdigt, zugleich aber dawider die Einsprache

erhoben, welche die Sittenlehre der kritischen Philosophie auf Grund ihres Princips der Freiheit und Autonomie erhebt.

Einige Jahre später stellte ber Philosoph in seinen Recensionen Herbers einer ahnlichen, nur weniger scharfen und folgerichtigen Denkart seine moralische Geschichtsauffassung entgegen. Er billigte ben Bersuch, welchen Schulz gemacht hatte, eine Sittenlehre unabhängig von der Religion aufzustellen. Dies war auch seine Absicht. Einmüthig, wie die Stufenkette der Dinge, ist nach Schulz das Gesetz der Nothwendigkeit, er nennt biesen Begriff "eine selige Lehre", die das menschliche Gemüth von falschen Begriffen befreie, von allen Einbildungen reinige und durch die Erkenntniß des Weltgesetzes vollkommen beruhige. Aehnlich war in diesem Punkte die Sittenlehre Spinozas. Beiden stellt sich die kritische Philosophie entgegen: sie unterscheidet von dem Gesetze der Nothwendigkeit das der Freiheit; überall auf die richtigen Grenzen der Begriffe bedacht, sett fie auch bem ber Nothwendigkeit seine Grenzen: er gilt für das Reich der natürlichen Erscheinungen, aber nicht für die Innenwelt der Gesinnung; die Natur gehorcht der Nothwendigkeit, die sittliche Welt dem Gesetze der Freiheit. Auf das letztere gründet sich die kantische Sittenlehre, die auf solcher Grundlage sich von den Unterschieben der Religion unabhängig weiß. Eine solche Unabhängigkeit ist nicht Indifferenz. Vielmehr verhält sich diese Sittenlehre selbst begründend zur Religion, kritisch zu den verschiedenen Religionen, bejahend zu berjenigen, welche mit der echten Moral übereinstimmt.

Die Recension ist früher, als die Grundlegung der kantischen Sittenlehre, aber sie enthält schon deren bewegenden Hauptpunkt. "Der praktische Begriff der Freiheit", heißt es am Schluß, "hat in der That mit dem speculativen, der den Metaphysikern gänzlich überlassen bleibt, gar nichts zu thun. Denn woher mir ursprünglich der Zustand, in welchem ich jetzt handeln soll, gekommen sei, kann mir ganz gleichgültig sein; ich sage nur, was ich nun zu thun habe, und da ist die Freiheit eine nothwendige praktische Boraussehung und eine Idee, unter der allein ich die Gebote der Vernunft als gültig ansehen kann. Selbst der hartnäckigste Skeptiker gesteht, daß, wenn es zum Handeln kommt, alle sophistischen Bedenklichkeiten wegen eines allgemein täuschenden Scheins wegfallen müssen. Seenso muß der entschlossenste Fatalist, der

¹ Recension von Schulz's Versuch einer Anleitung zur Sittenlehre für alle Menschen ohne Unterschied der Religion. Theil I. (Rasonnirendes Bücherverzeichniß. Königsberg 1783.) Bb. V. S. 337—344.

es ist, so lange er sich der bloßen Speculation ergiebt, sobald es ihm um Weisheit und Pflicht zu thun ist, jederzeit so handeln, als ob er frei wäre, und diese Idee bringt auch wirklich die damit einstimmige That hervor und kann sie auch allein hervorbringen."

Rant sucht die vorgetragene Lehre aus ihren eigenen Behauptungen zu widerlegen. Nicht der Wille des Menschen solle sich ändern, sondern nur seine Einsicht, die sortrückend sich verbessern und demgemäß den Willen bewegen könne, dieselben Zwecke mit richtigeren Mitteln zu versolgen. Also wird, wie unser Philosoph einwendet, die Freiheit zu denken, ohne welche es keine Bernunst giebt, vorausgesetzt. Dann aber muß auch die Freiheit moralisch zu denken angenommen werden und damit "Freiheit des Willens und Handelns, ohne welche es keine Sitten giebt". Moralisch benken heißt praktische Grundsäße haben und befolgen, gleichviel, ob sie mit den speculativen übereinstimmen ober nicht.

Die Causalität der Freiheit oder die intelligible Causalität ist der Grundbegriff, der die ganze kantische Sittenlehre trägt. Nachdem wir die Metaphhsik der Sitten in allen ihren Theilen entwickelt haben, stehen wir auf dem Uebergange von der Vernunftwissenschaft zum Vernunftglauben, von der Moral zur Religion.



Zweites Zuch.

Die kantische Religionslehre

und

der Streit zwischen Satzung und Kritik.

				~	
			·		
	•				
•					
•					

Erftes Capitel.

Die Grundlage der kantischen Religionslehre und ihre Stellung zur rationalen Theologie und zur Glaubensphilosophie.

I. Streitfragen und Abhandlungen.

Bevor wir die "Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Ver=
nunft", dieses Hauptwerk der kantischen Glaubenslehre, eingehend betrachten, ist ihre Begründung und Lage in dem System unseres Philosophen ins Auge zu fassen. Schon vor der kritischen Epoche und noch
unter dem Einstuß einer skeptischen Erfahrungsphilosophie hatte Kant
ausdrücklich erklärt, daß die Sittlichkeit von aller wissenschaftlichen Einsicht unabhängig und der religiöse Glaube nur von der sittlichen Gemüthsversassung abhängig sei. Damit war der moralische Charakter der
Religion und ihre Unabhängigkeit von aller theoretischen Erkenntniß
ausgesprochen. Dieses Verhältniß bleibt gültig und wird durch den
Gang der kritischen Untersuchungen nicht geändert, sondern aus dem
Wesen der Vernunft selbst nur tieser begründet.

Die Aritik hatte zu dem Ergebniß geführt: daß unsere theoretischen Erkenntnißvermögen allein die Sinnlickeit und der Verstand, unsere Erkenntnißobjecte die sinnlichen Erscheinungen und keinerlei übersinnliche Gegenstände sind. Solche Dinge sind denkbar, aber nicht erkennbar, sie sind Vernunftpostulate, nicht Vernunftobjecte, moralische Ideen, nicht wissenschaftliche Begriffe: es giebt von dem, was den Inhalt der Religion ausmacht, keine demonstrative Erkenntniß. Entweder ist das Dasein der religiösen Objecte völlig unsicher oder auf eine ganz andere Art einleuchtend, als das der empirischen. Die Vernunftkritik hatte in dem "Kanon" ihrer Methodenlehre schon die Natur der moralischen Ge-wißheit sestgestellt und dieselbe als Vernunftglauben sowohl vom

¹ Bgl. biefes Wert. Bb. IV. Buch I. Cap. XVI. S. 287-290.

Meinen als auch vom Wiffen unterschieden. Hier zeigte uns die Vernunftkritik den Uebergang von der Erkenntnißlehre zur Glaubenslehre.

Die Wissenschaft geht nach der Richtschnur der Sinnlickeit und des Perstandes den Weg der Ersahrung und vermag die Grenzen der Sinnenwelt und ihrer durchgängig bedingten Erscheinungen nirgends zu überschreiten. Die Begriffe des Uebersinnlichen und Unbedingten sind Vernunftideen, die keine der theoretischen Erkenntniß erreichdaren Objecte kein unserer Anschauung einleuchtendes Dasein vorstellen, denn es giebt in der Einrichtung der menschlichen Vernunst keinen anschauenden Versstand oder keine intellectuelle Anschauung. Erst das Sittengesetz entdeckt das Dasein der Freiheit. So gewiß uns das moralische Gesetz inwohnt, so gewiß existirt in uns das Vermögen der Freiheit, ebenso gewiß gilt der moralische Endzweck und die Bedingungen, unter welchen derselbe allein verwirklicht werden kann: das Dasein Gottes und die Unsterdelichkeit der Seele.

Die Gewißheit unseres Denkens war für Descartes der Punkt des Archimedes, der einzig seste, welchen der Zweisel nicht zu bewegen und zu erschüttern vermochte. Dieser Punkt ist für Kant die Gewißheit der Freiheit. "Hier ist nun das, was Archimedes bedurfte, aber nicht sand; ein sester Punkt, woran die Vernunst ihren Hebel ansehen kann, und zwar ohne ihn weder an die gegenwärtige noch an eine künstige Welt, sondern bloß an ihre innere Idee der Freiheit, die durch das unerschütterliche moralische Gesetz als sichere Grundlage daliegt, anzulegen, um den menschlichen Willen, selbst bei dem Widerstande der ganzen Natur, durch ihre Grundsätz zu bewegen." Die Kritik der praktischen Vernunst hatte die Ideen Gottes und der Unsterdlichkeit durch die der Freiheit realisirt und auf diesem Wege die Objecte des Vernunstglaubens sestigestellt. Die Tugendlehre enthielt den Schlüssel zur Religionslehre, denn der Glaube an den moralischen Weltgesetzgeber gründete sich auf die tugendhafte oder pflichtmäßige Gesinnung."

Die Unabhängigkeit der Religion von der theoretischen Vernunft und ihre Begründung durch die praktische bestimmen den Grundcharakter der kantischen Glaubenslehre, die gerade in den Jahren, wo ihre Ausführung in den Vordergrund der kritischen Philosophie tritt, Gegner

Lébendas. Bb. IV. Buch II. Cap. XV. S. 580—584. — * Ebendas. Bb. V. Buch I. Cap. VII. S. 99—101. Cap. IX. S. 120—125. Cap. XIII. S. 183 sigd. Bgl. Rant: Ueber einen neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie. (S. W. Bb. I. S. 191.)

vor sich sieht, welche sie und zugleich einander bekämpsen. Die Vernunstemäßigkeit der Religion vertheidigt Kant mit den Philosophen der Auseklärung wider die Lehre von der Erkenntniß oder Wahrnehmung des Uebersinnlichen durch das Gefühl oder die intellectuelle Anschauung, nur daß ihm dieser rationale Charakter nicht auf Grund der theoretischen, sondern der praktischen Vernunst gilt: er verneint sowohl die demonstrative als die intuitive Erkenntniß Gottes, ob nun die letztere auf das unmittelbare Gefühl oder nach platonischer Art auf Anschauung der Ideen gegründet wird.

Als der angesehenste Wortführer der Beweise vom Dasein Gottes und der Unsterblichkeit der Seele, insbesondere des ontologischen Beweises wider den "alleszermalmenden Kant" erscheint M. Mendels= sohn in den "Morgenstunden", seinem letzten Hauptwerk (1785); der bebeutenofte Vertreter der Gefühls= oder Glaubensphilosophie ist Fr. H. Jacobi, nach deffen Vorgang J. G. Schlosser sich in der Rolle des Platonikers polemisch wider die kritische Philosophie ausläßt. Zwischen Mendelssohn und Jacobi war gerade damals der wichtige und folgenreiche Streit über Lessings Spinozismus entstanden, wodurch der erstere sich veranlaßt sah, unter dem Ramen "Morgen= stunden" jene Betrachtungen zu veröffentlichen, die den Jacobi wider= legen und die Vernunftbeweise vom Dasein Gottes vollkommen ein= leuchtend machen sollten. Jacobi antwortete mit seiner berühmten Schrift "Briefe über die Lehre Spinozas" (1785). Das polemische Nachspiel erschien im folgenden Jahre: "Mendelssohn an die Freunde Lessings" und Jacobis Schrift "Wider Mendelssohns Beschulbigungen" (1786).

Dem mendelssohn-jacobischen Streit hatte auch unser Philosoph zu verdanken, daß er die Lehre Spinozas genauer kennen und beurtheilen lernte, zugleich fühlte er sich bewogen, die Standpunkte der beiden Gegner kritisch zu beseuchten. Er schrieb in demselben Jahre (1786) "Einige Bemerkungen zu Ludwig Heinrich Jakobs Prüfung der mens delssohnschen Morgenstunden" und den wichtigen Aufsah: "Was heißt: sich im Denken orientiren?", eine Untersuchung, welche ebensowenig, wie die "Beantwortung der Frage: was ist Aufklärung?", als ein Beitrag zur Logik angesehen werden darf. Jene gehört zu den religionsphilosophischen Betrachtungen, diese zu den geschichtsphilosophischen. Zehn Jahre später (1796) ließ Kant, um sich in der Erkenntnißund Glaubensfrage mit den modernen Platonikern auseinanderzusehen,

in der Berliner Monatsschrift zwei Aufsatze erscheinen: "Bon einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie", und "Verkündigung des nahen - Abschlusses eines Tractates zum ewigen Frieden in der Philosophie", welche Abhandlungen sachlich wie chronologisch so genau zusammengehören, daß sie in den Ausgaben der Werke nicht durch verschiedene Aubriken getrennt werden dürfen. Die "Ausgleichung eines auf Mißverstand beruhenden mathematischen Streites" betrifft die Vertheidigung eines im ersten Aussatze enthaltenen nebensächlichen Punktes. 1

Zwischen diese Aufsate (1786—1796) fallen zwei Abhandlungen, die weniger die Form und Grundlage des Glaubens als Themata des selben betreffen: "Ueber das Mißlingen aller philosophischen Bersuche in der Theodicee" (1791) und "Das Ende aller Dinge" (1794).² Zwischen diese beiden fällt "die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" (1793).

II. Rationale Theologie, Gefühlsphilosophie und Myftik.

1. Wiber Menbelssohns Bernunftbeweise.

Alle Vernunftbeweise, die sich auf das Dasein übersinnlicher Objecte beziehen, sind nichtig, sie können mit demselben Rechte, das in leerer Anmaßung besteht, sowohl aufgestellt als widerlegt werden, sie enden in dem Streit entgegengesetzer Behauptungen, der nur durch die Prüfung der Beweisgründe und die Einsicht in die Unmöglichkeit solcher Demonsstrationen überhaupt sich entscheiden läßt. Die Kritik hat diese Entscheidung gegeben. Die Gotteslehre Spinozas erscheint als ein angemaßter Dogmatismus, welcher mit derselben Kühnheit den Theismus stürzt, als ihn andere begründen; Jacobi sindet das Recht der Consequenz, wenn überhaupt das Dasein Gottes durch die Vernunst beweisbar wäre, auf Spinozas Seite, während Mendelssohn im Vertrauen auf die

Linige Bemerkungen u. s. f. (Königsb. 4. August 1786.) S. W. Bb. VI. S. 129—135. Was heißt: sich im Denken orientiren? (Berl. Monatsschr. Oct. 1786. S. W. Bb. I. S. 119—136.) Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton u. s. f. (Berl. Monatsschr. Okai 1796. S. W. Bb. I. S. 178—194.) Verkündigung des nahen Abschlusses u. s. f. (Berl. Monatsschr. Oct. 1796. S. W. Bb. III. S. 395 bis 408.) Ausgleichung u. s. f. (Berl. Monatsschr. Decemb. 1796. S. W. Bb. I. S. 105—198.) — 2 Ueber das Mißlingen u. s. f. (Berl. Monatsschr. Sept. 1791. S. W. Bb. VI. S. 137—158.) Das Ende aller Dinge. (Berl. Monatsschr. Juni 1794. S. W. Bb. VI. S. 391—408.)

Araft der Argumente den theistischen Gottesbeweis als den folgerichtigen Nun müßte er die Streitigkeiten, in welche auf dem Felde der Ontologie die beweisführende Vernunft mit sich selbst gerath, gründ= lich untersuchen und auflösen, um dadurch das Recht der eigenen Lehre zu begründen. Diese Aufgabe aber macht fich der Verfasser der Morgen= stunden erstaunlich leicht, indem er jene Streitigkeiten eines Theils für leere Wortstreite, anderen Theils für so nichtig erklärt, daß sie gar keiner Entscheidung bedürfen, sondern einfach abzuweisen sind. richtigen Worterklärungen will er die meisten jener Streitfragen, die von jeher den Metaphysikern so viel zu schaffen gemacht haben, ent= scheiben: wie z. B. den Streit über Freiheit und Naturnothwendig= keit durch die Distinction der in dem Worte "müssen" enthaltenen subjectiven und objectiven Bedeutung. "Das ist", bemerkt Kant, indem er einen Ausbruck Humes braucht, "als ob er den Durchbruch des Oceans mit einem Strohwisch ,ftopfen wollte." Wo es sich um die tiefsten Probleme handelt, erkunftelt Mendelssohn Wortstreitigkeiten, allenthalben ergrübelt er "Logomachie" und geräth so in eine "Logodädalie", über welche der Philosophie nichts Nachtheiligeres widersahren kann.1

Indessen haben die Wortstreitigkeiten immer doch einen Sinn, wenn auch keinen sachlichen. Dagegen giebt es auch Streitigkeiten ohne Sinn und Verstand, und dahin rechnet Mendelssohn die Frage nach bem Ding an sich. Die Stelle der Morgenstunden, welche diefen Punkt betraf, hatte ber Kantianer L. H. Jakob in Halle dem königsberger Philosophen mitgetheilt und dadurch die Bemerkungen des letzteren ver= anlaßt. Hier konnte man sehen, daß Mendelssohn von der Entdeckung und dem eigentlichen Charakter der kritischen Philosophie keine Ahnung hatte, benn er wußte nicht, daß und wie dieselbe Erscheinungen und Dinge an sich unterschied. Sobald man einsieht, daß unsere Erfahrungs= objecte bloß Erscheinungen sind, muß man sich sagen, daß sie nicht Dinge an sich sind, bann aber muß man mit allem Recht die Frage aufwerfen: was benn das Ding, das allen Erscheinungen zu Grunde liegt, an sich selbst sei? Die Nothwendigkeit dieser Frage, die Mendels= john für vollkommen überflüffig ansah, war unter ben Bemerkungen, welche der kritische Philosoph dem dogmatischen entgegenhielt, die Sauptsache. 2

¹ Einige Bemerkg. u. f. f. E. W. Bb. VI. S. 133. — ² Ebendaf. Bb. VI. S. 133 – 135.

2. Biber Jacobis Gefühlsphilosophie.

Jede Erweiterung der Vernunft über ihre natürlichen und recht= mäßigen Grenzen ift "Schwärmerei", die den wahren Vernunftgebrauch tödtet, und so nüchtern die Vernunftbeweise sein mögen, wodurch Menbelssohn bas Dasein Gottes bargethan haben will, sie eröffnen nicht weniger, als die geometrischen Demonstrationen Spinozas, aller Schwärmerei ein weites Feld. 1 Jacobi hatte die Gültigkeit der Beweise Spinozas verworfen, aber ihre Folgerichtigkeit im Gegensatz zu allen theistischen Argumenten anerkannt und vertheidigt. Denn die denkende Vernunft (Verstand) könne nicht anders als bedingend und begründend verfahren, daher sie das unbedingte Dasein und Handeln, Gott und die Freiheit, unmöglich zu beweisen, sondern nur zu verneinen im Stande sei. Das von uns und unseren Vorstellungen unabhängige Dasein der Dinge sei eine unleugbare, aber durch unsere Sinne, wie unser Denken unerkennbare Thatsache, die als göttliche Offenbarung zu gelten habe und als solche unserem Gefühl (Glauben) unmittelbar einleuchte.

Dieser Standpunkt lehrt das Unvermögen unserer Vernunft in Ansehung aller Erkenntniß des Ueberfinnlichen: darin besteht seine Verwandtschaft mit Kant. Zugleich will berselbe in dem Gefühl ein höheres Wahrnehmungsvermögen entbeckt haben, wodurch das Ding an sich unmittelbar erfaßt werbe; da dieses nun intelligibel ist, so muß jenes wahrnehmende Gottesgefühl eine Art intellectueller An= schauung sein: barin liegt die Verwandtschaft der Gefühlsphilosophie mit Plato und ihr Wiberstreit gegen Kant, der aus kritischen Gründen ein solches Vermögen in der Einrichtung der menschlichen Vernunft verneint hatte. Es giebt eine boppelte Art ber Schwärmerei: 1. wenn die Vernunft ihre Grenzen überschreitet und sich dadurch eine falsche Erweiterung anmaßt, 2. wenn sie ihre beiben Erkenntnigvermögen, Sinnlichkeit und Verstand, vermischt, ein intellectuelles Wahrnehmungs= vermögen, das sie nicht besitzt, in Anspruch nimmt und dadurch ihre Grenzen verwirrt. Die Schwärmerei durch Erweiterung ist der Fehler Mendelssohns, die durch Verwirrung der Fehler Jacobis.

Die Verwirrung ist der schlimmere Fehler, weil sie die Leuchte der Vernunft auslöscht und uns damit die Möglichkeit der Orientirung nimmt, während die Vernunft, die ihren Compaß in sich hat, diese

¹ Einige Bemerkg. u. f. f. S. W. Bb. IV. S. 131.

Möglichkeit behält, auch wenn sie durch eine falsche Erweiterung die Richtung des Weges verloren hat: fie ift desorientirt, aber kann sich wieder orientiren. Mendelssohn hat in seinen Gottesbeweisen die Grenzen des Denkens verkannt und überschritten, Jacobi dagegen verkennt in seinem Gottesgefühl die Grenzen zwischen Sinnlichkeit und Denken. Dadurch entsteht eine grundfalsche, vernunftwidrige Bermischung beider Vernunftvermögen und damit die Gefahr einer grenzenlosen Ver-Der Standpunkt Mendelssohns ist trotz seiner Schwärmerei insofern vernunftmäßig, als er das natürliche Licht der Vernunft an= erkennt und der Orientirung zugänglich bleibt, wogegen der Standpunkt Jacobis vernunftwidrig erscheint, weil er in der Frage des Glaubens das natürliche Licht der Vernunft nicht anerkennt und sich der einzig möglichen Orientirung verschließt. Mendelssohn selbst hat in seinen letten Schriften ausbrücklich erklart, baß es einen natürlichen Compaß gebe, welcher uns ficher leite, und den er bald als ben "Gemeinfinn", bald als die "gesunde Vernunft" ober den "schlichten Menschen= verstand" bezeichnet; er werde sich für verirrt halten, sobald man ihm zeigen könne, daß er jenen Leitstern verlassen habe und in seiner Philosophie mit der gesunden Vernunft in Widerspruch gerathen sei; er hat also die Möglichkeit einer vernunftgemäßen Orientirung grund= sätlich anerkannt.

Wenn nun in dem mendelssohn=jacobischen Streit unser Philosoph die Saclage so findet, daß ihm auf der einen Seite die Orientirung verloren, auf der andern vernichtet erscheinen muß, so hatte er allen Grund, die Frage genau zu erörtern: "Was heißt: sich im Denken orientiren?" Es ist bemerkenswerth, daß Rant, in den Gegensatz zu beiben Parteien gestellt, sich doch dem Standpunkte Mendelssohns verwandter fühlte, als dem Jacobis. Dieser habe bewiesen, daß die Ausübung der sogenannten gesunden Vernunft den Weg Spinozas nehmen und zu einer "gänzlichen Entihronung der Vernunft" führen könne. "Andererseits werde ich zeigen, daß es in der That bloß die Vernunft, nicht ein vorgeblicher geheimer Wahrheitssinn, keine überschwängliche Anschauung unter dem Namen des Glaubens, worauf Tradition oder Offenbarung ohne Einstimmung der Vernunft gepfropft werden kann, sondern, wie Mendelssohn stand= haft und mit gerechtem Eifer behauptete, bloß die eigentliche reine Ber= nunft sei, wodurch er es nöthig fand und anpries, sich zu orientiren; obzwar freilich hierbei der hohe Anspruch des speculativen Bermögens

derselben wegfallen und ihr, sofern sie speculativ ist, nichts weiter als das Geschäft der Reinigung des gemeinen Vernunftbegriffes von Widerssprüchen und die Vertheidigung gegen ihre eigenen sophistischen Angriffe auf die Maximen einer gesunden Vernunft übrig gelassen werden muß." ¹

Die Art der Orientirung ist so verschieden, als die Gebiete, wo fie stattfindet: in den Weltgegenden orientirt man sich geographisch, in dem Weltraum mathematisch, in der Welt der Begriffe logisch. Wenn wir die Sonne in ihrer Mittagshöhe sehen, so unterscheiden wir leicht Süden, Norden, Often und Westen; wir haben die östliche Welt= gegend links, die westliche rechts. Ebenso orientirt uns der Anblick des Polarsterns, nur daß wir jett Often zur rechten, Westen zur linken Seite haben. Um uns in den Weltgegenden zurechtzufinden, ist daher außer dem Ort des leitenden Gestirnes, d. h. außer der Bestimmung einer Weltgegend noch die Unterscheidung von rechts und links nöthig. Diesen Unterschied macht das Gefühl, welches, da es durch die Verhaltnisse unseres Körpers und die Lage seiner Theile bestimmt wird, lediglich subjectiv ist. Wenn dieses Gefühl, wodurch wir rechts und links unterscheiden, fehlte, so vermöchten wir den Unterschied zwischen Often und Westen nicht zu erkennen und würden daher, wenn die Ge= ftirne ihren Lauf plötlich anderten und im Westen aufgingen, unvermeidlich besorientirt sein. Die mathematische Orientirung reicht weiter als die geographische, da sie sich auf alle räumlichen Verhältnisse und Ordnungen bezieht, sie ist, wie jene, durch denselben subjectiven Unterscheidungsgrund bedingt.3

Die logische Orientirung reicht noch weiter, benn sie erstreckt sich auf alle Objecte, die sinnlichen, wie die intelligibeln, auf alle Gegensstände, die bekannten, wie die unbekannten. In der Sinnenwelt orientirt uns der Causalzusammenhang der Erscheinungen: dies ist der Leitsaden, an dem wir aufwärts zu den Ursachen, abwärts zu den Wirkungen sortschreiten. Sobald wir aber diesen Weg verlassen und die Grenzen der Ersahrung überschreiten, sind wir in der intelligibeln Welt, welche uns der Causalzusammenhang nicht mehr erleuchtet, und welche selbst keine Erscheinungen mehr enthält: wir sind in der "Nacht des lleberssinnlichen", umhertappend ohne Führer, und nun entsteht die Frage:

¹ Was heißt: sich im Denken orientiren? S. W. Bb. I. S. 121 u. 122.

– ² Ebenbas. S. W. Bb. I. S. 123 u. 124.

ob es einen Ariadnefaden giebt, der uns in diesem Labyrinth sicher leitet. Wie orientiren wir uns in der intelligibeln Welt? Dies ist der eigentliche Kern der Frage: "was heißt, sich im Denken orientiren?"

Da wir uns hier weder durch das sinnliche Raumgefühl noch burch das logische Gesetz der Causalität, also weder geographisch noch mathematisch noch logisch zurechtfinden können, so scheint es erlaubt, diese dunkle Gegend mit den Geschöpfen einer ungezügelten Einbildung zu bevölkern: dann wird fie der Schwärmerei preisgegeben und wir find vollkommen desorientirt. Wir suchen ein Licht, das in unserer Vernunft entspringt und uns die Welt jenseits der Erfahrung dergestalt erleuchtet, daß wir in dieser Welt der Gedankendinge (Noumena) Ein= bildungen und Realitäten, bloße Gedanken und wirkliche Wesen deut= lich zu unterscheiden vermögen. Dieses Licht stammt nicht aus der An= schauung, benn biese leitet nur in Raum und Zeit, nicht aus bem Berstande, denn dieser leitet nur in der Erfahrung, nicht aus den Ideen, denn wir sollen ja in der Ideenwelt erst orientirt werden. Die einzige Möglichkeit, uns hier zurechtzufinden, kann nur darin bestehen, daß die Bernunft die Realität gewisser Ideen bedarf, daß dieses Bernunft= bedürfniß gefühlt wird und aus diesem Gefühl jenes Licht aufgeht, das uns erkennen läßt, welche unter den intelligibeln Objecten noth= wendig und darum wirklich sind. Nach dieser Richtschnur unterscheiben wir in der Welt der Gedankendinge das Reale von seinem Gegentheil. Der Unterscheidungsgrund ist lediglich subjectiv: er ist ein Gefühl. aber ein in der Vernunft selbst gegründetes, denn was gefühlt wird, ist ein Vernunftbedürfniß. "Sich im Denken überhaupt orientiren, heißt also: sich bei der Unzulässigkeit der objectiven Principien der Ver= nunft im Fürwahrhalten nach einem subjectiven Princip berselben beftimmen." 1

Dieses subjective Princip ist ein Gefühl, ein Bedürfniß, ein Vernunstbedürfniß. Als bloßes Gefühl läßt sich dasselbe nicht durch Begriffe vorstellen oder wissenschaftlich beweisen; es giebt daher von der Realität intelligibler Objecte keine demonstrative Gewißheit: dies mögen die dogmatischen Metaphysiker beherzigen, deren Vernunstbeweise hier nicht orientiren. Als ein in unserer vernünstigen Natur begründetes Bedürfniß ist dieses Gesühl vernunstgemäß, also keine Erleuchtung von oben, keine übernatürliche Anschauung ober Offenbarung; es giebt

¹ Was heißt: fich im Denken orientiren? S. W. Bb. I. S. 124. Anmkg. S. 125.

baher von der Realität intelligibler Objecte keine Einsicht durch Inspiration oder durch ein übersinnliches Wahrnehmungsvermögen: dies mögen die Gefühlsphilosophen sich gesagt sein lassen, deren geheimer Wahrheitssinn uns die Welt jenseits der Ersahrung keineswegs erleuchtet. Was uns hier allein orientirt, ist nicht Vernunfteinsicht, noch weniger Vernunfteingebung, sondern lediglich Vernunftbes dürfniß.

Wie aber kann ein bloßes Gesühl ober Bedürsniß uns über die Wirklichkeit intelligibler Objecte Gewißheit verschaffen? Was wir durch das Gesühl wahrnehmen ist unser eigener Zustand. Was das Besdürsniß uns vorstellt, ist ein begehrtes oder gewünschtes Object. Was in das Reich der Wünsche gehört, das gehört darum noch lange nicht in das Reich der Wesen; was uns nöthig dünkt, ist darum bei weitem noch nicht wirklich. Es scheint sehr kühn und eine Sache der Schwärmerei zu sein, auf ein subjectives Gesühl die Gewißheit eines Objects gründen und in einer völlig unbekannten Welt seine Leitung einem bloßen Bedürsniß anvertrauen zu wollen.

Indessen ift das Bedürfniß, von dem hier geredet wird, nicht jedes beliebige, es ist nicht einer jener zahllosen Wansche, womit unsere Einbildungstraft spielt, die man hegen ober nicht hegen kann, die der eine hat, der andere nicht hat: es gehört vielmehr zur Berfassung unserer Vernunft. So wenig diese sich ihrer ursprünglichen An= schauungen, Begriffe und Ideen entäußern kann, so wenig kann sie dieses Bedürfniß loswerden oder entbehren. Es ist nothwendig, wie die Vernunft selbst. Was anzunehmen, dieses Bedürfniß uns nöthigt, muß deshalb allgemeine Geltung und objective Realität haben, ob= wohl das Princip der Annahme bloß subjectiv ist. Weil das Bebürfniß vernunftgemäß und nothwendig ift, darum ift die Wirklichkeit der Objecte, die es fordert, vollkommen gewiß; weil aber diese vernunftgemäße Nothwendigkeit den Charakter eines Bedürfnisses hat, barum ist die Gewißheit der angenommenen Objecte nicht die wissenschaftliche der Demonstration, nicht die mystische der Offenbarung, sondern die bloß subjective der personlichen Ueberzeugung: sie ist Glaube im Unterschiebe von allem Wiffen und Meinen. Auf bas Vernunftbedürfniß gründet fich der Bernunftglaube.

Wir haben keinerlei Bedürfniß, zur Erklärung der Dinge geistige Naturwesen oder geheime Kräfte anzunehmen, denn wir haben mit der Erforschung der empirischen Ursachen genug zu thun und werden mit der Erkenntniß berselben nie fertig. Solche Annahmen sind daher Hirnzgespinnste. Wir haben zur Erklärung des Daseins der Dinge und ihrer zweckmäßigen Einrichtung das theoretische Bedürfniß, ein Urwesen anzunehmen, wenn wir überhaupt über die ersten Ursachen philosophiren und urtheilen wollen. Aber daß wir darüber urtheilen wollen, ist keineswegs nöthig. Dagegen ist es nothwendig, daß wir über den Endzweck der Freiheit urtheilen, weil diese unser innerstes Wesen ausmacht und die praktische Bernunft selbst ist: wir müssen die Bebingungen, ohne welche jener Endzweck nicht verwirklicht und erfüllt werden kann, annehmen und von ihrer Wirklichteit überzeugt sein. Dies ist ein von allen theoretischen Belleitäten unabhängiges Vernunstsbedürfniß. Die theoretischen Gottesbeweise sind willfürlich, der praktische dagegen ist nothwendig; jene sind Annahmen, die nie bewiesen werden können, dieser dagegen ist Slaube, der zu seiner Gewißheit keiner wissenschaftlichen Argumente bedarf.

Hieraus erhellt, daß sich der Vernunftglaube nicht auf ein theoretzisches, sondern lediglich auf das praktische Vernunftbedürfniß gründet; die intelligibeln Objecte, deren Wirklichkeit er erleuchtet und über allen Zweisel erhebt, sind Freiheit, Gott und Unsterdlichkeit. Die Glaubenslehre, welche aus einem solchen Vernunftglauben hervorgeht, hat keine doctrinale, sondern moralische Bedeutung: sie ist nicht Physikotheologie, sondern Moraltheologie.

In ber intelligibeln Welt ift ber reine Vernunftglaube unser alleiniger Wegweiser und Compaß, das einzige Mittel unserer Orientzirung. Sosern die sittliche Vernunft mit der gesunden zusammensällt — in der That sallen beide zusammen —, hatte Mendelssohn Recht, wenn er die gesunde Vernunft für den Compaß der Philosophie ansah; er hatte Unrecht, wenn er mit diesem Compaß zu Vernunftzbeweisen vom Dasein Gottes gelangen wollte. Die schlichte Vernunft ist der Vernunftglaube. Dieser ist der Grund alles religiösen Glaubens. Nehmen wir dem letzteren die Grundlage der Vernunft, so ist die Religion nur durch übernatürliche Offenbarungen möglich. Aber die göttlichen Offenbarungen wollen von uns empfangen, wahrgenommen, verstanden sein; wir müssen daher den göttlichen Charakter einer Offensbarung zu erkennen und von Erscheinungen anderer Art zu unterscheiden im Stande sein, was nicht möglich ist ohne einen Gottesbegriff,

¹ Was heißt: sich im Denken orientiren? S. W. Bb. I. S. 125—130. Fischer, Gesch. d. Philos. V. 4. Aust. N. A.

welcher allen Erscheinungen vorausgeht, d. h. ohne die Vernunftidee Gottes, deren Realität dem Vernunftglauben sessifieht. Daher ist die Vernunft und der Vernunftglaube auch die Bedingung aller geoffenbarten Religion. Wenn in den Fragen der Religion und des Glaubens die Vernunft nicht mehr mitsprechen und urtheilen soll und zwar an erster Stelle, so entsteht eine solche Trennung beider, in welcher dem Glauben alle Vernunft und der Vernunft aller Glaube abhanden kommen muß: es wird dem Aberglauben auf der einen, dem Unglauben auf der anderen Seite, und der Schwärmerei auf beiden die weite Pforte geöffnet.

Wenn die Vernunft nicht in Glaubenssachen urtheilen darf, so wird damit alle religiöse Aufklärung in der Wurzel vernichtet, mit ihr die Aufklärung überhaupt, mit dieser die Freiheit des Denkens.* Es giebt drei Mächte, welche der Denkfreiheit seindlich sind und dieselbe zerstören: sie besteht im öffentlichen, im eigenen oder selbeständigen und im richtigen, d. h. kritischen Vernunftgebrauch; sie wird daher vernichtet 1. durch den bürgerlichen Iwang, welcher das öffentliche Denken, d. h. die Mittheilung der Ideen in Rede und Schrift, also die Ausübung des Denkens und damit das Denken als solches verdietet, 2. durch die Herrschaft der Glaubensautorität, welche ein selbständiges Denken gar nicht auskommen läßt und schon im Keim unterdrückt, 3. durch ein willkürliches, den Vernunftgesehen widersstreitendes, also vernunftwidriges Denken, das mit der Jügellosigkeit des Genies auftritt, allem besonnenen Vernunftgebrauche Hohn spricht und mit der Verherrlichung und Herrschaft des Obscurantismus endet.

Mit kritischem Scharsblick sieht Kant voraus, wie die Befreiung von der Vernunft oder die logische Anarchie, welcher die Gesühls= und Geniephilosophen das Wort reden, zur Unterjochung der Vernunft sühren muß. "Der Gang der Dinge ist ungefähr dieser: zuerst gefällt sich das Genie in seinem kühnen Schwunge, da es den Faden, woran es sonst die Vernunft lenkte, abgestreift hat. Es bezaubert bald auch andere durch Machtsprüche und große Erwartungen und scheint sich selbst nunmehr auf einen Thron gesetzt zu haben, den langsame, schwersfällige Vernunft so schlecht zierte, wobei es gleichwohl immer die Sprache derselben führt; die alsdann angenommene Maxime der Ungültigkeit einer zu oberst gesetzgebenden Vernunft nennen wir gemeine Wenschen Schwärmerei, jene Günstlinge der gütigen Natur aber Erleuchtung.

¹ Was heißt: sich im Denken orientiren? S. W. Bb. I. S. 131—133. — ² S. oben Buch I. Cap. XVII. S. 249.

Weil indessen bald eine Sprachverwirrung unter diesen selbst ent= springen muß, indem, da die Vernunft allein für jedermann gültig gebieten kann, jett jeder seiner Eingebung folgt, so muffen zulett aus inneren Eingebungen durch Zeugnisse außere bewährte Facta, aus Traditionen, die anfänglich selbst gewählt waren, mit der Zeit auf= gebrungene Urkunden, mit einem Worte die ganzliche Unterwerfung der Vernunft unter Facta, d. i. der Aberglaube entspringen, weil bieser sich doch wenigstens in eine gesetzliche Form und dadurch in einen Ruhestand bringen läßt." Auf diese Weise muß zuletzt die Denkfreiheit sich selbst zerstören, sie wird burch ihre erklarte Gesetz= lofigkeit und ihren Uebermuth im eigentlichen Sinne des Wortes verscherzt. Auf einem anderen Wege führt zu demselben Ziele der Selbstzerstörung und zuletzt gewaltsamen Unterdrückung der Denkfreiheit der Atheismus oder Vernunftunglaube, denn die Befreiung von allem Glauben hat die moralische Anarchie zur Folge, die Vernichtung der Pflichtgefühle, also der sittlichen und damit auch der bürgerlichen Ordnung, welche lettere sich zulett durch Gewalt gegen diesen Einbruch der Freigeisterei wehrt und die Denkfreiheit verbietet.

Was also heißt: sich im Denken orientiren? In der sinnlichen Welt werden wir orientirt durch unser subjectives Raumgefühl, unsere Anschauung, Ersahrung und Wissenschaft; in der intelligibeln Welt orientiren uns das subjective Vernunftgefühl, unser praktisches Vernunftsbedürfniß und der Vernunftglaube: demnach ist in der Welt jenseits und diesseits der Ersahrung unsere Vernunft der alleinige Compaß, entweder als Vernunfterkenntniß oder als Vernunftglaube.

3. Wiber bie mobernen Platoniter. (G. Schlosser.)

Es giebt zwei Arten der Gefühle, die zu unserer Orientirung dienen: in der sinnlichen Welt das Raumgefühl, in der übersinnlichen das moralische Gefühl, während jene neue in Mode gebrachte Art eines die Dinge an sich wahrnehmenden Gefühls nur zur Verwirrung und Desorientirung sühren kann, da ein solches Wahrnehmungsversmögen in der menschlichen Vernunft nicht existirt. Wir können die Ideen nur denken, nicht wahrnehmen oder anschauen, denn wir haben keinen intuitiven Verstand, keine intellectuelle Anschauung, da die Anschauungen, welche wir haben, nur sinnlich, und die Ideen, welche wir

¹ Was heißt: sich im Denken orientiren? S. W. Bb. I. S. 132—135. — ² Ebendas. Bb. I. S. 135 u. 136.

vorstellen, nur intelligibel sind. Wenn wir ein solches Vermögen bes
säßen, so würden wir das Wesen der Dinge gleichsam mit einem Schlage erkennen, während wir uns jetzt bloß auf die Erscheinungen beschränken müssen, deren Erforschung das mühselige Werk der Wissensichensichen ist, die im Wege arbeitsvoller Erfahrung langsam fortschreiten.

Wer sich dagegen im Besitze des wahrnehmenden Gefühls oder der intellectuellen Anschauung wähnt, der hat zur Erkenntniß eine solche Arbeit nicht nöthig, denn er ist mit einem Organe ausgerüstet, welches direct auf die Sache losgeht und diese unmittelbar ergreift: er hat, was die gewöhnliche Menschenvernunft nicht hat, er ift der geniale Denker im Gegensatz zum kritischen, der poetische Philosoph im Gegen= satz zum prosaischen, der Platoniker im Gegensatz zum Kantianer; er besitzt, was die Leute der Wiffenschaft mühsam erwerben, und so ist er, was die Erkenntniß betrifft, der reiche Mann, welcher zu leben hat, während die Forscher arbeiten müssen. Rein Wunder, daß diese modernen Platoniker es mit den kritischen Philsophen machen, wie die reichen Leute mit den Arbeitern, fie sehen auf sie von oben herab und spielen die Vornehmen. Daher kommt jener "neuerdings erhobene vornehme Ton in der Philosophie", eine Erscheinung, welche Kant in der Art, wie er sie erklärt, mit dem Humor der Ironie auffaßt und schil= bert. Es stimmt gang zu seiner Denkweise, daß er mit sichtbarer Befriedigung dem vornehmen Gethue der modernen Platoniker das bürgerliche Selbstgefühl seiner Sache, die in der kritischen Forschung. in der "herkulischen Arbeit der Selbsterkenntniß" besteht, entgegensetzt. Es ist ein sehr satyrisches und treffendes Wort, womit er seine vor= nehmen Gegner zurechtweift: "Daß vornehme Personen philosophiren, muß ihnen zur größten Ehre angerechnet werden; daß aber sein wollende Philosophen vornehm thun, kann ihnen auf keine Beise nachgesehen werden, weil fie fich über ihre Zunftgenoffen erheben und beren un= veräußerliches Recht der Freiheit und Gleichheit in Sachen der bloßen Bernunft verlegen".1

Um die Möglichkeit einer allgemeinen und nothwendigen Erkenntniß der Dinge zu erklären, hatte Plato einen intelligibeln Urzustand der menschlichen Seele und in ihm die Anschauung der Ideen oder Urbilder vorausgesetzt, welche aus den Verdunkelungen unseres gegenwärtigen sinn=

¹ Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie. S. W. Bb. I. S. 175—177. S. 180 flgb.

lichen Lebens durch Philosophie wiederherzustellen sei. Sein Problem war die Begründung der Vernunfterkenntniß, während die modernen Platoniker die Unmöglichkeit einer solchen Erkenntniß verkünden: daher find sie keineswegs echte Platoniker. In der Fassung des Erkenntniß= problems stimmt vielmehr Kant mit Plato überein, während er in der Lösung sich ihm entgegensetzt, denn es giebt in der menschlichen Natur nur sinnliche Anschauungen, nicht überfinnliche. Durch die Lehre von der intellectuellen Anschauung ward Plato "der Bater aller Schwärmerei mit der Philosophie". In Wahrheit find alle Anschauungen exten= five Größen, sie find und bedeuten nichts anderes. Aber bei Plato er= scheinen die geometrischen Gestalten bedeutungsvoll, wie bei Pythagoras die Zahlen: daher die Schwärmerei von einer im Wesen der Zahl begründeten Ordnung der Dinge, von der Harmonie der Sphären u. s. f. Mathematik ist Erkenntniß durch Anschauung, Philosophie Erkenntniß durch Begriffe: deshalb giebt es keine mathematische Philosophie, und es war Schwärmerei, wenn Pythagoras und Plato über die Mathematik philosophiren wollten. Uebrigens hat, um die platonische Lehre von der intellectuellen Anschauung zu widerlegen, es nicht erft der kritischen Philosophie und der prosaischen Denkart der neuen Zeiten bedurft, da doch im Alterthum selbst Aristoteles diese Sache schon geleistet hatte. Seine Philosophie in ihrer Zergliederung der Erkenntniß ist eine jener Arbeiten, welche die modernen Platoniker verachten. Daher ift ihre Behauptung falich, daß unserem prosaischen Zeitalter den Plato nichts anderes ehrwürdig erscheinen lasse, als der Stempel des Alterthums. Diesen Stempel hat auch Aristoteles.2

Die modernen Pseudoplatoniker wollen durch ihre Gefühle und Anschauungen eine neue Erkenntnißart nicht bloß begründen, sondern, was dem wahren Plato nicht einfiel, über alle menschliche Vernunft

¹ Von einem neuerbings erhobenen vornehmen Ton u. s. f. Bb. I. S. 185.

— 2 Ebendas. (Bb. I. S. 177—180. S. 194.) Mathematische Sätze haben keine geheimnisvollen Gründe. Man soll, wie Kant beispielsweise bemerkt, nicht darüber nachgrübeln, warum das rationale Verhältniß der drei Seiten eines rechtwinkligen Dreiecks nur das der Jahlen 3, 4, 5 sein könne. (Bb. I. S. 180.) Diese Bemerkung hatte der jüngere Reimarus angegriffen, weil es in der unendlichen Menge aller mögelichen Jahlen mehr rationale Verhältnisse jener Seiten gebe, als das der Jahlen 3, 4, 5. Kant entgegnete: in der natürlichen Reihe der stetig fortschreitenden Jahlen giedt es unter denen, welche einander unmittelbar folgen, kein anderes rationales Verhältniß jener Seiten, als nur das der Jahlen 3, 4, 5. (Ausgleichung eines auf Mißverstand beruhenden mathematischen Streites. Bb. I. S. 197 u. 198.)

hinaus erweitern, indem sie jenen drei Stusen des Fürwahrhaltens, dem Wissen, Glauben und Meinen, noch das Ahnen als eine vierte hinzussügen: die Ahnung des Uebersinnlichen, also die dunkle Vorerwartung gewisser Geheimnisse, die uns künftig durch mystische Erleuchtung offenbart werden sollen. Eine solche Erleuchtung ist der Tod aller Philosophie, da es nun eine gegenwärtige wahre Erkenntniß nicht mehr geben soll. Jeht kann auch nicht mehr von wahren Gefühlen und Anschauungen geredet werden, sondern die Philosophie muß heruntersteigen auf die Vorstuse der Ahnung, sie wird zur Vorahnung und vermag wie die poetischen Philosophen sagen, nur die Morgenröthe zu zeichnen, die Sonne müsse geahnt werden, sie könne der Göttin der Weisheit nur so nahe kommen, daß sie das Rauschen ihres Gewandes vernehme, sie hebe nicht den Schleier der Isis, sondern mache ihn nur so dünn, daß man unter ihm die Göttin zu ahnen vermöge u. s. f.

Diese geahnte Sonne ist eine "Theatersonne" und diese verschleierte Göttin, wie dicht oder dünn der Schleier auch sei, ein "Gespenst, aus dem man machen kann, was man will". So wird, wie Kant treffend sagt, aus der Idee Platos ein Idol gemacht, wir hören nicht mehr die Stimme der Vernunst, sondern vieldeutige Orakel und empfangen statt klarer Begriffe nichtssagende Bilder, um darin den Triumph der poetisch gewordenen Philosophie über die prosaische zu erkennen. "Im Grunde ist wohl alle Philosophie über die prosaisch, und ein Vorschlag, jetzt wiederum poetisch zu philosophiren, möchte wohl so ausgenommen werden, als der sür den Kaufmann: seine Handelsbücher künstig nicht in Prosa, sondern in Versen zu schreiben."

Diese Schrift gegen die "Philosophen der Vision" erinnert uns in ihrer humoristischen und wohlgelaunten Haltung, die den vornehmen Ton der Gegner komisch zu Schanden macht, an jene Satyre wider Swedenborg und die metaphysischen Geisterseher, die ein Menschenalter früher erschien. Damals schloß Kant mit einem Worte Voltaires, um der Welt den guten Rath zu ertheilen, sie mögen alle metaphysischen Grübeleien auf sich beruhen lassen. Die gegenwärtige Satyre schließt, um unsere Neuplatoniker nicht weiter zu stören, mit einem gelegentslichen Worte Fontenelles: "Wer durchaus an Orakel glauben will, dem kann dies niemand wehren.

¹ Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton u. s. f. (I. S. 181—184. S. 186—188. Anmig. S. 194. Anmig.) — 2 Vgl. dieses Werk. Bb. III. Buch I. Cap. XV. S. 268 sigb. — 3 Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton u. s. f. (S. W. I. S. 194.)

Als die Vernunftkritik den Schauplat der Philosophie betrat, standen ihr die Dogmatiker und Skeptiker, die Rationalisten und Empiristen, die Metaphysiker der alten Schule gegenüber, sie hatte mit diesen Gegnern zu kämpfen und glaubte, sie gründlich und für immer widerlegt zu haben. Nun find in den modernen Platonikern neue, unerwartete Gegner erschienen, die dem kritischen Philosophen die Spike bieten und ihn nicht bloß durch den vornehmen Ton, welchen fie anstimmen, sondern auch durch die Art ihrer Beurtheilung und Bekampfung heraus= In zwei öffentlichen Sendschreiben an einen jungen Mann, der die kritische Philosophie studiren wollte, hatte J. G. Schlosser das Studium derselben widerrathen; er hatte ihre "rauhe, barbarische Sprache" abschreckend gefunden und es bejammert, daß durch eine solche Philosophie "allen Ahnungen, Ausblicken aufs Uebersinnliche, jedem Genius der Dichtkunst die Flügel abgeschnitten werden sollen", er hatte zugleich die formale Begründung des Sittengesetzes so unrichtig aufgefaßt und so falsche Folgerungen daraus gezogen, daß seine Unkenntniß der kantischen Lehre deutlich zu Tage trat. Es war daher eine wohl aufzuwerfende Frage: wie ein Mann fich berufen fühlen könne, das Studium einer Philosophie öffentlich zu widerrathen, welche er selbst keineswegs gründlich genug studirt habe, um fie zu verstehen.

Die Klagen über die rauhe Sprache und die prosaische Denkart gehören zu jenem "vornehmen Ton", wodurch sich diese modernen Gegner Rants in mehr als einem Sinne lächerlich machen. Schlimmer ist der Versuch, die kritische Philosophie durch eine falsche Auslegung ihrer Grundsätze, sei es aus Unkunde ober auch aus einigem bosen Sange zur Chicane, in öffentlichen Mißkredit zu bringen. Eine solche Art der Bekampfung ist unrechtmäßig, weil sie unredlich ist, sie ver= ewigt im Felde der Philosophie die Art des Krieges, welche nicht sein sollte, und macht die Art des Friedens unmöglich, welche sein sollte und Bei einer falschen Beurtheilung philosophischer Grundsätze könnte. find zwei Fälle denkbar: entweder verstehen die Ausleger jene Grund= sate richtig, dann mussen sie wissen, daß ihre Auslegung falsch ift, oder sie verstehen dieselben falsch, dann können sie unmöglich überzeugt sein, daß ihre Auslegung richtig ift. Sie handeln daher in beiden Fällen unwahr: im ersten täuschen sie andere, im zweiten fich selbst, denn sie tragen eine Gewißheit zur Schau, welche sie nicht haben, und von der sie bei einiger Selbstprüfung und persönlichen Wahrhaftigkeit auch sehr wohl einsehen, daß sie ihnen sehlt. Es giebt zwei Arten

ber Lüge: die bewußte Unwahrheit und die unwahre Gewiß= heit; jene besteht darin, daß man für wahr ausgiebt, dessen man sich doch als unwahr bewußt ist, diese darin, daß man etwas für gewiß ausgiebt, wovon man sich doch bewußt ist, subjectiv ungewiß zu sein. Aller ungerechte Zwist in der Philosophie würde aushören, wenn man jenen Grundsatz annehmen wollte, den die kantische Sittenlehre an die Spitze der Pflichten des Menschen gegen sich selbst gestellt hat: du sollst nicht lügen! "das Gebot: du sollst (und wenn es auch in der frömmsten Absicht wäre) nicht lügen, zum Grundsatz in die Philosophie, als eine Weisheitslehre, innigst ausgenommen, würde allein den ewigen Frieden in ihr nicht nur bewirken, sondern auch in alle Zukunst sichern können". 1

Unser Philosoph verkündet den nahen Abschluß eines solchen ewigen Friedens in der Philosophie, weil er es für leicht halt, die einzige Bedingung, wovon derselbe abhängt, zu erfüllen: daß nämlich die Denker die Pflicht der Selbsterkenntniß und der persönlichen Wahr= haftigkeit ausüben, daß sie, kurz gesagt, redliche Männer sind. ewige Friede unter den Philosophen läßt sich eher herstellen, als der ewige Friede unter den Völkern, dessen philosophischen Entwurf Kant ein Jahr vorher veröffentlicht hatte. Beide Arten des Friedens, wie verschieden ihre Gebiete und ihre Zeiten sind, haben eine gemeinsame Bedingung: die Ueberzeugung von dem sittlichen Endzweck der Mensch= heit, eine moralische Einsicht und Selbsterkenntniß, welche die Welt der Denker leichter durchdringen kann, als die der Wölker, die erst durch die Jahrhunderte politischer Erfahrungen und Schickfale zu einer solchen Aufklärung vorbereitet werden muffen. Der ewige Friede der Philosophen, d. h. die Einigkeit der Denker über die sittlichen Grundsate erscheint baber selbst als eine Station auf dem Wege der Menscheit jum ewigen Frieden der Bolker.

Nun scheint unserem Philosophen der Zeitpunkt gekommen, wo unter den Denkern eine solche Einigkeit nicht bloß herzustellen, sondern bereits hergestellt ist. In der Geschichte der Bölker treibt der Antagonismus der Interessen und das Sicherheitsbedürfniß durch die Kriege hindurch zu immer weiterer Ausbildung gerechter und freier Staatsversassungen, welche die Möglichkeit des Weltfriedens bedingen. In der Geschichte der Philosophie treibt der Antagonismus der Systeme

¹ Berkündigung des nahen Abschlusses eines Tractats zum ewigen Frieden in der Philosophie. Absch. II. (S. W. Bd. III. S. 405—408.)

zu dem Bedürsniß nach einer absolut sicheren Grundlage philosophischer Gewißheit. Dieses Ziel ist durch die kritische Philosophie erreicht, welche die Wissenslehre von der Weisheitslehre unterschieden, diese von jener unabhängig gemacht und auf die theoretisch unwiderlegbaren Grundlagen der praktischen Vernunft gegründet hat. "Es ist also bloßer Mißverstand oder Verwechselung moralisch-praktischer Principien mit theoretischen, wenn noch ein Streit über das, was Philosophie als Weisheitslehre sagt, erhoben wird, und man kann von dieser, weil wider sie nichts Erhebliches mehr eingewandt wird und werden kann, mit gutem Grunde den nahen Abschluß eines Tractats zum ewigen Frieden in der Philosophie verkünden." Da nun in unserem Fall jedes Mißverständniß durch die strenge Pflichterfüllung der Wahrshaftigkeit verhütet werden kann, so ist die Lüge allein daran Schuld, wenn die frohe Aussicht zum ewigen Frieden in der Philosophie wieder getrübt wird.

Zweites Capitel.

Die göttliche Weltregierung und das Weltende.

I. Die philosophische Theodicee.

1. Das Problem.

Ein anberes ist Wissenschaftslehre, ein anberes Weisheitslehre; die letztere ist Freiheits= oder Sittenlehre in völliger Uebereinstimmung mit dem Vernunftglauben und der schlichten Menschenvernunft. So lange man Glauben und Wissen verwechselt und Glaubenssähe für wissensichaftliche Lehrsähe nimmt, sind jene angreisbar und widerlegbar. Ihre theoretische Unwiderlegbarkeit beruht auf ihrer theoretischen Unerkennsbarkeit; es gehört daher zur Begründung der kantischen Glaubenslehre, daß sie ihre Themata nicht bloß von allen philosophischen Beweisssührungen unabhängig macht, sondern das nothwendige Mißlingen der letzteren constatirt.

Das höchste Gut bestand in einer solchen Vereinigung der Tugend und Glückseligkeit, worin jene die alleinige Ursache dieser ausmacht;

Berkundigung des nahen Abschlusses eines Tractats u. s. f. Abschn. I. Frohe Aussicht zum nahen ewigen Frieden. (Bb. III. S. 397—404.) Abschn. II. Bebenkliche Aussicht zum nahen ewigen Frieden der Philosophie. (S. 405—408.)

nun kann ein solcher Zusammenhang nur durch eine moralische Welt= regierung, d. h. durch die Gerechtigkeit Gottes in der Welt hervor= gebracht werden. Daß es sich so verhalten muß, ist das Thema des Glaubens, sein Object ift die Uebereinstimmung der natürlichen und fittlichen Weltordnung, der Natur= und Sittengesetze: mit einem Wort die Bedingung, unter welcher allein aus der Tugend die Glückseligkeit hervorgeht. Dies kann nur geschehen, wenn auch die Natur so ein= gerichtet ift, daß sie mit dem moralischen Weltzwecke zusammenstimmt. In einer zweckmäßig geordneten Natur offenbart sich der göttliche Wille als Kunstweisheit, in den Ordnungen der sittlichen Welt als moralische Weisheit: der Lehrbegriff einer solchen höchften Runftweisheit ift Physikotheologie, der einer solchen höchsten moralischen Weisheit ist Moraltheologie. Die Uebereinstimmung der Kunstweisheit und moral= ischen Weisheit ober die Einheit der Physikotheologie und Moral= theologie ift das eigentliche Glaubensobject. Von dieser Einheit giebt es keinen wiffenschaftlichen Begriff.

Wenn wir die Gerechtigkeit Gottes in der Welt begreifen könnten, so müßten wir sie aus dem Lause der letzteren beweisen und rechtsertigen können: eine solche Rechtsertigung wäre die philosophische Theodicee. Das Glaubensobject fällt daher in der Hauptsache mit dem Inhalte der Theodicee zusammen. Wäre der Glaubensinhalt der Vernunst erkennbar, so müßte es eine Theodicee im philosophischen Sinne geben. Wenn aber alle philosophischen Versuche in der Theodicee mißlingen, so liegt eben darin der thatsächliche Beweis, daß es von dem Glaubensobjecte keine Wissenschaft giebt, oder daß die Religion nicht auf theoretischen Grundlagen ruht, sondern nur auf praktischen: daher ist eine philosophische Theodicee unmöglich. Diesen Beweis schickt Kant seiner Religionslehre gleichsam als deren negative Begründung voraus.

Eine philosophische Theodicee soll durch Gründe der Vernunfteinssicht die Einwürfe heben, die von jeher gegen die Lehre von einer göttslichen Weltregierung gemacht worden sind. Die göttliche Weltregierung ist planvoll und zweckmäßig; nun existirt in der Welt so viel Zweckwidziges: wie reimt sich mit jener Theorie diese Ersahrung? Giebt es keine wissenschaftliche Lösung dieses Widerspruchs, so giebt es keine philosophische Theodicee. Der Widerspruch gegen die zweckmäßige Weltsordnung erhebt sich in dreisacher Gestalt. Wir erklären den Weltzweck

¹ S. oben: Zweites Buch. Cap. I. S. 266.

burch das absolut Gute, durch das relativ Gute und durch das richtige Verhältniß beider: das absolut Gute ist die moralische Gesinnung, das relativ Gute das natürliche Wohl, das richtige Verhältniß beider die der Tugend angemessene Glückseligkeit (die Gerechtigkeit in der Weltsordnung). Nun existirt im Widerspruche mit dem Guten so viel Vöses in der Welt, im Widerspruche mit dem Wohl so viele Uebel und Leiden, im Widerspruche mit der Gerechtigkeit so viel Mißverhältniß zwischen Tugend und Glückseligkeit.

Dies find die Einwände, welche, der lette am stärksten, gegen bie göttliche Weltregierung in die Wagschale fallen: das Dasein bes Bosen in der Welt streitet mit der Heiligkeit, das Dasein der Uebel mit der Güte, das Migverhältniß zwischen Tugend und Glück mit der Gerechtigkeit Gottes. Wenn es unmöglich ift, diesen drei= fachen Einwand missenschaftlich zu widerlegen, diesen dreifachen Wider= spruch zu lösen, so giebt es keine philosophische Theodicee. Es ist un= möglich. Hier behalt Bayle wider Leibniz Recht. Philosophisch läßt sich die sittliche Weltregierung nicht beweisen. Mit was für Gründen wollen die Vertheidiger ber göttlichen Heiligkeit, Gute, Gerechtigkeit in der Welt gegen die Ankläger aufkommen, wenn diese auf die That= sache des Bösen, des Uebels, der Ungerechtigkeit in der Welt mit so vielen Erfahrungen hinweifen? Hat Gott das Böse gewollt, so ist er nicht heilig; hat er das Bose nicht gewollt, sondern zugelassen, weil er es nicht verhindern konnte, so ist das Bose eine unvermeidliche Folge der endlichen Wesen, also selbst unvermeidlich und nothwendig, womit die Zurechnungsfähigkeit, die Schuld, das Bose selbst aufgehoben wird. Man verneint entweder die Heiligkeit Gottes ober das Bose in der Welt: in keinem Falle läßt sich durch Bernunftgründe einsehen, wie beide übereinstimmen sollen.

2. Die moralische Weltregierung.

Der bedeutenbste Einwurf ist die in der Welt herrschende Unsgerechtigkeit: auf der einen Seite das strassosse Verbrechen, das sich wohls besindet, auf der andern die verkannte, unterdrückte, ins Elend gestoßene Tugend. Jum Verbrechen gehört die Strase, nicht bloß die innere des Gewissens, die vielleicht mit dem zunehmenden Laster immer mehr abnimmt, sondern die äußere der Weltgerechtigkeit. Wenn diese Strase ausbleidt, so steht die Gerechtigkeit in Frage. Zur Tugend gehört das Leiden, aber nur als die Bedingung, unter der sich die Tugend erprobt,



nicht als die Folge der Tugend, als deren letzte Folge. Wenn nun doch die Erfahrung so viele Fälle in der Welt antrifft, die den Ausspruch des Dichters beweisen: "Dem Schlechten folgt es mit Liebesblick, nicht dem Guten gehöret die Erde", so ist wenigstens in dieser so beschaffenen Welt die Gerechtigkeit nicht einheimisch. Wegreden läßt sich dieser Widerspruch nicht. Erwartet man seine Lösung in einer anderen, künftigen Welt, so ist dies eine gläubige Hoffnung, aber kein wissensschaftlicher Beweis.

3. Unmöglichfeit einer boctrinalen Theobicee.

Das Ergebniß heißt: man kann die göttliche Weltregierung nicht dogmatisch beweisen, auch nicht beren Gegentheil; die dafür aufgebrachten Beweise lassen fich durch so viele Zweisel entkräften, aber ebensowenig gelten die Beweise dawider. So hat in der philosophischen Theodicee weder der Vertheidiger noch der Ankläger Recht, der Richter in dieser Sache kann weder lossprechen noch verurtheilen, es bleibt ihm nur übrig, den Angeklagten von der Instanz zu absolviren und die ganze Frage als eine solche, die keine richterliche Entscheidung zuläßt, abzu= weisen. Wenn wir dessenungeachtet die göttliche Weltregierung und deren absolute Gerechtigkeit aus Bernunftgründen annehmen müffen, so werden diese Gründe nicht wiffenschaftliche, sondern nur moralische sein Die Theodicee ist kein Gegenstand der Einsicht, sondern des können. Glaubens; sie ist nicht philosophisch, sondern moralisch. Vergleichen wir damit die Theodicee in der ehrwürdigen Form der altbiblischen Er= zählung, den Streit zwischen Siob und seinen Freunden, so wollen die letteren die vernünftelnden Vertheidiger der göttlichen Gerechtigkeit sein, die Philosophen der Theodicee, die "doctrinalen Interpreten" der gött= lichen Weltregierung; sie schließen aus Siobs Leiden auf deffen Sünden, fie können das Leiden nur als verschuldetes Uebel begreifen und machen die göttliche Gerechtigkeit zum Obersat ihrer Schlußsolgerungen, als ob fie von ihr eine demonstrative Gewißheit hatten. Siob dagegen, sich des unverschuldeten Leidens bewußt, stütt sich wider seine vernünfteln= ben Ankläger auf den moralischen Glauben an die göttliche Gerechtigkeit, als welche nicht durch menschliche Vernunftschlüsse zu beweisen sei, aber unbedingt als Gottes unerforschlicher Rathschluß gilt. Wenn überhaupt die Theodicee ihrem Inhalte nach ein Gegenstand unserer Vernunft sein kann, so ift sie dieser Gegenstand nur in moralischer, nie in philosophischer Hinsicht.

II. Das Ende aller Dinge.

Es ist also einzuräumen, daß in dem Weltlause so viele Widersprüche mit der göttlichen Weltregierung, so viele Zweckwidrigkeiten existiren, welche die Natur der Dinge mit sich bringt und deren Lösung uns nicht wissenschaftlich einleuchtet. Die vollkommene Auslösung aller dieser Widersprüche, der eintretende Zustand göttlicher Gerechtigkeit wäre auf Erden zugleich das Endziel des Weltlauß, "das Ende aller Dinge". Die christliche Glaubenslehre hat in ihrer Sichatologie diese Vorstellung theoretisch gemacht, nachdem unter den biblischen Schriften die Apoka-Ihpse sie bilblich ausgeführt hatte. Indessen ist eine solche Vorstellung ebenso unmöglich, wie der philosophische Versuch einer Theodicee, welcher Art er auch sei. Es ist eine vollkommene Schwärmerei, eine Vorstellung auszubilden, deren Object jenseits aller Ersahrungsgrenzen liegt. Ueber diese Grenzen hinaus reicht nur der moralische Glaube. Wie erscheint nun unter dem praktischen Glaubensgesichtspunkte das Ende aller Dinge?

Als Kant diese Frage auswarf und den merkwürdigen Aufsat schrieb, der sie behandelt, war die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Bernunft schon erschienen. Man muß sich die besonderen Schicksale zurückrusen, welche die kantische Religionsphilosophie im Kampse mit dem Kirchenglauben erlebt hatte, um das Schriftchen, welches die Ueberschrift sührt: "Das Ende aller Dinge", ganz und richtig zu würdigen. Der überraschende und seine Contrast, worin Ansang und Ende der Schrift mit einander stehen, macht einen fast epigrammatischen Eindruck. Kant beginnt mit der Fernsicht nach dem jüngsten Tage, wo die Gläubigen das Ende aller Dinge suchen, und endet mit einem sehr deutlichen Hinsblick auf die Gegenwart, welche nach der vorausgegangenen Erklärung selbst wie das Ende aller Dinge aussieht.

1. Unitarier und Dualisten.

Der jüngste Tag erscheint als das jüngste Gericht, an dem sich die göttliche Gerechtigkeit in ihrer Vollendung offenbart und jedem zutheilt, was er nach seinem sittlichen Werthe verdient hat. Hier trifft den Bösen ewige Strase und den Tugendhaften ewige Glückseligkeit. Unmöglich können alle selig gesprochen werden, sonst wäre entweder Gott nicht gerecht oder die Menschen nicht böse. Wenn man sich also das Ende aller Dinge als den Zustand einer allgemeinen und aus-

¹ S. oben: Zweites Buch. Cap. I. S. 266.

nahmslosen Seligkeit vorstellt, so hat man eine falsche Borstellung entweder von der göttlichen Gerechtigkeit oder von der menschlichen Bersberdiß. In diesem Punkte unterscheidet Kant die "Unitarier" von den "Dualisten": jene sehen das Ende aller Dinge gleich der Seligkeit aller, diese gleich dem jüngsten Gerichte, welches nach dem Maße des sittlichen Werthes den Sinen Verdammniß, den Andern Seligkeit zutheilt. Wenn der praktische Glaube zwischen beiden Vorstellungen entscheiden soll, so wird er zwar in theoretischer Kücksicht keine von beiden annehmen, aber in moralischer die dualistische vorziehen.

2. Das natürliche und übernatürliche Enbe.

In Beziehung auf das Reich der Dinge, auf Welt und Natur, läßt sich das Ende der Dinge verschieden auffassen: es ist entweder Weltverwandlung oder Weltvernichtung oder Weltumkehrung. Im ersten Fall ift es eine Epoche, die im Laufe der Weltbegebenheiten eintritt, den vorhandenen Weltlauf oder die bestehende Ordnung der Dinge ab= schließt und eine neue einführt: so erscheint es als ein Wendepunkt im Weltlauf, als ein relativ lettes Glied in der Rette der Dinge, als ein "natürliches Ende"; im zweiten Fall ist es als Vernichtung nicht innerhalb der Natur möglich, also "übernatürlich"; im letzten Fall ift es "widernatürlich", weil es die natürliche und moralische Ordnung der Dinge umkehrt. Das natürliche Ende aller Dinge macht einen vollkommen neuen Weltzustand, bessen Seligkeit die Leiden und Uebel von sich ausschließt: dieser Zustand ist eine ewige Dauer, worin entweder gar kein Wechsel oder eine ununterbrochene Veränderung stattfindet... Eines von beiden muß der Fall sein. Setzen wir, der Zustand, in welchem alle Dinge enden, sei eine ewige Dauer ohne allen Wechsel, so giebt es in diesem Zustande keine Veränderung, also auch keine Zeit mehr: er ift zeitlos und alles Dasein darin wie versteinert. In dem Moment, wo die Dinge aufhören, hat auch die Zeit aufgehört, also der zeitlose Buftand angefangen. Die zeitlose Dauer hat angefangen! Anfang ist Beitpunkt. Wie kann das Zeitlose einen Zeitpunkt haben? Wie kann die Zeit übergehen in die zeitlose Dauer? Ein solcher Uebergang ist schlechterdings undenkbar. So ist auch das natürliche Ende der Dinge als zeit= und wechsellose Dauer undenkbar. Wenn aber der Wechsel und die Beränderung ewig fortdauert, so kann dieser wandelbare und veränderliche Zustand wenigstens keine Seligkeit sein, denn wo Wechsel ist, da sind auch Uebel, und wo Uebel sind, da giebt es keine wahr=

hafte Befriedigung. So ift das natürliche Ende aller Dinge in jeder Weise undenkbar. Seligkeit ist weder in der wechsellosen Ruhe des Daseins noch in der ewigen Wandelbarkeit und Veränderung desselben möglich. Da nun das Dasein doch eines von beiden sein muß, entweder wechsellos oder wandelbar, so ist überhaupt die Seligkeit nicht im Dasein, sondern im Aufhören alles Daseins, in der Vernichtung, im Nichts zu suchen. Das Nichts allein ist die ewige Ruhe. Dies ist die buddhistische Vorstellung vom Ende aller Dinge, womit Kant die Lehre Spinozas vergleicht. Nach dem Naturgesetz giebt es nur Berwandlung und Meta= morphose, keine Vernichtung. Das Naturgesetz erklärt: aus nichts kann nichts werden, es giebt kein Entstehen und Bergehen, weder Schöpfung noch Untergang. So übersteigt der Begriff einer vollkommenen Bernichtung alle naturgesetzliche Möglichkeit. Darum nennt Kant biesen eschatologischen Glauben eine mystische Vorstellungsweise und die ewige Ruhe, welche dem Nichts gleichkommt, "das übernatürliche Ende aller Dinge".

3. Das wibernatürliche Enbe.

Wenn die Ordnung der Dinge nicht aufhört (sei es relativ durch Verwandlung ober ganzlich burch Vernichtung), sondern sich umkehrt, so tritt das Ende aller Dinge ein, welches der Philosoph als "das widernatürliche" bezeichnet. Die Ordnung unserer Welt ift eine natür= liche und moralische, unser Naturzweck ist Glückseligkeit, unser moral= ischer Zweck die Würdigkeit glückselig zu sein. Daß beide Ordnungen, die natürliche und moralische, übereinstimmen, daß die Tugend am Ende zur Glückseit führt, daß die gesammte Weltordnung in ihrem letzten Grunde moralisch regiert wird, ift unser Glaube. Dieser Glaube gründet sich auf das moralische Gesetz, welches die Pflichterfüllung fordert um der Pflicht willen, nicht in der Absicht oder Hoffnung auf eine künftige Glückseligkeit. Diese Ordnung wird vollkommen umgekehrt und ihrem Gesetze widersprochen, wenn die Moral vom Glauben abhängig gemacht wird und dieser von außeren Gesetzen, die ihn durch Furcht vor Strafe ober Hoffnung auf Lohn erzwingen wollen: wenn mit einem Worte der Glaube, statt auf die reine Vernunft, sich bloß auf die Autori= tät und beren Gewalt gründet.

In dem Vernunftglauben ist das Motiv der Pflichterfüllung die Pflicht, in dem Autoritätsglauben die Furcht: dort ist die innerste Wurzel des Handelns die Freiheit, hier deren äußerstes Gegentheil, die

Unfreiheit in der Form der Unmundigkeit und Selbstsucht. Der Vernunftglaube ift in seinem Kern mit dem driftlichen Glauben einverstanden: die driftliche Religion will, daß die göttlichen Gebote nicht aus Furcht vor Strafe, nicht aus Hoffnung auf Lohn, sondern aus Liebe erfüllt werden. Dieses Motiv ist nicht das rigoristische der Moral, noch weniger das terroristische der Autorität. Daß es die Liebe zum Motive des sittlichen Handelns macht: darin besteht nach unserem Philosophen "der menschenfreundliche Charatter, die liberale Denkungsart, die Liebenswürdigkeit der driftlichen Religion". Wenn man ihr diesen liebenswürdigen Charakter nimmt und an die Stelle der Liebe die Furcht sett, so verwandeln sich ihre menschenfreundlichen Büge in die gebieterischen und abschreckenden der Autorität, die nur Abneigung und Widersetlichkeit einflößen können. Damit aber ift die moralische Ord= nung umgekehrt und das Ende aller Dinge in seiner widernatürlichen Geftalt eingetreten. "Sollte es mit dem Chriftenthum einmal dahin kommen, daß es aufhörte, liebenswürdig zu sein (welches fich wohl zu= tragen könnte, wenn es, statt seines sanften Geistes, mit gebieterischer Autorität bewaffnet würde), so müßte eine Abneigung und Widersetz lichkeit gegen daffelbe die herrschende Denkart der Menschen werden, und der Antichrist, der ohnehin für den Vorläufer des jüngsten Tages gehalten wird, würde sein obzwar kurzes Regiment anfangen; alsbann aber, weil das Christenthum allgemeine Weltreligion zu sein zwar be= stimmt, aber es zu werben von dem Schickfale nicht begünftigt sein würde, das (verkehrte) Ende aller Dinge in moralischer Hinficht eintreten." 1

Wer erkennt in diesem so geschilderten Ende, in dieser Umkehr der moralischen Ordnung, in den Urhebern dieses widernatürlichen Weltsendes nicht die Züge der Wöllner, Hilmer, Hermes, Woltersdorf u. a., die das antichristliche Princip entweder in eigner Person sind oder es herbeisühren? So ist der kantische Aufsatz vom Ende aller Dinge ein auf das verkehrte Treiben des damaligen Zeitalters geworfenes grelles Schlaglicht.

Die beiden Abhandlungen "Ueber das Mißlingen aller philosophischen Bersuche in der Theodicee" vom Jahre 1791 und über "Das Ende aller Dinge" vom Jahre 1794 begrenzen den Zeitraum, in welchem Kant sein religionsphilosophisches System entwickelt. Sie bilden gleich=

¹ Das Ende aller Dinge. (S. W. Bb. VI. S. 408.)

sam den Rahmen zur "Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft", deren Untersuchungen in den Zwischenjahren (1792 und 1793) erscheinen. Diese begrenzende Einfassung ift auch für den Charakter der kantischen Religionslehre bezeichnend: der erste Auffatz zeigt, daß der Inhalt des Glaubens nicht Sache der Wiffenschaft ist, der zweite, daß der Beweggrund des Glaubens kein Werk der Autorität und Menschen= furcht sein darf. Gegenstand des Glaubens ist nur die moralische Welt= regierung, und die moralische Weltregierung ift ein Gegenstand nur des Glaubens: dieser Glaube gründet sich auf die moralische Vernunft, nicht auf die Vernunfteinsicht, sondern auf das Vernunftbedürfniß. Ganz in demselben Sinn hatte Kant die Frage beantwortet: "was heißt: sich im Denken orientiren?"

Drittes Capitel.

Das radicale Bose in der Menschennatur.

I. Das Gute und Bose unter religiösem Gesichtspunkt.

1. Das menfcliche Erlösungsbebürfniß.

Der Zusammenhang zwischen Moral und Religion, wie die kritische Philosophie denselben begriffen hat, leuchtet uns vollkommen ein. Die negative Erklärung heißt: der religiöse Glaube ruht nicht auf irgend welcher Einficht in die Natur der Dinge, die Sittlichkeit nicht auf irgend welchem religiösen Glauben; weber kann die Wiffenschaft ben Glauben noch dieser die Sittlickeit erzeugen. Mit der Erforschung der Dinge beschäftigt, begegnen wir nirgends dem religiösen Glauben, er liegt mit der Wissenschaft und überhaupt mit der theoretischen Vernunft nicht in berselben Richtung; der Glaube, welcher scheinbar bas menschliche Wiffen erganzt, in der Naturerklärung sich auf die Absichten Gottes beruft und den natürlichen Gründen übernatürliche hinzufügt, ist nicht religiös, sondern doctrinal und gehört in das Reich der Lehrmeinungen und Hypothesen. Die positive Erklarung heißt: die Religion gründet sich auf die Moral, und diese besteht in der Gesinnung; es ist die Gefinnung, welche den Glauben erzeugt, es ist auch klar, wodurch sie ihn erzeugt.

Wir haben das religiöse Element, den eigentlichen, in der fitt= lichen Gemüthsverfassung enthaltenen Glaubensfactor schon erkannt. Die Fifcher, Gefch. b. Bhilof. V. 4. Muft. R. M.

pflichtmäßige Gefinnung ift die Achtung vor dem Gesetze, welche alle Empfindungen zu Boden schlägt, die in der Selbfliebe wurzeln. Diese Achtung muß in jedem das Gefühl des eigenen Unwerths, der eigenen sittlichen Unvollsommenheit erzeugen. Denn wer will, mit dem Gesetze verglichen, sich aufrechthalten? Niemand ist gut, jeder soll es sein; die sittliche Bollsommenheit erscheint als das zu erstrebende Ziel, die eigene Unvollsommenheit als der vorhandene Zustand, der von jenem Ziele unendlich weit absteht. Unvollsommenheit ist Mangel, Gesühl des Mangels ist Bedürsniß nach Abhülse: die sittliche Bollsommenheit ist nicht unser Zustand, sondern unser Bedürsniß. Als Zustand oder als erreichtes Ziel gedacht, ist sie eine leere Einbildung, eine moralische Schwärmerei; als Bedürsniß empfunden, ist sie die tiesste Regung der menschlichen Natur, nicht eine vorübergehende und vereinzelte Neigung zusälliger Art, sondern ein nothwendiger und allgemeiner Gemüthszustand, ein Bernunstebedürsniß.

Diefes Bedürfniß ift es, welches den Glauben macht. Jedes Bebürfniß will Befriedigung. Was bieses Bedürfniß befriedigt, ift keine Einsicht, keine Handlung, sondern ein Glaube: nämlich die moralische Gewißheit, daß in der That das Sittengesetz Weltgesetz oder Weltzweck ift, daß in ihm die ewige Ordnung der Dinge besteht und sich vollendet. Wir sehen beutlich, wie sich mit der sittlichen Gesinnung ein Bedürfniß und mit dem letzteren ein Glaube nothwendig und unabtrennbar ver= bindet. In der moralischen Gefinnung liegt das Gefühl des eigenen Unwerthes, der eigenen moralischen Unvollkommenheit, in diesem Ge= fühle unseres Mangels das Bedürfniß nach Befreiung. Unser mangel= hafter Zustand ist moralischer Art: die Befreiung von diesem Uebel ift die Erlösung. Wir sind erlöft, nicht wenn wir weniger unvoll= kommen sind, nicht also dadurch, daß wir vollkommener, sondern daß wir wirklich vollkommen werden. Nur der Zustand der Vollkommenheit ist Erlösung, nur diese Erlösung befriedigt unser moralisches Bedürfniß. Aber die Möglichkeit der Erlösung ist ein Object bloß des Glaubens: baher ist es nur der Glaube, der jenem Bedürfnisse genugthut. Vernunftbedürfniß selbst ift ein Bedürfniß zu glauben, welches sich auf unser sittliches Streben gründet, weil es ohne dieses Streben gar keinen Sinn hätte.

¹ Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Vorw. zur ersten Auflage. S. W. Bb. VI. S. 160—170.

Aller Glaube, soweit berselbe rein religiöser Natur ist, entspringt aus diesem Bedürsniß und geht auf dieses Ziel, das wir als die Er= lösung vom Uebel bezeichnen. Das Bedürsniß wird von der Ber= nunft selbst empfunden, es folgt unmittelbar aus der moralischen Ber= nunft: darum ist auch der Glaube, der aus dieser Bedingung hervorzeht, ein reiner Vernunftglaube oder "Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft".

2. Der Ursprung bes Bofen. Der rigoriftische Standpunkt.

Der Inhalt dieses Glaubens ist durch das Bedürfniß der moralsischen Vernunft schon bestimmt; es wird geglaubt, was unsere sittliche Natur fordert: die Erlösung des Menschen vom Uebel. Dies ist, kurzegesagt, das Thema der Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunst. Von hier aus begreist sich auch die Eintheilung der kantischen Religionslehre; es sind drei Stadien oder Stufen, welche sich in dem Erlösungsproceß der Menscheit unterscheiden lassen: die Herrschaft des Bösen im Menschen ist der Ausgangspunkt, die vollendete Herrschaft des Guten der Zielpunkt der Erlösung, diese Herrschaft ist ein Sieg des Guten, der den Kamps mit dem Bösen voraussetzt; daher liegt in der Mitte zwischen den beiden Extremen, nämlich der Herrschaft des Bösen und dem Siege des Guten, "der Kamps des guten Princips mit dem bösen um die Herrschaft über den Menschen".

Die religiöse Betrachtung des Guten und Bösen ift von der moralischen unterschieden. Unter dem moralischen Gesichtspunkte wird bestimmt, was gut und bose ift, diese Bestimmung bleibt genau dieselbe unter dem religiösen Gesichtspunkt; es giebt nicht etwa verschiedene Erklärungen des Guten und Bösen, eine andere von seiten der Moral, eine andere von seiten der Religion. Gut ist der Wille, der durch nichts anderes motivirt wird, als allein durch die Vorstellung der Pflicht, das Bose ift das Gegentheil des Guten; der Glaube ändert an diesen Begriffen nicht das Mindeste, er vertieft und erweitert sie nur vermöge seiner ganzen Betrachtungsweise. Sein Object ist die Erlösung, d. h. die Vollendung des Guten. Was erlöft wird, muß von etwas erlöft werden; wovon wir erlöft werden sollen, ift das Uebel im moralischen Sinn (bas Bose). Zur Vollendung und zum wirklichen Siege des Guten gehört, daß wir das Bose gründlich überwunden haben, daß wir in der Wurzel davon erlöst find: daher ist die Wurzel des Bösen eigentlich dasjenige, wovon wir erlöft sein wollen. Die Vor-

stellung von dem Grunde des Bojen hängt darum mit der Vorstellung der Erlösung auf das Genaueste zusammen. In diesem Punkte unter= scheibet sich die religiöse Betrachtungsweise von der moralischen. Diese bestimmt, was gut und bose ist; jene verfolgt beide Begriffe bis an die äußerste Grenze: das Gute bis zur Vollendung, das Bose bis zu seiner Wurzel. Unter dem religiösen Gesichtspunkte handelt es sich nicht bloß um den Unterschied des Guten und Bösen, sondern um die Vollendung des Guten und um den Ursprung des Bosen. Von einer wissenschaftlichen Lösung dieser Fragen kann nicht die Rede sein. Moral verlangt, daß unter allen Umständen das Gute gethan, das Bose unterlassen werde. Auf das sittliche Handeln hat es keinen Ein= fluß, wie wir uns die Vollendung des Guten und den Ursprung des Bösen vorstellen: diese Vorstellungsweise ist also weder wissenschaftlich noch (im engeren Sinn) moralisch, sondern religiös. Hier tritt uns der Unterschied des Glaubens von Wiffenschaft und Moral deutlich entgegen.

Die erste Frage der religiösen Betrachtungsweise betrifft den Ursprung des Bösen. Dies ist der erste Punkt, welchen der Glaube aufsucht: die Grund= und Cardinalfrage aller Religion. Die Erlösung ober die Vollendung des Guten hat keinen Sinn, wenn nicht klar ift, wovon wir zu erlösen find. Von dem, was allem Bosen zu Grunde liegt, von dem Grunde des Bosen selbst! Daher stellt Kant die Frage nach diesem Grunde an die Spitze seiner Religionslehre. Hier begegnet ihm wieder das Problem der menschlichen Freiheit, das schwierigste aller Probleme, und er wird noch einmal zu seiner Lehre vom intelligibeln Charakter zurückgeführt. In dieser ganzen Untersuchung über den Ursprung des Bösen, in der Art und Weise, wie Kant alle Schwierig= keiten der Sache einfieht, außeinanderlegt und bemeistert, erkennen wir eine jener Leistungen des menschlichen Tiefsinnes, die nur den größten Denkern gelingen. Es wundert uns nicht, warum diese Gegend der kantischen Philosophie so wenigen heimisch geworden. Um gleich die Hauptschwierigkeit unserer Frage hervorzuheben: sie setzt voraus, daß überhaupt das Bose einen Grund hat. Wenn es einen Grund hat, so ist es nothwendig und eben darum unzurechnungsfähig und eben darum nicht bose; wenn es in Wahrheit bose ist, so ist es zurechnungs= fähig, nicht nothwendig, grundlos. Entweder also hat, wie es scheint, die Frage nach dem Grunde des Bosen keinen Sinn oder das Bose selbst hat keinen.

Gut ist nur die Gefinnung, daher kann auch das Bose nur in der Gefinnung gesucht werden. Gut ist die pflichtmäßige Gefinnung, bose die pflichtwidrige; die Maxime der pflichtmäßigen Gesinnung ift das Sittengesetz, die der pflichtwidrigen das Gegentheil des Sittengesetzes. Der erste Grund zur Annehmung einer solchen Maxime ist der Ur= sprung alles Bösen. Ein Object irgend welcher Art kann dieser erste Grund nie sein, kein Object macht den Menschen sittlich, keines macht ihn bose. In der Ersahrung kann darum der Ursprung des Bosen nicht gesucht werden, er liegt mithin vor aller Erfahrung; von außen kann der Grund nicht kommen, welcher die Gefinnung des Menschen verdirbt, also muß dieser Grund im Menschen selbst liegen; abgeleitet kann das Bose nicht werden, es ist mithin ursprünglich: es muß eine der menschlichen Natur angeborene Beschaffenheit sein, welche den ersten Grund zur Annehmung der bosen Maxime enthält. Wir nennen diesen ersten Grund "angeboren" nur in dem negativen Sinn, daß er nicht aus empirischen Bedingungen abgeleitet werden kann, daß er außerhalb der Erfahrung liegt: er ift, wie Kant sagt, mit der Geburt gegeben, nicht burch bieselbe.

Wir werden mit unserer Frage von der Erfahrung ab= und auf die Ursprünglichkeit der menschlichen Natur hingewiesen; wir müssen daher die Frage verallgemeinern: "was ist der Mensch von Natur, gut oder böse?" ¹

Es giebt überhaupt zwei benkbare Grundverhältnisse des Guten und Bösen: das disjunctive und conjunctive. Entweder schließen beide einander aus und sind dergestalt getrennt, daß, wo eines ist, eben deshalb das andere nicht ist, oder sie lassen sich verbinden: im ersten Fall ist ihr Schauplatz eng und ausschließend, jedes hat den seinigen, sie können nicht beide auf demselben Schauplatze zusammen bestehen; im zweiten ist dieser Schauplatz so weit, daß er beide zugleich umfaßt und aufnimmt. Es kommt also darauf an, wie in Ansehung des Guten und Bösen die menschliche Natur beurtheilt wird, ob als enger oder weiter Schauplatz: den ersten Standpunkt nennt Kant "rigoristisch", den zweiten "latitudinarisch". Dieser letztere hat wieder zwei Fälle: das conjunctive Verhältniß ist entweder positiv oder negativ, beide zu=

¹ Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Vorw. zur ersten Auflage. Erstes Stück. Von der Einwohnung des bösen Princips neben dem guten, oder über das radicale Böse in der menschlichen Natur. (Bb. VI. €. 177—180.)

sammen (Gutes und Böses) können bemselben Subjecte entweder zusober abgesprochen werden. Die bejahende Form heißt: "sowohl das eine als auch das andere", die verneinende: "weder das eine noch das andere". Die Bereinigung des Guten und Bösen ist demnach entweder die negative der Indisserenz oder die positive der Mischung. Beide Standpunkte sind nach dem Ausdrucke Kants latitudinarisch: den ersten nennt er "Indisserentismus", den zweiten "Synkretismus". Es giebt mithin drei Standpunkte zur Beantwortung der Frage: was ist der Mensch von Natur in Ansehung des Guten und Bösen? 1. die Rigoristen urtheilen: der Mensch ist von Natur entweder gut oder böse, 2. die Indisserentisten: der Mensch ist von Natur weder gut noch böse, 3. die Synkretisten: der Mensch ist von Natur fowohl gut als böse.

Das Gute ift die zur Maxime gewordene Pflicht, das zur Gestinnung gewordene Sittengeset. Dieses Gesetz ist nur eines, es gilt in allen Fällen; wenn es in einigen Fällen nicht gilt, so gilt es überhaupt nicht. Es kann nicht zugleich gelten und nicht gelten: mithin ist der Standpunkt des Synkretismus unmöglich. Jede Handlung hat ihre Motive, sie ist gut, wenn ihre alleinige Triebseder das Sittengesetz ist. Wenn ihre Triebseder das Sittengesetz nicht ist, so hat sie andere Motive; alle Beweggründe, welche das Sittengesetz nicht sind, sind demselben entgegengesetzt. Die Abwesenheit des Sittengesetzetzt Triebseder. Daher giebt es zwischen Gutem und Bösem nichts Mittleres, es giebt keine Indisserenz beider: mithin ist der Standpunkt des Insbisserentismus ebenfalls unmöglich.

Der einzig mögliche Standpunkt ist demnach der rigoristische: diesen Standpunkt nimmt Kant, ohne den Borwurf der Schrossheit zu achten, der gewöhnlich dem Rigorismus gemacht wird. Die Moral soll schrossein. Der rigoristische Standpunkt duldet keine andere Triebseder als die Pflicht, er duldet keinerlei Vereinigung oder Vermischung der Pflicht mit der Neigung. Sehen diese Vereinigung war es, welcher Schiller in seiner Abhandlung über Anmuth und Würde in ästhetischer Rücksicht das Wort geredet hatte; er wollte, daß die Neigung der Pflicht gleichkomme, daß die Pflicht seigung werde: in diese Uebereinstimmung zwischen Pflicht und Neigung, in diese freiwillige Tugend setze er den Charakter der schönen Sittlichkeit, der Anmuth im Unterschied von der Würde, welche den sittlichen Willen in seiner unbedingten Erhabenheit offen=

Kants Gegensatz zu Schiller ift hier der Gegensatz der rein moralischen und der asthetischen Denkweise, des rigoristischen und des künstlerischen Standpunktes. Zugleich suchte Kant einen möglichen Bereinigungspunkt in einer solchen Berbindung der Tugend mit der Anmuth, welche der Strenge der Moral keinen Abbruch thut. Professor Schiller migbilligt in seiner mit Meisterhand verfaßten Ab= handlung über Anmuth und Würde in der Moral diese Vorstellungsart der Verbindlichkeit, als ob sie eine karthäuserartige Gemüthsstimmung bei sich führe; allein ich kann, da wir in den wichtigsten Punkten einig find, auch in diesem keine Uneinigkeit statuiren, wenn wir uns nur unter einander verständlich machen können. Ich gestehe gern, daß ich dem Pflichtbegriff gerade um seiner Würde willen keine Anmuth bei= gesellen kann, denn er enthält unbedingte Nöthigung, womit Anmuth in geradem Widerspruch steht. Die Majestat bes Gesetzes (gleich dem auf Sinai) stößt Ehrfurcht ein (nicht Scheu, welche zurückstößt, auch nicht Reiz, der zur Vertraulichkeit einladet), welche Achtung des Untergebenen gegen seinen Gebieter, in diesem Fall aber, da dieser in uns liegt, ein Gefühl des Erhabenen unserer eigenen Bestimmung erweckt, was uns mehr hinreißt, als alles Schöne. Aber die Tugend, d. i. die fest gegründete Gesinnung, seine Pflicht genau zu erfüllen, ist in ihren Folgen auch wohlthätig, mehr wie alles, was Natur ober Kunst in der Welt leisten mag; und das herrliche Bild der Menschheit, in dieser Gestalt aufgestellt, verstattet gar wohl die Begleitung der Grazien, die aber, wenn noch von Pflicht allein die Rede ist, sich in ehrerbietiger Entfernung halten. Wird aber auf die anmuthigen Folgen gesehen, welche die Tugend, wenn sie überall Eingang fande, in der Welt ver= breiten würde, so zieht alsbann die moralisch gerichtete Vernunft (durch die Einbildungskraft) die Sinnlichkeit mit ins Spiel. Nur nach bezwungenen Ungeheuern wird Hercules Musaget, vor welcher Arbeit jene guten Schwestern zurückbeben. Diese Begleiterinnen der Venus Urania sind Buhlschwestern im Gefolge der Benus Dione, sobald sie sich ins Geschäft der Pflichtbestimmung einmischen und die Triebfedern bazu hergeben wollen." 1

Religion innerhalb ber Grenzen ber bloßen Vernunft. Vorw. zur ersten Auflage. Erstes Stück. Von ber Einwohnung des bösen Princips neben dem guten, ober über das radicale Böse ber menschl. Natur. (Bb. VI. S. 177—184. S. 182. Anmig.) Schillers Aufsatz über Anmuth u. Würde erschien im 3. Stück d. Thalia. (1793.) Vgl. meine Schiller-Schriften. Zweite Reihe (1891.) Schiller als Philosoph. I. Buch. Cap. V. S. 253—272.

3. Die menschlichen Triebfebern und beren Ordnung.

Der rigoristische Standpunkt ist sestgestellt: der Mensch ist von Natur entweder gut oder bose. Diese Beschaffenheiten find angeborene, da sie aus empirischen Ursachen nicht abgeleitet werden können. Hier= aus scheint ein Widerstreit zwischen dem rigoristischen und moralischen Standpunkt zu folgen: jener behauptet den angeborenen Charakter des Guten und Bösen, dieser die Freiheit als die alleinige Ursache beider. Die Standpunkte sind beide begründet und müssen vereinigt gelten; sie find vereinigt, sobald der Mensch als der freie Urheber seiner an= geborenen guten ober bosen Beschaffenheit angesehen werden darf. Da nun der empirische Charakter dieser freie Urheber nicht sein kann, so ist der Ursprung des Guten und Bösen im intelligibeln Charakter Nur müssen diese angeborenen Beschaffenheiten, deren Ur= zu suchen. heber wir selbst find, von anderen Beschaffenheiten, welche auch angeboren, aber nicht durch uns selbst verursacht sind, wohl unterschieden werden. Die letteren bestimmt die Natur, nicht die Freiheit, sie sind uns gegeben und bilden unsere Anlagen, die, sofern sie zur Möglichkeit der menschlichen Natur als solcher gehören, ursprüngliche find. An= lagen find als solche weder gut noch bose, benn es ist nicht der Wille, der sie macht. Wenn es die Anlagen wären, die den Charakter be= stimmen, so würde dieser ein Werk der Natur und von Moralität nicht weiter die Rede sein. Anlagen sind Naturzwecke, die selbst wieder Mittel zu moralischen Zwecken sind; der sittliche Endzweck ist das Gute, daher kann kein natürliches Mittel zum Bosen bestimmt sein, sonst wäre es selbst bose. Alle ursprünglichen Anlagen der menschlichen Natur find daher Mittel zum Guten, aber der Wille ift an diese ihre Bestimmung nicht gebunden und kann sich durch den Mißbrauch ins Bose verkehren. Um nun jene angeborene Beschaffenheit, die entweder gut oder bose ist, von diesen ursprünglichen Anlagen, die an sich weder gut noch bose, aber in der Ordnung der Dinge nur zum Guten be= stimmt find, genau zu unterscheiben, muffen wir die letzteren feststellen

Der Mensch ist ein lebendiges, denkendes und moralisches Wesen: die bloß organische Natur ist die Thierheit, die Vereinigung der lebendigen und vernünftigen Natur ist die Menschheit, die Vereeinigung der vernünftigen und moralischen Natur ist die Personlichsteit; die Anlage zum Leben ist animalisch, die zur Ueberlegung und Selbsterkenntniß ist menschlich, die zur Achtung vor dem Sittengesetz ist moralisch. An sich ist keine dieser Anlagen gut ober bose, an sich

ist jede derselben von der Natur zum Guten bestimmt. Wenn der Wille die Richtung der moralischen Anlage nimmt und das Sitten= gesetz zu seiner Maxime macht, so ift er gut. Darin allein besteht das Gute. Es hängt vom Willen ab, welche von den ursprünglichen Anlagen, welche ebenso viele Triebfedern sind, als die herrschende gilt. Wenn die oberste Triebseder nicht das Sittengesetz ist, nicht dieses allein, so ift der Wille bose. Denken wir uns den Willen unter der Herr= schaft der animalischen Triebe, so daß die menschliche und moralische Natur unter die thierische herabsinken, so entstehen die sogenannten viehischen Lafter, wie Böllerei, Wolluft, wilde Gesetzlofigkeit; benken wir uns den Willen unter der Herrschaft bloß der natürlichen Ver= nunft, so ist sein einziges Ziel das eigene Wohl, so sucht das Indi= viduum nichts anderes als seine Glückseit, seine größtmögliche Geltung, seine Vortheile auf Rosten und zum Schaben ber anderen, mit seiner Selbstliebe steigen die feindlichen und gehässigen Gesinn= ungen, wie Bosheit, Neid, Undankbarkeit, Schadenfreude, sie wachsen ins Unermeßliche und bilden die sogenannten teuflischen Laster. Also nicht in der Anlage als solcher liegt das Bose, sondern in dem Verhältniß ber Anlage zum Willen, in der Anlage, sofern sie Trieb= feber wird; nicht in ber Triebfeder als solcher liegt das Bose, sondern in ihrem Verhältnisse zum Sittengesetz: darin also, daß die Trieb= febern der thierischen Natur ober der klugen Selbstliebe im menschlichen Willen mehr gelten, als das Sittengesetz, daß sie dem letzteren über= geordnet und nicht, wie es die Pflicht verlangt, schlechterdings unter= geordnet sind. Das Sittengesetz ist Maxime. Was sich dem Sitten= gesetze vergleicht, sich mit demselben in gleicher ober größerer Berechtigung behauptet, gilt als Maxime. Es ist also klar, worin allein das Bose besteht: nicht in der Anlage, auch nicht in der bloßen Trieb= feder, sondern in der Triebfeder, sofern sie Maxime ist und die Richt= schnur des Willens wie der Handlungen bestimmt: das Böse besteht in den Triebfedern, welche nicht das Sittengesetz selbst sind. Wenn die unteren Anlagen (alle, ausgenommen die moralische) Willensmotive ober Triebfedern werden, wenn diese Triebfedern als Maximen gelten, so herrscht im menschlichen Willen die niedere Natur über die höhere: diese Herrschaft ift das Bose.

Jetzt erst ist die Frage, um die es sich handelt, so weit entwickelt, daß ihr Sinn einleuchtet und die Auflösung versucht werden kann. Der Mensch ist von Natur entweder gut ober bose. Wenn der mensch=

liche Wille vermöge seiner ursprünglichen Richtung das Sittengesetz zu seiner Maxime macht, so ist er von Natur gut; wenn er vermöge seiner ursprünglichen Richtung eine andere Triebseder zur Maxime erhebt und auf diese Weise die Ordnung der Triebsedern umkehrt, so ist er von Natur böse. Genau dieses ist der fragliche und zu entscheidende Punkt. ¹

4. Das bofe Herz ober ber Hang jum Richtguten.

Der Schauplatz, auf bem allein wir das Gute ober Böse anstreffen, ist die Willensrichtung, welche verschiedene Wege nimmt, je nachsem der Wille diese oder jene Maxime ergreist, diese oder jene Triebsseder zu seiner Maxime macht. Um unsere Frage zu entscheiden, müssen wir die Willensrichtung bis zu ihrer Wurzel versolgen, die der bestimmten Handlungsweise und dem empirischen Charakter selbst vorhergeht. Das Element der Willensrichtung ist Willensneigung oder Hang. Hang ist nicht Trieb: den Trieb macht die Natur, den Hang der Willensdisposition, elementare Willensrichtung. Wenn dieser Hang sist Willensdisposition, elementare Willensrichtung. Wenn dieser Hang sich auf das Sittengesetz richtet, so ist der Mensch von Natur gut; wenn nicht, so ist er von Natur böse.

Durch diese Bestimmung sassen wir das Böse in seinem weitesten Umsange: es ist das contradictorische (nicht bloß contrare) Gegentheil des Guten. Böse ist der Hang zu allem, was nicht das Sittengesetz selbst ist: dieser Hang ist das böse Herz, die Empfänglickeit für alles außer der Pflicht. "Der Geist des moralischen Gesetzes besteht darin, daß dieses allein zur Triebseder hinreichend sei. Was nicht aus diesem Glauben geschieht, das ist Sünde (der Denkungsart nach)." In diesem weiten Gebiete des Bösen dürsen gewisse Stusen unterschieden werden, die zwar nach ihrem moralischen Unwerthe gleich, aber an Bosheit verschieden sind. Wenn das Sittengesetz nicht die alleinige Triebseder des Willens ist, so sind drei Fälle möglich: entweder wird der Wille durch keinerlei Maximen bestimmt, oder nicht allein durch das Sittengesetz, sondern auch durch andere Triebsedern, oder endlich durch Maximen, die dem Sittengesetze direct zuwiderlausen. Wenn überhaupt keine Grundsätze, sondern nur Begierden und Neigungen

¹ Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Bernunft. Borw. zur ersten Auflage. Erstes Stück. I. Bon der ursprünglichen Anlage zum Guten in der menschlichen Natur. (Bb. VI. S. 184—187.)

den Willen treiben, so ist die Natur stärker als der Wille, dieser also schwach: barin besteht die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur. "Das Wollen habe ich wohl, aber das Vollbringen fehlt." Wenn sich mit der Pflicht noch andere Triebfedern vermischen und die Selbstliebe mit in den Beweggrund der Handlung einfließt, so besteht darin die Unlauterkeit des menschlichen Herzens. Wenn endlich statt des Sittengesetzes die entgegengesetzte Maxime den Willen bestimmt und die Selbstsucht nicht bloß als mitwirkende Triebseder die Gefinnung trübt, sondern als alleinige Maxime herrscht, so besteht darin die Bösartigkeit des Willens, die Verderbtheit oder Verkehrtheit des menschlichen Herzens. Wenn nun der Wille in seiner ursprünglichen Richtung ober in seinem Sange sich von dem Sittengesetz abwendet und durch diese Abweichung die Gebrechlichkeit, Unlauterkeit und Bosartigkeit in die menschliche Natur einführt, so ist der Mensch von Natur bose: dieser Hang ist der erste Grund oder die Wurzel des Bösen. Als Hang ift er Willensrichtung, also Willensthat vor der wirklichen empirischen Handlung, also verschuldet und darum selbst bose: er ist das ursprüngliche Bose, die Ursünde im Menschen, das «peccatum originarium», womit verglichen alle anderen bösen Hand= lungen Folgen ober «peccata derivata» find. Die ganze Frage läuft also darauf hinaus: ob sich ber Wille in seinem ursprünglichen Hange vom Sittengesetz abwendet ober nicht?1

II. Das radicale Bose in ber menschlichen Natur.

1. Die Thatsache ber bofen Gefinnung.

Um diese Frage zu entscheiden, hören wir zuerst, was die Ersahrung bezeugt, soweit dieselbe im Stande ist, die sittliche Natur der Menscheit zu erkennen. Es sei die menschenkundigste Ersahrung in ihrem größten Umsange, die uns Auskunft geben soll, wie sie den empirischen Charakter des Menschen in allen Zeiten, in allen Lagen des Lebens, in allen Zuständen der Bildung sindet. Ueberall erscheint der Mensch im Widerspruche nicht bloß mit dem Sittengesetze, sondern gegen dasselbe, nicht bloß in einem den Forderungen der Pflicht ungleichen Zustande, den selbst die Tugend nicht ganz überwindet, sondern in einer

¹ Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Vorw. zur ersten Auflage. Erstes Stück. II. Von dem Hange zum Bösen in der menschlichen Natur. (Bb. VI. S. 188—192.)

bavon abgewendeten Richtung, die aus dem bösen Hervorgeht. Wenn bei den rohen Naturvölkern die Triebe und Begierden dis zur äußersten Wildheit, die Leidenschaften des Hasse und der Rache dis zur äußersten Grausamkeit sinn= und zügellos walten, so läßt sich dieser sittenlose Zustand aus dem Naturtriebe, aus der Rohheit der Natur und aus dem Mangel aller Bildung erklären. Wenn man aber bemerkt, daß die Grausamkeit nicht bloß eine Folge blinder Leidenschaft, sondern ein Object der Lust ist, daß diese Kinder der Natur ohne jede Rache begierde martern können, bloß um sich an fremden Qualen zu erfreuen, so hat eine solche ungereizte, durch keinen Naturtrieb motivirte Grausamkeit keinen anderen Grund, als die natürliche Bosheit.

Betrachten wir die Menschen im Zustande der am weitesten vorgerückten Bildung und prüsen ihr Inneres, so verstecken sich zwar die Gesinnungen, so gut es geht, unter dem Scheine der Tugend, aber dicht unter der Obersläche zeigt sich überall der wurmstichige Kern. Hinter dem Bertrauen, so aufrichtig es zu sein scheint, liegt immer noch irgend eine geheime Falscheit, gegen die empfangene Wohlthat regt sich der Undank, gegen fremdes Glück der Neid, gegen fremdes Unglück die Schadenfreude, und selbst das herzliche Wohlwollen ist nicht so rein, daß nicht die Bemerkung möglich wäre: "es sei in dem Unglück unserer besten Freunde etwas, das uns nicht ganz mißfalle". Das moralische Urtheil selbst wird abgestumpst und durch den Schein bestochen; wer nicht das Laster unverholen zur Schau trägt, wer den selbstschen Sinn mit Anstand bedeckt, heißt schon gut in der gebildeten Gesellschaft: "hier gilt derzienige für gut, der ein böser Wensch von der allgemeinen Classe ist".

Wenn man die Gesinnungen entblößt, die unter dem Tugendscheine nicht eben tief versteckt sind, und sie ernsthaft und unverblendet ansieht, so trifft man jeden an einer Stelle, wo er im geheimen Hinterhalt liegt gegen den andern. Mitten im Herzen der Welt lebt unverwüstlich der alte Naturzustand. Diese sittliche Versassung der Menschen zu erstlären, reicht die einsache Selbstliebe nicht hin. Es ist die Selbstliebe nicht in ihrer einsachen, sondern in ihrer übertriebenen Geltung, es ist die zur Herrschaft, zur Maxime erhobene Selbstliebe: die Selbstsucht, die nicht der Naturtrieb macht, sondern der Wille. Nicht bloß in den Einzelnen, auch in den großen Verhältnissen der Menscheit führt sie die Zügel. Auch die Völker liegen wider einander in diesem geheimen Hinterhalt, woraus von Zeit zu Zeit die Furie der Ariege hervorbricht, welche die Selbstsucht an allen Enden, in allen ihren Gestalten entsessel

und keinen Zweisel darüber läßt, wie es im Innern der Menschen aussieht.¹ So verhält es sich mit dem empirischen Menschencharakter. Wo man ihn immer sindet und so weit man ihn immer verfolgt, erscheint er nicht etwa in seiner äußeren Handlungsweise, sondern in seiner Denkungsart als dem Sittengesetz abgeneigt, als innerlich auf das Gegentheil des Guten gerichtet, d. h. als böse. Wie erklärt sich diese allgemeine, von dem gesammten Menschengeschlecht geltende, von aller Erfahrung bezeugte Thatsache?

Offenbar wird der Erklärungsgrund in einer Bedingung gesucht werden müffen, welche zur menschlichen Natur als solcher gehört, sonst könnte die Thatsache des Bosen nicht so umfassend sein, wie sie ist; offenbar wird jene Bedingung keine unfreiwillige, unwillkürliche, natur= gesetzliche sein dürfen, sonst würde die zu erklärende Thatsache den Charakter des Bosen verlieren, also überhaupt nicht stattfinden. Nun find die beiden Bedingungen, die zur menschlichen Natur als solcher gehören, Sinnlichkeit und Vernunft. In welcher von beiden liegt der Grund des Bösen? Wenn man ihn bloß in der Sinnlichkeit sindet und also die animalische Natur allein für die Beherrscherin des mensch= lichen Willens halt, so ist der lettere thierisch, aber nicht bose. Die Sinnlichkeit kann baber ber zureichende Erklärungsgrund nicht sein, benn sie erklärt zu wenig. Wenn man den Grund des Bosen bloß in die menschliche Vernunft sett, so müßte fich diese in ihrem Ursprunge von dem Sittengesetze losgeriffen und moralisch vollkommen verdunkelt haben, fie mußte als ein abgefallener und böser Geist gelten, unter bessen Herrschaft wir genöthigt sind, nur das Gegentheil des Guten zu wollen und im Widerspruch gegen das Sittengesetz zu beharren: dann ware der Mensch gleich einem gefallenen Engel, er ware nicht mehr Mensch, sondern Damon, und sein Wille nicht bose, sondern teuflisch, d. h. nichts als bose. Die Vernunft als solche kann dem= nach auch nicht der zureichende Erklärungsgrund des Bosen sein: sie erklärt zu viel.

Da wir den Grund des Bösen weder in der sinnlichen noch in der denkenden Natur suchen dürfen, so sinden wir ihn vielleicht in der Vereinigung beider. Die Vernunft für sich (die reine Vernunft) enthält

¹ Religion innerhalb ber Grenzen der bloßen Vernunft. Vorw. zur ersten Auflage. Erstes Stück. III. Der Mensch ist von Natur bose. (Bb. VI. S. 192 bis 195.)

keinen anderen Antrieb als das Sittengesetz, die Sinnlichkeit für sich keine anderen Triebe als die natürlichen Begierden, die Befriedigung Wenn sich mit diesen Begierden die Vernunft verbindet und selbst nichts anderes sucht als das Wohl des Individuums, so entsteht die natürliche Selbstliebe. In der menschlichen Natur finden sich beide Triebfedern zugleich, die Selbstliebe und das Sittengesetz. Wenn in der menschlichen Natur kein anderer Antrieb als das Sittengesetz wäre, so könnte der Mensch gar nicht bose sein; wenn in ihm der Antrieb des Sittengesetzes gar nicht wirkte, so könnte er nur bose sein, womit zugleich der Charafter des Bösen aufgehoben wäre, denn was nur bose sein kann, ist durch ein unwiderstehliches Gesetz dazu gezwungen, aber die Möglickfeit des Bösen reicht nur so weit als die Freiheit. Die Antriebe der Selbstliebe und der moralischen Vernunft wirken in der menschlichen Natur zugleich. Wenn nun der Unterschied des Guten und Bösen schon in dem Unterschiede der Triebsedern enthalten wäre, so müßte der Mensch von Natur beides zugleich sein, was unmöglich ist.

Der Unterschied des Guten und Bosen liegt nicht in der Beschaffenheit der Triebsedern, sondern in deren Geltung oder in dem Werthe, den die Triebsedern im menschlichen Willen behaupten: d. h. der Unterschied liegt einzig und allein in den Maximen. Nicht der Antrieb des Sittengesetzes ist gut, sondern daß diese Triebseder die oberste Geltung in unserem Willen behauptet, daß alle anderen ihr schlechter= dings untergeordnet sind; nicht die Antriebe der Sinnlickeit und Selbstliebe sind bose, sondern daß sie im menschlichen Willen das Regiment führen, daß sie mehr gelten als das Sittengesetz: allein besteht das Bose. Triebsedern, so verschiedenartig sie find, konnen zusammenwirken und denselben Schauplatz einnehmen, Mazimen dagegen schließen sich aus. Die letzteren bestimmen die Geltung, das Ber= haltniß, die Ordnung der Triebfedern. Die Ordnung kann nur eine Unmöglich können Selbstliebe und Sittengesetz zugleich die oberste Triebfeber bilden. Das Bose ist die Selbstliebe als oberste Triebfeber ober als Maxime, das Gute ift das Sittengesetz als Willensprincip: unmöglich also kann der Mensch von Natur gut und bose zugleich sein.

Das Böse liegt nicht in den Triebsedern, sondern in der Ordnung der Triebsedern, in der Umkehr der moralischen Ordnung. Die Herrschaft des Sittengesetzes ist die moralische Ordnung, die Herrschaft der Selbstliebe ist deren Umkehrung; diese macht nicht die Natur, nicht die Anlage, nicht die Materie der Triebsedern, sondern einzig und allein

der Wille: nur im Willen und durch ihn können überhaupt die Trieb= febern umgekehrt werden. Der einzige, zureichende Erklärungsgrund des Bosen ift demnach der menschliche Wille, der in seiner ursprünglichen Richtung die Ordnung der Triebfedern umkehrt, sich von dem Sitten= gesetz abwendet und an die Triebfedern der Sinnlichkeit hängt. dieser Hang den empirischen Charakter des Menschen bedingt, also nicht zu dessen Wirkungen gehört, darum ist er nicht erworben, sondern an= geboren oder natürlich. Wir verstehen unter "natürlich" an dieser Stelle das Gegentheil nicht der Willfür (Freiheit), sondern der Bilbung. Der Hang zum Bosen ist nicht von außen in die menschliche Natur ein= geführt worden, er ist nicht im Laufe der Zeit erworben, er ist der menschlichen Natur nicht angebildet, sondern ihr eigen: d. h. er ist an= geboren oder natürlich. Dieser natürliche Hang entspringt nur im Willen, er ist eine Willensthat, also moralisch, zurechnungsfähig, schuldig; diese Schuld liegt in der ersten Willensrichtung, in der Wurzel des Willens, von hier aus ist der letztere im Princip verdorben worden; daher ist jener natürliche und zugleich moralische Hang zum Bösen radical: er ist "das radicale Bose in der menschlichen Natur".

Das Bose in seinen verschiebenen Gestalten der Gebrechlichkeit, Unlauterkeit und Bösartigkeit ist unsere eigene Schuld. Die Schuld der Gebrechlichkeit und Unlauterkeit ift der schwache Wille, der nicht den Vorsatz zum Bösen hat, dem aber die Kraft zum Guten fehlt; die Schuld der Bösartigkeit ist der bose Wille, der sich mit Absicht gegen das Sittengesetz kehrt. Der schwache Wille richtet sich auf etwas anderes als das Sittengesetz, er ist nur auf das Gute nicht gerichtet, der bose richtet sich auf das Gegentheil des Sittengesetzes. Beides ist moralische Berglichen mit der Schuld im juriftischen Sinne, könnte der Schuld. schwache Wille «culpa», der böse «dolus» genannt werden: dieser ist die eigentliche Tude des menschlichen Herzens, die nicht bloß den Reim bes Bosen nährt, sondern den des Guten untergräbt und die Gesinnung in der Selbstsucht verhärtet. Hier gilt die Selbstliebe als Maxime, als oberftes und alleiniges Motiv des Willens; das Bose wird vermieden, nur so weit es schädlich ist ober ber Selbstliebe widerspricht, das Gute wird angenommen als der täuschende Schein, hinter welchem sich die Selbst= liebe am wohlsten befindet, es wird angenommen, nur so weit es sich mit der letzteren verträgt. So wird die Gesinnung im Innersten ver= dorben. Nichts wird bereut als die schädlichen Folgen der Handlung, Reue ist nichts anderes als der Verdruß über eine zweckwidrige und unkluge Handlung: Verdruß aus Selbstliebe. Diese Art Reue nennt man Gewissen, und wenn man sich über die schlimmen Folgen seiner thörichten und schlechten Handlungen nur recht von Grund aus ärgert, so bildet man sich ein, wunder wie gewissenhaft zu sein, labt sich an seiner eigenen Gewissense und schmeichelt der Selbstliebe neben anderen Vorzügen auch mit dieser Tugend.

Das unechte, sogenannte Gewissen, womit die menschliche Tucke bas echte verdunkelt, ist bei jeder Nichtswürdigkeit ruhig, wenn nur die schlimmen Folgen ausbleiben; es ist das Gewissen des Spielers, welches nur aufwacht, wenn er verliert, und vollkommen schlummert ober viel= mehr sich ganz zufrieden fühlt, wenn er gewinnt. Die Selbstliebe als Maxime kennt nur einen Zweck: ihren Vortheil; mit diesem verglichen, gilt ihr alles andere bloß als Mittel, nichts schätt fie höher, auch nicht die Menschenwürde, weder die eigene noch weniger die fremde. An die Stelle der Menschenwurde tritt der Scheinwerth, welchen allein die Selbst= liebe sucht. Hier gilt, was jenes Mitglied bes englischen Parlaments öffentlich erklärte: "ein jeder Mensch hat seinen Preis, für den er sich weggiebt". Beurtheilen wir diese in der Menschheit eingewurzelte Gefinnungsweise aus bem moralischen Gesichtspunkte, so mussen wir dem Ausspruche des Apostels beistimmen: "da ist keiner, der Gutes thut, auch nicht Einer".1

2. Die Erbsunde.

Wir haben das Böse bis zu seiner Wurzel verfolgt, bis zu jenem Hange, den sich der menschliche Wille in seiner ersten Richtung gegeben hat, der die in unserer Natur wirksamen Triebsedern umkehrt, die Selbstliebe zur Maxime des Willens erhebt und in das Centrum der Gesinnung aufnimmt. Woher rührt dieser Hang? Wie erklären wir diesen Ursprung des Bösen?

Der Grund des Bösen ist die Freiheit. Jener Hang selbst ist eine That der Willfür, sonst wäre er ein Trieb der Natur, die als solche niemals die Wurzel des Bösen sein kann. Der Hang zum Bösen ist selbst schon böse, er ist das radicale Böse. Das Böse kann nur aus dem Bösen erklärt werden, nicht aus dem, was nicht böse ist: weder

¹ Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Vorw. zur ersten Auflage. Erstes Stück. III. Der Mensch ist von Natur böse. (Bb. VI. S. 192 bis 200.)

aus der Natur noch aus dem Guten. Der erste Reim zum Bösen ist schon die bose Willensneigung selbst.

Die Freiheit ist eine intelligible Ursache. In der Zeitfolge der Begebenheiten giebt es keine Freiheit, daher darf nicht in der Zeit die Ursache des Bosen gesucht werden. Nie erklärt sich das Bose aus dem vorhergehenden Zustande: der Grund einer bosen Handlung liegt nicht in den früheren Handlungen, sonst ware die gegenwärtige eine noth= wendige Folge der vergangenen und eben deshalb nicht böse. Grund unserer sündhaften Beschaffenheit kann also nicht darin gesucht werden, daß auch unsere Eltern sündhaft waren und auch deren Eltern und zulett die ersten Menschen, so daß sich das Bose von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzt: eine solche Fortpflanzung wäre Anerbung. Was wir erben, ist nicht unsere That, also auch nicht unsere Schuld: daher läßt sich das Böse nicht anerben. Hier ist der Punkt, wo wir die Vorstellung von einem angeerbten Bosen, weil sie der Freiheit und darum der Natur des Bösen selbst widerstreitet, zurückweisen müffen. Wie man sich diese Anerbung auch vorstellen möge, ob medicinisch als eine "Erbkrankheit", oder juristisch als eine "Erbschuld", ober theologisch als "Erbfünde": in allen Fällen gilt als der Grund des Bösen ein vorhergehender Zustand, eine zeitliche Ursache, also nicht die Freiheit. Die kantische Lehre vom radicalen Bösen in der Menschennatur muß von dem Dogma der Erbsünde wohl unterschieden werden, sie theilt mit diesem nur den tieffinnigen Gedanken von der Ursprünglichkeit des Bosen. Das Bose ift nicht Race: ber Grund besselben liegt nicht in ber Zeugung, sondern im Willen.1

3. Das Boje als Fall.

Nur die zeitlichen Ursachen sind erkennbar, nicht die intelligibeln: ber Ursprung des Bösen ist darum unersorschlich. Wäre der Grund des Bösen erkennbar, so müßte er zeitlich sein; wäre er zeitlich, so müßte das Böse eine nothwendige Folge sein; womit seine Freiheit und mit dieser seine Schuld und Zurechnungsfähigkeit, d. h. sein ganzer Charakter aufgehoben wäre. Das Böse solgt nicht, wie eine Zeitbegebenheit auf eine andere; die Zeitfolge geschieht nach dem Gesetz der Causalität und Stetigkeit: daher läßt sich das Böse nicht als Zeitfolge oder Glied

¹ Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Vorw. zur ersten Auflage. Erstes Stück. IV. Vom Ursprunge des Bosen in der menschlichen Natur. (Bb. VI. S. 200—202.)

einer stetigen Veränderung begreifen, es ist nicht allmählich geworden, also überhaupt nicht geworden, sondern es ist. Jenes stetige Zunehmen oder Wachsen des Bösen, wie wir es an menschlichen Charakteren in der Erfahrung wahrnehmen, setzt schon in seinem ersten Beginn das Böse voraus: es ist kein Wachsen des Bösen, sondern ein Wachsen im Bösen.

Wollen wir uns den Ursprung des Bosen finnbildlich in einer Zeit= begebenheit vorstellen, gleichsam ben Anfang der Sünde, so müssen wir bie Vorstellung des stetigen Geschehens verlassen, der Zusammenhang reißt in dem Moment, wo das Bose eintritt; mit dem früheren Zustande verglichen, erscheint dasselbe nicht als Folge, sondern als Fall, wie auch die Bibel den Ursprung der ersten Sünde nicht als Folge der Unschuld, sondern als Abfall von Gott darstellt, als den gewollten Ungehorsam gegen das göttliche Verbot, als den Hang des Menschen zur Abweichung von dem Gesetz, als die Verführung des Menschen durch einen bösen Geift, d. h. als die unerforschliche, durch keine empirische Ursache begreifliche, bose Neigung. In diesem Spiegel erblicke jeder seine Schuld. So verhält es sich mit dem Bösen in der Menschennatur überhaupt. Was von Abam erzählt wird, gilt von allen. «Mutato nomine de te fabula narratur!» In diesem Sinne, nicht in dem der Erbsünde, gilt das Wort: "in Abam haben alle gefündigt".

III. Die Erlösung vom Bofen.

1. Das Gute als Selbstbefferung.

Wenn aber der Mensch von Natur bose ist, wo bleibt die Möglichkeit des Guten? In dieser Frage liegt das eigentliche Glaubensproblem. Wie können wir vom radicalen Bösen erlöst werden? Die menschliche Natur ist vermöge ihrer Anlagen ursprünglich zum Guten bestimmt, aber sie ist nicht ursprünglich gut, sondern durch ihren dem Sittengesetz abgewendeten Hang ursprünglich böse. Sie soll gut sein: dies sordert mit unbedingter Nothwendigkeit die sittliche Vernunft, der kategorische Imperativ. Was die menschliche Natur unbedingt sein soll, muß sie auch sein können. Hier gilt der praktische Satz: "du kannst, denn du sollst!" Da wir nicht gut sind, so sollen wir es werden, also können wir es werden. Aber wie kann aus einer Natur, welche radical

¹ Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Erstes Stück. IV. (Bb. VI. S. 202—206.)

böse ist, das Gute hervorgehen? Wie ist von dieser bösen Beschaffenheit der Uebergang zum Guten möglich? Wie kann der Böse aushören, böse zu sein, wie kann er anfangen gut zu werden? In diesem Punkte liegt das Problem.

Nur der Wille ist gut oder bose. Der Wille sind wir selbst. Was wir durch ihn sind oder werden, dazu können nur wir selbst allein uns machen. Das Erste ist, daß wir uns selbst helsen. Aber bose, wie wir durch jenen ursprünglichen, unvertilgbaren Hang sind, scheinen wir zu einer solchen sittlichen Selbsthülfe unfähig. Doch ist mit dem Bösen die Möglichkeit des Guten in uns nicht vertilgt. Das radicale Böse ist nicht das absolut Böse. Der Antrieb des Sittengesetzes lebt in uns zugleich mit den Antrieben der Selbstliebe und Sinnlichkeit, das radicale Bose ist die Umkehrung dieser Triebsedern: in dieser Um= kehrung wird die Triebfeder des Sittengesetzes den anderen untergeordnet. Unterordnung ist nicht Vernichtung. Mit dem Sittengesetz in uns lebt die Anlage und die Möglichkeit des Guten; bose ist nur der Hang zum Gegentheil, der gewollte Widerspruch gegen das Gute. Dieser Widerspruch ware unmöglich, wenn nicht das Gute als Antrieb und Anlage in uns gegenwärtig wäre. So ist die Möglichkeit des Guten selbst dem radicalen Bosen gegenüber unauslöschlich und unvertilgbar. 1

2. Das Gute als Wiebergeburt.

Wir können nicht begreifen, wie das Böse entsteht; wir können ebensowenig begreisen, wie das Sute entsteht, denn die Entstehung ist in beiden Fällen eine That der Freiheit, eine intelligible That, also ein durch die menschliche Vernunft nicht zu erklärender Vorgang. Einen Uebergang vom Bösen zum Suten giebt es nicht, dieser wäre eine stetige Veränderung, worin keine Sprünge stattsinden und wir also in einem und demselben Momente beides zugleich sein müßten, was unmöglich ist. Wenn aber das Ende des Bösen und dasselbe Wesen in

¹ Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Erstes Stück. Aug. Anmtg. Von der Wiederherstellung der ursprünglichen Anlage zum Guten in ihre Araft. — In der ersten Ausgabe des Wertes bildete diese Betrachtung Mr. V. des ersten Stücks. Wir folgen der Einrichtung der zweiten Ausgabe (1794.) Bb. VI. S. 206—216.

einem und bemselben Momente zugleich gut und bose sein kann, so giebt es von dem einen zum andern keinen Uebergang.

Das Gute kann nur aus dem Guten entstehen, wie das Böse nur aus dem Bosen. Wir können im Guten allmählich zunehmen, allmählich zum Besseren fortschreiten, unsere Grundsätze befestigen, unsere Sitten andern, aber die Voraussetzung ist, daß wir das Gute wollen. Die stetige Veränderung, welche in einem allmählichen Uebergehen zum Befferen besteht, ift Reform. Der Anfang bes Guten im Menschen, die Wurzel seiner Besserung bildet sich nicht in einer stetigen Ver= änderung, also nicht in Weise der Reform. Gut werden, heißt den Willen auf das Sittengesetz richten und von jenen anderen Triebfedern, an denen er hängt, ablenken, das Sittengesetz zur obersten Maxime erheben und die moralische Ordnung der Triebfedern im Willen wieder= herstellen. Diese Wiederherstellung, die statt der früheren Ordnung die entgegengesetzte einführt, ist kein allmählicher Uebergang, keine Reform, sondern eine Revolution im Innern des Menschen, eine vollkommene Umwandlung in der Denkungsart, ein unvermittelter, plöglicher, un= wandelbarer Entschluß, nicht eine Besserung der Sitten, sondern die Gründung eines Charakters: es ift, wie die Bibel sagt, Wiedergeburt, das Anziehen eines neuen Menschen. In dieser Wiedergeburt besteht der Anfang des Guten: von hier aus entspringt der stetige Fortschritt und das Wachsthum im Guten. Wir begreifen, daß eine solche Wieder= geburt stattfinden soll, daß ohne sie gar keine Selbstbesserung möglich ift, aber wir können nicht erklaren, wie sie geschieht.1

3. Die Erlösung als Gnabenwirkung.

Die Erlösung des Menschen vom Bösen bildet den Kern des Glaubens. Was aber die Möglichkeit einer solchen Erlösung betrifft, so scheidet sich hier der Vernunftglaube vom Offenbarungsglauben, die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft von der Religion außerhalb dieser Grenzen. Die moralische Selbsterhebung von der bösen zur guten Gesinnung, diese innere Umwandlung der menschlichen Natur, diese innerste Herzensänderung ist ein durch die natürliche Vernunft schlechterdings unbegreislicher Vorgang. Wir können nicht einsehen,

¹ Religion innerhalb ber Grenzen ber bloßen Vernunft. Vorw. zur ersten Ausgabe. Erstes Stück. Allg. Anmig. (Bb. VI. S. 206—214.)

wie die Selbstbefferung in der Wurzel möglich ift, während wir doch begreifen, daß sie sein soll. Diese Unbegreiflichkeit giebt dem Glauben den ersten Anstoß, die Vernunftgrenzen zu übersteigen und die Religion außerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft zu gründen. Selbstbesserung unbegreiflich, so ist sie auch unmöglich, so kann der Mensch von sich aus und vermöge des eigenen Willens niemals gut werden; also bleibt er entweder bose oder er muß seine Besserung von Gott erwarten, und zu dieser bedarf er mehr als nur des göttlichen Beiftandes. Wenn uns Gott nur helfen soll, so muß der menschliche Wille mithelfen und auch von sich aus etwas zu seiner Besserung thun; aber bose, wie er ist, kann er selbst nichts bazu beitragen. Besserung ist unmöglich, soweit sie auf ihm selbst ruht, sie ist daher Gottes alleinige Wirkung: von seiten des Menschen durch gar nichts verdient, von seiten Gottes durch gar nichts bedingt: sie ist eine Gnabenwirkung, der Durchbruch der göttlichen Gnade in der sündhaften Menschennatur, eine auf wunderbare Weise erfolgte Um= wandlung.

Auf die Unmöglichkeit der Selbstbesserung gründet sich der Glaube an die Gnabenwirkungen Gottes. Dieser Glaube steht dem Bernunftglauben entgegen. Die Vernunft bejaht die Selbstbefferung und ift der Möglickkeit derselben gewiß, nicht aus wiffenschaftlichen, sondern aus fittlichen Gründen: eben diese Gewißheit ift Glaube (Bernunft= glaube). Der enigegengesetzte Glaube erwartet alles Gute nur von Gott und nichts von dem menschlichen Willen, der, verstrickt in das Bose, keine Kraft hat zum Guten. Auf Grund dieses Glaubens hoffen wir von Gott, daß er uns vermöge seiner Güte glücklich machen werbe, und wenn die Bedingung zur Glückseligkeit unsere Besserung ist, so hoffen wir, daß er uns vermöge seiner Gnade und Allmacht bessern und heiligen werde; wir selbst können nichts weiter, als diese beiden Geschenke von Gott wünschen und erbitten und alles außerlich thun, was ihm gefällig ist, damit wir uns seinen Willen geneigt machen und seine Gunst erwerben. So entsteht der Glaube ohne moralischen Rern: seine Absicht ist die Erwerbung der göttlichen Gunft, sein Mittel das äußere gottgefällige Thun, das gottesdienstliche Handeln, ber Cultus. Die moralische Religion ift nur eine. Im Widerspruche mit ihr find alle anderen Religionen gottesbienstliche Handlungen oder Culte, in der menschlichen Absicht geübt, sich dadurch den göttlichen Willen geneigt zu machen. "Man kann alle Religionen in die der Gunftbewerbung

(bes bloßen Cultus) und die moralische, b. i. die Religion des guten Lebenswandels, eintheilen."

Der Glaube an die Gnadenwirkungen beruft sich auf eine innere Ersahrung, eine plötliche Erleuchtung, einen Durchbruch göttlicher Wirksamkeit. Eine solche Ersahrung zu machen, hat die menschliche Vernunft kein Organ; eine Ersahrung aber, welche die Vernunft nicht machen kann, ist nicht wirklich, sondern eingebildet. Der Glaube an Einbildungen ist "Schwärmerei". Selbst wenn es solche Ersahrungen gebe, so ließe sich durch nichts erkennen, daß sie göttliche Gnadenswirkungen sind; die göttliche Ursache ist unerkennbar, also sind es auch die Gnadenwirkungen Gottes. Der Glaube daran hat keinen Grund in der theoretischen Vernunft, er hat auch keinen in der praktischen: diese sagt, was wir thun sollen, um durch Würdigkeit glückselig zu werden; jener Glaube will, daß wir nichts thun, sondern alles von Gott erwarten sollen, er ist daher praktisch wie theoretisch gleich werthlos.

Die kantische Glaubenslehre erblickt auf jedem ihrer Standpunkte die gegenüberliegende Stellung, welche die Religion außerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft einnimmt. Dem Glauben an die Selbst= befferung ober an die Wiedergeburt des Menschen liegt gegenüber der Glaube an die Gnadenwirkungen Gottes. Was beide Glaubensstellungen scheidet, ist die Vernunftgrenze; aber weil sie diesseits und jen= seits einer gemeinschaftlichen Grenze liegen, berühren sie sich gegenseitig und find einander benachbart. Was an die moralische Religion an= grenzt und gleichsam neben ihr liegt, ohne ihr wesentlich anzugehören, nennt Kant ein "Parergon", und als solche Parerga behandelt er jedes= mal die Glaubensstellungen jenseits der moralischen Religion. Innerhalb der letteren sind sie nebensächlich. Eo verhält sich die moralische Religion zu dem Glauben an die Gnadenwirkungen nicht absolut aus= schließend, fie bestreitet nicht die Möglichkeit solcher Wirkungen, sie macht baraus nur nicht die Hauptsache ober bas eigentliche Glaubens= object; fie glaubt an die Wiedergeburt und die Möglichkeit der Selbst= besserung des Menschen, sie verwirft jeden Glauben, der eine Besserung des Menschen ohne die Bedingung der Wiedergeburt und der selbst= eigenen inneren Umwandlung für möglich hält; es könnte sein, daß

¹ Religion innerhalb ber Grenzen ber bloßen Vernunft. Erstes Stück. Allg. Anmig. (Bd. VI. S. 214 u. 215.) — 2 Ebenbas. Erstes Stück. Allg. Anmig. (Bd. VI. S. 215 u. 216. Diese Anmerkung unter dem Text ist ein Zusatz der 2. Ausgabe.)

bie menschliche Selbsthülfe zum Guten nicht ausreicht, daß unsere Erslösung des göttlichen Beistandes bedarf; aber um diesen zu empfangen, ist die erste Bedingung unsere Empfänglichkeit, und dazu ist die erste Bedingung unsere Wiedergeburt. So hat der Glaube an die Wiedergeburt für den Glauben an die Gnadenwirkungen eine offene Seite: er läßt ihn als Parergon gelten, er läßt nur den Glauben an die Gnadenwirkungen nicht gelten, welcher in seinem Grunde die Möglichkeit der Wiedergeburt und der menschlichen Selbstbesserung aushebt: ein solcher Glaube ist nach der praktischen Seite kobt und nach der theoretischen eine leere Schwärmerei.

Die erste Bedingung unserer inneren Umwandlung ist demnach der Kampf mit dem Bösen.

Biertes Capitel.

Der Kampf des guten und bosen Princips.

- I. Der Glaube an bas Gute.
- 1. Das moralische Ibeal als Sohn Gottes.

Der Mensch ist in der Wurzel seines Willens bose. Wenn diese Wurzel aus der menschlichen Natur nicht ausgerottet werden kann, so sind wir unsähig zum Guten und unerlösdar vom Bösen; wir können auf der Obersläche unseres im Innersten selbstsüchtigen Willens Menschen von guten Sitten und legalen Handlungen werden, aber nicht sittlich gute Menschen. Nun ist die Läuterung des Willens nur durch die Wiedergeburt und diese nur durch den Kampf mit dem Bösen möglich. Augustin nannte die Tugenden, welche nicht aus der Wiedergeburt entspringen, "glänzende Laster", Kant denkt in diesem Punkte nicht weniger rigoristisch als der christliche Kirchenvater, er ist nur etwas milder in seinem Ausdruck: ohne den Kampf mit dem Bösen erscheinen ihm alle menschlichen Tugenden als "glänzende Armseligkeiten".

Gutes und Böses können nicht auf demselben Schauplatz in gleicher Macht zusammen bestehen, jedes fordert die oberste Geltung im mensch=

¹ Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Zweites Stück. Von dem Kampf des guten Principes mit dem bosen um die Herrschaft über den Menschen. (Bb. VI. S. 220. Anmig.)

lichen Willen oder die alleinige Macht über den Menschen. Getheilt zwischen beide kann diese Herrschaft nicht werden, sie gehört entweder dem Guten oder dem Bösen. Um zu entscheiden, wem sie von Rechts= wegen gehört, müssen die Rechtsansprüche auf beiden Seiten untersucht und sestgestellt werden. Es läßt sich voraussehen, mit welchen Gründen jede der beiden Parteien ihre Ansprüche auf die Herrschaft über den Menschen vertheidigen wird. Das Böse beruft sich auf sein früheres Recht, denn es hat sich des menschlichen Willens zuerst bemächtigt, das Gute dagegen auf sein unbedingtes und letztes Recht, denn es ist das Endziel. Jenes hat die Priorität, dieses enthält die ewige Bestimmung.

Das Sute ist der Wille, dessen alleinige Richtschnur und Maxime das Sittengesetz ausmacht, d. i. der Wille in völliger Uebereinstimmung mit der Pflicht, die Menschheit in ihrer sittlichen Bollkommenheit. In diesem Zustande ist die letztere kein Gegenstand der Erfahrung; nicht der empirische, sondern nur der ideale Mensch ist der vollkommene. Die sittliche Lauterkeit ist die Ausgabe oder Idee des Menschen. Borgestellt als ein Individuum, ist diese Idee das Ideal der Mensch heit. Die vernünstigen Wesen in der Welt haben keinen höheren Zweck, als diesem Ideale gleichzukommen, die Welt keinen höheren als vernünstige Wesen zu erzeugen: ihr Zweck ist die Menschheit, ihr Endzweck die sittlich geläuterte Menschheit oder die Herstellung des moralischen Ideals.

Es kann von keinem moralischen Weltzweck geredet werden ohne die Voraussehung eines moralischen Welturhebers. Gilt das moralische Ibeal als der Weltzweck, so muß Gott als der moralische Welturheber gelten: er hat die Welt erschaffen, damit sie jenen Zweck ersülle, er hat sie um des moralischen Ideals willen erschaffen. Dieses selbst ist demnach nicht geschaffen, sondern ewig, wie Gott. Die Idee der Mensche heit ist unmittelbar göttlichen Ursprungs: sie ist, symbolisch ausgebrückt, "der ewige und eingeborene Sohn Gottes". Diese Idee ist der Zweck, zu und in welchem die Welt geschaffen worden, sie ist der zweck, zu und in welchem die Welt geschaffen worden, sie ist der göttliche Beweggrund der Schöpfung, das Schöpfungsmotiv, der Logos oder "das Wort, durch welches alle andern Dinge sind, und ohne das nichts existirt, was gemacht ist".

¹ Religion innerhalb ber Grenzen ber bloßen Vernunft. Zweites Stück. Abschn. I. Von dem Rechtsanspruch des guten Princips auf die Herrschaft über den Menschen. a. Personificirte Idee des guten Princips. (Bb. VI. S. 223 figb.)

Das moralische Ideal ist die Idee der Menschheit in Individuo, dieses ideale Individuum ist ein vollkommener, d. h. göttlich gefinnter Mensch, es ift, symbolisch zu reben, "das vom Himmel zu uns herabgestiegene Cbenbild Gottes ober Urbild der Menscheit: der menschgewordene Sohn Gottes". In der göttlichen Gefinnung allein liegt die Vollkommenheit. Nun giebt es für die Gesinnung, diese innerste Willenseigenthumlichkeit, keinen andern Ausdruck, wodurch sie sich bethätigt und offenbart, als Leben und Lehre, keine andere Probe, wodurch sie sich hienieden bewährt, als das Leiden, und zwar das fiegreich bestandene. Je schwerer dieses Leiden, desto stärker die fittliche Araft, die sich triumphirend darüber erhebt. Der göttlich gefinnte Mensch offenbart sich im außersten Leiden, und es giebt keines, das größer wäre, als der Tod, als der schmach= und qualvolle. hat dieser Mensch das Bose in sich entwurzelt, er ist vermöge seiner menschlichen Natur zwar der Versuchung, wie jeder andere Mensch, preisgegeben, aber sie hat ihn nicht, wie die anderen, überwunden, er ist in seinem Innersten völlig lauter geblieben, also sündlos: er ift daher der einzige, dessen Leiden nicht als Sühne der eigenen Schuld gelten barf, benn er leibet unverdient. Wo ift hier ber Zusammen= hang zwischen Schuld und Leiden? Wie läßt fich diese vollkommene Tugend mit diesem außersten Leiden in einer moralischen Verbindung benken? Wenn es boch immer eine Schuld sein soll, die das Uebel als Strafe verursacht, und der göttlich gesinnte Mensch völlig schuld= los ift, so kann sein Leiben nur als die Sühne fremder Schulb gelten: er leidet für andere, nicht für diesen oder jenen, sondern für bie ganze Menschheit; er leidet, um den moralischen Weltzweck zu be= fördern, um die Idee des Menschen in sich zu verwirklichen und da= burch vorbildlich für alle zu machen.

Dies sind die Charakterzüge, in welchen sich das moralische Ideal ausprägt, es ist kein Erfahrungsobject, kein Gegenstand der Erkenntniß, sondern des Glaubens: wir glauben an das Gute, als den moralischen Weltzweck, an das moralische Ideal als unser sittliches Vorbild. Dieser Glaube ist lediglich praktisch: der praktische Glaube an den Sohn Gottes. Eben darin besteht der Rechtsanspruch des guten Princips: wir sollen in diesem Sinn an den Sohn Gottes glauben, d. h. wir sollen des sittlichen Ideals und unserer Pflicht, seinem Vorbilde nachzusolgen, unbedingt gewiß sein.

¹ Religion innerhalb ber Grenzen ber bloßen Vernunft. Zweites Stück. Abschn. I. (Bb. VI. S. 224 figb.)

2. Der prattifche Glaube an ben Sohn Gottes.

Dieser Glaube barf nichts enthalten, wodurch unsere Nachfolge aufgehoben ober ungültig gemacht werden könnte. Sie wäre ungültig, wenn jenes sittliche Vorbild solche Charakterzüge hätte, die von den Bedingungen unserer Natur ausgeschlossen und daher unserer Willensstraft völlig unerreichbar blieben. Dann müßte der Glaube an den Sohn Gottes seine praktische Bedeutung und damit seinen religiösen Werth verlieren. Das sittliche Vorbild besteht in der Gesinnung, diese bethätigt und offenbart sich im Lebenswandel, der einzige Ausdruck ihrer Lauterkeit ist das sündlose Leben. Der Sohn Gottes beglaubigt sich selbst vor den Menschen mit den Worten: "wer von euch kann mich einer Sünde zeihen?" Es sind demnach nicht übernatürliche Zeichen und Wunder, wodurch er sich offenbar macht, nicht als Wunderthäter darf und will er unser Vorbild sein, denn sonst könnten wir ihm nur nachsolgen, wenn auch wir die Kraft Wunder zu thun hätten oder empfingen.

Der Glaube an den Sohn Gottes als moralisches Ideal ist praktisch, dagegen der Glaube an den Sohn Gottes als Wunder= thäter ist ohne jeden praktischen und religiösen Werth, daher sind von bem praktischen Glauben an den Sohn Gottes alle übernatürlichen Bedingungen und Charakterzüge des letzteren ausgeschloffen. Sobald derselbe als ein übernatürlicher Mensch erscheint, ist auf unserer Seite die Möglichkeit der Nachfolge, auf der seinigen die Möglichkeit, unser Vorbild zu sein, aufgehoben und damit die Grundlage des praktischen Glaubens an ihn vernichtet. Als Gegenstand des religidsen Glaubens ober, was dasselbe heißt, als das sittliche Vorbild der Menscheit, darf der Sohn Gottes seine Wesenseigenthümlichkeit weder auf eine über= natürliche Erzeugung noch auf eine angeborene Willensreinheit gründen, weil sonst die natürlichen, wie die sittlichen Bedingungen in ihm ganz anderer Art wären, als in uns, weil sich bann zwischen diesem Bor= bilde und uns eine so unübersteigliche Kluft, eine so unermeßliche Differenz aufthun würde, daß von einer fittlichen Nachfolge, also auch von einem sittlichen Vorbilde und einem praktischen Glauben überhaupt nicht mehr die Rede sein konnte.

Wenn aber das sittliche Ideal, um als solches zu gelten, keinerlei übernatürliche Charakterzüge erfordert, so hindert nichts, daß sich dieses Vorbild in der realen Menschenwelt verwirklicht und in einem leib= haftigen Menschen vor den Augen der Welt erscheint. Wir sind dem=

nach berechtigt, an den Sohn Gottes zu glauben, nicht als an ein bloßes Ideal, sondern als an einen wirklichen Menschen: in dieser Fassung fällt der Gegenstand des moralischen Glaubens zusammen mit dem des christlichen.

Das gute Princip hat das Recht, einen solchen Glauben zu fordern. Wir bejahen die unbedingte Geltung des sittlichen Borbildes, wir sollen und können demselben gleichkommen, wir können es, weil wir es sollen. Aber wie können wir dieses Ziel erreichen? Wenn auch die übernatürlichen Bedingungen von jenem Borbilde ausgeschlossen bleiben, wenn wir an den Sohn Gottes auch nicht als den übernatürlich Erzeugten, als den Wunderthäter, als den geborenen Heiligen glauben, so bleibt doch der unendliche Abstand zwischen ihm, dem sündlosen Menschen, und uns, den sündhaften. Wenn diese Klust sich nicht ausgleichen läßt, so bleiben wir unter der Herrschaft des Bösen, und es giebt für uns keine Erlösung vom Uebel. Wie läßt sich die Klust füllen? In dieser Frage liegen die Schwierigkeiten, die eigenklichen Skrupel und Probleme des Glaubens.

3. Die Wiebergeburt.

Unser Zustand und Ausgangspunkt ist die Herrschaft des Bösen, unser Ziel die des Guten, der Abstand zwischen beiden unendlich, das Endziel so sern, daß es unerreichdar erscheint. Der erste Schritt auf dem Wege zum Guten ist unsere Besserung. Aber wenn das Uebel in der Wurzel des Willens liegt, so kann auch nur hier die Besserung stattsinden: sie ist keine Resorm der Sitten, sondern eine Revolution der Gesinnung, eine totale Umkehr des verdorbenen Willens, das Anziehen eines neuen Menschen, eine vollständige innere Wiedergeburt. Wenn unsere Besserung nicht von Grund aus geschieht, so geschieht sie gar nicht. Besserung ist Umwandlung.

Der Begriff der Wiedergeburt gehört in die Lehre vom intellisgibeln Charakter, welcher wir im Fortgange dieser unserer Darstellung der kantischen Philosophie zweimal begegnet sind: zuerst in der Aufslösung des kosmologischen Problems der Causalität, dann in der des praktischen der moralischen Freiheit. Hier handelt es sich um

¹ Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Zweites Stück. Abschn. I. d. Objective Realität dieser Jdee. (Bd. VI. S. 225—230.) — 2 S. oben Buch II. Cap. III. S. 307 u. 308. — 8 Vgl. dieses Werk. Bd. IV. Buch II. Cap. XIII. S. 536—544. Vgl. oben Buch I. Cap. VII. S. 90—101.

das religiöse Problem der Erlösung. Kant hätte die Lehre vom intelligibeln Charafter, von der, als ihrer Grundlage, seine tieffinnigen und schwierigen Aussührungen über das Böse, die Wiedergeburt und die Erlösung abhängen, in der Religionslehre noch einmal wiederholen und eingehender erörtern sollen, als er in der "Allgemeinen Anmerkung von der Wiederherstellung der ursprünglichen Anlage zum Guten in ihrer Kraft" gethan hat.¹

Aus der kantischen Lehre vom intelligibeln Charakter erhellt die Möglichkeit einer radicalen Besserung der menschlichen Natur. Handlungen des empirischen Charakters find nothwendig, jede ist eine unausbleibliche Folge aller vorhergehenden, die ganze Rette der Handlungen ist in ihrer sittlichen Beschaffenheit durch die Grundrichtung des Willens bestimmt, diese ist frei, denn sie ist eine That des intelligibeln Charakters. Nun ift unsere erste und ursprüngliche Willensrichtung, wie aus der Erfahrung einleuchtet und festgestellt worden, der Hang zum Bösen (die Herrschaft der Selbstsucht): unser empirischer Charakter ist radical bose, er ist es durch eine intelligible That, und so, wie er ist, find alle seine Handlungen, die nicht anders sein können, als sie sind, und durch die Nothwendigkeit, womit sie erfolgen, die Möglichkeit der Aenderung und Besserung ausschließen. Innerhalb des empirischen Charakters giebt es daher wohl eine Veredlung der Sitten, welche mit ber Grundrichtung bes Willens, d. h. mit dem Rern ber Gesinnung (dem Charafter selbst) übereinstimmt, aber keine wahre Befferung, die jene Grundrichtung aufheben und umkehren, d. h. die Gesinnung selbst ändern müßte.

Wenn der empirische Charakter nicht in der Wurzel seines Willens ein anderer wird, so wird er überhaupt kein anderer und besserer. Sehn diese Besserung ist die Wiedergeburt: sie ist uns möglich in der Zeitfolge der Handlungen, denn sie würde dann ein Product aller vorhergehenden Handlungen, eine nothwendige Frucht des empirischen Charakters, also keine Besserung sein; sie kann daher nur unabhängig von allen zeitlichen Bedingungen stattsinden, als eine absolut freie oder intelligible That, d. h. durch den intelligiblen Charakter. Weil sie von der Kette der Zeit und der Begebenheiten unabhängig ist, darum ist sie an keinen Zeitpunkt gebunden und kann daher mit ihren

¹ Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Erstes Stück. Allg. Anmig. (Bb. VI. S. 206—214.)

Wirkungen in jedem Zeitpunkt hervortreten. Der Zeitlauf der Handlungen kann sie nicht bewirken, aber auch nicht hindern. Mit andern Worten: die Besserung des Menschen ist, da sie von keiner Zeit abhängt, zu jeder Zeit, d. h. immer möglich. Aber sie ist nie möglich auf der Obersläche oder der Außenseite des empirischen Charakters, sondern nur in der Wurzel seines Willens, dessen Grundrichtung der intelligible Charakter bestimmt.

Hier allein wirkt die Freiheit und führt das Steuer und lenkt ben Willen. Wer nicht bis zu diesem Urgrunde des Willens sich vertiefen und in sein Innerstes einkehren kann, der hat nicht den Gebrauch seiner Freiheit, der ist nicht frei, sondern getrieben durch ben Lauf der Dinge, durch den Lauf seiner Handlungen, die von dort aus ihre Richtung empfangen haben und in dieser Richtung fort= gehen, bis sie von dort aus geandert wird. Wir sehen, wie die Lehre vom intelligibeln Charakter jede Scheinbesserung, die das alte Rleid mit neuen Lappen ausputt, verwirft oder entwerthet und keine andere Besserung einräumt und zugleich ermöglicht, als die Umkehrung des empirischen Charakters, die Gründung eines neuen Menschen, d. h. die Wiedergeburt, ohne welche beshalb alle sogenannten Tugenden nur Scheintugenden ober "glänzende Armseligkeiten" find. Wenn die Erlösung des Menschen nicht aus einer folchen Besserung hervorgeht, so kann sie nur in der Bernichtung bestehen. scheiden sich die Seilswege der criftlichen und buddhistischen Erlösungslehre. Rant entscheidet sich in seiner Religionslehre für den ersten, Schopenhauer für den anderen.1

Jetzt ist der Zusammenhang der kantischen Lehre vom intelligibeln Charakter mit der Religionslehre völlig klar, und wir können an dieser Stelle die Grundgedanken der kritischen Philosophie in gedrängter und einleuchtender Kürze zusammensassen. Ohne die Idealität des Raumes und der Zeit wäre die Sinnenwelt (Natur) nicht bloße Erscheinung, sondern ein Ding an sich, dann wäre der Mensch geschmiedet an die Rette der Dinge und gesesselt durch die Bande der Welt, dann gäbe es keine Freiheit. Ohne Freiheit keine Möglichkeit des intelligibeln Charakters, keine Grundrichtung des Willens in Uebereinstimmung oder im Widerstreit mit dem Gesetze der Freiheit, keine Willensrichtung, die anders sein sollte und könnte, als sie ist, kein radical böser Wille in

¹ Wgl. meine Prorectoratsrebe über das Problem der menschlichen Freiheit. (Seibelberg 1875.) S. 23—29.

der menschlichen Natur, kein Erlösungsbedürfniß in uns, keine Mög= lichkeit der Erlösung, kein Erlösungsglaube, keine Religion.

II. Das Erlösungsproblem und bessen Auflösung.

Die Wiedergeburt ist der erste Schritt zur Erlösung, sie vollendet das Gute nicht, sondern macht uns nur dafür empfänglich. Die Erslösung selbst ist die Vollkommenheit im Guten, und gegen die Mögslichkeit der letzteren erheben sich eine Reihe von Schwierigkeiten, die sich von Stufe zu Stufe steigern.

Das Zeugniß unserer Besserung sind unsere Thaten, diese sind Erscheinungen in der Zeit, die, weil sie im Guten fortschreiten sollen, nie der vollkommene Ausdruck desselben sein können, also stets mangel= haft sind und sein müssen. Unser zeitlicher Lebenswandel ist der Heilig= keit bes Gesetzes nie völlig angemessen und kann es nicht sein. Darin besteht das erste Sinderniß unserer Erlösung. Nehmen wir an, es sei weggeräumt, so zeigt sich ein zweites, welches schwieriger ift: die wiedergeborene Gesinnung ist noch nicht die beharrliche; der Geist ist willig, aber das Fleisch ift schwach. Unsere Gefinnung bleibt auch nach ihrer Umkehrung wankelmüthig und gebrechlich. Wir sollen gut sein und sind es nicht, so lange wir nicht im Guten beharren. Lassen wir auch dieses Hinderniß gehoben sein, so steht unserer Erlösung ein drittes entgegen, welches das größte von allen ift. Vor der Wieder= geburt waren wir rabical bose. Auch wenn die Sinnesanderung fest und unerschütterlich bleibt, so kann doch das Geschehene nicht ungeschehen gemacht werden; die alte Schuld wird nicht badurch bezahlt, daß wir keine neue machen. Auch der wiedergeborene Mensch bleibt schuldig. Wie ist die Erlösung möglich, wenn die Schuld beharrt? Wir sollen gerecht sein und find ungerecht.

Dies sind die Hindernisse und Schwierigkeiten, die unsere Erlösung und damit auch unser Erlösungsglaube zu überwinden hat. Wie ist nach der Wiedergeburt die Erlösung möglich, da unsere That immer mangelhaft, unsere Gesinnung immer wankelmüthig, unsere Schuld unaustilgbar ist? Wie kann unter solchen Bedingungen die Erlösung des Menschen sich noch mit der Heiligkeit, Güte und Gerechtigkeit Gottes vertragen?

1. Die mangelhafte That.

Unser Fortschritt im Guten, der unsere Empfänglichkeit für das Gute, d. h. die Wiedergeburt zur Voraussetzung hat, ist, wenn die

Sinnesanderung beharrt, zwar stetig, aber eben deshalb in keinem Zeitpunkte vollendet, also in jeder gegebenen Zeit unvollkommen und mangelhaft. Daher können es unsere Thaten nicht sein, wodurch das Ziel erreicht und die Erlösung verdient wird. Indessen ist dieser Mangel nicht unsere Schuld, da wir die Schranken und Bedingungen der Zeit nicht abstreifen können; der Grund des Mangels liegt nicht in unserer Gefinnung, sondern in der Einrichtung unserer Natur, vermöge deren unsere Handlungen in der Zeit erscheinen, verlaufen, fort= schreiten müssen. Das Entwicklungsgesetz entschuldigt ober erklart durch die Nothwendigkeit des Fortschrittes auch den Mangel desselben in jedem einzelnen Stadium. Darum können unsere Thaten wegen ihres steis mangelhaften Charafters die Erlösung zwar nicht verdienen, aber auch nicht verhindern. Was ihnen vermöge ihrer zeitlichen Schranke fehlt, darf die von den Schranken der Zeit unabhängige Gesinnung erganzen. Bor der göttlichen Gerechtigkeit gilt die Gesinnung, dieser tiefste und verborgenste Grund aller unserer Handlungen, mit Recht als deren Einheit und vollendete Reihe. In der Zeit können die Thaten nicht vollendet werden, sie sind es in der Gesinnung.1

2. Die wankelmuthige Gefinnung.

Aber die Gesinnung muß auch nach ihrer Wiedergeburt beharrlich bieselbe bleiben. Nur dann, wenn sie unerschütterlich seststeht, kann sie den Fortschritt im Guten verbürgen und zur Erlösung sühren. Wer aber verbürgt uns diese Beharrlichkeit der Gesinnung? Was giebt uns die Sicherheit, daß die wiedergeborene Gesinnung unwandelbar dieselbe bleibt? Das eigene Zutrauen in die Festigkeit unseres Willens ist keine sichere, vielmehr eine sehr bedenkliche Bürgschaft, welche uns leicht täuschen kann; diese gute Meinung von uns selbst ist eher ein Zeichen gesälliger Selbstliebe, als sittlicher Selbstprüfung. Es ist besser und der sittlichen Gesinnung gemäßer, daß wir uns im Guten nicht allzussest wähnen, daß wir vor dem möglichen Rücksall ins Böse stets auf unserer Hut sind, daß wir "mit Furcht und Zittern unsere Seligkeit schafsen". Für die Beharrlichkeit der guten Gesinnung giebt es keine andere Bürgschaft, als das beharrliche Streben nach dem Guten, das beständige Trachten nach dem Reiche Gottes, den ununterbrochenen

¹ Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Zweites Stück. Abschn. I. c. Schwierigkeit gegen die Realität dieser Idee und Auflösung derselben. (Bb. VI. S. 230 u. 231.)

Fortschritt im sittlichen Handeln. Es giebt keinen anderen Grund, worauf sich das Vertrauen in die Festigkeit der eigenen Gesinnung stützen kann. Wenn wir im Guten stetig wachsen und zunehmen, dann dürsen wir hoffen, daß der gute Geist in uns sich immer tieser bestestigen und uns nicht mehr verlassen werde. Diese Hoffnung ist unser Trost bei der Gebrechlichkeit unserer Natur, der Geist, welcher das Gute in uns wirkt, ist unser "Paraklet", der, je beharrlicher wir im Guten fortschreiten, um so sicherer bei uns bleibt und uns erlöst.

Der Glaube an die Erlösung kann sich nie auf das Bewußtsein unserer Werke gründen, denn diese sind stets mangelhaft: er gründet sich auf die beharrlich gute Gesinnung. Aber diese gute Gesinnung ist ihrer selbst nicht sicher, der Glaube an ihre Festigkeit ist nur die Hossung, daß sie beharren werde und diese gründet sich allein auf unseren thatsächlichen und dauernden Fortschritt im Guten. Sonst ist die Hossung leer und der Glaube an die gute Gesinnung nur eitle Selbstzgerechtigkeit. Durch nichts anderes, als die muthig vorwärtsschreitende That kann sich die Festigkeit der guten Gesinnung bewähren. Diese Bewährung allein nimmt uns die Furcht vor dem Rücksall ins Böse und sichert uns den Glauben an die Erlösung.

3. Die alte Sündenschulb.

Das erste Hinderniß der Erlösung lag in der stets mangelhaften That: diesen Mangel ergänzt und hebt die gute Gesinnung. Das zweite Hinderniß lag in der wankelmüthigen Gesinnung: dieses Hinderniß hebt die durch Thaten bewährte Gesinnung, welche mit Recht hoffen darf, daß ihr der gute Geist treu bleiben werde. In beiden Fällen erscheint die wiedergeborene Gesinnung als der zureichende Grund der Erlösung.

Nun aber geht der Sinnesänderung vorher der böse Wille, die tiefe Verschuldung des Menschen. Wenn die Wiedergeburt alles thut, was sie vermag, so erzeugt sie den guten Lebenswandel, der im Guten beharrlich fortschreitet; sie erzeugt damit nicht mehr, als das Sittengesetz von uns fordert, nichts Ueberverdienstliches, keinen Ueberschuß, womit sie die alte Schuld tilgen könnte. Der wiedergeborene Mensch ist zugleich der schuld kann durch die Wiedergeburt nicht getilgt werden.

¹ Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Bernunft. Zweites Stück. Abschn. I. c. (Bb. VI. S. 231—236.)

Und da der Mensch nichts weiter vermag, als seine Gesinnung von Grund aus zu ändern, so ist überhaupt er selbst nicht im Stande, seine erste Schuld zu tilgen, da ihn seine Wiedergeburt nicht davon losspricht. Entweder also bleibt er schuldig und darum unerlöst und unerlösdar oder seine Schuld muß durch einen Andern getilgt werden. Aber wie ist dies möglich? Es handelt sich nicht um eine Gelbschuld, sondern um eine Sündenschuld, um die innerste, allerpersönlichste Schuld, die es giebt. Rein Mensch kann statt des anderen wollen, also auch nicht statt des anderen sündenschuld auf sich nehmen und tilgen; also auch nicht die fremde Sündenschuld auf sich nehmen und tilgen: die Verbindlichseit, diese Schuld zu tilgen, ist schlechterdings unübertragbar, in Rücksicht der Sündenschuld giebt es "keine transmissible Verbindlichseit".

Es giebt keine andere Art, das Unrecht zu tilgen, als daß man es durch die Strafe sühnt; es giebt keine andere Strafgerechtigkeit, als die Vergeltung. Welche Strafe aber soll groß genug sein, um die Schuld der Sünde, das Unrecht des bösen Willens zu vergelten? Der Wille hat sich absichtlich von dem ewigen Gesetze abgewendet. Unendlich wie das Gesetz und die Maxime, die sich auf alle Handlungen bezieht, ist die Verschuldung; unendlich, wie die Schuld, muß die Strafe sein. So will es die Gerechtigkeit. Hier ist der Conslict zwischen Gerechtigkeit und Glaube. Die Gerechtigkeit sordert zur Vergeltung des Vösen die unendliche Strafe, der Glaube fordert auf Grund der Wiedergeburt die Erlösung. Nun ist der wiedergeborene Mensch zugleich der radical böse, er war es vor der Wiedergeburt und bleibt es, da die letztere nicht vermögend ist, diese Schuld zu tilgen.

4. Die erlofenbe Strafe.

Das Problem enthält zwei Fragen: wie muß die Strafe gedacht werden, damit sie mit der Gerechtigkeit übereinstimmt? wie vereinigt sich diese gerechte Strafe mit der Erlösung? Die Strafe ist die Folge der Sünde: sie darf nicht als eine Folge der Wiedergeburt erscheinen sonst wäre sie nicht mehr gerecht, aber sie darf auch nicht der Wiedergeburt dergestalt vorhergehen, daß sie aushört, sobald diese eintritt, sonst wäre sie nicht mehr unendlich. Der bose Mensch, so lange er bose ist, ist von Rechtswegen straswürdig, aber er kann die Gerechtigkeit der Strafe nicht erkennen, weil zu dieser Einsicht schon die Wieder-

¹ Religion innerhalb ber Grenzen ber bloßen Vernunft. Zweites Stück. Abschn. I. c. (Bb. VI. S. 236 u. 237.)

Fifder, Gefd. b. Philos. V. 4. Auft. R. M.

geburt gehört; ber gute Mensch bagegen hat die Strase nicht verdient. Da es sich um die Bereinigung der Strase mit der Erlösung handelt, so können wir von einer Strase vor der Sinnesänderung überhaupt nicht reden, denn in diesem Zeitpunkte hat sie nichts mit der Erlösung gemein. Die Strase soll diese beiden Bedingungen zugleich erfüllen, sie soll zugleich gerecht und erlösend sein: vor der Wiedergeburt ist sie nicht erlösend, nach der Wiedergeburt (als deren Folge) ist sie nicht gerecht. Um beide Bedingungen zu vereinigen, bleibt daher nur ein Zeitpunkt übrig: daß sie im Momente der Sinnesänderung selbst, d. h. mit der Wiedergeburt zugleich eintritt.

Um Kants tiefen Gebanken zu verstehen, muß man sich ben Begriff der Strafe deutlich vergegenwärtigen. Strafe ist verschuldetes Uebel: ein Uebel, bessen Grund die bose That ist. Innerhalb dieses Begriffs muß man die juristische Form der Strafe von der moralisch=religiösen wohl unterscheiden. Das bürgerliche Recht verlangt, daß der Verbrecher gestraft wird; die Strafe erfolgt wegen der außeren Handlung, nicht wegen der Gesinnung. Wenn sich die bose Absicht nicht geäußert hat, so kann sie die schlimmste gewesen sein, sie ist im rechtlichen Sinne straflos; es ist darum bei der bürgerlichen Strafe auch ganz gleich= gültig, was fie dem Verbrecher innerlich gilt, mit welcher Gefinnung fie gelitten wird, ob in dem Leiden auch das Schuldbewußtsein gegen= wärtig ist ober nicht; benn ihr Zweck ist nicht die Besserung des Ver= brechers, sondern die Bestrafung, d. h. die dem verletzten Gesetze schuldige Genugthuung. Ganz anders verhält es sich mit der Strafe im moralisch= religiösen Sinn. Sie ist auch ein verdientes Uebel, sie ist verschuldet durch die bose Gesinnung, ihr Grund ist nicht das bürgerliche, sondern das göttliche Recht, nicht das zeitliche, sondern das ewige Gesetz, ihr 3weck ift die Besserung des Menschen, nicht die außere der Sitten, sondern die innere der Gesinnung, die ihn vom Bosen erlöft. Die erste Bedingung der moralischen Strafe ist daher, daß sie als Strafe, d. h. als ein verdientes Uebel empfunden wird: bieses Gefühl ift das Schuld= bewußtsein. Wer die Schuld als solche empfindet, hat schon das Bedürfniß, sie zu sühnen, sich ber Strafe zu unterwerfen, diese freiwillig auf sich zu nehmen und die Uebel zu bulben um des Guten willen. Wie alles moralische, muß auch die Strafe in ihrer moralischen Bedeutung innerlich gewollt, freiwillig übernommen, als gerechte empfunden sein, nicht als ein äußerer unwiderstehlicher Zwang. So unterscheidet auch hier der Zwang das rechtliche Gebiet von dem moralischen.

Damit wir uns selbst strasen, dazu gehört die Schuld und das tiese Bewußtsein derselben. Aus diesem Grunde kann die bessernde und erslösende Strase nie vor der Wiedergeburt eintreten, weil erst durch die Wiedergeburt das Bewußtsein der Schuld mit seiner ganzen Stärke in uns erwacht. Wenn auf dem Rechtsgediete die Strase bloß durch die Handlung bedingt wird, so wird sie auf dem religiösen Gediete durch die Gesinnung und deren Wiedergeburt bedingt. Durch die böse Gessinnung wird der Mensch strasbar vor dem göttlichen Gesetz, durch die Wiedergeburt erscheint er strasbar vor dem eigenen Gewissen.

5. Das ftellvertretenbe Leiben.

Nun ist die radicale Sinnesänderung nothwendig mit einer Reihe von Uebeln, auch mit Uebeln im Sinne der Welt, d. h. mit äußeren Leiden verknüpft. Die Wiedergeburt ist das Anziehen eines neuen Menschen, also zugleich die Ausopferung des alten: beides ist ein Act. Eine solche Ausopferung ist schwerzlich, sie ist der Ansang einer langen Reihe von Uebeln, Entbehrungen und weltlichen Leiden, welche der Mensch auf sich nimmt; diese Leiden gelten dem wiedergeborenen Menschen als verdiente Uebel, d. h. als Strase: sie sind verdient durch den schuldigen Menschen, den alten Adam, sie werden erduldet durch den wiedergeborenen, neuen Menschen; also ist es der neue Mensch, der für den alten leidet, es ist die gute Gesinnung, welche die Strase trägt, die sich die böse verdient hat. Die gute Gesinnung leidet statt der bösen: daher ist die erlösende Strase ein "stellvertretendes Leiden".

Die Erlösung forbert nicht bloß die Wiedergeburt und Beharrlichkeit im Guten, sondern das Leiden, welches der Geist der guten Gesinnung trägt und als Strase für die bose über sich nimmt. Denken wir uns die gute Gesinnung in der Idee der Menscheit vollendet, und diese Idee in einem Individuum, einem wirklichen Menschen verkörpert, so erscheint uns derselbe als leidend, durch Leiden seine Gesinnung berwährend, nicht die eigene Schuld sühnend, denn er ist sündlos, sondern fremde Schuld, die unsrige: wir denken ihn als den Erlöser der Menscheit, als deren Stellvertreter und Sachwalter vor der göttlichen Gerechtigkeit, als den Menschen, um dessenwillen alle erlöst und von ihren Sünden losgesprochen sind, alle, die an ihn glauben, d. h. ihm nachsolgen, die sich innerlich von dem Bösen abgewendet und das Gute

¹ Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Zweites Stück. Abschn. I. c. (Bb. VI. S. 237—239.)

zu ihrer Gesinnung, zu ihrer unwandelbaren und beharrlichen Willens= richtung gemacht haben. 1

6. Die erlösenbe Gnabe.

Wir müffen das stellvertretende Leiden des wiedergeborenen Menschen von dem des sündlosen unterscheiden: jener leidet für die eigene Schuld, dieser für die fremde. Darum hat der wiedergeborene Mensch, wenn er im Leiden seine gute Gefinnung beharrlich festhält, nur den Rechts= anspruch, erlöft zu werden. Aber erlöst werden heißt noch nicht erlöst Wer die Erlösung erst zu hoffen hat, ist eben deshalb noch im Zustande der Nichterlösung. Um erlöst zu sein, mussen wir vor dem ewigen Gesetz, vor Gott als gerechtfertigt erscheinen. Nur dann ist die Erlösung gerecht. Diese Rechtfertigung folgt aber nicht aus unserem Lebenswandel, so beharrlich berselbe auch im Guten fortschreitet; wenn fie uns bennoch zu Theil wird, so empfangen wir sie gegen unser Ber= dienst und Würdigkeit, d. h. aus Gnade. Sie entspringt nur aus der Wiebergeburt, d. h. aus dem praktischen Glauben an den Sohn Gottes, fie vollendet sich nur durch die göttliche Gnade: sie ist in ihrem Aus= gangspunkte die Rechtfertigung durch den Glauben, in ihrem Zielpunkte die Rechtfertigung durch die Gnade. Wir können nie durch unsere Werke ober burch unsere zeitlichen Verdienste erlöst werden: hier stimmt die kantische Lehre mit der lutherischen überein und macht mit der evangelischen Kirche gemeinschaftliche Sache gegen die katholische.

Namentlich auf den Glauben an die Rechtfertigung durch die Gnade legt Kant den antikatholischen Nachbruck und betont ihren, die Werkscheiligkeit ausschließenden Charakter. Die Gnade kann die Bedingung der Wiedergeburt oder inneren Sinnesänderung nicht aufheben, diese hat kein Aequivalent in einem äußeren Werke; die Sündenschuld kann nicht äußerlich gefühnt werden durch sogenannte heilige Werke, durch Askese und Selbstpeinigungen, durch Gebete und Cultushandlungen, durch keinerlei Expiation büßender oder seierlicher Art. Jede Expiation ist eine äußere Handlung, ein Werk, welches ohne die Wiedergeburt geschehen kann, welches, die Wiedergeburt vorausgesetzt, nicht zu geschehen braucht, welches ohne dieselbe vollkommen unnütz, mit ihr vollkommen überschlissig ist: ein bloßes «opus operatum», das nicht im mindesten

¹ Religion innethalb ber Grenzen ber bloßen Vernunft. Zweites Stück. Abschn. I. c. (Bb. VI. S. 239.) — 2 Ebenbas. Zweites Stück. Abschn. I. c. (Bb. VI. S. 240—243.)

die Seligkeit des Menschen sördert, nicht das Gewissen erweckt, sondern einschläsert und darum nicht bloß unfruchtbar, sondern schädlich und verberbenbringend ist, eine Art "Opium für das Gewissen"!

Was also das gute Princip mit Recht von dem Menschen fordert, ist: 1. der Glaube an das moralische Ideal, der praktische Glaube an den Sohn Gottes, die Wiedergeburt, 2. das beharrliche Fortschreiten und Wachsen im Guten, wodurch allein die Beharrlichkeit der guten Gesinnung sich kundgiebt, 3. das stellvertretende Leiden, d. h. die Uedernahme und das Dulden der Nebel (welche die gute Gesinnung nothwendig nach sicht), als eine durch die alte Sündenschuld verbiente Strase.

III. Der Rampf bes Bosen mit dem Guten.

1. Das Boje als Fürft biefer Welt.

Auf der entgegengesetzten Seite stehen die Rechtsansprüche des bosen Princips, welches dem guten die Herrschaft über den Menschen ftreitig macht. Das Bose ist in seinem Principe dem ewigen Gesetze abgekehrt, es ist der Wille, welcher etwas anderes begehrt als das Gesetz. Was kann er anderes begehren, als die Güter der Welt? Wenn der Wille nicht sittlich ist, so ist er selbstsüchtig, es giebt kein Drittes. Wenn die Güter dieser Welt vor allem begehrt werden, wenn der Wille in seiner ursprünglichen Richtung diesen Zielen sich zuneigt, so ist er bose und zwar radical. Es ist die Sinnenwelt, in welcher allein das Bose sein Reich gründet. Wenn wir sagen, das Reich des Bosen sei "diese Welt", so muß der Ausdruck genau verstanden werden, um nicht die ganze Sache zu verwirren. Wir reben in diesem Zusammenhange nicht von der Welt, sofern sie Object der Erkenntniß ist, sondern bloß, so= fern sie das Object der Begierde ausmacht, nicht der natürlichen und einfachen, sondern der zur Maxime erhobenen Begierde, die als die oberfte Triebfeder in unserem Willen herrscht. Wenn die Begierde nach den Gütern der Welt in uns herrscht und im Willen das Regiment führt, so besteht eben darin das Bose. Nur in diesem Sinne sagen wir, bas Reich bes Bosen sei biese Welt. Der bose Wille begehrt kein anderes Reich, als dieses; hier will er herrschen: er ist "ber Fürst dieser Welt". Seit der ersten Sünde, b. h. vermöge des ur= sprünglichen Hanges zum Bösen, vermöge des radicalen Bösen in der menschlichen Natur find die Menschen unterthan diesem Fürsten. Das Reich des Guten ift nicht von dieser Welt, das Reich des Bosen ift

nur von dieser Welt. So stehen sich die beiden Reiche vollkommen entgegen: das Gute verlangt die Wiedergeburt und verheißt die Erslösung, das Böse verlangt die Herschaft der Selbstsucht und verspricht die Reiche der Welt.

2. Das legale Gottesreich.

Denken wir uns ein Reich, in welchem das göttliche Gesetz gilt, aber nur dußerlich und zwangsmäßig, wie ein Rechtsgesetz, so wird ein solches Reich zwar außerlich das Recht des guten Princips darftellen und behaupten, aber nicht innerlich die Macht des bösen Prinzips brechen. Wenn das göttliche Gesetz als ein fremdes gilt und befolgt wird, so herrschen im Innern des Willens die Triebsedern der Selbstliebe, die Begierde nach den Gütern der Welt, die Hoffnung auf Lohn, die Furcht vor Strase, so dauert ungebrochen in der Gesinnung die Herrschaft des bösen Princips. Ein solches Reich war die jüdische Theokratie, die Herrschaft des Gesetzes in der Form bloß der außeren Legalität, ein politisches, nicht ein moralisches Gottesreich, eben darum unfähig zur Wiedergeburt und Erlösung des Menschen, eben darum unfähig, die Nacht des Bösen zu stürzen. In dem moralischen Gottesreiche herrscht der Glaube und die gute Gesinnung, in dem politischen herrschen die Priester, deren Reich von dieser Welt ist.

3. Das moralifche Gottesreich.

Der wirkliche und entscheidende Kampf mit dem bösen Princip beginnt erst dann, wenn sich das Reich Gottes als ein moralisches ankündigt, wenn sich das Gute in seiner sittlichen Vollkommenheit ersebt und die ihm gehörige Welt, das unsichtbare Gottesreich, den Menschen aufschließt. Als in der jüdischen Theokratie die hierarchischen Uebel aufs höchste gestiegen waren, erwachte in der innersten Tiefe des menschlichen Geistes das moralische Bedürsniß nach Erlösung. Die griechische Philosophie hatte tiesblickend die Vorstellung des Guten von dem Schauplatze der Welt in das Innere der geläuterten und von den Begierden gereinigten Menschenseele gelegt: dieser Gedanke hatte sich schon mit religiöser Sehnsucht ausgeprägt und war in das hierarchisch

¹ Religion innerhalb ber Grenzen ber bloßen Vernunft. Zweites Stück. Abschn. II. Bon bem Rechtsanspruch bes bosen Princips auf die Herrschaft über den Menschen und dem Kampfe beider Principien mit einander. (Bb. VI. S. 244 u. 245.)

gestaltete jüdische Gottesreich eingedrungen. Jesus Christus erschien: in ihm offenbarte sich das Gute in seiner rein moralischen Gestalt, frei von der Macht des Bösen, unabhängig von den äußeren Bedingungen der Ceremonien= und Cultusherrschaft. Das moralische Gottesreich geht auf und erhebt seinen Rechtsanspruch auf die Herrschaft über den Menschen: der Kamps des guten und bösen Princips rückt an die entscheidende Stelle.

In diesem Rampfe offenbart sich, daß die Macht des Bösen auf die Herrschaft über den Menschen kein Recht hat, daß der Mensch dieser Macht nicht verfallen ift. Gegenüber ben Gütern der Welt, die ihn verlocken wollen, besteht der gute Wille die Versuchung, er ift in seinem Ursprunge, in seiner ersten Richtung im Einklange mit dem göttlichen Gesetz, er ist radical gut, er begehrt nicht das zeitliche Glück, vielmehr erduldet er alles zeitliche Unglück, die Verfolgung, die Verleumbung, den Tod in der schmählichsten und qualvollsten Form: dadurch macht er offenbar, daß sein Reich nicht von dieser Welt ist. Dagegen finken die Rechtsansprüche des bosen Princips in den Staub. Alle Mächte, welche das Bose aufbieten kann, scheitern an dem Willen, der radical gut ist: hier scheitert die Versuchung und das Elend, die Güter der Welt reizen ihn nicht, das Leiden der Welt beugt ihn nicht; darum hat dieses Leben, weil es die Rechtsansprüche des bosen Princips zu nichte macht, eine erlösende Wirkung. So will der Tod des Erlösers gewürdigt sein, als das Schickfal, welches ihn von seiten der Welt trifft, als das außerste Leiden, welches er duldet um des Guten willen: er duldet den Tod, er nimmt ihn auf sich, er trägt das Kreuz. Diese Duldung bilbet in dem Leben Jesu einen Charakterzug, welchen man vollkommen entstellt und aufhebt, wenn man diesen Tod aus einer schwärmerischen ober politischen Absicht erklaren will, wenn man den Erlöser entweder mit Bahrbt den Tod suchen ober mit Reimarus das Leben in einem politischen Parteikampfe wagen und verlieren läßt. 1

Kant begreift den Kampf des guten und bösen Princips als die große Tragödie der Menschheit, die sich in dem Tode Jesu offenbart und entscheidet. Der gute Wille hat über die Herrschaft des Bösen, über die Macht dieser Welt gesiegt; die Welt hat ihn weder durch Versuchung noch durch Leiden brechen können, sie hat nichts vermocht

¹ Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. (Bb. VI. S. 245 bis 247. Anmkg.)

als ihn zu tödten. Mso hat der gute Wille die Macht des Bösen gebrochen und dafür sein Leben hingegeben. Die Macht des Bofen ift damit aus der Welt nicht vertrieben und wirkt noch immer, aber ihre Herrschaft gilt nicht mehr: dies ist der moralische Ausgang des Rampfes, der Sieg des guten Princips. Aber an dem äußeren Wider= stande der Welt geht der Träger des guten Princips zu Grunde. Was ihm durch die physische Gewalt genommen werden kann, wird ihm genommen: dies ift der physische Ausgang des Rampfes, der gewaltsame Tod um des Guten willen. In Rücksicht auf die biblische Geschichte dieses Kampfes sagt Kant: "Man fieht leicht, daß, wenn man diese lebhafte und wahrscheinlich für ihre Zeit auch einzige populare Vorstellungsart ihrer mystischen Hulle entkleidet, fie (ihr Geift und Vernunftfinn) für alle Welt, zu aller Zeit praktisch gültig und verbindlich gewesen, weil fie jedem Menschen nahe genug liegt, um hierüber seine Pflicht zu erkennen. Dieser Sinn besteht darin: daß es schlechterdings kein Seil für die Menschen gebe, als in innigster Aufnehmung echter, fittlicher Grundsate in ihre Gefinnung, daß dieser Aufnahme nicht etwa die so oft beschulbigte Sinnlickfeit, sondern eine gewisse selbstverschuldete Verkehrtheit oder wie man diese Bösartig= keit noch sonst nennen will, Betrug (fausseté, Satanslist, wodurch das Bose in die Welt gekommen,) entgegenwirkt; eine Verderbtheit, welche in allen Menschen liegt und durch nichts überwältigt werden kann, als burch die Idee des Sittlich-Guten in seiner ganzen Reinig= keit, mit dem Bewußtsein, daß sie wirklich zu unserer ursprünglichen Anlage gehöre, und man nur befliffen sein musse, sie von aller un= lauteren Beimischung rein zu erhalten und sie tief in unsere Gesinnung aufzunehmen, um burch die Wirkung, die sie allmählich auf das Gemüth thut, überzeugt zu werden, daß die gefürchteten Mächte bes Bösen bagegen nichts ausrichten ("bie Pforten ber Hölle sie nicht überwältigen") können, und daß, damit wir nicht etwa den Mangel dieses Zutrauens abergläubisch durch Expiationen, die keine Sinnes= änderung voraussetzen, oder schwärmerisch durch vermeinte (bloß passive) innere Erleuchtungen erganzen und so von dem auf Selbst= thätigkeit gegründeten Guten immer entfernt gehalten werden, wir ihm kein anderes Merkmal als das eines wohlgeführten Lebenswandels unterlegen sollen."1

¹ Religion innerhalb ber Grenzen ber bloßen Vernunft. (Bb. VI. S. 249 u. 250.)

IV. Der Erlösungsglaube als Wunderglaube.

1. Beftimmung bes Wunberglaubens.

Es ist aus dem Vorigen klar, worin allein der Sieg des guten Princips besteht, und wodurch er bedingt ist. Was dem Leben Jesu die erlösende Kraft giebt, ift einzig und allein der gute Wille: der Wille, welcher durch eine fittliche Vollkommenheit die Versuchung der Welt und das Leiden bis zum Tode siegreich besteht. Wird die er= lösende Araft in irgend etwas anderes als den fittlichen Willen gesetzt, so hört die Erlösung und der Sieg des guten Princips auf, ein Gegenstand des Vernunftglaubens zu sein. Jenes andere aber, welches ber sittliche Wille und die gute Gefinnung nicht ist und in Ansehung des erlösenden Lebens doch entweder als Bedingung oder als Kriterium gelten soll, ift eine übernatürliche, wunderthuende Kraft. Dann gründet fich der Erlösungsglaube auf den Wunderglauben, welchen Chriftus selbst mit den Worten bezeichnet und verworfen hat: "wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, so glaubet ihr nicht!" Der Erlösungsglaube liegt innerhalb, der Wunderglaube, welcher ein zweites "Parergon" ausmacht, außerhalb ber Grenzen der bloßen Vernunft.

Das Wunder als ein äußeres Zeichen gehört überhaupt nicht zum rein moralischen Glauben, sondern zu einer Religion, die in äußeren Zeichen, in Ceremonien und Cultushandlungen besteht. Die Gegenwart Gottes wird hier durch eine äußere, sinnlich wahrnehmbare Thatsache, d. h. durch ein Wunder verkündigt. Der Wunderglaube erklärt sich aus der Verfassung dieser Religionsart. Auch die geschichtliche Entwicklung vermeidet die Sprünge und fordert in ihrem äußeren Verlause stetige Uebergänge. Wenn nun die Religion des bloßen Cultus und der Obsservanzen ihr Ende erreicht und eine im Geist und in der Wahrheit begründete Religion ins Leben tritt, so erklärt sich aus psychologischen Gründen, wie in deren Anfängen der Wunderglaube noch fortdauert: auf diesem geschichtlichen Uebergange läßt sich psychologisch der Erlösungsglaube mit dem Wunderglauben vereinigen.

2. Rritit bes Wunberglaubens.

Ganz anders dagegen verhält sich die Sache, wenn dogmatisch der Wunderglaube zur Grundlage des Erlösungsglaubens, die wunderthuende Araft zur Bedingung der erlösenden gemacht wird. In eben demselben Maße verliert der Glaube an die Erlösung seine praktische und wahr= haft religiöse Bedeutung, als er sich auf den Wunderglauben stützt.

Gegenstand des letteren ift in allen Fällen eine äußere Thatsache, eine Begebenheit, welche sich so ober so zugetragen hat; aber der Glaube an eine Begebenheit, welche es auch sei, ist nicht religiös, sondern historisch. Nun ist das Wunder eine übernatürliche Begebenheit, welche im Widerspruche mit den Naturgesetzen geschieht und nur durch deren momentane Aufhebung möglich ift. Ein außeres Factum läßt sich nur erkennen durch äußere Erfahrung, nur naturgesetzliche Begeben= heiten können erfahren werden, die natürliche Causalität ift die Be= dingung aller äußeren Erfahrung. Mithin giebt es von Wundern keine Erfahrung, und der Wunderglaube stützt fich daher nicht auf eine wirkliche, sondern auf eine vermeintliche äußere Erfahrung. Mag bas Bunder möglich sein, unsere Erfahrung desselben ift unmöglich. Ebenso unmöglich ist es, daß irgend eine außere Begebenheit eine erlösende Araft hat. Hier gilt das Wort des Angelus Silesius: "Wär' Christus tausendmal in Bethlehem geboren und nicht in dir, du bist doch ewig= lich verloren!" Wenn irgend ein Vorgang in der Welt, unabhängig von mir und meiner Gesinnung, mich erlösen könnte, so ware dies gleich einer Zauberei. Das Vertrauen auf solche magische Wirkungen ift Aberglaube. Es läßt sich ein Glaubensstadium benken, wo man in dem Erlöser zugleich einen Wunderthater sieht; es läßt sich keines denken, in welchem die eigene Erlösung, Besserung, Wiedergeburt, mit einem Worte die eigene innerste Umwandlung abhängig erscheint von dem, was ein anderer äußerlich thut, von einer fremden Wunderver= richtung. Ein solches Vertrauen ist nie religiös, sondern nur aber= gläubisch. Wir dürfen nicht erft hinzusetzen, daß ein solcher Aberglaube die wahre Religion in ihrem innersten sittlichen Kerne bedroht und aufhebt.

Der Wunderglaube ist nicht praktisch im moralischen Sinn, d. h. er ist nicht religiöß; er ist auch nicht praktisch im geschäftlichen ober pragmatischen Verstande, denn selbst diejenigen, welche an die Wunder der alten Zeit glauben, wollen nicht glauben, daß noch heute Wunder geschehen; selbst diejenigen, welche in der Theorie Wunder für möglich halten, glauben in ihrer eigenen Wirksamkeit an keine, sondern handeln und urtheilen in der Praxis, als ob Wunder unmöglich wären. Der Arzt, wie der Richter, auch wenn sie in Betreff der kirchlichen Wunder die Gläubigsten sind, lassen doch in ihrem ärztlichen und richterlichen Versahren dem Wunder gar keine Geltung. So verhält sich die Regierung, welche den Wunderglauben der Kirche autorisitt, vollkommen

ungläubig und bedenklich gegen die Wunderthäter von heute. Dies ist eine offenbare Inconsequenz. Wenn Wunder jemals geschehen sind, so können sie auch heute geschehen; wenn Wunder in irgend einer Zeit wirklichen Glauben verdienen, so müssen sie in jeder Zeit, also auch heute, für möglich gehalten werden. Lavater hatte Recht, wenn er den Orthodogen diese Inconsequenz vorwars, wenn er den Wunderglauben auf alle Zeiten ausdehnte und deshalb auch heutige Wunder sür möglich hielt; Psenninger hatte Recht, wenn er seinen Freund Lavater in diesem Punkte vertheidigte. Wer überhaupt an Wunder glaubt, der darf ihre Möglichkeit nicht auf ein bestimmtes Zeitalter einschränken und von anderen ausschließen, sondern muß dieselbe auch für seine Zeit einzäumen. Wenn er nicht glaubt, daß auch heute noch Wunder möglich sind, so beweist er eben dadurch, daß er überhaupt nicht an Wunder glaubt. Praktisch, d. h. in seinem Thun, glaubt niemand an Wunder, wenigstens handelt er so, als ob sie unmöglich wären.

So ist der Wunderglaube, praktisch genommen, in jedem Sinne grundlos und in keinem brauchbar oder hülfreich. Theoretisch genommen, ist das Wunder eine Wirkung in der Natur, entstanden aus übernatürlichen Ursachen und verrichtet durch übernatürliche, d. h. geistige Kräfte. Diese Kräfte können göttliche oder dämonische sein, die dämonischen können von guten oder bösen Geistern herrühren, sie sind entweder englisch oder teuflisch. "Die guten Engel", sagt Kant, "geben, ich weiß nicht warum, wenig oder gar nichts von sich zu reden." Es bleiben daher für den theoretischen Wunderglauben nur die theistischen und die teuflischen Wunder übrig.

Ein theistisches Wunder ware eine Wirkung Gottes im Widerspruche mit der natürlichen Ordnung der Dinge. Nun können wir uns von der göttlichen Wirkungsart nur durch die Ordnungen der Natur eine Art Vorstellung machen; wenn es aber göttliche Wirkungen giebt oder geben soll, welche die natürliche Ordnung der Dinge durchbrechen und aufheben, so können wir uns von Gott gar keine Vorstellung mehr machen. Das theistische Wunder hebt jede Möglichkeit einer theistischen Vorstellung und damit sich selbst auf. Nun läßt sich auch das theistische Wunder nicht mehr von dem dämonischen unterscheiden, da uns jeder Mäßstab zur Beurtheilung der göttlichen Wirkungsart sehlt.

Wunder überhaupt sind nur im Widerspruch gegen die Naturgesetze möglich. Diese erlauben keine Ausnahmen, sie gelten entweder ausnahmslos oder gar nicht. Wenn es Wunder giebt, so giebt es keine Naturgesetze, also auch keine Naturwissenschaft, überhaupt keine theoretische Erkenntniß. Man kann ben Naturgesetzen nichts abhandeln und die Wunder nicht etwa dadurch mit ihnen verträglich machen, daß man jene selten, höchst selten geschehen läßt. Wenn sie einmal geschehen können, so können sie immer geschehen. Also muß geurtheilt werden: entweder können die Wunder täglich geschehen oder nie. Die erste Beshauptung ist auß praktischen und theoretischen Gründen unmöglich, also bleibt nur die andere übrig. Der Wunderglaube ist daher auß allen Gründen unmöglich: er ist in keinem Sinne praktisch und in keinem theoretisch.

Fünftes Capitel.

Der Sieg des guten Princips und das Reich Gottes auf Erden.

I. Der Begriff ber Rirche.

1. Der ethische Staat. Die fociale Wiebergeburt.

Auf die Macht der guten Gesinnung gründet sich der Sieg des guten Princips über das bose, sein Recht auf die Herrschaft im menschlichen Willen. Diese Herrschaft fordert den größten Umfang, sie soll in der Willenssphäre der gesammten Menschheit dergestalt gelten, daß sie gegen die Anfechtungen des Bösen feststeht. Es handelt sich hier um eine Macht, welche die Anreizungen zum Bösen nicht etwa mit gewaltsamer Hand zurückschreckt, sondern von innen entkräftet und ihnen den Boden nimmt, auf dem fie gedeihen. Dieser fruchtbare Boden, der unerschöpfliche Schoof der bojen Gesinnungen, ift die menschliche Selbstliebe als herrschende Willensrichtung, d. h. die Selbstsucht; der Schau= plat aber, auf dem diese lebt und ihre nie versiegende Nahrung findet, ist die menschliche Gesellschaft. Wenn wir den einzelnen Menschen für fich nehmen, abgesondert von den anderen, so haben wir es bloß mit der rohen Menschennatur zu thun, aus der die finnlichen Antriche kommen, die ihn thierisch, aber nicht eigentlich bose machen. Die Selbst= liebe ift in dem isolirten Menschen gegenstandslos, denn in der roben Natur ist nichts, das sie reizt und bis zur Selbstsucht steigert: hier ist der Mensch weder arm noch reich, er wird erst arm in der Ver=

¹ Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Allg. Anmkg. (Bb. VI. S. 250–257.)

gleichung mit anderen Menschen, die mehr haben als er, erst in diesem Contraste erscheint er sich selbst als elend. Jest erwacht der Neid, mit ihm die Habsucht, mit ihr die Herrschsucht. Aus der geselligen Verschindung der Menschen entspringen die Ungleichheiten und Contraste in den verschiedensten Formen und daraus die seindseligen Gesinnungen, wie Haß, Undank, Neid, Schadensreude u. s. f., mit einem Worte die eigentlich teuslischen Laster.

Um die Herrschaft des Guten in der Menscheit dauernd zu besestigen, muß man diesen Anreizungen zum Bosen die Wurzel nehmen und die Gesellschaft innerlich in eine moralische Gemeinschaft oder einen ethischen Staat umwandeln. Soll die Wiedergeburt im einzelnen Menschen dauernd sein, so muß die ganze menschliche Gesellschaft ebensalls wiedergeboren werden: die Menschen müssen sich innerlich auf dem Grunde des guten Princips vereinigen. Worin besteht eine solche Vereinigung? Wie muß sie der Idee nach gedacht werden, und wie erscheint sie in der Zeit unter den Bedingungen des geschichtlichen Menschenslebens? Das Erste ist "die philosophische", das Zweite "die historische Vorstellung" des ethischen Gemeinwesens oder der moralisch vereinigten Menscheit.¹

Der ethische Staat unterscheidet sich vom Rechtsstaate, wie die Herrschaft des moralischen Gesetzes von der des bürgerlichen. Im Rechtsstaat herrscht das Gesetz durch den Zwang, ganz unabhängig von der Gefinnung der einzelnen im Staate vereinigten Menschen; es ift gut, wenn auch die Gesinnung mit dem Gesetz übereinstimmt, aber auf biese Uebereinstimmung wird hier nicht gerechnet, das Gesetz muß gelten auch ohne dieselbe, es gilt durch seine außere Gewalt, es herrscht durch den Zwang. Dagegen in dem ethischen Staate, in dem moralischen Reiche herrscht das Gesetz bloß durch die Gefinnung, ohne allen Zwang. Eine andere Aufgabe hat der politische Staat, eine andere der ethische; jener beendet für immer den "juridischen" Naturzustand der Menschen, dieser ben ethischen. Man muß ben letteren von dem ersteren wohl unterscheiben: beibe becen sich keineswegs, beibe find gesetzlose Bustande, welche die gesetzmäßige Vereinigung ausschließen, in beiden verhalten sich die Menschen feindselig zu einander, aber im rechtlichen Natur= zustande befehden sich die Rechte der einzelnen Personen, deren jede ihr

¹ Religion innerhalb ber Grenzen der bloßen Vernunft. Drittes Stück. Der Sieg des guten Princips über das bose und die Gründung eines Reiches Gottes auf Erden. (Bb. VI. S. 261—263.)

Recht so weit ausdehnt, als sie vermag, unbekümmert um die Rechtssphäre der anderen; im ethischen Naturzustande dagegen befehden sich die Gesinnungen. Daher reicht der ethische Naturzustand weiter, als der rechtliche: er besteht fort, nachdem dieser schon längst aufgehört hat, er erstreckt sich mitten hinein in den bürgerlichen Staat. ethischen Naturzustand hebt der bürgerliche Staat nicht auf. Unter der Herrschaft und dem Schutze der äußeren Rechtsgesetze regiert un= gebrochen die Selbstliebe im menschlichen Willen, und die Gefinnungen stehen einander, wie im alten Naturzustande, feindselig entgegen. Das äußerlich geltende, unwiderstehliche Recht hindert nicht die Fortbauer des ethischen Naturzustandes, vielmehr kann es sogar der schnödesten Selbstsucht als Mittel dienen. Was, moralisch betrachtet, das größte Unrecht ist, kann in vielen Fällen, juristisch betrachtet, als das größte Recht gelten. Dies ift kein Tadel des bürgerlichen Rechts, das seinen ficheren Bestand nur in dieser von der Gefinnung unabhängigen, er= zwingbaren Freiheitssphäre der Menschen haben kann, es ist nur der Beweis, daß im Innern des Rechtsstaates der ethische Naturzustand fortlebt.

Hier ift das Problem, welches der ethische Staat lösen soll. Die Lösung ist nothwendig und durch den bürgerlichen Rechtsstaat unmöglich. Er kann dieses Problem nicht lösen, er kann nicht einmal die Absicht haben, es zu lösen: in diesem nothwendigen Mangel des Rechtsstaates liegt die Rechtsertigung des ethischen Staates. Das Problem ist kein anderes als die radicale Aushedung des ethischen Naturzustandes. Diesen Zustand zu verlassen, ist eine Pflicht nicht des einzelnen Menschen gegen sich selbst, auch nicht gegen andere, sondern des menschlichen Geschlechts gegen sich selbst: es ist die einzige Pflicht dieser Art. Eben deshalb reicht auch der ethische Staat weiter als der politische. Die natürlichen Schranken der äußeren Rechtsgemeinschaft engen ihn nicht ein, er endet nicht da, wo das Volk endet; vielmehr ist der ethische Staat seiner Natur nach auf die ganze Menscheit angelegt, sein Ziel ist "das Ibeal eines Ganzen aller Menschen", "ein absolutes ethisches Ganzes". Wir fragen zunächst nach der Idee eines solchen Staates.

Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Drittes Stück. Abth. I. Philosophische Vorstellung des Sieges des guten Princips unter Gründung eines Reiches Gottes auf Erden. I. Von dem ethischen Naturzustande. II. Der Mensch soll aus dem ethischen Naturzustande herausgehen, um ein Glied eines ethischen gemeinen Wesens zu werden. (Bb. VI. S. 264—267.)

2. Die unfichtbare unb fictbare Rirche.

Rein Staat ift benkbar ohne die Vereinigung der Menschen unter Gesetzen, ohne die Herrschaft dieser Gesetze, ohne gesetzgebende Macht. In dem Rechtsstaat ist diese Gewalt das Volk, seine Gesetze gelten aus menschlicher Machtvollkommenheit: durch die Macht, mit der sie auß= gerüstet sind, durch den Zwang, welchen sie ausüben; sie sind wandelbar, wie alles von Menschen Gemachte, sie bedürfen im Laufe der Zeit der Veränderung und können zu jeder Zeit durch die gesetzgebende Gewalt Dagegen im ethischen Staat selbst rechtmäßig abgeändert werden. herrschen die Gesetze ohne allen Zwang und ohne jede Wandelbarkeit, sie herrschen nur durch die Gefinnung, sie find ewig dieselben, unabhängig von der menschlichen Willfür, unabhängig von dem Laufe der Zeit und der Wandelbarkeit menschlicher Dinge: daher kann der Gesetzgeber in diesem Staate nicht das Volk sein. Die Gesetze, welche hier gelten, find Pflichten, die als solche nur in der Gefinnung leben, denn nur biese kann fie erfullen, und fie find für fie allein gegeben: fie muffen von einem Wesen herrühren, welches die Gesinnungen kennt und richtet, von einem Herzenskundiger, welcher zugleich der moralische Gesetzgeber der Welt ift; daher kann als der Gesetzgeber des ethischen Staates nicht das Volk, sondern nur Gott gelten. Der ethische Staat ist "das Reich Gottes" in der Welt, die Bürger dieses Staates find "das Volk Gottes": dieser Staat ist im Unterschiede von der bürgerlichen Rechts= gemeinschaft die Kirche. Als moralisches Gottesreich ist die Kirche unsichtbar; wenn ihre Gemeinschaft in der sinnlichen Welt erscheint, wird sie zur sichtbaren Rirche, die nur soweit wahrhafte Geltung hat, als sie mit der unsichtbaren übereinstimmt.

Ob die sichtbare Kirche mit der unsichtbaren übereinstimmt, läßt sich durch gewisse Merkmale erkennen und beurtheilen. Um diese Merkmale zu erschöpfen, braucht Kant die Topik seiner Kategorien und bestimmt die Charaktere der wahren Kirche in Ansehung ihrer Quantität, Qualität, Relation und Modalität. Wir lassen das Schema beiseite und heben nur die Charakterzüge selbst hervor. Die unsichtbare Kirche oder das moralische Gottesreich gilt für alle Menschen ohne Ausnahme und ist daher in seiner Anlage durchaus allgemein; es vereinigt die Menschen bloß unter moralischen Triebsedern, daher gelten seine Gesesche ohne jeden Zwang und unabhängig von jeder Willkür; hier verseinigt sich die vollkommenste Freiheit mit unwandelbarer Nothwendigskeit. Auf diesen Punkten beruht die Uebereinstimmung der sichtbaren

Rirche mit der unsichtbaren. Gine sichtbare Kirche, zu deren Gigen= thümlickeit der ausschließende Charakter und die particularistische Geltung gehört, die Spaltung in Secten und Parteien, ift niemals die wahre; sie ist es ebensowenig, wenn in ihr andere als bloß moralische Gesetze herrschen, wenn sie "bem Blödfinn bes Aberglaubens, dem Wahnsinn der Schwärmerei" in sich Raum läßt; sie ist unwahr, wenn sie ihre Macht nicht auf moralische Gesetze, sondern auf priesterliche Gewalt ober geheimnißvolle Erleuchtungen gründet, also nicht auf Gesetzen beruht, die unveränderlich gelten. Unveränderlich sind die fittlichen Wahrheiten, die so wenig, wie die mathematischen, eine will= fürliche Abanderung dulben, aber die von Menschen gebildeten Glaubens= regeln und kirchlichen Verfassungen sind hinfälliger Art. und kirchliche Administrationsformen sind veränderlich und der Veränderung bedürftig, nicht die ewigen Gesetze der Sittlickeit selbst. Was daher der unsichtbaren Kirche widerspricht und in der sichtbaren un= zweideutig beweist, daß sie mit der unsichtbaren nicht übereinstimmt und in ihrem Grunde unwahr ist, sind Sectenspaltungen, Aberglaube und Schwärmerei, Hierarchie und Illuminatismus, Wandelbarkeit im Grundgedanken und Starrheit in den Symbolen und äußeren Lebens= formen.

Auch in der Versassung unterscheidet sich die Kirche vom Staat. Die Versassung der wahren Kirche kann weder monarchisch noch aristo-kratisch noch demokratisch gestaltet sein, denn sie verbrüdert die Menschen, alle ohne Ausnahme: ihre Vereinigung ist deshalb nicht politisch, sondern "familienähnlich".

3. Bernunft- und Rirchenglaube.

Nun kann die wahre Kirche unter den Bedingungen der Zeit, auf dem Schauplatze des geschichtlichen Menschenlebens nur in einem stetigen Fortschritt erscheinen. Das Ziel ihrer Entwicklung ist die unsichtbare Kirche, die alle Menschen im reinen Bernunftglauben vereinigt. Von diesem Ziel ist jede sichtbare, erscheinende Kirche entsernt und muß es sein, um ihres zeitlichen Charakters willen: sie ist echt und im Geiste

Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Drittes Stück. III. Der Begriff eines ethischen gemeinen Wesens ist der Begriff von einem Volke Gottes unter ethischen Gesehen. IV. Die Jdee eines Volkes Gottes ist (unter menschlicher Veranstaltung) nicht anders als in der Form einer Kirche auszuführen. (Bb. VI. S. 268—272.)

des moralischen Gottesreiches gegründet, wenn sie sich die unsichtbare Kirche zum Ziel setzt, dagegen unecht, wenn sie sich gegen dieses Ziel verschließt und gestissentlich davon abwendet.

Der Unterschied jeder sichtbaren Kirche von der unsichtbaren liegt in zwei Punkten: sie vereinigt weder alle Menschen in sich, noch herrscht in ihr der reine Vernunftglaube. Nun ist die sichtbare Kirche von der unsichtbaren in den Anfängen ihrer zeitlichen Entwicklung, in ihren geschichtlichen Ausgangspunkten am weitesten entfernt. Die Gründung einer Rirche kann unmöglich von dem reinen Vernunftglauben ausgehen, da dieser vielmehr das Ziel ausmacht, welches fie erstrebt, wenn sie die wahre Richtung ergreift und festhält. Wir unterscheiden daher den Glauben, welcher innerhalb einer sichtbaren Kirche in beschränkter und auß= schließender Weise als deren Grundlage gilt, von dem Glauben, welcher kraft der bloßen Vernunft die ganze Menschheit durchdringen soll: jener beißt "Rirchenglaube", dieser "Bernunftglaube". Was den Glauben religiös macht, ist sein praktischer Werth, dieser liegt allein im Vernunftglauben, niemals in dem, was den Kirchenglauben vom Vernunftglauben unterscheidet: daher kann der lettere auch "reiner Religionsglaube" genannt werben.

Der reine Religionsglaube ist und soll das Ziel jeder sichtbaren Kirche sein, aber keine kann von ihm ausgehen. Wir müssen das menschliche Bewußtsein voraussehen, wie es sich im ethischen Naturzustande sindet, erfüllt von Selbstliebe und Selbstsucht, ohne alle wahre Selbsterkenntniß und sittliche Selbstprüfung. Die sittlichen Gesehe müssen diesem Bewußtsein als von außen gegebene, unter der Form göttlicher Gebote, d. h. als Pflichten gegen Gott erscheinen, die Ersfüllung dieser Pflichten besteht in einem gottesdienstlichen Handeln und die Religion in einem Inbegriff der besonderen Pflichten, welche uns gegen Gott obliegen, oder deren Ersüllung Gott von uns fordert: so wird die Religion zum Gottesdienst, zur Gottesverehrung, zum Cultus.

Der Cultus ist das Gott wohlgefällige Handeln. Woher wissen wir aber, was Gott wohlgefällt, und wie er verehrt sein will? Nicht durch die eigene Bernunft, also nur durch Gott selbst, der uns darüber seinen Willen offenbart hat. Daher ist die Religion in dieser Form der Glaube an bestimmte göttliche Offenbarungen, d. h. "Offenbarungs=glaube". Diese Offenbarung ist eine Begebenheit, welche sich irgendwo und irgendwann unter solchen oder anderen Bedingungen zugetragen hat. Eine Begebenheit ist ein historisches Factum. Der Glaube, daß

eine Begebenheit so ober anders geschehen sei, ist ein "historischer Glaube". Sein Gegenstand und Inhalt sind entweder die allgemein gültigen, in unserer Vernunft begründeten Sittengesetze oder besondere positive Bestimmungen, welche der göttliche Wille dem menschlichen giebt, die wir kraft der Vernunst nicht sinden, sondern bloß durch göttliche Offenbarungen empfangen können. Diese Bestimmungen haben keinen anderen Grund als den Willen Gottes, ihre Ersüllung hat kein anderes Motiv als den Gehorsam gegen die göttlichen Besehle: es sind nicht moralische Gesetze, sondern göttliche Statute, die sich auf Gebräuche und äußere Werke beziehen. Der Glaube an solche Statute als gött-liche Offenbarungen ist "statutarischer Glaube".

Darin unterscheidet sich der Kirchenglaube vom reinen Religionssglauben: jener gründet sich auf Offenbarung, dieser auf Vernunft; der erste ist historisch, der zweite moralisch; es ist möglich, daß beide densselben Inhalt haben, nämlich die sittlichen Gesetze. Ihr Unterschied sällt in die Form. Dem Kirchenglauben gelten diese Gesetze deshalb für Pflichten oder für absolut verbindlich, weil sie göttliche Offenbarungen sind; dem Religionsglauben gelten sie deshalb sür göttlich, weil sie Pflichten, d. h. absolut verbindlich sind. Der Kirchenglaube hat einen Bestandtheil, welchen der Religionsglaube gar nicht hat: den statutarischen. Wenn er diesen Bestandtheil als die Hauptsache betrachtet, so entsteht der Gegensatz des reinen Religionsglaubens zum statutarischen Kirchensglauben.

Die sichtbare Kirche bedarf zu ihrem Ausgangspunkte den historsischen Offenbarungsglauben, aus diesem soll sich der reine Vernunstsglaube allmählich entwickeln, aus der gottesdienstlichen Religion soll die moralische hervorgehen. Das moralische Gottesreich ist "Kirche", die moralischen Religionslehrer sind "Geistliche". "Tempel waren eher als Kirchen, und Priester eher als Geistliche."

4. Schriftglaube und Orthoboxie. Der praktische Schriftglaube.

Wenn es aber einmal ein bestimmter Offenbarungsglaube ist, auf den sich die sichtbare Kirche gründet, so muß der Inhalt dieses Glaubens in seiner Ursprünglichkeit, unvermischt mit fremden Bestandtheilen, er=

¹ Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Drittes Stück. V. Die Constitution einer jeden Kirche geht allemal von irgend einem historischen (Offenbarungs-) Glauben aus, den man Kirchenglauben nennen kann, und dieser wird am besten auf eine heilige Schrift gegründet. (Bb. VI. S. 273—277.)

halten und in dieser echten Gestalt ausgebreitet werden. Dies ist nicht möglich durch mündliche Fortpflanzung, sondern nur durch schriftliche Aufbewahrung. Der unverfälschte Rirchenglaube kann nur existiren in der Form des Schriftglaubens, jede andere Form als die schriftliche Festhaltung verändert ihn und verfälscht seinen ursprünglichen Inhalt. Die den Glauben bewahrende Schrift giebt die Glaubensnorm und Richtschnur. Wenn der Glaube damit übereinstimmt, so ist er recht ober richtig. Darin besteht die kirchliche Orthodoxie. Was dieser Norm zuwiderläuft, heißt "Unglaube": wer von dieser Richtung inner= halb derselben Rirche abweicht, ist entweder ein "Irrgläubiger" ober ein "Reger", jener diffentirt in unwesentlichen Punkten, dieser in wesent= Es giebt eine despotische und eine liberale Orthodoxie. bespotische, welche Kant auch die "brutale" nennt, entzündet den feind= seligen Religionseifer in allen seinen Abstufungen: der Ungläubige wird gehaßt, der Irrgläubige gemieden, der Ketzer ausgestoßen und verflucht.

Die liberale Orthodogie ist gegen Andersgläubige dulbsam. In dem ausschließenden und particularistischen Charatter des Kirchenglaubens liegt der Grund der dis zum Fanatismus gesteigerten Orthodogie. Es ist nicht der Glaube, der ausschließend macht, sondern die sichtbare Kirche, gleichviel welchen Namen sie führt. "Wenn eine Kirche, die ihren Kirchenglauben für allgemein verdindlich ausgieht, eine katholische, biejenige aber, welche sich gegen diese Ansprüche anderer verwahrt (ob sie gleich diese öfters selbst gern ausüben möchte, wenn sie könnte), eine protestantische Kirche genannt werden soll, so wird ein ausmerksamer Beobachter manche rühmliche Beispiele von protestantischen Katholisen und dagegen noch mehrere anstößige von erzkatholischen Protestanten antressen; die erste von Männern einer sich erweiternden Denkungsart (ob es gleich die ihrer Kirche wohl nicht ist), gegen welche die letzteren mit ihrer eingeschränkten gar sehr, doch keineswegs zu ihrem Vortheil abstechen."

Der Schriftglaube verlangt die Schrifterklärung oder Auslegung. Hier entsteht die Frage: welches ist die richtige Art, die Schrift zu erstlären? Wer ist der berusene Interpret? Die erste und unmittelbare Form würde sein, daß jeder die Schrift nach seiner Art nimmt, nach seinem Gefühl auslegt und demgemäß die göttliche Offenbarung be-

¹ Religion innerhalb ber Grenzen ber bloßen Vernunft. Drittes Stück. (Bb. VI. S. 277—281.)

urtheilt. Aber das Gefühl ift seiner Natur nach niemals ein sicherer Probirstein der Wahrheit, es ist immer individuell und nie der Grund einer sicheren Erkenntniß; daher kann das Gefühl unmöglich der berufene Interpret der Schrift oder das auslegende Organ des Schriftglaubens sein.

Der nächste Zweck ber Schrifterklärung ist das Schriftverständniß. Dieses sorbert die sachliche Schriftkunde nach Form und Inhalt: das Verständniß der Form oder der Ursprache, in welcher die Schrift versfaßt ist, giebt "die Beurkundung", das Verständniß des Inhalts "die Auslegung". Um die Urkunden der Offenbarung und deren Inhalt zu verstehen, dazu gehören Bedingungen wissenschaftlicher Art, die den Charakter der Schriftgelehrsamkeit ausmachen. Das gelehrte Schriftverständniß ist nicht das religiöse, es ist nicht für alle Menschen, sondern nur für die Schriftgelehrten und die es werden wollen, also für den Religionsglauben kein und für die Ausbreitung des Schriftglaubens ein sehr beschränktes Wittel. Es reicht nicht weiter, als die gelehrte Bildung. Die Schriftgelehrsamkeit ist ein berufener Interpret der Offenbarungsurkunden, aber nur der doctrinale Interpret, nicht der religiöse.

Der Schriftglaube soll Religionsglaube sein ober werden, darum ift die eigentliche Norm und Richtschnur seiner Erklärung die reine Die Offenbarungsschriften wollen im Sinne des praktischen Religion. Glaubens für alle Menschen erklärt sein. So erklärt sie die moralische Bernunft: daher ift diese zur Erklärung des Schriftglaubens der berufene und einzig authentische Interpret. Im Geiste der moralischen Vernunft wird jede Stelle der heiligen Schriften so erklärt, daß fie als ein Beweis und Symbol der moralischen Glaubenswahrheiten erscheint; nichts darf in diesen Schriften mit dem praktischen Glauben streiten. Es ift möglich, daß in manchen Fällen der buchftäbliche und eigentliche Sinn der Stelle ein anderer ist, als der ausgelegte moralische; es ist möglich, daß die moralische Erklärung in Vergleichung mit dem buch= stäblichen Sinne gezwungen und gewaltsam erscheint und auch ist; nichts besto weniger muß sie gegeben und jeder anderen vorgezogen werden. Die buchstäbliche Erklärung gehört der doctrinalen Auslegung, der hiftorischen Kritik, der Sprach und Geschichtswiffenschaft, die keinen anderen Glauben erzeugen kann, als den Geschichtsglauben, der zur Besserung und Erlösung bes Menschen nichts beiträgt und "tobt ift an ihm selber". Man soll die Moral nicht nach der Bibel, sondern die Bibel nach der Moral auslegen. Wenn z. B. in einer Bibelftelle Gott angefleht wird, daß er unsere Feinde vernichten möge, so versteht darunter der jüdische Psalm die Feinde des auserwählten Volks, die sichtbaren Feinde: dieser buchstäbliche Sinn widerstreitet der Moralität. Die religiöse Erklärung muß mithin die Stelle umdeuten: die Feinde, deren Vernichtung wir allein erslehen dürsen, sind die bösen Neigungen in uns. Wenn der Psalm in diesem Sinne ausgelegt, oder vielmehr wenn dieser Sinn in die Stelle hineingelegt wird, so ist sie zu einem Symbol des praktischen Glaubens umgedeutet und in religiöser Weise erklärt.

Rant forbert eine solche Erklärungsart der Schrift als die authentische, wobei er ausdrücklich hervorhebt, daß sie nicht den mindesten wissenschaftlichen, sondern allein religiösen oder moralischen Werth habe. Diese genaue Unterscheidung der moralischen und doctrinalen Interpretation verhütet die heillose Verwirrung, welche sonst die willkürlich allegorische Deutungsart auf dem Gebiete der Wissenschaft anrichten würde. Es ist nicht das erste mal, daß die Erklärung heiliger Schriften unter einen solchen Gesichtspunkt gestellt wird, die allegorisch=moralische Deutung ist stets das Mittel gewesen, den Schriftsglauben religiös zu behandeln; so haben die späteren Griechen und Römer die Mythologie, die späteren Juden ihre Offenbarungsurkunden ausgelegt, ähnliche Erklärungsweisen sinden sich in Betress des Veda und des Koran. Die einzige Norm des Kirchenglaubens ist die Schrift und deren allein authentischer Interpret die Vernunftreligion.

Die moralische Erklärungsmethobe, an sich betrachtet, ist vollkommen wilkürlich, sie ist nur durch ihren Zweck nothwendig. Borausgesetzt einmal, daß der Religionsglaube in der Form des Schriftglaubens existirt, so giebt es keinen anderen Weg, den Schriftglauben religiös zu behandeln und den Religionsglauben aus ihm zu
entbinden. Der Schriftglaube als solcher ist historisch, der Religionsglaube praktisch. Soll aus dem Schriftglauben der Religionsglaube
hervorgehen, so bildet das Mittelglied und den Uebergang "der
praktische Schriftglaube", bedingt durch die praktische oder moralische Schrifterklärung. Die gelehrte oder wissenschaftliche Erklärung,
das eigentliche Schriftverständniß erzeugt nur den doctrinalen Schriftglauben, der, wie jeder doctrinale Glaube, theoretischer Art ist und in
das Gebiet wissenschaftlicher Meinungen gehört, die mit der Religion
nichts gemein haben. So zweckwidrig und unspruchtbar die moralische

Schrifterklärung in wissenschaftlicher Absicht ist, ebenso zweckwidrig und unfruchtbar ist die doctrinale Schrifterklärung in religiöser.¹

II. Rirche und Religion. Gegensatz und Einheit.

1. Die Antinomie.

Um die philosophische Vorstellung der Kirche zu vollenden, bleibt nur die Einsicht übrig, wie sich der Kirchenglaube in den Religions=glauben verwandelt. Der Religionsglaube ist nur einer, in seiner Eigenthümlichkeit unabänderlich und unwandelbar, in seiner Unwandel=barkeit nothwendig, in seiner Nothwendigkeit allgemein; der Kirchenglaube dagegen ist ein besonderer, in seiner Besonderheit ausschließend und einem anderen Kirchenglauben widerstreitend. Solche Gegensätze charakterisiren die streitende Kirche, über dieselben erhebt sich der Religionsglaube als triumphirende Kirche. So ist der Uebergang des historischen Offenbarungsglaubens in die reine Religion gleich dem der streitenden Kirche in die triumphirende.

Dieser Uebergang enthält ein schwieriges Problem, welches die moralische Schrifterklärung nicht auflöst. Sie macht ben Schriftglauben praktisch, ohne seine historische Grundlage zu ändern; und doch muß der Rirchenglaube die ihm eigenthümliche historische Grundlage verlassen, um sich in den reinen Religionsglauben zu verwandeln, denn gerade in diesem Punkte sind Kirchen= und Religionsglaube einander entgegen= gesetzt. Die Grundlage des ersten ift eine historische Offenbarung, die Grundlage des anderen die bloße Vernunft. Die Offenbarung sett dem Glauben die zu befolgenden Statuten und macht ihn dadurch zu einem statutarischen und gottesbienstlichen Glauben, der einen Lohn als Ertrag seiner gottesdienstlichen Handlungen erhofft: auf diese Weise wird ber Glaube einer gottesbienftlichen Religion zum "Frohn= und Lohn= glauben", während die reine Religion zur Seligkeit nichts als die innere Würdigkeit des Menschen fordert und darum das Vermögen befitt, alle zu erlösen und selig zu machen. Diese Religion ift allein= seligmachend, benn selig werden kann die Menschheit nur auf eine Art. Wenn wir also die Grundlagen des Kirchen= und Religionsglaubens vergleichen, so sind beide einander völlig entgegengesett. Der Ueber-

¹ Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Drittes Stück. VI. Der Kirchenglaube hat zu seinem höchsten Ausleger den reinen Religionsglauben. (Bb. VI. S. 281—287.)

gang von dem einen zum anderen fordert eine Aenderung in dem Glaubensgrunde selbst, eine solche Aenderung, welche die Umbildung des einen in den anderen unmöglich erscheinen läßt. Hier entzündet sich der Streit zwischen Rirchen= und Religionsglauben. Was ist der eigentliche und letzte Grund des Glaubens: die geschichtliche Offenbarung oder die moralische Vernunft? Diese Frage bildet den Glaubensstreit in seinem innersten Kern. Unsere Aufgabe ist die Entscheidung der Frage.

Welches auch die Form des Glaubens sei, ob die kirchliche oder die moralische: sein Inhalt ift die Erlösung des Menschen vom Bösen. Um erlöst zu werden, mussen wir uns selbst bessern und der göttlichen Gerechtigkeit genugthun; unsere Befferung ift die Wiedergeburt, welche aber die alte Schuld nicht aufhebt, daher können wir durch eigene Kraft auch nicht ber göttlichen Gerechtigkeit Genüge leiften. Diese Genug= thuung ist nicht unser Verdienst, sondern ein fremdes, also eine von uns unabhängige Thatsache, welche wir durch Offenbarung erfahren und durch den Glauben an diese Offenbarung uns aneignen. So vereinigen fich in der Erlösung des Menschen diese beiden Bedingungen: die ftell= vertretende Genugthuung und unsere eigene Wiedergeburt: jene hat ihren letten Grund in der göttlichen Gnade, diese in der menschlichen Freiheit. Wenn nun Gnade und Freiheit, stellvertretende Genugthu= ung und Wiedergeburt in der Erlösung des Menschen nothwendig zu= sammengehören, so mussen sie auch beibe unter sich nothwendig ver= bunden sein, und es entsteht die Glaubensfrage: welcher von den beiden Erlösungsfactoren ift die Bedingung des anderen? Entweder ist die stellvertretende Genugthuung die Bedingung unserer Wiedergeburt und unseres neuen Lebens, ober unsere Wiedergeburt ift die Bedingung der stellvertretenden Genugthuung; entweder ist die gottliche Gnade nothig zur Wiedergeburt, oder diese ift nothig zur göttlichen Gnade.

Der Erlösungsglaube vereinigt den Glauben an die stellvertretende Genugthuung mit dem Glauben an die Wiedergeburt. Diese beiden Grundbestandtheile des Erlösungsglaubens verhalten sich zu einander, wie die beiden Grundbestandtheile der Erlösung selbst: entweder gründet sich der Glaube an die Wiedergeburt auf den Glauben an die stellvertretende Genugthuung, oder umgekehrt. Die Erlösung durch fremdes Verdienst ist eine uns offenbarte Thatsache, der Glaube daran ist ein geschichtlicher Offenbarungsglaube, welcher den Kirchenglauben im engeren Sinn bildet: entweder also ist der Kirchenglaube der Grund des religiösen Glaubens, welcher letztere die stellvertretende Genugthuung als

Folge der Wiedergeburt betrachtet, oder der religiöse (praktische) Glaube bildet den Grund des kirchlichen.

Setzen wir den erften Fall. Der Glaube an die stellvertretende Genugthuung, an die vollzogene Erlösungsthatsache sei der alleinselig= machende, er sei der Grund unseres Erlösungsglaubens. Dann ist zu unserer Erlösung nichts weiter nöthig, als daß wir die Botschaft, unsere Schuld sei durch fremdes Verdienst getilgt, gläubig annehmen, die uns angebotene Wohlthat gläubig empfangen und alles Heil von diesem Glauben erwarten. Wenn wir nur an den Erlösungstod Chrifti glauben und von dieser Thatsache fest überzeugt sind, so wandeln wir schon in einem neuen Leben und sind unserer Wieder= geburt gewiß. Aber wie soll eine von unserer Gesinnung und unserem Zuthun ganz unabhängige Thatsache uns innerlich umwandeln und unsere Gesinnung von Grund aus verändern? Wie soll fremdes Berdienst unsere Schuld tilgen, unsere Willensschuld? Ist nicht zur Annehmung der göttlichen Gnade unsere Empfänglichkeit nöthig? Ist nicht diese Empfänglichkeit schon bedingt durch unsere gute und wieder= geborene Gefinnung? Nur die gute Gefinnung kann glauben, daß fie durch fremdes Verdienst miterlöst werde. Unmöglich also kann der historische Glaube den praktischen begründen.

Setzen wir den anderen Fall: unsere Wiedergeburt bedinge den Glauben an die Erlösung und sei die eigentlich erlösende That. Aber wie ist diese Wiedergeburt möglich? Können wir uns von der alten Schuld befreien? Können wir Geschehenes ungeschehen machen? Wir können es nicht, wir sind nicht im Stande, uns selbst zu erlösen. Der göttlichen Gerechtigkeit gegenüber sind und bleiben wir schuldig. Vor ihr kann unsere Schuld nur durch fremdes Verdienst gesühnt werden; nur im Glauben, daß dieses fremde Verdienst uns wirklich erlöst habe, können wir uns frei und wiedergeboren sühlen und in der That einen neuen Lebenswandel beginnen: so ist unsere Wiedergeburt bedingt durch unseren Glauben an die stellvertretende Genugthuung.

Wie also die Sache liegt, so läßt sich weder der historische Glaube dem moralischen, noch der moralische dem historischen zu Grunde legen. Hier gilt die Thesis ebenso gut, wie die Antithesis; vielmehr gilt zus nächst keine von beiden. Wir haben zwischen Kirchen= und Religions= glauben eine in der Natur der Sache begründete Antinomie: diese bildet den eigentlichen Kern und Mittelpunkt des zwischen Kirche und Religion, Offenbarung und Vernunft streitigen Glaubens. Wir müssen sie auf=

lösen, um die Frage zu entscheiden: ob der Kirchenglaube (Geschichts=glaube) ein wesentlicher Bestandtheil des seligmachenden Glaubens sei ober als ein bloßes Leitmittel zur reinen Religion führen könne?

2. Die entgegengesetten Extreme. Aberglaube und Unglaube.

Jede ber beiden entgegengesetzten Glaubensrichtungen hat ihr eigen= thumliches Recht. Wenn die Erlösung in die Besserung geset wird, so kann sie keinen anderen Anfang haben als die Wiedergeburt, die in unserem Willen und durch denselben geschieht; wenn die Erlösung da= gegen in unsere Entsündigung gesetzt wird, so ist diese nicht durch uns, sondern nur durch ein fremdes Berdienst möglich, nur die stell= vertretende Genugthuung kann eine solche Entsündigung machen, nur der Glaube an eine solche Genugthuung kann uns die Entsündigung begreiflich machen. Der Glaube an die Wiedergeburt als Grund der Erlösung ist bloß praktisch und läßt die Erlösung selbst unerkennbar; dagegen der Glaube an die stellvertretende Genugthuung ist bloß theo= retisch und macht die Erlösung zwar erklärlich, aber nicht wirklich. Der theoretische Glaube sagt: "beine Pflicht ift, an beine Entsündigung durch fremdes Berdienst zu glauben; daß du infolge dieses Glaubens wirklich ein anderer und neuer Mensch wirft, ist eine That der gött= lichen Gnabe!" Der praktische Glaube sagt: "beine Pflicht ift, bich zu beffern, von Grund aus ein anderer Mensch zu werden; daß du in= folge beiner Wiebergeburt auch wirklich erlöft und entsündigt wirft, ift eine That der göttlichen Gnade!" So verhalten sich die beiden Glaubens= richtungen in der Art, wie sie bie Erlösung zwischen menschliche Pflicht und göttliche Gnade theilen, völlig entgegengesett; sie divergiren und entfernen sich von einander bis zu den außersten Extremen. Wenn die Pflicht in einen geschichtlichen Offenbarungsglauben gesetzt und die Religion auf die bloße Pflicht zu glauben eingeschränkt wird, so läßt sich mit dieser Religion selbst ein sträflicher Lebenswandel vereinigen, sogar durch dieselbe beschönigen; wenn die Pflicht bloß in die menschliche Besserung gesetzt wird, so läßt sich ein guter Lebenswandel vorstellen, der sich zu Glaube und Offenbarung vollkommen gleichgültig, sogar verneinend verhält: das erfte Extrem ift "ber gottesbienstliche Aber= glaube", das andere "ber naturalistische Unglaube".2

¹ Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Bernunft. Drittes Stück. VII. Der allmähliche Uebergang des Kirchenglaubens zur Alleinherrschaft des reinen Religionsglaubens ist die Annäherung des Reiches Gottes. (Bd. VI. S. 287—291.)
— ² Ebendas. Drittes Stück. VII. (Bd. VI. S. 292.)

3. Die Auflösung ber Antinomie.

Um den Streit jener beiden Glaubensrichtungen nicht in solche Extreme ausarten zu lassen, mussen wir ihn in seiner Wurzel fassen und hier die Glaubensantinomie auflösen. In der That ift die ganze Antinomie nur eine scheinbare, in Wahrheit besteht kein wirklicher Wiber= streit zwischen dem Princip der stellvertretenden Genugthuung und dem ber Wiedergeburt. Der göttlichen Gerechtigkeit genugthuen kann nur ber fündlose, radical gute Mensch, die Menscheit in ihrer moralischen Vollkommenheit, das Urbild der Menschheit, der Sohn Gottes: es ift vollkommen rational, daß wir an dieses Urbild glauben, wir glauben baran, als an unser Urbild, als an unser moralisches Ibeal, es gilt uns als die Norm unserer Gefinnung, als das Richtmaß unserer Hand-Der rationale Glaube an das Urbild der Menschheit in Gott ist zugleich der praktische Glaube an unser eigenes sittliches Vorbild. So ist der theoretische Glaube an die stellvertretende Genugthuung und der praktische Glaube an die Wiedergeburt als die Bedingung zur Er= lösung vollkommen ein und derselbe. Der Widerstreit entsteht erft, wenn der Glaube an den Sohn Gottes aufhört, rational zu sein, und sich historisch gestaltet wenn er zum Glauben wird an die empirische und geschichtliche Erscheinung des Sohnes Gottes auf Erden, an die Menschwerdung Gottes in diesem bestimmten Individuum.

Aber auch dieser Widerstreit ist nur scheinbar. Der Sohn Gottes ist tein Object ber außeren Erfahrung, benn es giebt kein empirisches Renn= zeichen, wodurch er sich offenbart. Wenn er auch in der Erfahrung und in der Sinnenwelt erscheint, so läßt er sich boch nicht durch Erfahrung und sinnlichen Augenschein erkennen; er wird als Sohn Gottes erkannt ober geglaubt nur durch seine vollkommene Uebereinstimmung mit dem Ur= bilbe ber Menschheit in uns: nur ber Geist in uns giebt von ihm Zeugniß, keine außere geschichtliche Erfahrung. Also ift auch ber historische Glaube an den Sohn Gottes in seiner Wurzel bedingt durch den rationalen Glauben, der gleich ist dem praktischen. Dieses Indivibuum ist der Sohn Gottes, d. h. es ist in seinem Leben und in seiner Lehre ber vollkommene Ausbruck des menschlichen Urbildes ober bes moralischen Ibeals, es ist darum unser Vorbild, dem wir unbedingt nachfolgen, durch deffen Aufnahme in unseren Willen und in unsere innerfte Gesinnung wir allein erlöft werben können. Hier ift ber historische, der rationale und praktische Glaube in einem Principe verknüpft, fie bilden einen Glauben, worin sich jene Antinomie vollkommen auflöft.

Es ist bemnach einleuchtend, wie allein ber Gegensatz zwischen Rirchen= und Religionsglauben aufgehoben werden kann. Wird er in diesem Punkte nicht aufgehoben, so ist er überhaupt unversöhnlich. Der rationale Glaube ist mit dem praktischen ein und berselbe. Wenn der historische Glaube durch den rationalen bedingt ift, so ist zwischen Rirchen= und Religionsglaube kein Widerspruch; gilt dagegen der historische Glaube als unbedingt und von aller Vernunfteinsicht unabhängig, als der Glaube an ein wunderbares Factum, so ist der Wider= spruch zwischen Kirche und Religion niemals zu lösen, die Glaubens= principien beider sind dann grundverschieden: das Princip des Kirchen= glaubens ift empirisch, das des Religionsglaubens rational. Auf diesen verschiedenen Glaubensgrundlagen ift keine Bereinigung denkbar. In allen Religionen baher, welche ben historischen Glauben zur Hauptsache machen und deshalb im äußeren Cultus ihren Schwerpunkt haben, ent= steht der unversöhnliche Streit zwischen Glauben und Vernunft. Grundthema aller dieser Streitfragen, womit die Geschichte der Religionen erfüllt ift, betrifft das Glaubensprincip: ob es empirisch ift oder rational, ob es Thatsache ist oder Idee?

Es giebt ein Ariterium, wonach wir sicher beurtheilen können, ob das Glaubensprincip einer kirchlichen Religion jeden rationalen Grund von sich ausschließt ober nicht: wenn das Mittel zur Erlösung in ein außeres Thun gesetzt wird, wenn geglaubt wird, daß sich der Mensch durch Expiationen irgend welcher Art entsündigen könne! Dann ist der Glaube innerlich tobt. Der Glaube an Expiationen ift die nothwendige Folge eines bloß historischen und empirischen Offenbarungsglaubens. Ift die Erlösung ein von unserer Gesinnung unabhängiges Wunderwerk, so können wir dieselbe nur durch Gott empfangen, so ist es Gott allein, der in une die Erlösung und auch den Glauben an die Erlösung be= wirkt: "er erbarmet sich, welches er will, und verstocket, welchen er will", dann können wir Gott nur durch außere Werke dienen, und der einzige Ausdruck eines ihm wohlgefälligen Wandels find die Werke des Cultus, die Opfer und Expiationen. Dies ist der Punkt, den ein bloß empirischer Kirchenglaube festhalten muß, und welchen der reine Religions= glaube niemals annehmen kann. Die Vernunft kann nie glauben, daß Expiationen erlösen.

So lange solche Werke auf Grund des kirchlichen Glaubens religiösen Werth haben oder beanspruchen dürfen, wird auch der Streit dieses Glaubens mit der Vernunft, der Kirche mit der reinen Religion fortbauern: so lange werden die Priester über den Unsglauben der Bernunft klagen. In demselben Maße, als der Rirchensglaube den Religionsglauben bekämpst, wird er sich ausschließend auf seine historische Grundlage, auf die Ueberlieserungen und den Cultus stügen; in demselben Maße, als er dem Religionsglauben zustrebt und sich demselben nähert, wird er jene Grundlage verlassen und auf die Gesinnung und den sittlichen Lebenswandel des Menschen das Hauptzgewicht legen. Die äußeren Formen werden abgestreist, die hierarchische Scheidewand zwischen Priestern und Laien sällt, und allmählich, im Wege einer ruhigen Resorm, ändert sich die ganze innere Glaubenseversassung. So entwickelt sich die Religion, wie der Mensch selbst: "da er ein Kind war, redete er, wie ein Kind, und war klug, wie ein Kind; nun er aber ein Mann wird, legt er ab, was kindisch ist".

Wir haben erklärt, was den Kirchenglauben vom Religionsglauben unterscheidet. So lange der Kirchenglaube nicht aufhört, diese unterscheidenken Kennzeichen seiner Cultussormen für sein wahres Wesen zu halten, woran kein Buchstaben verloren gehen dürse, befindet er sich in einer unendlichen Differenz und Entsernung von der unsichtbaren Rirche. Wenn der Kirchenglaube anfängt, alles, was ihn vom Religionsglauben trennt, für das weniger Wesentliche zu halten, so thut er den ersten Schritt zur Annäherung an den Vernunstglauben; dann beginnt sein Uebergang zur reinen Religion, und der Zeitpunkt ist gekommen, wo die Wirkung der unsichtbaren Kirche in der sichtbaren erscheint. Dieser Zeitpunkt ist der Aufang der geschichtlichen Kirche. Jetzt erst giebt es von dem Reiche Gottes auf Erden auch eine historische Vorstellung.

III. Die Religion als Kirche.

Die reine Religion, als der innerste Grund und der letzte Zweck alles Kirchenglaubens, lebt nur in der Gesinnung; sie ist und bleibt unsichtbar, sie ist kein Gegenstand der äußeren geschichtlichen Ersahrung und hat keine Geschichte. Geschichtlich ist nur ihre Erscheinung und Entwicklung in der Zeit. Diese Erscheinung ist die Kirche, und nur diese läßt sich historisch vorstellen. Es giebt eigentlich keine Religionsz, sondern nur eine Kirchengeschichte, denn nicht die Religion, nur die Kirche ist wandelbar, d. h. der in einer keligionsglaube.

¹ Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Bernunft. Drittes Stück. VII. (Bb. VI. S. 292–298.)

Religids ist der Kirchenglaube nur, soweit er vom moralischen Glauben durchdrungen ift, diesen als seine ewige Grundlage erkennt, von dieser Grundlage sich abhängig weiß, diese Abhängigkeit öffentlich bekundet. Die historische Vorstellung, welche wir suchen, hat keinen anderen Gegenstand als den religiösen Kirchenglauben und beginnt deshalb erst in dem Zeitpunkte, wo der religiöse Kirchenglaube in der Geschichte ber Menscheit hervortritt, wo sich ein Glaube und eine Glaubensgemeinschaft auf rein moralischem Grunde bilbet. Dazu gehört die volle Einsicht in den Unterschied des moralischen und historischen Glaubens, in den Unterschied dieser beiden Glaubensprincipien: die volle Ein= ficht, daß kein hiftorischer ober statutarischer Glaube den Menschen er= lösen könne. Wo diese Ueberzeugung zum erstenmal in einer Glaubens= gemeinschaft sich öffentlich ausspricht, da erscheint zum erstenmal der Religionsglaube, da beginnt die historische Vorstellung vom Reiche Gottes auf Erben, und die Geschichte der Rirche nimmt hier ihren Ausgangspunkt.1

1. Die jubifche Rirche.

Dieser Ausgangspunkt ist nicht die jüdische Rirche. Die jüdischen Glaubensgesetze entbehren alle Bedingungen einer rein moralischen Gejetgebung, sie find, was moralische Gebote nie sein dürfen, Zwangs= gesetze und fordern die äußere Beobachtung, die legale Erfüllung: diese ift ihr hauptsächlicher Zweck. Es giebt unter den jüdischen Glaubens= geboten keines, bessen Erfüllung nicht erzwungen werden könnte, bessen außere Erfüllung nicht dem Gesetze genugthate. Die Motive der Gesetzeserfüllung sind keineswegs moralische Triebsedern: der gerechte, d. h. der legale Mensch wird belohnt, der ungerechte bestraft, Hoffnung auf Lohn und Furcht vor Strafe find die Motive des Glaubensgehorsams und der Gesetzerfüllung. Es ist nicht die Gerechtigkeit, nicht einmal die des außeren Rechts, wonach im Sinne des jüdischen Glaubens gelohnt und gestraft wird. Die moralische Gerechtigkeit trifft nur den Schuldigen, die jüdische straft auch den Unschuldigen, sie ist nicht Gerechtigkeit, sondern Rache, maßlose Rache, sie rächt der Väter Missethat an den Nachkommen bis ins britte und vierte Glied. Die Ankundigung einer solchen Strafgerechtigkeit will nicht beffern, sondern schrecken; eine

¹ Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Drittes Stück. Abth. II. Historische Vorstellung der allmählichen Gründung der Herrschaft des guten Princips auf Erden. (Bb. VI. S. 299 u. 300.)

solche terroristische Weltregierung ober der Glaube daran kann politische Gründe haben, niemals moralische, er kann eine Magregel der Zweck= mäßigkeit sein, d. i. eine Maßregel, welche unter Umständen gilt. Der religiöse Glaube ist weder eine Maßregel, noch ist er abhängig von äußeren Umständen, er fordert die reine Gesinnung, die vollkommen lautere, ein Ziel, welches nur in der Ewigkeit erreicht werden kann: deshalb fordert er die Unsterblickfeit der Seele. Der jüdische Glaube macht diese Forberung nicht, benn er hat sie nicht nöthig; ber Gesetzgeber bes judischen Glaubens hat auf das künftige Leben keine Rücksicht nehmen wollen, weil er nur ein politisches Gemeinwesen unter der Herrschaft des Glaubens bezweckte. Das ficherste Rennzeichen des religiösen Glaubens ift seine Universalität, seine unbedingte Gültigkeit für alle Menschen, das sicherste Kennzeichen des Gegentheils ist der Particularismus, die ausschließende Geltung für eine besondere Nation, der Glaube an ein auserwähltes Bolk: daher ift der jüdische Glaube in seinem innersten Grunde nicht religiös, sondern bloß theokratisch in politischer Absicht.

In dieser Beurtheilung des jüdischen Glaubens unterscheidet sich Kant sehr charakteristisch von dem früheren Rationalismus der deutschen Philosophie. Die natürliche Theologie der Aufklärungszeit stand in ihren deistischen Begriffen dem Judenthum näher, als der criftlichen Religion; sie gefiel sich sogar darin, mit ihrer Vorliebe für die Ver= ständigkeit des jüdischen Gottesbegriffs Staat zu machen gegen die Mysterien des Christenthums. So viel wir sehen, ist Kant der erste Philosoph der neuen Zeit, der aus rationalen und kritischen Gründen den Unwerth der judischen Religion in ihrem Verhältniß zur crist= lichen erleuchtet. Der Grund zu dieser merkwürdigen Wendung liegt am Tage für die Wenigen, welche die kantische Lehre verstehen: er liegt nicht, wie bei Hamann, in einer Vorliebe für die Mysterien des christlichen Glaubens, sondern in der Lehre vom radicalen Bösen in der Menschennatur, welche mit der Lehre vom intelligibeln Charakter, von der menschlichen Freiheit und dadurch mit den Grundlagen der gesammten kritischen Philosophie auf das Genaueste und Tiefste zusam= menhängt. Diese Einsicht bestimmt und regulirt Kants Religionslehre, beren Thema kein anderes ist, als die Auflösung der Frage: wie ist bie Erlösung möglich unter der Bedingung des radicalen Bosen in der Menschennatur? Hier ist keine andere Glaubensgrundlage denkbar, als bie rein moralische, hier sind zur Erlösung keine anderen Bedingungen möglich, als die Wiedergeburt, das beharrliche Fortschreiten im Guten, die erlösende Strafe, das stellvertretende Leiden, der praktische Glaube an das radicale Gute. Wenn man mit diesen Glaubensvorstellungen die geschichtlichen Religionen vergleicht, so leuchtet ein, mit welcher von allen die kritische Philosophie im Kern der Sache übereinstimmen muß: entweder mit keiner oder allein mit der christlichen.

2. Die driftliche Rirde.

Erst aus dem Christenthume entspringt die allgemeine Kirche, nur von dieser giebt es eine welthistorische Vorstellung, nur die cristliche Kirche hat eine weltgeschichtliche Entwicklung, weil sie in ihrem Princip auf die ganze Menschheit angelegt ist. Darin liegt die innere grundsätliche Verschiedenheit der christlichen Religion von der jüdischen. Man muß sich über den Grund der Sache nicht durch den äußeren historischen Schein so sehr verblenden lassen, daß man im Christenthum nichts weiter sieht, als eine Fortsetzung und bloße Resorm der jüdischen Religion. Vielmehr ist das Christenthum eine vollkommene und radicale Umwandlung der religiösen Vorstellungsweise, die hier zum erstenmal, von allen nationalen und politischen Einschränkungen frei, in den moralischen Grund des menschlichen Lebens selbst eindringt.

Seinen geschichtlichen Ursprung hat das Christenthum in der Person und dem Leben Jesu. Die erlösende Kraft dieses Lebens liegt allein in dem siegreichen Rampfe mit dem Bösen, der sich im Tode Jesu vollendet; es giebt keine höhere Bewährung des göttlich gesinnten Menschen, des radical guten Willens. Die Erscheinungen Jesu nach dem Tode, die Auferstehung und Himmelfahrt, gehören nicht mehr zu den Bedingungen der erlösenden Kraft seines Lebens; es handelt sich hier nicht um ihren Werth als Thatsachen, sondern um ihren Werth als Glaubensobjecte, und als solche erscheinen die Vorstellungen sowohl der Auferstehung als der Himmelfahrt in den Augen Kants zu mate= rialistisch, um moralisch fruchtbar zu sein. Zu den Bedingungen der Persönlichkeit gehört weder die Fortdauer des Leibes noch die räumliche Gegenwart in der Welt. Wenn die Fortbauer derselben Person davon abhängen foll, daß derselbe Körper wieder belebt wird, so er= scheint eine solche Vorstellungsweise unserem Philosophen als "psycho= logischer Materialismus". Wenn das ewige Leben im Raume gegen=

¹ Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Drittes Stück. (Bd. VI. S. 300—303.) Vgl. oben Bg. 20 dieses Buches. Cap. III. S. 296—306. Cap. IV. S. 815—318.

wärtig sein soll, so erscheint ihm diese Ansicht als "kosmologischer Materialismus": die Vorstellung der Auferstehung ist ihm materialistisch in psychologischer Rücksicht, die der Himmelfahrt in kosmologischer.

Der nächste Gegenstand des hristlichen Glaubens ist die Geschichte Jesu, daher ist die christliche Religion zunächst Geschichtsglaube. Genauer gesagt: das hristliche Glaubensobject ist die Erzählung von der Geschichte Jesu, die mündliche und schriftliche Ueberlieserung; daher ist der hristliche Geschichtsglaube, näher bestimmt, ein Traditions= und Schriftglaube. Der Schriftglaube verlangt zu seiner Bewährung und Beglaubigung geschichtliche Zeugnisse, die selbst wieder Geschichtsforschung und Gelehrsamkeit voraussetzen und das meiste Vertrauen verdienen, wenn sie von unparteisschen Zeitgenossen herrühren. ¹

3. Ratholicismus, Proteftantismus, Aufflarung.

In Rücksicht auf die Urgeschichte bes Christenthums muffen wir diese bewährenden Zeugnisse bei ben römischen Geschichtsschreibern suchen, hier aber finden wir solche Zeugnisse erst spät, auch dann nur spärlich, und keine, die den Ursprung des Christenthums selbst erleuchten. bleibt die Geschichte des Christenthums dunkel bis zu dem Zeitpunkte, wo innerhalb der driftlichen Welt selbst die Schriftgelehrsamkeit sich erhebt und den driftlichen Glauben zu ihrem Gegenstande macht. Jett wird aus dem Geschichtsglauben ein statutarischer Wunder= und Rirchen= glaube, eine Orthodoxie, welche als kirchliches Zwangsgesetz auftritt, im Orient die casaropapistische Form der Staatskirche, im Occident die hierarchische des Papstthums annimmt und in beiden Fällen eine despotische Rirchengewalt ausübt. So ist die Geschichte des Christenthums in ihrem ersten Zeitraume bunkel, in den folgenden bas allzu helle Schauspiel eines vom reinen Religionsglauben sich mit jedem Schritte mehr entfernenden Kirchenglaubens. Statt der Erlösung des Menschen erzeugt dieser Glaube den fanatischen Glaubensstreit, die Herrschaft der Priefter, die Verfolgung der Reger, die Religionskriege, ein heer furcht= barer Uebel, im hinblick auf welche man mit dem heidnischen Dichter ausrufen möchte: «tantum religio potuit suadere malorum!»

Welche von den christlichen Zeiten ist die beste? Offenbar diesenige, in welchem der Kirchenglaube sich dem Religionsglauben wieder anzunähern beginnt. Als dieses gute Zeitalter bezeichnet Kant sein eigenes,

¹ Religion innerhalb ber Grenzen ber bloßen Vernunft. (Bb. VI. S. 303 bis 305. S. 304. Anmkg.)

die Epoche der Aufklärung, welche im Protestantismus entspringt. Die menschliche Vernunft hat in theoretischer Rücksicht ihre Grenze erkannt, sie bescheidet sich mit der Unerkennbarkeit der überfinnlichen Welt, sie habert nicht mehr über Existenz und Nichtexistenz der Glaubensobjecte; die moralische Vernunft hat begriffen, daß der Geschichts= und Kirchen= glaube zur Erlösung und Seligkeit des Menschen nichts vermag; die Welt nimmt zu in der Einficht, daß der religiöse Glaube seine Wurzel in der Gefinnung habe, die jeden äußeren Zwang ausschließt, daß kein kirchlicher Gewiffenszwang ausgeübt werden dürfe, und die oberfte Staats= gewalt selbst moralisch verpflichtet sei, die Gewiffensfreiheit zu achten und zu schützen. 1 Damit sind die Bedingungen gegeben, unter benen ber moralische Glaube Raum gewinnen, die sichtbare Kirche ihrem wahren Ziele, der unsichtbaren, zustreben und mit dieser das Reich Gottes er= scheinen kann, nicht als ein messianisches Ende der Welt, wie es die Apokalppse verkündet, sondern als ein moralisches in dem Willen und den Gefinnungen der Menschen. "Das Reich Gottes kommt nicht in sichtbarer Gestalt. Man wird auch nicht sagen: siehe, hier ober da ist es, benn sehet, das Reich Gottes ift inwendig in euch!"*

IV. Das Religionsgeheimniß.

1. Der Begriff bes Myfteriums.

Unter bem Gesichtspunkte ber Bernunftreligion ruht die Kirche und ihre Gemeinschaft auf dem Grunde des moralischen Glaubens. Diesem Begriff der Kirche liegt jenseits der Bernunftgrenzen eine andere Borstellungsweise gegenüber, die den Grund der Kirche als ein undurchdringliches und heiliges Geheimniß betrachtet. Heilig kann ein Geheimniß nur sein, sosern es moralischer Natur ist. Wie aber kann das Moralische geheimnißvoll sein? Das Geheimniß verschließt sich der theoretischen Bernunft, es ist von seiten unseres Berstandes undurchebringlich, weder erkennbar noch denkbar. Etwas kann sehr wohl unerkennbar sein und ist doch kein Geheimniß, das Unersorschliche ist nicht das Geheimnißvolle: die Freiheit ist kein Geheimniß und doch unerkennbar, die Schwere in der Natur ist allbekannt und doch in ihrem letzten Grunde unersorschlich. Also der Charakter des Geheimnisses liegt darin, daß etwas von uns nicht gedacht, nicht ausgesprochen, nicht mits

¹ Bgl. oben Buch I. Cap. XVII. (S. 248 flgb.) — ² Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. (Bd. VI. S. 304—313.)

Fifder, Gefd. b. Philoj. V. 4. Aufl. R. M.

getheilt werden kann: das Geheimnisvolle ist das Unmittheilbare, sein Gegentheil das Mittheilbare oder Oeffentliche. Was sich nie mittheilen läßt und seiner Natur nach stets verborgen bleibt, ist ein ewiges Geheimniß.

Es giebt Geheimnisse, die nicht ewig sind und nur so lange bestehen, bis es dem weiter dringenden Geiste gelingt, den Schleier zu heben und zu durchschauen, was der früheren Welt verschlossen war: solche Geheimnisse sind die verdorgenen Aräste der Natur. Aber jede Natureinsicht ist an sich mittheilbar, das Naturgeheimnis besteht nur darin, daß man die gewonnenen neuen Einsichten in die Beschaffensheit oder Behandlung der Naturkräfte nicht mittheilen will, daß man sie sorgsältig und gestissentlich geheim hält: ein solches Geheimnis ist ein "Arcanum". So sind auch die sogenannten geheimen Dinge in der politischen Welt an sich mittheilbar, nicht sie selbst, nur die Kenntnis davon ist verdorgen, das Geheimnis besteht hier in der willfürlichen Geheimhaltung: solche politische Geheimnisse sind verden dürsen.

Das ewige Geheimniß ist weber ein Arcanum noch ein Secretum, es kann auch nicht in unserem moralischen Handeln gesucht werden, denn die Sesinnung ist zwar verborgen, aber mittheilbar. Ewig gesheimnißvoll ist allein das göttliche Handeln: dieses Geheimniß ist ein "Mysterium". Wir glauben an das höchste Gut, d. h. an eine moralische Weltordnung, vermöge deren die vollendete Sittlichkeit die Ursache der vollendeten Glückeligkeit ausmacht; diese Weltordnung ist eine sittliche Weltregierung und besteht in einer göttlichen Wirksamkeit, an welche wir glauben, von der uns aber, wie sie geschieht, ewig verborgen bleibt: in diesem Punkte liegt das Mysterium, hier wird der Vernunstglaube zum "Vernunstgeheimniß".

2. Das Mysterium ber Weltregierung. Die Trinität.

Die Regierung eines Staates erscheint als gesetzgebende, aus=
führende, rechtsprechende Gewalt. Nach dieser Analogie muß die gött=
liche Weltregierung oder Gott in seinem moralischen Verhältnisse zur
Welt in diesen drei Formen gedacht werden: als Gesetzgeber, Regent
und Richter der Welt. Als Gesetzgeber ist er absolut heilig, sein Zweck
ist die Herrschaft des sittlichen Gesetzes in den Herzen der Menschen,

¹ Religion innerhalb ber Grenzen der bloßen Bernunft. Drittes |Stück. Allg. Anmkg. (Bb. VI. S. 314—316.)

das Reich Gottes auf Erden; als Regent ift er absolut gütig, er läßt unsere mangelhafte That durch die gute Gesinnung ergänzt werden und um der letzteren willen als voll gelten; als Richter ift er absolut gerecht, seine Gnade will durch die gute Gesinnung verdient sein. brei menschlichen Staatsgewalten können wir in einer gerechten Staats= verfassung nur getrennt, dagegen die drei göttlichen Gewalten in der Weltregierung nur vereinigt benken: als eine Persönlichkeit in brei verschiedenen Beziehungen, als "die dreifache moralische Qualität des Weltoberhauptes". Diese Vorstellungsweise bildet die Trinität des Vernunftglaubens, ihr Gegenstand ist die moralische Weltregierung, gedacht nach dem Postulate der Vernunft, nicht nach menschlichen Analogien, also gereinigt von allen anthropomorphischen Vorstellungen. In diesem Sinne darf die Trinität als "das Glaubenssymbol der ganzen reinen Religion" gelten. Auch die vorchriftlichen Religionen enthalten in der Tiefe ihres Glaubens eine trinitarische Gottesvorstellung, die sich in verschiedenen Formen bei den alten Persern, Indern, Aegyptern, den späteren Juden u. s. f. wiederfindet. Praktisch genommen, ist die Trinität ein Vernunftglaube, d. h. ein durch die eigene Vernunft geoffenbartes Geheimniß; theoretisch genommen, ist fie ein vollständiges Mysterium, dessen Ausbruck, wie man ihn auch stellen mag, ein unverständliches Symbol bleibt.1

3. Das Myfterium ber Berufung, Genugihuung und Erwählung.

Jede der göttlichen Eigenschaften enthält ein unauflösliches Sesheimniß, einen Verein von Bedingungen, die der menschliche Verstand niemals vereinigen kann. Gott als der Gesetzgeber der Welt gründet ein Reich, dessen Bürger zu sein alle Menschen berusen sind: dieses Reich ist Gottes Schöpfung, diese Vürger sind seine Geschöpse. Nun ist die erste Bedingung zur Verwirklichung moralischer Zwecke, also zum Bürgerrecht in dem moralischen Reiche die Freiheit, das unbedingte Vermögen der Selbstbestimmung. Wie können Geschöpse srei sein? Wie läßt sich frei sein und geschaffen (berusen) sein vereinigen? In der Vorstellung Gottes als des moralischen Weltgesetzgebers liegt das unauslösliche Mysterium der Berusung.

Gott als Regent der Welt macht, daß sein Gesetz erfüllt und die Menschen erlöst werden; die Erlösung ist der Zweck der göttlichen

¹ Rezigion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Drittes Stück. Aug. Anmkg. (Bb. VI. S. 316—320.)

Weltregierung; aber bose, wie die Menschen in der Wurzel ihres Willens (von Natur) sind, können sie auch durch die Wiedergeburt dem Gesetze nicht völlig gerecht werden. Die Genugthuung geschieht durch die göttliche Güte, die durch fremdes Verdienst die Menschen erlöst; also empfängt der Mensch ein Gut, welches nicht von ihm selbst herrührt. Wie läßt sich diese Erlösung, die in einem Erlöstwerden besteht, mit der Spontaneität des menschlichen Willens vereinigen? Diese Vereinigung ist das Mysterium der Genugthuung.

Gott als Richter der Welt entscheidet über Seligkeit und Verdammniß der Menschen. Bor dem gerechten Richter ist die Bedingung zur Seligkeit die gute Gefinnung. Nun ist der Mensch durch die ur= sprüngliche Beschaffenheit seines Willens nicht gut, er ist unfähig, von sich aus die gute Gesinnung in sich zu erwecken, es ist also Gott, der sie in ihm bewirkt. Verdient ift diese gottliche Wirkung durch nichts, benn was fie allein verdienen könnte, die gute Gefinnung des Menschen, ist erft die Folge jener göttlichen Wirkung. Also ist es Gott, der im Menschen die Bedingung zur Seligkeit schafft, ohne alles Verdienst, ohne allen Grund von seiten des Menschen, also vollkommen grundlos, aus reiner Willfür, nach seinem unbedingten Rathschluß. Die Seligkeit und Verdammniß der Menschen ift eigentlich kein Richterspruch, sondern eine Wahl Gottes, er richtet nicht, er hat schon gerichtet, d. h. er hat die Einen zur Seligkeit, die Anderen zur Berdammniß erwählt. Wie vereinigt sich diese grundlose Wahl mit der nach Verdienst austheilen= den Gerechtigkeit? Wie vereinigt sich die göttliche Gnade mit der gött= lichen Gerechtigkeit? Durch den menschlichen Verstand ist diese Ver= einigung nicht zu begreifen: sie ist das Mysterium der Erwählung.

Alle diese Mysterien sind nur verschiedene Seiten eines und desselben großen Geheimnisses. Woher kommt in der Welt das Gute und Böse? Wie kann aus dem Bösen das Gute hervorgehen? Wie können solche, die böse sind, gut werden? Warum werden es die Einen und nicht auch die Anderen? Warum beharren die Einen im Bösen, während sich die Anderen zum Guten bekehren? Alle diese Fragen tressen den verborgenen Grund der moralischen Welt, der sich nicht durch Begriffe erhellen läßt. Das intelligible Princip der Welt bleibt unerkennbar und läßt sich nicht ergründen, wie die in der Natur wirksamen Kräfte oder die geheimen Beweggründe in der politischen Welt. Das moralische Weltgeheimniß liegt in der Erlösung des Menschen vom Bösen. Als Postulat der religiösen Bernunft ist diese Erlösung vollkommen gewiß

und mittheilbar für alle Welt; als Object des Verstandes, d. h. als Weltbegebenheit, ist sie vollkommen unbegreislich. Die Trinität ist nichts anderes als der Lehrbegriff dieses Glaubens, als der in ein Dogma verwandelte Erlösungsglaube, als der theologische Versuch, die Thatsacke der Erlösung aus dem Wesen Gottes zu erklären. Soll der christliche Glaube von anderen Glaubensarten durch eine theoretische Form unterschieden werden, so ist eine solche Erklärung nothwendig, und in dieser Rücksicht bildet die Trinität die classische Formel des Kirchenglaubens. Für den praktischen oder religiösen Glauben ist das Symbol gleichgültig, er glaubt die Erlösung, aber fragt nicht: wie ist sie möglich? Und nur auf diese Frage giebt das Symbol die aus dem Wesen Gottes geschöpfte, geheimnisvolle und unbegreissliche Antwort.

Sechstes Capitel.

Offenbarungs- und Vernunstglanbe. Dienst und Afterdienst Gottes.

- I. Geoffenbarte und natürliche Religion.
- 1. Naturalismus, Rationalismus, Supernaturalismus.

Die Aufgabe der kantischen Religionslehre ist durchgängig kritisch. Hatte es sich in der Metaphysik um die reine Vernunft in Ansehung der Erkenntniß, in der Sittenlehre um den reinen Willen gehandelt, so handelt es sich hier um den reinen Glauben. Die drei Hauptpunkte der bisherigen Untersuchung waren das radicale Böse, die Wiederzgeburt und Erlösung, die Kirche als das moralische Gottesreich auf Erden. Es bleibt noch ein Punkt übrig, welcher mit der Lehre von der Kirche und dem Volke Gottes genau zusammenhängt: der Begriff des Gottesdienstes oder des Cultus. Wie die kritische Lehre überall das Echte vom Unechten sondert, wie sie eben noch zwischen unsichtbarer und sichtbarer, wahrer und falscher Kirche unterschieden hatte, so gilt es jetzt, den Unterschied zwischen "Dienst und Afterdienst unter der Herrschaft des guten Princips" darzuthun.

¹ Religion innerhalb ber Grenzen ber bloßen Vernunft, Drittes Stück. Allg. Anmtg. (Bb. VI. S. 320—325.) — ² Ebendas. Viertes Stück. Vom Dienst und Afterdienst unter der Herrschaft des guten Princips ober von Religion und Pfassenthum. (Bd. VI. S. 329—332.)

Unser Gottesbienst richtet sich nach unserem Gottesglauben. Der religiöse Inhalt des letzteren ist Gott als moralischer Gesetzgeber der Welt, die Sittengebote (Pflichten) als Gottesgebote. Dieser Inhalt gilt in zwei möglichen Formen oder Vorstellungsweisen: entweder erscheinen uns jene Gebote darum als sittlich und verpflichtend, weil sie der göttzliche Wille gegeben hat, oder sie erscheinen darum als göttlich, weil sie ewigen Forderungen der sittlichen Vernunft sind. Im ersten Fall ist der Glaubensinhalt geoffenbart, weil er durch eine göttliche Willensäußerung bestimmt wird; im zweiten ist er natürlich, weil er durch unsere eigene Vernunft gegeben ist: jene Vorstellungsweise macht "die geoffenbarte", diese "die natürliche Religion".

Das Verhältniß zwischen Offenbarungs= und Vernunftglauben läßt sich aus drei Standpunkten beurtheilen: entweder gelten beide für unvereindar, oder ihre Vereinigung gilt den Einen als eine mögliche, den Anderen als eine nothwendige; der erste Standpunkt erklärt die Offenbarung für unmöglich, der zweite läßt sie gelten (ohne sie für nothwendig zu halten), der dritte fordert sie; die Naturalisten verneinen die Offenbarung, die Rationalisten räumen die Möglichkeit derselben ein, die Supernaturalisten behaupten ihre Nothwendigkeit.

Wie urtheilt die kritische Philosophie? Sie kann die Unmöglickeit der Offenbarung nicht beweisen, also auch nicht behaupten: daher stimmt sie nicht mit den Naturalisten, die sich in ihrer Berneinung dogmatisch verhalten. Da sie die Unmöglichkeit der Offenbarung nicht beweisen kann, so kann sie auch deren Möglichkeit nicht widerlegen, sie läßt diesselbe gelten und stimmt in diesem Punkte mit den Nationalisten; sie kann die Nothwendigkeit der Offenbarung nicht beweisen, darum weder bestreiten noch behaupten. Wenn nun die Supernaturalisten diese Nothwendigkeit nicht dogmatisch deweisen wollen, so kann ihr Streit mit den Nationalisten auf einer gemeinschaftlichen Grundlage geführt werden: beide anerkennen den sittlich-religiösen Glaubensinhalt und die Mögslichkeit seiner Offenbarung; worüber sie streiten, ist der Werth der Offenbarung in Absicht auf die Religion, d. h. die Geltung und das Recht, welches die Offenbarung auf dem religiösen Gebiete in Anspruch nimmt.

2. Die Offenbarung als Religionsmittel.

Der religiöse Glaubensinhalt soll allgemeingültig sein, also mittheilbar für alle. Ist er nicht allgemein verständlich, sondern nur wenigen zugänglich, so ist die Religion nicht natürlich, sondern gelehrt. Gesetzt, die göttliche Offenbarung ware nicht allgemein mittheilbar, so könnte die natürliche oder moralische Religion auch nie geoffenbart, und die geoffenbarte Religion nie die allgemeingültige sein: dies war der Gestäckspunkt, unter welchem H.S. Reimarus die geoffenbarte Religion bekämpste; er zeigte, daß die Offenbarungsurkunden einer Einsicht und Erklärung bedürfen, die an einen besonderen und ausschließenden Bildungsgrad geknüpft seien und darum die Geltung einer geoffenbarten Religion nothwendig einschränken.

Wenn aber der Inhalt der göttlichen Offenbarung rein moralisch, also mit dem sittlichen Vernunftgesetz identisch und darum allgemein mittheilbar ist, so verträgt sich eine solche Offenbarung mit dem Ber= nunftglauben, und es kann in diesem Falle geoffenbarte und natürliche Religion in ber Hauptsache eines sein. Die Menschen hatten aus eigener Bernunft auf die geoffenbarten Wahrheiten kommen können und sollen, nur würden sie niemals so früh darauf gekommen sein; die göttliche Offenbarung hat den langsamen und schwerfälligen Gang der mensch= lichen Bernunft beschleunigt, fie hat gehandelt, wie jede weise und richtige Erziehung, die ihren Zögling so leitet, daß er aus eigener Rraft sein Ziel sicherer und früher erreicht, als wenn er sich selbst und dem Zufall überlaffen geblieben mare: dies war der Gesichtspunkt, unter welchem Bessing in seiner "Erziehung des Menschengeschlechts" die Offenbarung in der Religion rechtfertigte. In derselben rationalen Weise will Kant die Verbindung zwischen Offenbarung und Religion gefaßt wiffen: die Offenbarung gelte als Religionsmittel, nicht als Religionsgrund; sie diene zur Entwicklung der Religion, nicht zu deren Erzeugung. 1

Es giebt eine solche zugleich geoffenbarte und natürliche (rein moralische) Religion: die Lehre Jesu Christi. Hier ist der religiöse Glaubensinhalt vollkommen in der Tiese der menschlichen Bernunft begründet, doch hat dieser Glaube seinen geschichtlichen Grund und Ausgangspunkt in Christus, er ist durch ihn der Welt verkündet worden. Was Christus der Welt offenbart hat, ist in seiner reinsten und einsachsten Form der moralische Glaube in seiner ganzen Vollkommenheit. Hier tritt zum erstenmal die sittliche Bestimmung des Menschen ohne alle Blendung klar und anschaulich vor das Auge der Welt: das Gute besteht allein in der Gesinnung, die bose Gesinnung ist schon die bose That, im Herzen hassen

¹ Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Viertes Stück. Theil I. Vom Dienst Gottes in einer Religion überhaupt. (Bb. VI. S. 333—387.)

L

heißt töbten, alle Wahrheit ist Wahrhaftigkeit, welche das innere Gesetz fordert und kein bürgerliches Erpressungsmittel dem Menschen abzwingen kann. Die gute Gesinnung ist nur möglich durch die radicale Umwandslung des Willens, durch die Vernichtung der Selbstsucht; wo die Herrschaft der Selbstsucht gebrochen ist, da verstummen die seindseligen Gessinnungen, der Durst nach Rache und der Haß gegen die Feinde, Liebe und Wohlwollen werden die Triebsedern des wiedergeborenen Willens, der sich selbst das göttliche Gebot giebt: "liebe Gott über alles und beinen Nächsten als dich selbst".

Diese durch Christus geoffenbarte Lehre enthält nichts, das, einmal ausgesprochen, nicht in der Tiese jedes Gemüthes seinen natürlichen Wiederhall sindet und als das Gebot der eigenen Vernunft, welches jeder sich selbst geben sollte und könnte, sosort einleuchtet. In dieser Anerkennung haben die Gebote Christi sämmtlich ihre Geltung: sie gelten unbedingt, nicht um ihrer geschichtlichen Offenbarung, sondern um ihres menschlichen Ursprunges willen. So ist in Rücksicht der christlichen Gebote die Offenbarung nur das Mittel zu ihrer Verbreitung, zu ihrer öffentlichen Geltung, nicht die ausschließende und oberste Bedingung zu ihrer Geltung überhaupt.

3. Die Offenbarung als Religionsgrunb.

Dieses richtige und normale Verhältniß zwischen Religion und Offenbarung wird umgekehrt, wenn die letztere nicht bloß Mittel und Behikel der Religion, sondern deren alleiniger Rechtsgrund sein will. Dann gelten die Gebote der Religion lediglich deshalb, weil sie geoffenbart sind, weil es in den heiligen Schriften so geschrieben steht, dann gilt die Offenbarung nicht wegen ihres Inhalts, sondern wegen ihrer Thatsache: weil es so geschehen ist, weil es die heiligen Urkunden so berichten. Und damit andert sich von Grund aus die Religion selbst. Die Offenbarung gilt als Statut. Die Gültigkeit ihres Inhaltes ist bedingt nicht durch ihre Uebereinstimmung mit der moralischen Vernunst, sondern allein durch das Factum der Offenbarung, dieses Factum soll geglaubt werden, unabhängig von dem Zeugniß und der Prüfung des Geistes in uns. Der Glaube wird zum Besehl, zur «sides imperata», die Annahme dieses Glaubens wird mithin zur Besolgung eines Besehls:

¹ Religion innerhalb ber Grenzen ber bloßen Vernunft. Viertes Stück. Th. I. Abschn. I. Die christliche Religion als natürliche Religion. (Bb. VI. S. 237 – 344.)

ber Glaube verwandelt sich in Gehorsam, in den von der eigenen Vernunft unabhängigen, also blinden Gehorsam, er wird zur «sides servilis».

Nur in dieser Form kann der Offenbarungsglaube allgemein werben. Der blinde Gehorsam gegen die Offenbarungsstatute läßt sich erzwingen und durch Zwang verbreiten, dagegen ist die Einsicht in die Offenbarungsurkunde felbst, diese eigentliche Grundlage des Glaubens, auf gewisse nur den wenigsten zugängliche Bedingungen eingeschränkt, sie erfordert Schriftgelehrsamkeit zur Schrifterklärung. Ein Glaube aber, der sich auf Gelehrsamkeit gründet, ist nicht natürliche, sondern gelehrte Religion, beren Verbreitung nicht weiter reicht, als der enge Kreis der Gelehrtenbilbung. Wenn nun eine solche Religion, zu beren Beurkundung Gelehrsamkeit gehört, doch allgemein verbreitet werden soll, so muffen die Gläubigen, die Anhänger dieser Religion, in zwei grund= verschiedene Klassen zerfallen: in Wissende und Gehorchende, in Kleriker und Laien; jene find die berufenen Glaubensinterpreten, die Berwalter der Glaubensvorschriften, diese glauben, was die Kleriker sagen; die Einen verhalten fich in Glaubenssachen befehlend, die Anderen gehorchend. Wer nicht Kleriker ist, der ist Laie. Wo sich daher der Glaube bloß auf die Thatsache der Offenbarung und deren Urkunde gründet, da folgt die Beherrschung der Laien durch die Kleriker, und die Gefahr liegt nahe, daß sich diese auf dem Glaubensgebiete einheimische Herr= schaft auch über ben Staat erstreckt, daß die Kleriker durch die Laien auch den Staat beherrschen, und der religiöse Glaube als despotische Gewalt auch im weltlichen Sinn auftritt. Wenn sich also die Offen= barung zum dristlichen Glauben nicht als Mittel, sondern als alleinige Bedingung verhält, so muß diese Art der driftlichen Religion sich kirchlich=hierarchisch gestalten. Ein folches Christenthum bleibt in seiner Grundlage jüdisch. 1

II. Der Afterdienst Gottes.

1. Der Religionswahn.

Von hier aus lassen sich die Folgen dieser Glaubensverfassung klar übersehen. Die Offenbarung gilt nicht als Religionsmittel, sondern als Religionsgrund. Demnach gilt auch der historische Offenbarungs=

¹ Religion innerhalb ber Grenzen ber bloßen Vernunft. Viertes Stück. Th. I. Abschn. II. Die christliche Religion als gelehrte Religion. (Bd. VI. S. 344 bis 349.)

glaube nicht als Mittel, sondern als Zweck der Religion. Der Besitz des Mittels erscheint in dieser Glaubensverfassung schon als der Besitz des Zwecks; das äußere, gehorsame Bekenntniß der Glaubensstatute, der blinde Glaubensgehorsam gilt jetzt als die Sache selbst, als die vollkommen fertige Religion. Das Mittel hat nur relative Geltung. Wenn man ihm absolute zuschreibt, so giebt man ihm einen imaginaren Werth und täuscht fich selbst über ben wahren. Die Art dieser Täuschung läßt sich an einem Fall aus dem gewöhnlichen und profanen Menschen= leben anschaulich machen. Das Gelb repräsentirt den öffentlichen Werth der Dinge, es ist ein Mittel, wodurch wir uns so viele Bedingungen zum Genuß und zur Bildung verschaffen können, sein Zweck ift diese für uns und andere nützliche Verwendung. Ift der Befitz dieses Mittels auch schon der Besitz dieses Zweckes? Heißt Geld haben schon so viel als besitzen, was wir durch Geld erwerben können ? Wer sich das ein= bildet, wird im bloßen Besitze des Geldes vollkommen befriedigt sein und nichts weiter wollen als Geld haben, er wird meinen, durch diesen Besitz alles Weitere entbehren zu können oder eigentlich schon zu haben: diese Einbildung macht den Geiz; der Besit des Geldes erscheint dem Geizigen als der Besitz alles anderen, als der absolute Besitz, der nichts zu wünschen übrig läßt. Diese Täuschung nennen wir Wahn. im Besitze der Religionsmittel schon meint, auch im Besitze der Reli= gionszwecke zu sein, wer sich durch den blogen Gehorsam gegen die Glaubensstatute, durch die Befolgung der Glaubensbesehle für erlöst halt, lebt in berjenigen Tauschung, welche im "Religionswahn" besteht. Und wenn ein statutarischer Glaube als die nothwendige und oberfte Bedingung des religiösen und gottwohlgefälligen Lebens gilt, so ist ein solcher Religionswahn die nothwendige Folge.1

2. Die Rechtfertigung burch ben Cultus.

Unter seiner Herrschaft wird der Dienst Gottes in etwas Anderes als die gute Gesinnung und den sittlichen Lebenswandel gesetzt. Was dieses Andere auch sei, unabhängig von der Gesinnung ist es ein äußer-liches, moralisch werthloses Thun, das als Gottesdienst gelten will, als solcher besohlen und gläubig gehorsam geübt wird. So erzeugt sich der unechte Cultus, "der Afterdienst unter der Herrschaft des guten

¹ Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Bernunft. Biertes Stück. Th. II. Vom Afterdienst Gottes in einer statutarischen Religion. § 1. Vom allgem. subjectiven Grunde des Religionswahns. (Bb. VI. S. 350—353.)

Princips". Die Befolgung des Religionswahns kann nichts anderes sein, als "Afterdienst Gottes". Was man ohne geläuterten und in der Wurzel umgewandelten Willen thun kann, ist vor Gott vollkommen werthlos und gilt nicht durch den Religionsglauben, sondern bloß durch den Religionswahn. Es ist dabei vollkommen gleichgültig, was man zur vermeintlichen Ehre Gottes äußerlich thut: ob der Gottesdienst in öffentlichen Feierlichkeiten und Anpreisungen oder in persönlichen Ausschrecht opferungen, Büßungen, Kasteiungen, Wallsahrten u. dgl. besteht; ob man zur Ehre Gottes Worte oder Naturgüter oder die eigene Person selbst opfert. "Alles, was außer dem guten Lebenswandel der Mensch noch thun zu können vermeint, um Gott wohlgesällig zu werden, ist bloßer Religionswahn und Afterdienst Gottes."

Wenn einmal der Schwerpunkt des Gottesdienstes in etwas anderes fällt als das moralische Leben, so ift dem falschen Cultus Thor und Thür geöffnet und nicht mehr abzusehen, wo er Halt machen soll. Hat sich einmal die Religion in den Religionswahn verkehrt, so ist die Folge ein grenzenloser Afterdienst. Man bilbe sich nicht ein, daß man auf diesem Gebiete des äußerlichen und unechten Cultus Grenzen bestimmen und Unterschiede feststellen könne. Es macht keinen Unter= schied, ob der außeren Opfer mehr oder weniger sind, ob ihre Form gröber ober feiner ist; sie sind im Principe werthlos, darum ist ihr Gradunterschied, wenn es einen giebt, im Principe gleichgültig. "Ob der Andachtler seinen statutenmäßigen Gang zur Kirche ober ob er eine Wallfahrt nach den Heiligthümern in Loretto oder Palästina an= stellt, ob er seine Gebetsformel mit den Lippen oder wie der Tibetaner durch ein Gebetrad an die himmlische Behörde bringt, ober was für ein Surrogat des moralischen Dienstes Gottes es auch immer sein mag, das ist alles einerlei und von gleichem Werth. Es kommt hier nicht sowohl auf den Unterschied in der äußeren Form, sondern alles auf die Annehmung ober Verlassung des alleinigen Princips an, Gott entweder nur durch die moralische Gesinnung, sofern sie sich in Hand= lungen, als ihrer Erscheinung, als lebendig darstellt, oder durch frommes Spielwerk und Nichtsthuerei wohlgefällig zu werden."

Diesem falschen Gottesdienst, welcher Art er auch sei, liegt der Wahn zu Grunde, man könne durch eine äußere Cultushandlung Gott genugthun, sich ihm wohlgefällig machen und sich vor ihm rechtsertigen: es ist der Glaube an eine Rechtsertigung durch den Cultus. Dieser vermeintlichen Rechtsertigung entgegen steht die Rechtsertigung durch

den Glauben (d. h. die Wiedergeburt) und durch die Gnade. Der Glaube an eine Rechtfertigung durch den Cultus ist Religionswahn oder Aberglaube.¹

3. Fetischbienft und Pfaffenthum.

Wenn nun als Bedingung des göttlichen Wohlgefallens doch die gute Gefinnung gilt, diese aber für eine Gnadenwirkung Gottes in uns erklärt wird, so folgt bem ersten Wahne ein zweiter. Man muß dann meinen, durch die außere Cultushandlung diese Gnadenwirkung erzeugen, gleichsam den göttlichen Beistand badurch an sich ziehen und herbeirufen, die göttliche Gnade sich geneigt machen zu können; dann schreibt man dem außeren Thun eine überfinnliche Kraft, der natür= lichen Ursache eine übernatürliche Wirkung, der sinnlichen That eine wunderwirkende Macht zu: dies aber heißt zaubern und, wenn es in Rücksicht auf Gott geschieht, "fetischmachen", ber von der Gefinnung und der Willensumwandlung unabhängige Gottesdienst ist "Fetischdienst" und der Glaube an eine kirchliche Observanz als nothwendiges Mittel zur Erlösung "Fetischglaube". Wo dieser Glaube herrscht, wo das oberfte Glaubensgesetz den Cultus oder gewisse Cultusformen zur Bedingung der Seligkeit macht, da ist die moralische Freiheit der Menschen vollkommen unterdrückt und der kirchliche Despotismus im uneingeschränktesten Sinne vorhanden. In einer solchen Kirche herrscht nicht Gott, sondern der Klerus, und ihre Verfassung besteht im Pfaffen= "Das Pfaffenthum ift also die Verfassung einer Kirche, sofern in ihr ein Fetischbienst regiert, welches allemal da anzutreffen ist, wo nicht Principien der Sittlickeit, sondern statutarische Gebote, Glaubens= regeln und Observanzen die Grundlage und das Wesentliche berselben ausmachen."

Ein solcher Religionswahn verdirbt nothwendig auch die Vorstellung von Gott. Ein Gott, dessen Wohlgesallen wir durch den Cultus zu erwerben glauben, wird durch die trübsten menschlichen Analogien verunstaltet, er wird als ein Wesen vorgestellt, welches sich durch den Schein blenden und bestechen läßt, dessen Gnade man durch Lobpreisungen, Schmeicheleien, Demüthigungen und Geschenke gewinnen könne: der Gottesdienst wird zum "Hosbienst", der Gott zum Götzen, das Ideal zum "Idololatrie".²

¹ Religion innerhalb ber Grenzen ber bloßen Vernunft. Viertes Stück. Th. II. § 2. Das dem Religionswahn entgegengesetzte moralische Princip der Religion. (Bb. VI. S. 858—359.) — ² Ebendas. Th. II. § 3. Vom Pfaffenthum

4. Glaubensmahrhaftigfeit und Glaubensheuchelei.

Wenn Gott als das über allen menschlichen Neigungen erhabene und absolut heilige Wesen vorgestellt wird, so lautet das göttliche Ge= bot: "ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig!" Vor diesem Gotte kann uns nichts weiter rechtfertigen, als die reine Gesinnung und das gottselige Leben. Inbessen macht auch bieser Begriff noch nicht allein den moralischen Glauben. Denn noch steht die Frage offen: welches ist die Bedingung unseres inneren gottwohlgefälligen Lebens? diese Bedingung, die exste und oberste, nicht in die Tugend, in unsere eigenste und innerste That, sondern in die göttliche Gnade und eine fremde Genugthuung gesetzt wird, so ist der Glaube nicht rein moralisch, sondern seinem wahren Ursprunge untreu und auf dem Wege zur Ibololatrie. Wenn die Bedingung zur Gottseligkeit etwas anderes als die Tugend, die Begründung der Religionslehre etwas anderes als die Tugendlehre sein soll, so suchen wir die göttliche Gnade und Ber= söhnung auf einem Wege, den nicht unser eigener Wille sich im sieg= reichen Rampfe mit dem Bösen bahnt; dann ist der Erlösungs= und Versöhnungsglaube, welcher Art er auch sei, in seinem Grunde nicht mehr rein moralisch und darum schon in seiner Wurzel verkehrt. Der Grund des Glaubens macht den Charakter der religiösen Gemüthsart. Von ihm hangt es ab, ob wir der Erlösung gewiß sind ober nicht.

Die religiöse Gemüthsversassung ist eine ganz andere, wenn diese Gewißheit in ihr lebt, eine ganz andere, wenn sie ihr mangelt. Es giebt nur eine einzige Form der Glaubensgewißheit: die moralische. Nur wenn die Tugend und die sittliche Wiedergeburt den Ansang gemacht hat, können wir vollkommen gewiß sein, daß das Ende die Erlösung sein wird. Ohne diese Bedingung ist aller Glaube unsicher und fühlt sich auch unsicher: das Gesühl dieser Unsicherheit ist es, das ihn so leicht fanatisch macht. Nur der moralische Glaube ist nie sanatisch, weil er seiner Sache ganz gewiß ist. Jede Ueberzeugung, die im Innersten die Gewißheit entbehrt, auf der sie sest und sicher ruht, wird bose, wenn ihr eine andere Ueberzeugung widerspricht, oder sie auch nur einer anderen Denkart begegnet. Daß sie sich erhigt und böse wird, ist der Ansang des Fanatismus und die Folge ihrer eigenen innersten Unsicherheit. Die Erscheinung des Fanatismus ist nicht

als einem Regimente im Afterbienst des guten Princips. (Bb. VI. S. 359—370. Bgl. S. 333. Anmkg. S. 351. Anmkg.)

anders zu erklaren. Daher ist berselbe besonders in der Religion zu Hause, weil hier die Ueberzeugungen, wenn sie nicht absolut gewiß sind, gar nichts gelten. Nur eine solche Gewißheit giebt den wahren Glaubensmuth, welchen daher nur die sittlich religiöse Ueberzeugung haben kann, und von welchem religiöse Affecte, wie der Haß des jüdischen Glaubens gegen die Nichtsuden, der Stolz des alten Islam, die Kleinmüthigkeit der Hindus, die passive Frömmigkeit einer gewissen Form des christlichen Glaubens durchaus verschieden sind.

Die Tugend allein giebt den Muth, auf eigenen Füßen zu stehen. Wenn der Glaube auf einem anderen Grunde ruht, so halt er sich an Bedingungen, von denen er nie gewiß sein kann, daß sie erlösende Kraft haben. In Wahrheit ist er auch ungewiß und unsicher trot aller Sicherheit, die zu besitzen er sich und anderen einbildet. Sein ganzes Ansehen zeugt gegen ihn, er sieht nicht aus, wie einer, der innerlich seiner Sache gewiß ist, er hofft alles von der göttlichen Gnade und davon, daß er an diese Gnade glaubt, er ist nur besorgt, sich dieselbe geneigt zu machen, er sucht sie auf allen möglichen Wegen, nur nicht durch die eigene fittliche Kraft, da er auch diese erst von der göttlichen Gnade hofft. So gerath er in "einen ächzenden, moralisch passiven Zustand, der nichts Großes und Gutes unternimmt, sondern alles von Wünschen erwartet". So ent= steht die Vorstellung eines Gottes, dessen Wohlgefallen durch andere Mittel als durch die Tugend erworben werden kann, und so wird jeder Glaube, dessen Grund der rein moralische nicht ist, der von etwas anderen als der eigenen Wiedergeburt anhebt, ein falscher Gottes= glaube, der fich in nichts von der Idololatrie unterscheidet.1

Es ift eine moralische Pflicht gegen uns selbst, und zwar die erste von allen, daß wir nichts versichern, nichts betheuern, als wovon wir überzeugt oder dessen wir vollkommen gewiß sind. In der genauen Ersüllung dieser Pflicht besteht die Wahrhaftigkeit. Wer alles, wovon er überzeugt ist, auch sagt und öffentlich ausspricht, der ist offen=
herzig; wer nichts sagt, wovon er nicht überzeugt ist, der ist aufrichtig. Der Offenherzige sagt alles, was er mit Ueberzeugung glaubt; der Aufrichtige glaubt mit Ueberzeugung alles, was er sagt. Die Pflicht der Wahrhaftigkeit fordert unter allen Umständen die Aufrichtigkeit, sie fordert nicht ebenso die Offenherzigkeit. Ohne Aufrichtigkeit giebt

¹ Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Viertes Stück. Th. II. § 3. (Bb. VI. S. 367—370. S. 369. Anmkg.)

es gar keine Wahrhaftigkeit. Wer wirklich aufrichtig ist, der kann nie lügen oder eine Unwahrheit sagen. Man mache uns nicht etwa folgens den Einwand: es könne wohl der Fall sein, daß wir nach unserem besten Wissen eine Aussage machen, aber unser Wissen selbst nicht das beste sei, die Sache verhalte sich anders als wir meinen, so haben wir zwar eine Unwahrheit behauptet, aber nicht gelogen, denn wir haben ja selbst die Sache nicht besser, als dargestellt. Hier scheint die Wahrhaftigkeit in der Form mit der Unwahrheit im Inhalte der Aussage sich zu vertragen.

Dieser Schein ist nichtig. Wer nicht vollkommen überzeugt ist, der kann auch nie glauben, daß er es ist, sondern muß be einiger Selbstprüfung finden, daß seiner vermeintlichen Ueberzeugung die wirkliche Gewißheit fehlt; also betheuere er nichts und versichere nicht, was ihm nicht sicher ist, sonst giebt er uns gegen besseres Wissen eine Berficherung, die er nie geben durfte, wenn es ihm mit der Pflicht der Wahrhaftigkeit Ernst war. Die Unwahrheit der Sache ist immer ein Zeugniß gegen die Wahrhaftigkeit deffen, der fie versichert. in der Unwahrheit der Sache liegt das Kennzeichen der Lüge, denn jeder kann irren, sondern in dem Schein der Sicherheit, den die Aussage annimmt. In diesem Punkte giebt es keine Selbsttäuschung. Die Wahrheit der Sache ist nicht in allen Fällen ein Zeugniß für die Wahrhaftigkeit dessen, der sie behauptet. Es giebt Dinge, von deren Dasein und Beschaffenheit kein Mensch eine absolute Gewißheit haben Wer bennoch mit vollkommener Sicherheit über diese Dinge fann. urtheilt, der ist unwahr, selbst in dem Fall, daß er die Wahrheit, sach= lich genommen, gesagt hatte. Ueber die Wahrhaftigkeit und deren Gegentheil entscheibet nie das Object, sondern allein das Gewissen. Das Gewissen sagt uns, ob wir wahrhaftig find ober nicht, es sagt zu jedem, der mit Sicherheit behauptet, was er ohne Sicherheit weiß: "du lügst!" Wo es sich also um die Pflicht der Wahrheit handelt, da ist das Gewissen der einzige Leitfaben.1

Wo wir schweigen dürfen, ohne eine Pflicht zu verletzen, brauchen wir nicht offenherzig zu sein. Wo aber das Gesetz fordert, daß der Glaube bekannt werde, da ist es die Pflicht der Wahrhaftigkeit, nichts

¹ Religion innerhalb ber Grenzen ber bloßen Vernunft. Viertes Stück. Th. II. § 4. Vom Leitfaben bes Gewissens in Glaubenssachen. (Bb. VI. S. 370 u. 371.) Vgl. oben Buch II. Cap. I. S. 279—281. Vgl. Bb. IV. Buch I. Cap. V. S. 94.

zu bekennen ober gar zu beschwören, wovon wir nicht vollkommen überzeugt sind. Diese Gewißheit hat allein der moralische Glaube. Nur was wir moralisch sind und sein sollen, ist vollkommen gewiß: das sagt uns das Gewissen selbst. Von einem Factum außer uns giebt es keine absolute Gewißheit in uns, darum kann kein Geschichtsz oder Offenbarungsglaube absolut gewiß sein. Ein bloßer Geschichtsglaube, weil ihm die moralische Gewißheit sehlt, läßt sich nicht betheuern oder als absolut gewiß behaupten; eine solche Betheuerung läßt sich von anderen nicht sordern, und wer sie verweigert oder andersgläubig ist, läßt sich nicht verdammen. Solche Betheuerungen, Forderungen, Berzdammungen sind und können niemals wahrhaftig sein, sie sind darum stets gewissenlos.

Jede Berurtheilung im Namen des Glaubens ift pflichtwidrig, jedes verdammende Regergericht urtheilt gewissenlos. der Verfasser eines Symbols, wenn sich der Lehrer einer Kirche, ja jeder Mensch, sofern er innerlich sich selbst die Ueberzeugung von Sätzen als göttlichen Offenbarungen gestehen soll, fragte: getrauest du dich wohl in Gegenwart des Herzenskündigers mit Verzichtung auf alles, was dir werth und heilig ist, dieser Sate Wahrheit zu betheuern? so müßte ich von der menschlichen (des Guten doch wenigstens nicht ganz unfähigen) Natur einen sehr nachtheiligen Begriff haben, um nicht vorauszusehen, daß auch der kühnste Glaubenslehrer hiebei zittern müßte." Der nämliche Mann, der so dreift ift zu sagen: wer an diese ober jene Geschichtslehre als eine theure Wahrheit nicht glaubt, der ist verdammt, der müßte doch auch sagen können: wenn das, was ich euch hier erzähle, nicht wahr ist, so will ich verdammt sein! Wenn es jemand gabe, der einen solchen schrecklichen Ausspruch thun konnte, so würde ich rathen, sich in Ansehung seiner nach dem persischen Sprich= wort von einem Habgi zu richten: "Ift jemand einmal als Pilger in Mekka gewesen, so ziehe aus dem Hause, worin er mit dir wohnt; ist er zweimal da gewesen, so ziehe aus derselben Straße, wo er sich be= findet; ift er aber dreimal ba gewesen, so verlaffe die Stadt ober gar das Land, wo er sich aufhält."

Jebe Unaufrichtigkeit in Glaubenssachen ist Heuchelei. Wer einen Glauben betheuert ohne innere vollkommene Ueberzeugung, ist ein Heuchler. Gegen die Heuchelei schützt keineswegs der Vorwand, daß die öffentliche Gewalt das Glaubensbekenntniß besiehlt. Heuchelei ist das Gegentheil der Wahrhaftigkeit in Ansehung der Religion. Ueber die Wahrhaftigkeit

entscheibet nie eine öffentliche Borschrift, sonbern allein das Gewissen. Wenn man also den vorgeschriebenen Glauben behauptet ohne innerste Gewisheit, so ist man der Kirche gehorsam und vor dem eigenen Gewisseit, so ist man der Kirche gehorsam und vor dem eigenen Gewissen ein Heuchler. "D Aufrichtigkeit! du Asträa, die du von der Erde zum Himmel entslohen bist, wie zieht man dich (die Grundlage des Gewissens, mithin aller inneren Religion) von da zu uns wieder herab? Ich kann es zwar einräumen, wie wohl es sehr zu bedauern ist, daß Offenherzigkeit (die ganze Wahrheit, die man weiß, zu sagen) in der menschlichen Natur nicht angetroffen wird. Aber Aufrichtigkeit (baß alles, was man sagt, mit Wahrhaftigkeit gesagt sei) muß man von jedem Menschen fordern können, und wenn auch selbst dazu keine Anslage in unserer Natur wäre, deren Cultur nur vernachlässigt wird, so würde die Menschenrace in ihren eigenen Augen ein Gegenstand der tiessten Berachtung sein müssen."

Mit der moralischen Freiheit in der Religion nimmt im gleichen Maße die Wahrhaftigkeit ab, in eben dem Maße wächst die Heuchelei. Denn wer hier nicht wahrhaftig ist, der ist schon ein Heuchler. Unter der Herrschaft eines statutarischen Glaubens wird die Heuchelei zur Ge-wohnheit und kommt dis zum Grade einer behaglichen Unbefangensheit. Man empsiehlt für das Glaubensbekenntniß das weiteste Gewissen gleichsam als Sicherheitsmaxime nach dem argumentum a tuto: das Sicherste sei, alles zu glauben und diesen Glauben unbedenklich zu betheuern; wenn manches unwahr und unnütz sei, so sei doch nichts schädlich, und der liebe Gott werde sich schon das Beste herausnehmen. Der sicherste Glaubensgrundsat sei: "Je mehr desto besser!" Bis dahin können Menschen gebracht werden: daß sie die Religion als Mittel brauchen, um ihrem Bortheile im gemeinen Sinne des Wortes die letzte Spur der Wahrhaftigkeit zu opsern!

III. Der mahre Gottesbienft.

Nur der moralische Glaube ist vollkommen gewiß und darum gültig für alle, er wird von dem Unterschiede zwischen Gelehrten und Nicht= gelehrten nicht berührt, denn dieser trifft nur den Geschichtsglauben und begrenzt dessen Mittheilbarkeit. Um sich den Inhalt des Geschichts= glaubens anzueignen, dazu gehören Mittel der Einsicht und Untersuchung die nicht jedem zugänglich sind. Von dieser Seite öffnet sich der Ge-

¹ Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Bernunft. Biertes Stück. **Th. II.** § 4. (Bd. VI. S. 870—376. Die beiben Anmkg. zu S. 375.)

Fifder, Gefd. b. Bhilof. V. 4. Mufl. R. M.

schlung von Begebenheiten, ist der Geschichtsglaube für die Menge und scheint in dieser Gestalt ganz besonders geeignet, Volksreligion zu werden, aber hier verschließt er sich wieder den Gelehrten, die in der Erforschung und Untersuchung jener Begebenheiten so viele bedenkliche, theils unglaubwürdige, theils unglaubliche Züge finden, daß sie den Volksglauben nicht theilen. So bleibt als die allgemein mittheilbare, für alle Menschen gültige, von der gelehrten Bildung unabhängige Religion nur die moralische übrig.

Wenn aber der Geschichts= und Offenbarungsglaube durch den moralischen bedingt ist, so erleuchtet sich auch der wahre Grund, wie der religiöse Werth des Cultus. Dieser soll nicht etwa zerstört und der Religion entrissen werden, sondern an die Stelle der salschen Verstindung zwischen Gottesglaube und Gottesdienst soll die wahre treten. Die Verbindung ist salsch, wenn der Cultus die Bedingung der Religion ist, und diese nur in jenem besteht; sie ist richtig, wenn die Religion als sittliche Gesinnung dem Cultus zu Grunde liegt und dieser nichts anderes ist als die Darstellung oder das Sinnbild des Glaubens. "So viel liegt, wenn man zwei gute Sachen verbinden will, an der Ordnung, in der man sie verbindet! In dieser Unterscheidung besteht die wahre Aufklärung."

Hieraus erhellt, in welchem Sinne Kant den Cultus billigt und in welchem er denselben verwirft: er läßt ihn als moralisches Symbol gelten, nicht aber als mystisches Gnadenmittel. Als moralisches Symbol ist der Cultus eine Darstellung der guten Gesinnung, ein sinnbildliches oder symbolisches Handeln. Die gute Gesinnung will in der Tiese des Gemüthes besestigt, nach außen in der Menscheit verbreitet, von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt und in der moralischen Gemeinschaft erhalten werden: in dieser Besestigung, Ausbreitung, Fortpslanzung und Erhaltung des wiedergeborenen Willens oder des praktischen Glaubens besteht das Reich Gottes auf Erden. Als ein Sinnbild der Besestigung erscheint die stille Andacht, das Privatgebet, die Einsehr des Menschen in das Innerste seines Gemüths, das Sinnbild der Ausbreitung ist die Theilsnahme an der öffentlichen Gottesverehrung, das Kirchengehen, das der Fortpslanzung die Aufnahme der Kinder in das Reich Gottes, die Taufe, das der Erhaltung das gemeinschaftliche gläubige Mahl, die Communion.

¹ Religion innerhalb ber Grenzen der bloßen Bernunft. Viertes Stück. Th. II. § 3. (Bb. VI. S. 363.)

Die Bedeutung des Sinnbildes liegt nicht im Bilde, sondern im Sinn. Der bedeutungsvolle Sinn dieser Cultushandlungen ist die moral= ische Gefinnung. Ohne diese ist jeder Cultus werthlos. Der Werth, welchen die Cultushandlung unabhängig von der Gefinnung haben soll, ift eine Einbildung, welche der Religionswahn erzeugt: dann ift die Bedeutung der Cultushandlung nicht mehr moralisch, sondern mystisch und sacramental, und die Handlung gilt nicht als Sinnbild, sondern als Gnadenmittel, dem eine erlösende Kraft, eine Gott wohlgefällige Beschaffenheit ohne Rücksicht auf unsere Gesinnung inwohnt. solche Cultuslehre widerspricht auf doppelte Weise den reinen Religions= begriffen: fie macht erstens die göttliche Gnade unabhängig von der menschlichen Gefinnung und diese selbst zu einer Gnadenwirkung Gottes, fie bedingt zweitens die göttliche Gnade durch ein außeres Thun, ein Werk, dem sie die magische Kraft zuschreibt, das göttliche Wohl= gefallen zu gewinnen. Die grundlose Gnade widerstreitet dem Begriff der Gerechtigkeit, die durch äußere Mittel bedingte und auf den Menschen herabgelenkte Gnade ist gar nicht mehr Gnade, sondern Bunft. So wird durch eine solche Cultuslehre der Gottesglaube bis zur Idololatrie verdorben und der Mensch verführt, statt ein "Diener Gottes" lieber ein "Günstling und Favorit des Himmels" sein zu "Bu diesem Ende besleißigt er sich aller erdenklichen Förm= lichkeiten, wodurch angezeigt werden soll, wie sehr er die göttlichen Gebote verehre, um nicht nöthig zu haben, sie zu beobachten, und da= mit seine thatlosen Wünsche auch zur Vergütung der Uebertretung der= selben dienen mögen, ruft er: «Herr! Herr!», um nur nicht nöthig zu haben, «den Willen des himmlischen Vaters zu thun», und so macht er sich von den Feierlichkeiten im Gebrauch gewisser Mittel zur Be= lebung wahrhaft praktischer Gefinnungen ben Begriff als von Gnaben= mitteln an fich felbst, giebt sogar den Glauben, daß fie es sind, felbst für ein wesentliches Stück der Religion aus und überläßt es der all= gütigen Vorsorge, aus ihm einen besseren Menschen zu machen, indem er sich der Frömmigkeit statt der Tugend befleißigt, welche letztere boch mit ber ersteren verbunden allein die Idee ausmachen kann, bie man unter bem Worte Gottseligkeit (wahre Religionsge= sinnung) versteht."1

¹ Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Viertes Stück. Aug. Anmig. (Bb. VI. S. 376—389.)

IV. Summe der kantischen Religionslehre. Rant und Leffing.

Bergleichen wir die kantische Religionslehre, wie sie das Bose, die Erlösung, die Kirche und den Cultus in ihrem Zusammenhange aus einem Grundgedanken entwickelt hat, mit den geschichtlich gezgebenen Glaubensformen: so macht sie gegen alle Religionen gemeinsschaftliche Sache mit dem moralischen Kern und der Idee des Christen=thums: sie verhält sich innerhalb der christlichen Kirche durchaus negativ zur katholischen und bejahend zum Kern der protestantischen Lehre, sie steht innerhalb des Protestantismus in der Lehre von der göttlichen Gnade gegen den calvinistischen Prädestinationsglauben, in der Lehre von den Sacramenten auf seiten der reformirten Vorstellungsweise gegen die magische des katholischen und gegen die mystische des lutherischen Glaubens. Sie deckt sich mit keinem kirchlichen Dogma und ist sich dieser Ungleichheit deutlich bewußt, sie verhehlt dieselbe nirgends.

Darf man sie mit außerkirchlichen Lehren vergleichen, ich meine mit der Idee des freien, nicht kirchlich gebundenen Christenthums, mit reli= giösen Vorstellungen ohne symbolische Geltung, so besteht die größte Ueber= einstimmung zwischen Kant und Lessing. In keinem Punkte hat Lessing die Aufklärung seines Zeitalters mehr überflügelt, als in seinen religiösen Ideen, in keinem ist er der kritischen Philosophie naber gekommen. Sein Gegensatz zu Reimarus, in welchem die Aufklärung am weitesten vorgeschritten war, berührt schon den kantischen Standpunkt; er weiß die Offenbarung so zu begreifen, daß ihr das Ariterium der allgemeinen Geltung nicht fehlt. Wit Lessings tiefsinniger Anficht von der Offenbarung als einer "Erziehung des Menschengeschlechts" ist Rant ganz einverstanden, er urtheilt über die Geschichte ber Rirche genau so, wie Lessing über die Geschichte der Religion. Kant würde zum Repräsentanten der idealen Religion schwerlich einen Juden genommen haben, aber gewiß einen Menschen, welcher so benkt und handelt, wie Lessings Nathan. Soll die kantische Religionslehre durch ein Charakterbild anschaulich gemacht werden, so wüßte ich kein anderes zu wählen als diesen Typus.

Was unser Philosoph "die Religion des guten Lebenswandels" im Gegensatze zur "Religion der Gunstbewerbung" genannt hat, ist in Lessings Dichtung verkörpert: die eine in Nathan, die andere im Patriarchen. Jenem gilt die Pflicht, ein guter Mensch zu sein als die erste und einzige, dieser dagegen kennt nur "die große Pflicht zu glauben", die sittliche Gesinnung hält er für nichts. Den Glauben praktisch zu machen und die Religion von aller unfruchtbaren Glaubensschwärmerei zu läutern, ist in Nathans Erziehung die weise und wahrhaft fromme Absicht. Was gilt ein Glaube, der sich nicht praktisch bethätigen kann? Wenn sich Rechas Phantasie im frommen Wunder= und Engelglauben wohlgefällt, so zeigt ihr Nathan den unfruchtbaren Kern in dieser schimmernden Hülle:

"— einem Engel, was für Dienste, Für große Dienste könnt ihr dem wohl thun? Ihr könnt ihm danken, zu ihm seuszen, beten, Könnt in Entzückung über ihn zerschmelzen, Könnt an dem Tage seiner Feier sasten, Almosen spenden. — Alles nichts. — Denn mich Deucht immer, daß ihr selbst und euer Nächster Hierbei weit mehr gewinnt, als er. Er wird Nicht satt durch euer Fasten, wird nicht reich Durch eure Spenden, wird nicht herrlicher Durch eur Entzücken, wird nicht mächtiger Durch eur Bertrauen. Nicht wahr? Allein ein Mensch!"

Die Religion des guten Lebenswandels im Gegensatze zur bloßen Glaubensschwärmerei ist das Thema in Nathans erster Unterredung mit Recha. Derselbe Gegensatz ist das erste Thema in Kants Religions-lehre und läßt sich nicht besser aussprechen, als mit jener Mahnung Nathans:

"— Geh! — Begreifst bu aber, Wie viel andachtig schwärmen leichter, als Gut handeln ist? Wie gern der schlaffste Mensch Andächtig schwärmt, um nur — ist er zu Zeiten Sich schon der Absicht deutlich nicht bewußt — Um nur gut handeln nicht zu dürfen?"

Und auf die Frage Saladins, welcher Glaube der wahre sei, ist Nathans positive Antwort genau dieselbe, welche die kantische Religions-lehre giebt. Der wahre Glaube ist moralisch bedingt, nicht historisch; die verschiedenen Glaubensarten, sosern sie ausschließend sind, gründen sich auf Geschichte, geschrieben oder überliesert; es giebt nur ein Ariterium des wahren Glaubens, nur eine echte Glaubensfrucht: das sittliche Handeln. Wo unter den Folgen des Glaubens sich eine seindselige und eben darum selbstsüchtige Gesinnung kundgiebt, da darf man sicher schließen, daß der Glaube an der Wurzel verfälscht ist, und der Ring unecht. So lange man den Besitz eines Mittels für den Besitz

des Zweckes hält, ift man im Religionswahn befangen und weit entfernt vom wahren Glauben. Der Besitz des Ringes ist nicht der Besitz seiner Kraft, vor Gott und Menschen angenehm zu machen. Dies ist die Entscheidung Nathans, die er seinem Richter in den Mund legt:

> "- Ich hore ja, ber rechte Ring Befitt die Wunderkraft beliebt zu machen, Bor Gott und Menschen angenehm. Das muß Entscheiben! benn bie falschen Ringe werben Doch das nicht können! — Nun, wen lieben zwei Bon euch am meisten? — Macht, sagt an! Ihr schweigt? Die Ringe wirken nur zurück? und nicht Rach außen? Jeber liebt sich felber nur Am meisten? — O so seib ihr alle brei Betrogene Betrüger! Eure Ringe Sind alle brei nicht echt. Der echte Ring Bermuthlich ging verloren. Den Verluft Bu bergen, zu erfeten, ließ ber Bater Die drei für einen machen. — Wenn ihr Nicht meinen Rath statt meines Spruches wollt: Geht nur! — Mein Rath ift aber ber: ihr nehmt Die Sache völlig, wie fie liegt. Hat von Euch jeder sicher seinen Ring von seinem Bater: So glaube jeder sicher seinen Ring Den echten. — — Wohlan! Es eifere jeder seiner unbestochenen, Bon Vorurtheilen freien Liebe nach! Es firebe von euch jeder um die Wette, Die Araft bes Steins in seinem Ring' an Tag Bu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth, Mit herzlicher Verträglichkeit, mit Wohlthun, Mit innigster Ergebenheit in Gott Zu Half!

So lautet der Ausspruch des bescheidenen Richters. Das Kriterium des Glaubens ist das geläuterte Leben und dessen Wurzel die gute Gefinnung: dieses Urtheil ist das bescheidenste, es ist zugleich das strengste. Nicht anders wird auch jener weisere Mann am Ende der Zeiten urtheilen: er wird den Glauben richten nach der durch das Leben erprobten Gesinnung. ¹

¹ Bgl. meine Schrift: G. E. Lessing als Reformator der deutschen Litteratur. Th. II. Nathan der Weise. (4. Aust. Cotta 1896.) S. 144—150. S. 187—194.

Kritische Busate, Kants Verhalten zu Cessing betreffend.

- 1. Wir haben im Laufe bieses Wertes zu verschiedenen malen Anlaß gehabt, auf die Geistes- und Ideenverwandtschaft zwischen Kant und Lessing hinzuweisen, dem unbestritten ersten Kritiser auf dem Gebiete der Philosophie und dem unbestritten ersten Kritiser auf dem Gebiete der Kunst und Dichtung, beide Söhne derselben Nation und besselben Zeitalters. Die bedeutsamen Parallelen bestehen zwischen Lessings Laotoon und Kants Vernunftkritist, zwischen Lessings "Erziehung des Menschengeschlechts" und Kants Geschichts- und Religionsphilosophie, zwischen Lessings theologischen Streitschriften und seinem Nathan auf der einen Seite und Kants "Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft" und seinem "Streit der Facultäten" auf der anderen. Und was die Vergleichung zwischen dem lessingschen Nathan und dem kantischen Vernunftglauben betrifft, so haben wir diese Parallele in unseren obigen Ausführungen noch eben erleuchtet.
- 2. Nun ift die Frage, ob die beiden großen Manner fich dieser Uebereinstimmung ihrer Geistes- und Ideenrichtung bewußt gewesen find? Leffing, obwohl ber jungere, hat die Epoche Rants nicht mehr erlebt, die Bernunftkritik erschien einige Monate nach seinem Tobe. Ich erinnere mich keiner Stelle, worin Lesffing von Rant geredet oder auch nur seinen Namen genannt habe, obwohl dieser ihm nach Mendelssohns Recensionen kantischer Abhandlungen in den Litteraturbriefen nicht unbekannt sein konnte. Und es findet fich in den Werken Rants wohl nur eine einzige, wenig bebeutsame Stelle, worin ber Rame Lesfings vorkommt; sie steht in der Aritik der Urtheilskraft, wo in der Deduction der äfthetischen Urtheile nachgewiesen wirb, daß es dafür keine empirischen Beweisgründe giebt und noch weniger Beweise a priori, weber Regeln noch Autoritäten. "Wenn mir jemand sein Gedicht vorlieset, ober mich in ein Schauspiel führt, welches am Ende meinem Geschmad nicht behagen will, so mag er ben Batteux ober Lessing, ober noch altere und berühmtere Kritiker des Geschmack und alle von ihnen aufgestellte Regeln zum Beweise anführen, daß sein Gedicht schon sei, auch mogen gewiffe Stellen, die mir eben mißfallen, mit Regeln ber Schönheit (so wie fie bort gegeben und allgemein anerkannt find) gar wohl zusammenstimmen; ich ftopfe mir die Ohren zu, mag keine Gründe und kein Vernünfteln hören, und werbe eber annehmen, daß jene Regeln ber Arititer falich feien ober wenigstens hier nicht der Fall ihrer Anwendung sei, als daß ich mein Urtheil durch Beweisgrunde a priori follte bestimmen lassen, daß es ein Urtheil des Geschmack und nicht bes Berftandes ober der Bernunft fein foll."1

Aus dieser Stelle erhellt so viel, daß Kant im Jahre 1790, also neun Jahre nach dem Tobe Lessings von diesem in Ausdrücken rebet, die ihn keineswegs als den ersten und berühmtesten Kritiker des Zeitalters hervorheben.

¹ Rritit ber Urtheilstraft. Buch I. § 33. (Bb. VII. €. 140 figb.)

1

- 3. Die Parallele zwischen bem Laotoon und der Bernunftkritik liegt am Tage: dort handelt es sich um die Gebiete und Grenzen der Kunstvermögen, hier um die der Bernunftvermögen; das Thema des Laotoon sind "die Grenzen der Malerei und Poesie", das der Bernunftkritik die Grenzen der Sinn-lichkeit und Bernunft. Bekanntlich hat der Philosoph in seinem Briese an M. Herz vom 7. Juni 1771 mit diesem Titel sein unter der Feder besindliches Werk bezeichnet, woraus der Judiläumscommentar etwas zu voreilig und unüberlegt drei falsche Schlüsse gezogen. Baihinger hatte mit Unrecht geschlossen: 1. daß Kant mit dieser ersten Bezeichnung seiner Bernunftkritik den Titel des Laotoon nachgeahmt, 2. daß M. Herz ihn beshalb mit Lessing verglichen, 3. Kant aber aus Beschenheit diese Bergleichung abgelehnt habe. Die Sache verhielt sich ganz anders. In seinem sünf Jahre späteren Bersuch über den Geschmack (1776) hatte M. Herz jene Bergleichung gemacht, die Kant mit der Bemerkung ablehnte (24, November 1776), daß er einen solchen Lobspruch nicht verdient habe. Die Irrthümer Baihingers hat schon E. Arnoldt erkannt und berichtigt.
- 4. Es steht fest, bag von ben berühmten "Wolfenbuttler Fragmenten" Rant ben siebenten Beitrag, "Bom Zwede Jesu und seiner Junger", welcher bas meifte und schlimmste Aufsehen erregt hatte, gelesen und in einer Anmerkung seiner Religionsphilosophie bekampft hatte. Dieraus hat E. Arnoldt schließen wollen, daß Kant auch die vorhergehenden Beiträge und Leffings barauf bezügliche Erörterungen, überhaupt sammtliche theologische Streitschriften Leffings musse gelesen haben. Er ist sorgfältig allen Spuren nachgegangen, woraus sich schließen lasse, daß unser Philosoph ben Laokoon, den Antigoeze, den Rathan, die Erziehung bes Menschengeschlechts u. f. f. gekannt habe; er hat zu zeigen versucht, baß in Rants Anfichten, betreffend die Offenbarung, die Gewißheit historischer Bahrheiten und die von Bernunftwahrheiten, die Bedeutung des Siftorischen in ber Bibel, die Freiheit biblischer und aller Forschung überhaupt, die Entbehrlickeit der biblischen, speciell der neutestamentlichen Schriften, lessingsche Ginflusse, für pber wider, bemerkbar seien, "unverkennbar Beziehungen, zweifellos gewußte und gewollte". Urkundliche Beweise giebt es keine. Arnoldt ftutt fich auf die Unmoglichteit des Gegentheils: es sei unmöglich, daß die Hauptwerke Lessings auf Rant nicht einen tiefen Eindruck und Ginfluß follten ausgeübt haben. "Denn fonft würde er unter allen verständnigvollen Betrachtern diefer wunderbaren Producte intellectueller und moralischer Menschengröße der einzige gewesen sein, an welchem Beffings Dent- und Darstellungstraft nicht ben Zauber ausgeübt hatte, ihn bei ber ersten Berührung fortan bis zur Erledigung der Fragen, mit denen fie sich abgiebt, unwiderstehlich zu fesseln."3

¹ S. dieses Werk. Bd. IV. Buch I. Cap. IV. S. 71—74. S. 73. Anmig. — Baihinger-Commentar. I. S. 152 sigd. E. Arnoldt: Einige Rotizen zur Beurtheilung von Kants Verhältniß zu Lessing. Altpr. Monatsschr. XXVI. S. 345. — * Religion innerhalb der Gr. der bl. V. II. Stück. II. Abschn. (Bd. VI. S. 247): Jesus habe den Tod weder als Schwärmer gesucht (Bahrdt) noch als politisches Parteihaupt gewagt (Reimarus). S. oben S. 327. — * E. Arnoldt: Einige Notizen u. s. f. S. 392.

- 5. Aber wer steht uns benn bafür, daß Kant nicht bieser einzige war, daß der Fall, welchen Arnoldt für unmöglich und undenkbar erklärt, nicht in Wirklicksteit stattgefunden hat? Von den Charakterzügen der kantischen Religionslehre ist keiner so durchgreisend, so gewaltig und einleuchtend, als die Art und Weise, wie Kant "die Religion des guten Lebenswandels" von "der Religion der eiteln Gunstbewerdung" unterschieden und dieser entgegengestellt hat: die Rechtsertigung durch den Cultus im Gegensaße zur Rechtsertigung durch den Glauben und die wiedergeborene Gesinnung. Und unter allen Dichtungen der Welt giebt es keine, welche gerade diesen Gegensaß so mächtig und so rührend zur Anschauung gebracht und dramatisch verkörpert hat, als Lessings Rathan. Selbst Hamann, der doch nicht gemacht war, von Lessings Dichtungen sympathisch bewegt zu werden, hat sich am Rathan geweidet und mit ergriffenem, auf die Fortsetzung gespanntestem Interesse die Freimaurergespräche gelesen.
- 6. Und Kant? Als er im Frihjahr 1779 ben größten Theil des Nathan kennen gelernt hatte, war sein Einbruck, von dem Hamann berichtet, nicht einmal gewinnend, geschweige bewältigend. Im Gegentheil, er betrachtete diese erhabene Dichtung als "ben zweiten Theil ber Juden". Lessing hat eine judenfreundliche Romödie gedichtet, der erste Theil sei das Lustspiel "Die Juden" gewesen, der zweite sei "Nathan der Weise". Lessings judenfreundliche Religionsanschauung war ihm zuwider. "Er kann", sagt Hamann an der angeführten Stelle von Kant, "keinen Helden aus diesem Bolke leiden. So göttlich streng ist unsere Philosophie in ihren Vorurtheilen, bei aller ihrer Toleranz und Unparteilichkeit."

Wir wissen, daß und warum Kant in der jüdischen Religion den exemplarischen Thous der Gesetzeksfrömmigkeit, des legalen Gottesreiches (der Theokratie), des Lohn= und Frohnglaubens sah. Diese bedeutsame Differenz lag zwischen ihm und Lessing. Dazu kam ein Zweites. Gerade dasjenige, was wir an Lessings Sprache und Beredsamkeit als bewunderungswürdige Kraft, als unwiderstehlichen Zauber empfinden und preisen, hat unseren Kant, wie es scheint, antipathisch berührt und abgestoßen. Weil er gewisse lessingsche Grundanschauungen für falsch hielt, darum mochte er sich durch die Kunst seiner Darstellung nicht blenden lassen und hegte gegen die letztere etwas von seinem uns wohlbekannten Wistrauen gegen rhetorische Künske.

7. Auch gab es gewisse Eigenschaften ber jübischen Race, die ihm, ohne allen Judenhaß, von Grund aus zuwider waren, wie die schnöde Gewinnsucht und das Sichherausstreichen auf fremde Kosten. Als Salomon Maimon einen Bersuch zur Nachbesserung der kritischen Philosophie gemacht hatte, bemerkte Kant brieflich gegen Reinhold (28. März 1794): "bergleichen die Juden gern versuchen, um sich auf fremde Kosten ein Ansehen von Wichtigkeit zu geben". Bielleicht war nicht bloß seine Bescheidenheit der Grund, warum Kant jenen Lobspruch seines jüdischen Freundes M. Herz, der ihn mit Lessing verglichen hatte, zurücknies.

¹ Br. Hamanns an Herber vom 6. Mai und 8. August 1779. (Hamanns Schriften, herausgegeben von Roth. Theil V. S. 247 u. S. 251.)

Siebentes Capitel.

Satzung und Kritik. Positive und rationale Wissenschaften. Der Streit der Facultäten.

I. Wiffenschaft und Staat.

1. Positive und rationale Biffenschaft.

Auf allen Punkten der kantischen Religionslehre hat sich der Gegensatz zwischen Vernunftglauben und ftatutarischem Rirchenglauben hervorgethan. Wenn beibe die Form eines wissenschaftlichen Systems annehmen, so wird aus jenem "die rationale", aus diesem "die positive Theologie". Wie sich der Bernunftglaube zum statutarischen Kirchen= glauben verhält, so verhält sich die rationale Theologie zur positiven. Der Streit dieser Systeme ift so alt, wie sie selbst, und wird gewöhn= lich so geführt, daß sich die Gewalt der Kirche oder des Staates in die Streitfrage einmischt und die Sache aus Gründen, welche nicht wissen= schaftlicher Art find, entscheibet. Kant hatte selbst bei Gelegenheit seiner Religionslehre einen solchen Conflict erfahren. Wider ihn hatte sich die Streitfrage in eine persönliche und politische Verfolgung jener gehässigen Art verwandelt, deren wir in seinem Leben ausführlich gedacht haben. Diese Erlebnisse und die Wichtigkeit der Sache selbst legten es dem Philosophen nahe, das Verhältniß der rationalen und positiven Theologie zum Gegenstande einer wissenschaftlichen Untersuchung zu machen, welche in der kantischen Religionslehre schon angelegt und begründet war. 1

Indessen haftet sie nicht an dem einzelnen Fall, sie begreift densselben aus seinem Princip und nimmt deshalb die Frage in ihrem ganzen Umfange. Die Theologie ist keineswegs der einzige Fall, wo es sich um das Verhältniß des Positiven und Rationalen handelt. Derselbe Unterschied und dasselbe Verhältniß sindet sich in Ansehung der Rechtslehre, auch hier steht die positive Rechtswissenschaft der rationalen entgegen, und die wissenschaftliche Streitsrage kann auch hier principiell werden. Um also die Sache in ihrem ganzen Umfange zu würdigen, muß man dieselbe verallgemeinern: es handelt sich überhaupt um das Verhältniß der positiven Wissenschaft zur rationalen. Die

¹ Bgl. diefes Wert. Bb. IV. Buch I. Cap. V. €. 93-97.

positive Wissenschaft beruht auf gegebenen Satzungen, die Vernunstwissenschaft ist durchgängig kritisch: es handelt sich also überhaupt um das Verhältniß der Satzung zur Kritik.

Um das Berhältniß und die darin enthaltene Streitfrage wissenschaftlich zu würdigen und zu entscheiden, muß auch der Schauplatz, auf dem sie verhandelt wird, der rein wissenschaftliche sein. Man suche also die Wissenschaften in ihrem eigenen Reiche auf, wo sie in der gemeinschaftlichen Absicht, die Erkenntniß zu fördern, beisammen sind: dieses Reich ist die Universität, die Provinzen desselben, die Glieder dieses Gesammtorganismus der Wissenschaften sind die Facultäten, die, aus dem Interesse der Wissenschaft beurtheilt, denselben Werth und gleiche Geltung haben. Mit den Gelehrten verhält es sich, wie mit den Wahrheiten: die einen sind nicht vornehmer als die anderen.

2. Die Rangordnung ber Facultäten.

Ueber die Eintheilung der Facultäten entscheibet nicht das Interesse der Wissenschaft, sondern deren Verhältniß zum Staat: dadurch bestimmt sich der Rang der Facultäten. Es giebt Wissenschaften, welche durch ein besonderes Interesse mit dem Staate verknüpft sind, mit ihren Vor= stellungsweisen auf das öffentliche, praktische Leben einfließen und des= halb in dem, was fie lehren, von der regierenden Staatsgewalt ab= hangig find; es giebt andere Wissenschaften, benen ber Staat, was ben Inhalt ihrer Lehre betrifft, nichts vorschreiben kann und darf, ohne ihr Dasein überhaupt zu vernichten; sie haben deshalb völlige Autonomie und find von der Staatsgewalt unabhängig. Dieser Punkt macht den Eintheilungsgrund, er unterscheidet die "oberen Facultäten" von der "unteren": jene enthalten die abhängigen, diese die unabhängigen Wissenschaften; die ersten empfangen vom Staat ein «crede», wodurch ihre Lehren regulirt werben, die andere dagegen steht auf ihrem «credo», auf der eigenen, von jedent fremden Einfluß freien Ueberzeugung.

Das Heil der Wissenschaft besteht allein in der unabhängigen, durch keinen äußeren Iwang gehemmten Untersuchung. Wenn ein Staat die Wissenschaft frei läßt und dieser Freiheit die nöthigen Bedingungen verschafft, so sorgt er aufs Beste für die Sache der Wissenschaft. In dieser Rücksicht verhält sich die Wissenschaft zum Staat, wie der Handel. "Ein französischer Minister berief einige der angesehensten Kausleute

ju sich und verlangte von ihnen Vorschläge, wie dem Handel aufzushelsen sei, gleich als ob er darunter den besten zu wählen verstände. Nachdem Einer dies, der Andere das in Vorschlag gebracht hatte, sagte ein alter Raufmann, der so lange geschwiegen hatte: «schafft gute Wege, schlagt gut Geld, gebt ein promptes Wechselrecht u. dgl., übrigens aber laßt uns machen». Dies wäre ungefähr die Antwort, welche die philosophische Facultät geben würde, wenn die Regierung sie um die Lehren befrüge, die sie den Gelehrten überhaupt vorzuschreiben habe: den Fortschritt der Einsichten und Wissenschaupt vorzuschreiben habe: den Fortschritt der Einsichten und Wissenschaupt vorzuschreiben habe: den Fortschritt der Einsichten und Wissenschaupt vorzuschreiben habe: den

Daß aber die abhängigen Facultäten die oberen genannt werden, die unabhängige dagegen die untere, erklärt sich aus der Natur der menschlichen Verhältnisse. Der Grund liegt darin, "daß der, welcher befehlen kann, ob er gleich ein demuthiger Diener eines Anderen ift, sich doch vornehmer dünkt, als ein Anderer, der zwar frei ist, aber niemanden zu befehlen hat". Es ist der Einfluß auf das praktische Leben, also die Nüglickkeit, wodurch sich dem Range nach die Facultäten abstufen. Es giebt gewisse Zwecke, in Absicht auf welche ber Staat unter anderen Mitteln auch die Wissenschaften braucht, Zwecke, in deren Berfolgung Staat und Wissenschaft zusammentressen: diese unter dem Gesichtspunkte des Staats brauchbaren Wissenschaften find die praktischen, die anderen, welche jenen Zwecken nicht unmittelbar dienen, sind die un= praktischen ober bloß theoretischen. So fallen die positiven Wissenschaften mit den praktischen, die rationalen mit den theoretischen zusammen, und in dem "Streit der Facultäten" erscheint jetzt auf dem Gebiete der Wiffenschaft selbst wieder der alte, schon oben entwickelte Gegenfat zwischen Theorie und Prazis.1

Nun besteht der unmittelbare und nächste Zweck des Staates in dem Wohle der Bürger. Das menschliche Wohl ist dreisacher Art, es ist leiblich, bürgerlich, ewig: das leibliche ist die Gesundheit, das dürgerliche die Gerechtigkeit, das ewige die Seligkeit. Diese Unterscheidung ist zugleich eine Abstusung. Urtheilen wir nach dem Instincte der Natur, so kommen erst die zeitlichen, dann die ewigen Interessen, und unter den zeitlichen erst die leiblichen, dann die bürgerlichen; urtheilen wir nach dem moralischen Werthe, so gilt gerade die umgeskehrte Reihenfolge und Rangordnung. Der Zweck bedingt die Mittel. Der Staat braucht Leute, welche das Wohl seiner Unterthanen in allen

Der Streit ber Facultäten in brei Abschnitten. (1798.) Erster Abschnitt. Einleitung. Eintheilung ber Facultäten überhaupt. (Bb. I. S. 213 u. 214.)

drei Rücksichten besorgen: er braucht "Geschäftssührer des ewigen, bürgerlichen und leiblichen Wohls", d. h. Geistliche, Juristen und Aerzte. Solche Geschäftsführer zu bilden, sind Wissenschaften nöthig, die eben darin ihre praktische Geltung haben: Theologie, Jurisprudenz und Medicin.

Daher sind diese Wissenschaften in der Universität die oberen Facultäten, die von dem ewigen Gute zu den zeitlichen abwärts steigen und darum der Theologie den Vorrang lassen, dieser folgt die Rechtswissenschaft, dieser die Seilkunde. Ihr praktischer Einfluß, ihre Richtung auf die Zwecke des Gemeinwohls bedingt ihre Abhängigkeit vom Staat, dieser giebt ihnen die Vorschrift und bindet fie durch ein Natürlich ist der Grad und die Weise dieser Abhängigkeit Statut. nach der Natur jener Wissenschaften selbst verschieden, und eben hierin zeigt sich die Eigenthümlichkeit jeder Facultät. Am wenigsten gebunden ift die Abhängigkeit der medicinischen. Das Statut, welches sie bindet, berührt in keiner Weise ihren Lehrinhalt; als Wissenschaft kann die Arznei= und Heilkunde nur auf ihre eigenen Untersuchungen, Beobachtungen und Experimente angewiesen sein: sie ift angewandte, praktische Naturwissenschaft und deshalb, was ihre wissenschaftliche Grund= lage betrifft, ber philosophischen Facultät am nächsten verwandt und, wie diese, in dem Inhalt ihrer Lehre vom Staat unabhängig. Regierung hat nur das Interesse, daß es zur öffentlichen Gesundheits= psiege Aerzte gebe und nicht durch Afterärzte Schaben gestiftet werde. In Ansehung des leiblichen Wohles hat der Staat nur die Pflicht, für die Bequemlichkeit und Sicherheit seiner Unterthanen zu sorgen. Deshalb verordnet er die medicinischen Facultäten; die Medicinal= ordnung, welche er vorschreibt, betrifft nicht die medicinische Wissenschaft, sondern die Gesundheitspolizei.

Anders verhält sich der Staat in Rücksicht auf die theologische und juristische Facultät. Hier wird die Lehre selbst durch das vorgeschriebene Statut eingeschränkt und verpslichtet: nicht die Vernunft, sondern die Vibel bildet die Richtschnur des Theologen, nicht das Naturrecht, sondern das Landrecht die des Juristen. Von diesem Kanon ist dem öffentlichen Glaubens= und Rechtslehrer keine willkurliche Abweichung gestattet. Die biblischen Glaubensvorschriften gelten dem positiven Theologen als unwandelbare Bestimmungen, durch Gott selbst geoffensart und darum jeder menschlichen Veränderung unzugänglich. Ein solches Ansehen können die öffentlichen Rechtsgesetze nicht behaupten,

sie verändern sich thatsächlich mit den Zeiten und Sitten. Der positive Jurist hat keine so feste Grundlage, wie der positive Theologe. Wenn es bloß auf das Positive und dessen Festigkeit ankommt, so ist in diesem Punkte der Theologe besser daran als der Jurist. Indessen ist dieser theologische Vortheil mit einem anderen Nachtheile verdunden. Statute bedürsen der Auslegung: diese fordert, um positiv zu gelten, einen letzen entscheidenden, authentischen Interpreten. Sinen solchen entbehren die Glaubensgesetze, denn als ihre authentische Auslegung kann nur die göttliche Offenbarung selbst gelten, die sie gemacht hat. Dagegen die öffentlichen Rechtsgesetze erlauben um ihres menschlichen Ursprungs willen eine menschliche, also positive Auslegung, sei es durch den Richter oder durch den Gesetzgeber. Was daher die positive Auslegung der bindenden Statute betrifft, so ist der Jurist besser daran, als der Theolog.

So steht bei den Facultäten die innere Abhängigkeit zur äußeren Geltung in einem geraden Verhältniß: je größer die Abhängigkeit ift und je tiefer sie in die Lehre selbst eindringt, um so höher steht dem Range nach die Facultät. Die oberste Facultät ist die theologische, die unterste die philosophische. Diese ist in ihrer Lehre unabhängig: ihr Zweck ist die Wahrheit, unabhängig von jeder praktischen Geltung, von jedem öffentlichen Nuten; ihr Vermögen ift die Vernunft, uneingeschränkt durch den Zwang fremder Statute, die autonome, nur sich selbst ver= pslichtete Vernunft. Nun ist die Vernunfterkenntniß nach den Principien, von denen sie ausgeht, entweder empirisch (historisch) oder rational. Die philosophische Facultät umfaßt das Gebiet der gesammten Ver= nunftgelehrsamkeit, d. h. alle historischen und rationalen Wissenschaften: sie ift durchaus universell. Alle Vernunfteinsicht ist Erkenntniß durch Gründe. Hier gilt nichts auf guten Glauben, aus unbedingtem Ge= horsam, hier sind die Gründe nur so weit gut, als sie geprüft und untersucht find; die Vernunfteinsicht verhält sich nirgends positiv, still= stehend, bloß annehmend, sondern überall prüfend und untersuchend: baher ift die philosophische Facultät durchaus universell und durch= gangig kritisch. Weil sie universell ift, umfaßt sie in ihrem Bereich auch die Wiffenschaften der oberen Facultäten: alle, so weit fie theoretisch Weil sie kritisch ift, prüft sie bie Voraussetzungen, von benen

Der Streit der Facultäten. Erster Abschn. Der Streit der philosophischen Facultät mit der theologischen. I. Vom Verhältnisse der Facultäten. Abschn. 1. Begriff und Eintheilung der oberen Facultäten. (Bd. I. S. 215—222.)

jene in statutarischer Weise ausgehen. So behandeln die oberen Facultäten und die untere dasselbe Object, jene verhalten sich dazu positiv, diese kritisch: hieraus entsteht "der Streit der Facultäten", und zwar unvermeidlicher Weise. Ein nothwendiger Streit muß auch ein erlaubter und gesetzmäßiger sein können. Daher kommt alles darauf an, den gesetzmäßigen Streit der Facultäten von dem gesetzwidrigen genau zu unterscheiden. Es leuchtet ein, daß jenes Verhältniß der rationalen Wissenschaft zu den positiven, der theoretischen zu den praktischen, der Aritik zur Satzung gleichkommt dem Verhältniß der unteren Facultät zu den oberen.

3. Der gesetwibrige und gesehmäßige Streit.

Was einen Streit unrechtmäßig macht, ist die Beschaffenheit entsweder seiner Materie oder seiner Form: der Materie, wenn es sich um eine Sache handelt, die keinen Streit erlaubt; der Form, wenn der Streit auf eine gesetzwidrige Art gesührt wird. Wissenschaftlich gesnommen, muß jedes Object der Untersuchung ausgesetzt, also disputabel sein: aus sachlichen Gründen giebt es daher zwischen den Facultäten keinen gesetzwidrigen Streit. Wenn über diese Objecte zu streiten an sich verboten wäre, so gäbe es von Rechtswegen gar keine Wissenschaft. Es ist mithin nur die Form oder die Art und Weise der Streitführung, die gesetzwidrig sein kann. Sie ist es, wenn die Gegner nicht um der Sache willen streiten, sondern um den subjectiven Vortheil, um das persönliche Ansehen, um den praktischen Einsluß: kurz gesagt, wenn sie «pro domo» streiten. Dann handelt es sich nicht um die Erkenntniß der Sache, sondern um die größtmögliche Geltung der Person in der össentlichen Meinung.

Im Volke gelten die Theologen, Juristen und Mediciner als die Eingeweihten, die sich am besten verstehen die ersten auf das ewige, die anderen auf das bürgerliche, die dritten auf das leibliche Wohl der Menschen. Man könne, so meinen die Leute, sür das eigene Wohl in allen drei Aücksichten nicht besser sorgen, als wenn man diese Sorge jenen Männern des Faches ganz und gar überlasse, jenen "studirten Herrn", welche die Sache gelernt haben. So erscheinen sie dem Laienverstande des Volkes als "Wundermänner", im Besitze aller zum Wohle der Menschen probaten Geheimmittel. Nun ist es

Der Streit der Facultäten. Erster Abschn. I. Abschn. 2. Begriff und Eintheilung der unteren Facultäten. (Bb. I. S. 222—225.)

möglich, daß die Philosophen mit dieser öffentlichen Meinung nicht übereinstimmen und keineswegs eine solche magische Vorstellung von ihren Amtsgenoffen haben, vielmehr überzeugt sind, daß die Menschen aus eigener Vernunft und Araft ihre Seligkeit, Rechtlichkeit und Gesundheit am besten und sichersten selbst besorgen können durch sittliche Gesinnung, bürgerliche Rechtschaffenheit, richtigen und mäßigen Lebensgenuß. Wenn nun aus dieser Meinungsverschiedenheit ein Streit der Facultäten hervorgeht, so wird eigentlich nur um das öffentliche Ansehen, die praktische Geltung, den Werth in den Augen der Leute, mit einem Worte um den persönlichen Vortheil gestritten, und darin besteht die Art der gesetwidrigen Streitsührung.

Dagegen ist der Streit gesetzmäßig, wenn es sich bloß um die Wahrheit oder die Sache der Wissenschaft handelt: nicht das Object macht den Streit gesetzwidrig, sondern die Absicht. Die philosophische Facultät ist nur für die Wahrheit ihrer Untersuchungen und Lehren verantwortlich. Ihr Object ist alles Lehrbare. Was daher jene Wissen= schaften betrifft, die in den anderen Facultäten gelehrt werden, so hat die philosophische Facultät nicht bloß die Befugniß, sondern die Pflicht der Kritik. Die oberen Facultäten sind in ihren Lehren an gewisse Vorschriften gebunden. Die Vorschrift von seiten des Staates (Rirche) hat praktische Gründe, der Vortrag von seiten des akademischen Lehrers kann nur wiffenschaftliche haben: daher find die oberen Facultäten für den positiven Charakter ihrer Lehren dem Staat, für die Wahrheit derselben der Wissenschaft verantwortlich. Diese doppelte Berantwort= lichkeit liegt in ihrer Stellung. Wer als Theologe ober Jurist den Lehr= stuhl einer Universität betritt, verpflichtet sich, jeder wissenschaftlichen Prüfung seiner Lehre Rebe und Antwort zu stehen und die vom Staat sanctionirte Lehre auch wissenschaftlich zu vertheibigen. Der Staat ist für die Lehren, welche er sanctionirt, nicht wissenschaftlich verantwortlich und kann es nicht sein, aber es liegt in seinem Interesse, daß jene Lehren auch die Prüfung der Vernunft aushalten und die Probe der Aritik bestehen. Seine akademischen Lehrer sind zugleich seine wissen= schaftlichen Vertheidiger. Wer unfähig ist, seine Lehre wiffenschaftlich zu rechtfertigen, der gehört überhaupt nicht auf den Lehrstuhl einer Universität; wer aus wissenschaftlicher Ueberzeugung den sanctionirten

Der Streit ber Facultäten. Erster Abschn. I. Abschn. 3. Bom gesetzwibrigen Streit ber oberen Facultäten mit ber unteren. (Bb. I. S. 225—228.)

Lehren nicht beistimmt, der paßt nicht auf den Lehrstuhl einer "oberen" Facultät und wähle seinen Plat in der philosophischen. Wie für die Thronrede des Königs im repräsentativen Staate dem Minister die politische Berantwortlichkeit zukommt, so haben für die sanctionirten Glaubens= und Rechtslehren die Prosessoren der beiden obersten Facultäten die wissenschaftliche Berantwortlichkeit; sie haben die Pflicht, diese Lehren zu vertheidigen; die philosophische Facultät hat die Pflicht, sie zu untersuchen und, wenn es die Prüfung so mit sich bringt, zu bestämpsen. Natürlich kann dieser in der Sache begründete Streit der Facultäten nicht durch eine freundschaftliche Uebereinkunst beigelegt, sondern nur durch ein wissenschaftliches Resultat beendet werden. Es ist nöthig, daß positive Lehren sind und als solche öffentlich gelten; es ist nöthig, daß sie geprüft werden. Der Streit der Facultäten kann darum nie aushören.

Es ist aber von der größten Wichtigkeit, daß derselbe niemals seine natürlichen Grenzen überschreitet. Sobald er es thut, wird er gesetwidrig. Die Grenze der Wissenschaft ift die seinige: es ist ein Streit innerhalb der wiffenschaftlichen und gelehrten Welt, er suche nie einen anderen Schauplat; es ist ein Streit Gelehrter gegen Gelehrte, er nehme nie eine andere Richtung. Der Streit der Facultäten gehört nicht auf den offenen Markt vor das Bolk oder gar auf die Kanzeln. Was soll das Volk, welches man um Hülfe anruft, in der Wiffenschaft entscheiden oder gegen die Wahrheit ausrichten? Der Streit der Facul= täten geht nie gegen Staat ober Regierung, und ber Staat selbst darf sich nicht als Partei in einem solchen Streite betrachten, er wird da= durch weder betroffen noch gefährdet. Kant vergleicht die Universität mit einem Parlamente, dessen rechte Seite die oberen Facultäten, die linke dagegen die philosophische ist: wie die politischen Parteien, welche fich parlamentarisch bekampfen, durch das gemeinsame vaterlandische Interesse vereinigt und zusammengehalten werben, so sollen auch jene wissenschaftlichen Parteien durch das gemeinschaftliche Interesse der Erkenntniß und Wahrheit verbunden sein. Ihr Kampf ist kein Krieg, sondern einmüthige Zwietracht, eine «discordia concors».

Der gesetmäßige Streit der Facultäten betrifft die Satzungen, die positiven Glaubens= und Rechtslehren: er besteht in wissenschaft= lichen Gründen dafür und in kritischen Einwürfen dagegen; von beiden Seiten wird der Streit um der Wahrheit willen geführt. Der erste Anstoß, welchen die wissenschaftliche Kritik an dem Positiven nimmt,

erschüttert noch lange nicht bessen öffentliche Geltung und will dieselbe auch nicht erschüttern, sondern nur das Statut wissenschaftlich unter= Nicht die praktische, sondern die wissenschaftliche Geltung des= selben wird fraglich. Wenn die Kritik in dem Streit erliegt, so gilt die Satzung aus allen Rechtsgründen, auch aus benen der Bernunft, fie steht jett nur um so fester; wenn bagegen die Vertheidigungsgründe immer schwächer werben, einer nach dem andern fällt, zulett alle das Feld räumen, so ift die Satzung wissenschaftlich unhaltbar. Ihre Um= bildung und Verbesserung wird nothwendig. Ift über diese Nothwen= digkeit erst die Wissenschaft und das Urtheil der Vernunft im Klaren, so wird die öffentliche Ueberzeugung schon nachfolgen und die praktische Aenderung selbst im Sinne des Besseren nicht ausbleiben. So ist der Streit der Facultäten, obwohl er nur innerhalb der Grenzen der Wissenschaft geführt wird, zugleich der Anfang zu einer wohlthätigen praktischen Reform. Ein solcher Anfang kann auf keine andere Beise gründlicher und gesetymäßiger gemacht werden. Jett hat sich im Laufe der Dinge das Verhältniß der Facultäten umgekehrt: die philosophische geht voran, die anderen folgen, nach dem biblischen Worte, daß die Letten die Ersten sein werden. Die Theologie gilt als die oberste Facultät, die Philosophie als die letzte; sie nannte sich einst die Magd der Theologie, aber es kommt darauf an, welchen Dienst die Magd ihrer Herrschaft leistet: ob sie der gnädigen Frau die Schleppe nach oder die Facel voranträgt?1

II. Der Streit der philosophischen und theologischen Facultät.

1. Das Berhältniß gur Bibel.

Aus dem Gegensatze der positiven und rationalen Theologie erhellt das zwischen beiden streitige Object: der positive Theologe ist der Schristzgelehrte für den Kirchenglauben, der Philosoph dagegen der Vernunstzgelehrte für den Religionsglauben; jenem ist die Theologie ein Inzbegriff gewisser Lehren als göttlicher Offenbarungen, diesem ist sie der Inbegriff sittlicher Pflichten als göttlicher Gebote; dort gilt die göttliche Offenbarung als die erste und unbedingte Thatsache, hier gilt sie als bedingt durch die moralische Vernunst. Es handelt sich zwischen beiden um die Geltung der Schrift. Die Philosophie unterscheidet nach reiner

Der Streit der Facultäten. Erster Abschn. I. Abschn. 4. Bom gesetzmäßigen Streit der oberen Facultäten mit der unteren. (Bb. I. S. 228—232.)

Vernunfteinsicht den göttlichen Inhalt der Schrift von den menschlichen Zusätzen, sie unterscheidet den Inhalt von der Darstellung, von der durch die Umstände der Zeit und die Fassungskraft der Menschen besdingten Lehrart; sie verhält sich zur Schrift nicht unbedingt annehmend, sondern prüsend, sowohl was den religiös=sittlichen als den geschichtslichen Inhalt derselben betrifft.

Die Schrift bedarf der Auslegung, diese der Vernunft und der Grundsätze. Was in der Schrift Uebervernünftiges gelehrt oder erzählt wird, darf man rein moralisch erklaren, bas Wibervernünftige muß man so auslegen. Die Lehren z. B. der Dreieinigkeit und Gottmenschheit, die Erzählungen der Auferstehung und Himmelfahrt erlauben und fordern eine moralische Deutung; ebenso die Lehre von der seligmachenden Rraft eines bloß historischen Glaubens, von den Gnadenwirkungen Gottes, von der übernatürlichen Ergänzung unserer stets mangelhaften Gerechtigkeit. Die positiven Theologen selbst, so ausschließlich biblisch sie sein wollen, können sich der Auslegung nicht enthalten, sie brauchen dazu ihre Vernunft nicht bloß als Organ, sondern auch als Maßstab. Wenn sie Stellen finden, wo die Gottheit menschenahnlich geschildert wird, als habe sie menschliche Empfindungen und Leidenschaften, da fordern die biblischen Theologen selbst, daß jene Ausdrucke auf eine dem wahren Wesen Gottes entsprechende Weise erklärt werden: was "ανθρωποπαθώς" gesagt sei, solle man "θεοπρεπώς" beuten. Woburch unterscheiden sie den wahren Begriff Gottes vom falschen? Es heißt: durch Offenbarung! Aber wodurch unterscheiden fie die mahre Offen= barung von der falschen? Wonach beurtheilen fie, daß etwas göttliche Offenbarung sei? Darüber entscheidet allein unsere Idee Gottes. Also ift die Vernunft das zwar unfreiwillige, aber unvermeibliche Ausleg= ungsprincip auch der biblischen Theologen. So ist z. B. kein Zweifel, daß in ihrem eigentlichen Sinn die paulinische Lehre von der Gnadenwahl nicht anders verstanden werden kann, als im Sinne der Pradeftination, wie die Calvinisten sie nehmen; dennoch haben driftliche Rirchenlehrer fie anders gedeutet, weil sie die Pradestination nicht mit den wahren Begriffen von Gott, b. h. nicht mit der Vernunft in Ein= klang bringen konnten.

Wenn die biblischen Theologen der philosophischen Bibelerklärung vorwerfen, daß sie nicht biblisch, sondern philosophisch, nicht natürzlich, sondern allegorisch und mystisch sei, so widerlegen sich diese Vorwürfe aus dem Begriff der Religion. Die religiöse Erklärung kann

nur die rein moralische sein. Bon der Göttlichkeit einer Lehre giebt das einzig authentische Zeugniß der Gott in uns, die moralische Bernunft. So weit die Bibel religiös ist, so weit ist diese Bibelerklärung auch biblisch, sie ist so wenig mystisch, daß sie vielmehr das Gegentheil aller Geheimlehren ausmacht. Was daher den Streit um die Bibel und deren Auslegung betrifft, so läßt sich derselbe durch einen einsachen Vergleich beilegen. Es soll den Philosophen verboten sein, ihre Vernunftlehren durch die Bibel zu bestätigen, aber es muß den biblischen Theologen ebenso verboten werden, in der Erklärung der Bibel die Vernunft zu brauchen. "Wenn der biblische Theolog aufhören wird, sich der Vernunft zu seinem Behuf zu bedienen, so wird der philosophische auch aufhören, zur Bestätigung seiner Sätze die Vibel zu gebrauchen. Ich zweisle aber sehr", setz Kant hinzu, "daß der erstere sich auf diesen Vertrag einlassen dürste."

2. Rirchensecten und Religionssecten. Myftit und Pietismus.

Der Streit beider erstreckt sich zugleich auf den Gegensatz zwischen Rirchen- und Religionsglauben: der Kirchenglaube ift ausschließend, der Religionsglaube umfassend; jener beruht auf Statuten, dieser auf sitt= lichen, allgemein gültigen Pflichten. Der Kirchenglaube kann wegen seines positiv geschichtlichen Charakters und seines despotischen Zwanges sich keine wahrhaft allgemeine Geltung gewinnen und sichern, er hat fortwährend mit centrifugalen Bestrebungen zu kampfen. Ginzelne sondern fich von der öffentlichen Kirche ab und bilden Separatisten, diese sammeln sich zu besonderen Gemeinden und bilden Secten, innerhalb der gemeinschaftlichen Kirche trennt sich ein Theil vom anderen, und es entsteht ein Schisma, diese getrennten Glaubensarten sollen bann durch Vermischung, welche immer eine falsche Friedensstiftung ist, wieder zusammengeschmolzen werden (Synkretisten). Solche Spaltungen sind charakteristische Folgen des Kirchenglaubens, der wohl die Anlage hat, sie hervorzurusen, aber nicht die Macht, sie zu verhindern oder wieder aufzuheben. Kirchensecten kummern ben reinen Religionsglauben nicht. Die Frage ift, ob es auch Religionssecten giebt? Rirchen= und Religionssecten sind der Art nach verschieden: jene beziehen sich auf kirchliche Formen, die sie bejahen oder verneinen, diese gehen auf den

Der Streit der Facultäten. Erster Abschn. II. Anhang einer Erläuterung bes Streits der Facultäten durch das Beispiel desjenigen zwischen der theologischen und philosophischen. (Bb. I. E. 233—247.)

religiösen Glauben selbst. Nun ist der religiöse Glaube seiner Natur nach allgemein und darum über die Sectenspaltung erhaben. Wie also sind Religionssecten möglich?

Der Zweck der reinen Religion ift nur einer: die Erlösung des Menschen burch seine Befferung. In der Anerkennung bieses 3weckes ist keine Berschiedenheit und barum keine Glaubensspaltung denkbar. Die Aufgabe der Religion ist rein moralisch und darum vollkommen überfinnlich. Es wäre denkbar, daß bei aller Uebereinstimmung im Zweck eine Verschiedenheit in den Mitteln zu diesem Zweck, in der Auflösung dieser Aufgabe stattfande. Gine Verschiedenheit in diesem Punkte würde die Religion selbst sectenartig spalten. Ist die Aufgabe übersinnlich, so liegt der Glaube nahe, daß die Auflösung über= natürlich sein müsse. Doch ist das Uebersinnliche als solches noch nicht übernatürlich: das Moralische ist überfinnlich, aber deshalb nicht übernatürlich, im Gegentheil, es liegt in der Natur des Menschen und folgt aus dem Wesen seiner Vernunft. Uebernatürlich ist allein Gottes unneittelbarer Einfluß. Die Erfahrung eines solchen Einflusses ist weder durch unsere Sinnlickfeit noch durch unseren Berstand möglich, also eine unbegreifliche und irrationale Erfahrung, ein geheimnißvolles mystisches Gefühl. Es ist daher möglich, daß die Aufgabe der Religion rein moralisch und die Lösung derselben mystisch gefaßt wird. Hier ist der Punkt, wo sich die Religionssecte bildet.

Der mystische Glaube steht dem Kirchenglauben entgegen, denn er legt den Brennpunkt ber Erlösung allein in das menschliche Herz, un= abhängig von allen Formen der kirchlichen Orthodoxie. Wie man die philosophische Richtung. welche die Erfahrung zum Princip der Erkenntniß macht, Empirismus nennt, so könnte man die Glaubensrichtung, welche die Orthodoxie zum Princip der Erlösung macht, "Orthodoxismus" nennen. Um uns also genau auszudrücken, so widerstreitet die Mystik bem Orthodozismus und steht wider ihn auf der Seite des Religions= glaubens. Die religiöse Mystik ist bas Gefühl eines unmittelbaren, göttlichen Einflusses im menschlichen Herzen, der Glaube an die dadurch bewirkte ganzliche Umwandlung bes Menschen. Die Mystik stimmt mit bem reinen Religionsglauben darin überein, daß der Mensch von Natur boje ist und der Wiedergeburt bedarf, aber ihr gilt die lettere als Gottes unmittelbare Wirkung, beren fie fich auf das innigste gewiß In diesem Punkte wird die Mystik zum Pietismus, welcher selbst aus diesem religiösen Beweggrunde in zwei besondere Formen eingeht, die sich als negative und positive unterscheiben. Unabhängig von Gottes unmittelbarem Einfluß, ist und bleibt das menschliche Herzböse. Wird nun in diesem Herzen die Gegenwart Gottes empfunden, so erhellt sich plözlich der dunkle Abgrund des Bösen, es ist ein Durchbruch der göttlichen Gnade, wodurch der Gegensatz zwischen Gnade und Sünde, zwischen dem Guten, welches von Gott kommt, und der radical bösen Menschennatur sich mit einem male offenbart: das Gesühl des göttlichen Einflusses ist die Empfindung dieses Gegensatzes in seinem ganzen Umfange, in seiner ganzen Tiese.

Jest erst erkennt sich ber Mensch als bose, erst unter Gottes unmittelbarem Einfluß erschließt sich im Menschen die moralische Selbsterkenntniß. Diese Selbsterkenntniß wird hier als unmittelbare Wirkung Gottes empfunden, sie besteht in der tiefsten Zerknirschung, in dem unendlichen Sündenbewußtsein; je sündhaster der Mensch sich sühlt, um so inniger zugleich fühlt er den göttlichen Einfluß, um so gewisser ist er der göttlichen Gnade: das Sündenbewußtsein selbst wird zum religiösen Genuß. Die Sünde trennt von Gott, das Gesühl der Sünde ist zugleich das Gesühl dieser Trennung, die schnsucht nach Gott, und eine solche Sehnsucht kann in dem menschlichen, von Natur bösen Herzen nur durch Gott selbst erweckt werden. Wer auf diesem Wege die Erlösung sucht, kann nicht ties genug die eigene Sünde empfinden und sich selbst in diesem Sündenbewußtsein, in dem Schmerz über seine eigene Sündhaftigkeit gar nicht genug thun.

Jebe Einschränkung dieses Schmerzes, jede Genugthuung im Gesühl der Sünde ist schon Selbstgerechtigkeit, d. h. neue Verhärtung im Bösen. "Hier geschieht die Scheidung des Guten vom Bösen durch eine übernatürliche Operation, die Zerknirschung und Zermalmung des Herzens in der Buße, als einem nahe an Verzweislung grenzenden, aber doch auch nur durch den Einsluß eines himmlischen Geistes in seinem nöthigen Grade erreichbaren Gram, um welchen der Menschsselbst bitten müsse, indem er sich selbst darüber grämt, daß er sich nicht genug grämen (mithin also das Leidsein ihm doch nicht so ganz von Herzen gehen) kann. Diese Höllensahrt des Selbsterkenntnisses bahnt nun, wie der selige Hamann sagt, den Weg zur Verzötterung. Nämlich, nachdem diese Gluth der Buße ihre größte Höhe erreicht hat, geschehe der Durchbruch, und der Regulus des Wiederzgeborenen glänze unter den Schlacken, die ihn zwar umgeben, aber

nicht verunreinigen, tüchtig zu dem Gott wohlgefälligen Gebrauch in einem guten Lebenswandel. Diese radicale Beränderung fängt also mit einem Wunder an und endigt mit dem, was man sonst als natürlich anzusehen pflegt, weil es die Vernunft vorschreibt, nämlich mit dem moralisch=guten Lebenswandel." Dies ist die negative Form der mystischen Auslösung, der Pietismus im engeren Sinne: die spener= france'sche Glaubensrichtung.

Die positive Form ist die milbere. Die Wiedergeburt wird auch als göttliche Gnade empsunden, aber diese Gnade erscheint nicht im Sündenbewußtsein, nicht in der "Höllensahrt des Selbsterkenntnisse", sondern in der Himmelsahrt der Erlösung, in dem Gefühle der innigsten Aufnehmung des Guten in das menschliche Herz, der innigsten Gemeinsschaft und Vereinigung mit Gott. In diesem Gefühle wird das menschliche Leben in seinem Innersten glaubenshell, still und andächtig; die göttliche Gnade erscheint hier als die Heimath des Herzens, das von den bösen Neigungen geläutert und in Gott wiedergeboren ist, mit dem es nun in beständiger innerer Gemeinschaft lebt. In der Gestalt der Gemeinde oder Secte ist diese mystische Glaubensart die "mährischsinzendorf"sche" Richtung; unabhängig von der Gemeinde, ist sie das fromme, innerlich erleuchtete Stilleben der einzelnen Seele in Gott. So hat Goethe diese Religionsart in den "Bekenntnissen einer schönen Seele" dargestellt.

Diese beiden Arten der Mystik, der Pietismus und die herrnhutische Richtung, die spener'sche und zinzendorf'sche Frömmigkeit, sind die einzig möglichen Sectenunterschiede der Religion: in beiden Formen wird die Aufgabe der Religion rein moralisch, d. h. übersinnlich, und die Auflösung mystisch, d. h. übernatürlich, vorgestellt, in der negativen Form als der fürchterliche Kampf mit dem bösen Geist, in der positiven als die innige Verbindung mit dem guten, dort als "herzzermalmendes", hier als "herzzerschmelzendes Gesühl des göttlichen Einslusses".

Das Verhältniß des Religionsglaubens zu diesen Religionssecten ist das Verhältniß des moralischen Glaubens zum mystischen. Der Unterschied liegt nicht in der Aufgabe der Religion, in welcher beide übereinstimmen, sondern in der Art, wie die Aufgabe gelöst wird. Von dem Uebernatürlichen giebt es keine Erfahrung in uns, es giebt kein Gefühl eines unmittelbaren göttlichen Einflusses, kein mystisches Gefühl, in welchem vereinigt sein soll, was sich innerhalb der menschlichen Natur nicht vereinigen läßt: das Uebernatürliche und die Erfahrung.

Wie die Aufgabe der Religion, so ist auch deren Lösung übersinnlich, nicht mystisch, sondern moralisch und praktisch. Die Möglickeit dieser Auslösung erklärt sich aus der Ueberlegenheit des moralischen Menschen über den sinnlichen, d. h. aus der Freiheit, unerkennbar aus theoretischen, aber einleuchtend und gewiß aus praktischen Gründen. So steht der reine Religionsglaube im Widerspruche sowohl zu einem "seelenlosen Orthodoxismus" als zu einem "vernunfttödtenden Nysticismus". Unter den Offenbarungsurkunden enthält die Bibel allein den rein moralischen Glauben: darum ist die reine Religion auch biblisch, sie ist moralischer, nicht historischer Bibelglaube. Der historische Glaube ist überhaupt nicht religiös. Will man den religiösen Bibelglauben Orthodoxie nennen, so ist zwischen dieser biblischen Orthodoxie und dem reinen Religions=glauben kein Zwiespalt.

Es ist für Kants religiöse Denkweise sehr bezeichnend, daß er ohne alle Anlage zur Mystik doch die religiöse Natur der letzteren im Unterschiede vom Kirchenglauben zu würdigen und zu durchdringen wußte. In gewisser Weise barf er sich der Mystik verwandter fühlen, als dem Kirchenglauben. Das Irrationale der Mystik ist freilich die Sache des kritischen Philosophen nicht, aber den religiösen Schwerpunkt, der im Moralischen liegt, hat er mit der Mystik gemein. Wenn man jene Frommen betrachtet, "die Stillen im Lande", deren einfacher Gottesdienst kein Dienst, sondern das schlichte Sinnbild gläubiger Andacht ist, beren Gesinnungen rein sittlich, deren Christenthum ganz innerlich ift, beren Bibelglaube auf bem eigenen inneren Zeugniß be= ruht, die eben deshalb von den Kirchentheologen angeseindet werden, so könnte man meinen, in diesen Leuten sei die kantische Religionslehre verkörpert. Diese Beobachtung war es, die Willmans zu dem Sat brachte: "die Mystiker seien die praktischen Kantianer"; er schrieb "über die Aehnlichkeit der reinen Mystik mit der kantischen Religionslehre" eine Abhandlung, welche Kant selbst nicht ohne Billigung erwähnt hat. 1 Auf den Zusammenhang zwischen Mystik und Pantheismus hatte schon Leibniz wiederholt hingewiesen. Der Zusammenhang zwischen Mystik und Religion ist ein wichtiges Thema der religionsphilosophischen Be= trachtung. Von der mystischen Natur der Religion nahmen Novalis und Schleiermacher ihren Ausgangspunkt. Wir heben es ausbrücklich hervor, daß Kant den religiösen Charakter der Mystik erfaßt und in jeiner sittlichen Tiefe verstanden hat.

¹ De similitudine inter mysticismum purum et Kantianam religionis doctrinam. Auct. C. A. Willmans. Hal. Sax. 1797. — ² Der Streit ber Facultäten.

III. Der Streit ber philosophischen und juristischen Facultät.

1. Die Streitfrage.

Zwischen der juristischen und philosophischen Facultät kann sich ein möglicher Streit nur auf die Rechtsgesetze beziehen. Daß solche Gesetze factisch bestehen und gelten müssen, kann unmöglich bestritten werden; die Vernunft kann die positiven Gesetze weder geben noch aufheben wollen. Was die Philosophie im Namen der Vernunft allein in Anspruch nehmen kann, ift das Recht, die Gesetze zu prufen. Der Maßstab einer solchen Prüsung kann nur die Vernunft selbst sein, der Zweck derselben nur die Verbesserung der Gesetze aus rationaler Einsicht; eine solche Berbefferung der Gesetze ift ein sittlicher Fortschritt der menschlichen Gesellschaft, ein wirklicher Fortschritt der Menschheit zum Bessern. Wenn es daher eine sittliche Entwicklung des menschlichen Geschlechts giebt, so muffen die öffentlichen Gesetze moralisch verbeffert und zu diesem Zwecke durch Vernunfteinsicht geprüft werden, also das Object der Rechtswissenschaft zugleich ein Object der Philosophie sein dürfen. Der Streit der philosophischen Facultät mit der juristischen ist daher in der Frage enthalten: "ob das menschliche Geschlecht wirklich zum Besseren beständig fortschreite?"

Diese Frage bezieht sich auf die Zukunft der Menscheit, und zwar auf deren sittliche Zukunft. Um die Frage zu lösen, müssen wir im Stande sein, die Zukunft der Menscheit vorauszusagen. In der Natur lassen sich nach bekannten Gesetzen künftige Begebenheiten, wie Sonnen= und Mondsinsternisse, vorhersagen; in der Geschichte dagegen sind wissenschaftliche Vorherbestimmungen künstiger Begebenheiten unmöglich. Die Voraussagung wird hier zur Wahrsagung. Es ist die Frage, ob es in Rücksicht der sittlichen Zukunft des Menschengeschlechts eine "wahrsagende Geschichte" oder, was dasselbe heißt, ob es "Geschichte a priori" giebt? Wie Kant diese Frage beantwortet, wissen wir schon aus seinen geschichtsphilosophischen Ansichten.

Die Bestimmung unserer geschichtlichen Zukunft richtet sich nach der Art, wie die geschichtliche Bahn der Menschheit überhaupt aufgesfaßt wird. Hier sind drei Ansichten möglich: die Sittengeschichte des

Erster Abschn. Allgem. Anmig. Bon Religionssecten. (Bb. I. S. 247—262. Bgl. besonbers S. 254—257.) Anhang: von einer reinen Mystif in der Religion. (Bb. I. S. 272—279.)

¹ S. oben Buch I. Cap. XVII. S. 238—243.

menschlichen Geschlechts erscheint entweder als ein beständiger Ruckschritt, b. h. als zunehmende Berschlechterung, ober als beständiger Fortschritt, d. h. als zunehmende Verbesserung, oder endlich als ein Wechsel von beiben, d. h., im Ganzen genommen, als ewiger Stillstand. Wenn sich die Menschheit zunehmend verschlechtert, so ist ihr Ziel das absolut Schlechte, ein Zustand, worin an der Menschheit nichts Gutes mehr übrig bleibt: diese Anficht nennt Kant "die terroristische Vorstellungsart". Wenn sich die Menschheit zunehmend verbessert, so ift ihr Ziel das absolut Gute, ein Zustand, in welchem alle Uebel aus der Menscheit verschwunden find: diese Anficht nennt Kant "die eudämonistische Vorstellungsart" ober auch den "Chiliasmus". Enblich, wenn die Geschichte zwischen Ruckschritt und Fortschritt hin= und herschwankt, so bleibt sie schließlich auf demselben Punkte stehen, ihr ganzes Treiben ist ziel= und zwecklos, nichts als eine geschäftige Thorheit; Gutes und Boses neutralifiren sich gegenseitig, und die ganze Weltgeschichte erscheint als ein Possenspiel: diese Ansicht nennt Kant "die abderitische Vorstellungsart". Beurtheilt man die Weltgeschichte aus dem beschränkten Gesichtspunkte bloß der Erfahrung, so kann ihre Bewegung den Einen als rückschreitend, den Anderen als fortschreitend, den Dritten als ein Wechsel von beiden erscheinen, gleich den Planetenbahnen, so lange man dieselben geocentrisch betrachtete; die Verwirrungen löften sich, als Kopernikus den heliocentrischen Standpunkt ergriff und feststellte. Aber für die Betrachtung des sittlichen Kosmos und der Weltgeschichte fehlt dieser Sonnenstandpunkt, der, wie es scheint, in der göttlichen Vorsehung selbst gesucht werden muß.1

2. Die Entscheidung ber Streitfrage.

Der empirische Standpunkt kann über den geschichtlichen Gang und die Zukunft des menschlichen Geschlechts nichts ausmachen. Gesett, die Menscheit zeige dis jett nur Rückschritte, so kann die bloße Erschrung nicht wissen, ob der Wendepunkt zum Besseren nicht noch einstreten und eben dadurch herbeigeführt werden wird, denn alles Menschliche hat sein Maß. Ebensowenig kann die bloße Ersahrung mit Sicherheit die entgegengesetzt Ansicht behaupten. So bleibt als der einzig mögliche Standpunkt, um die geschichtliche Zukunst des mensch-

Der Streit der Facultäten. Zweiter Abschn. Der Streit der philosophischen Facultät mit der juristischen. Erneuerte Frage: ob das menschliche Geschlecht in beständigem Fortschreiten zum Besseren sei? Nr. 1—4. (Bb. I. S. 280—286.)

lichen Geschlechts zu bestimmen, nur die reine Vernunft übrig, die nach moralischen Gesetzen den beständigen Fortschritt zum Besseren fordert. Diese Forderung ist freilich noch kein Beweis, am wenigsten ein positiver, wie ihn in dem vorliegenden Falle die Philosophie braucht. Die positive Beweissührung geschieht durch Thatsachen. Läßt sich also durch eine Thatsache beweisen, daß die Menschheit beständig zum Besseren fortschreitet? Auf diesem Punkte steht die juristisch=philossphische Streitfrage.

Wenn der Menschheit eine Tendenz zum Guten, eine Richtung auf die sittliche Idee inwohnt, so ist davon der beständige Fortschritt zum Besseren die unausbleibliche Folge. Es ift die Frage, ob diese Tendenz zum Guten durch ein geschichtliches Factum bewiesen ist, durch eine Begebenheit, die gar nicht anders erklärt werden kann, als durch jene moralische Anlage der Menschheit? Giebt es eine solche Begebenheit, so ist sie das unzweideutige Zeichen, aus dem wir den beständigen Fortschritt der Menschheit erkennen; sie ist für den Satz des Philosophen der positive Beweisgrund, sie ist nicht selbst die Ursache des Fortschritts, sondern nur das geschichtliche Symptom oder der Erkenntnißgrund deffelben. Unter ber Tendenz zum Guten verstehen wir, daß in der Menschheit die Idee der Gerechtigkeit lebt, daß diese Vorstellung mächtiger ist, als die Neigungen der Selbstliebe, daß die Menschen fähig sind, den reinen Rechtsstaat zu wollen, daß sie bereit find, diese Aufgabe mit personlicher Aufopferung zu lösen und alles zu thun, damit die Gerechtigkeit in der Welt verwirklicht werde. Wenn die Menscheit eines solchen Enthusiasmus, einer solchen That= kraft fähig ist, so hat sie die Richtung, in welcher beständig zum Besseren fortgeschritten wird. Wenn es eine Begebenheit giebt, die einen solchen Enthusiasmus, eine solche Thatkraft in der Menschheit beweift, so ist die Frage gelöft, um die es sich handelt. Giebt es also ein Factum, das nur geschehen konnte, wenn die Rechtsidee mit einer solchen Ge= walt in dem menschlichen Geschlechte lebt?

Diese bedeutungsvolle, für das gesammte Menschengeschlecht carakteristische Begebenheit sindet Kant in dem Versuch des französischen Volks, den Rechtsstaat zu gründen. "Die Revolution eines geistreichen Volks, die wir in unseren Tagen haben vor sich gehen sehen, mag gelingen oder scheitern; sie mag mit Elend und Greuelthaten dermaßen angefüllt sein, daß ein wohldenkender Mensch, wenn er sie, zum zweiten male unternehmend, glücklich auszusühren hoffen könnte, doch

das Experiment auf solche Rosten zu machen nie beschließen wurde, diese Revolution, sage ich, findet in den Gemüthern aller Zuschauer eine Theilnehmung dem Wunsche nach, die nahe an Enthusiasmus grenzt, die also keine andere, als eine moralische Anlage im Menschengeschlecht zur Ursache haben kann." "Wahrer Enthusiasmus geht nur aufs Ibealische und zwar rein Moralische, dergleichen der Rechtsbegriff ift, und kann nie auf den Eigennut gepfropft werden." "Selbst der Chr= begriff des alten kriegerischen Abels verschwand vor den Waffen derer, welche das Recht des Volks, wozu sie gehörten, ins Auge gefaßt hatten und sich als Beschützer deffelben dachten, mit welcher Exaltation das äußere zuschauende Publikum dann ohne die mindeste Absicht der Mitwirkung sympathisirte." "Diese Begebenheit ift das Phanomen nicht einer Revolution, sondern der Evolution einer naturrecht= lichen Verfassung." "Nun behaupte ich, dem Menschengeschlechte nach den Aspecten und Vorzeichen unserer Tage die Erreichung dieses Zwecks und hiermit zugleich das von da an nicht mehr ganzlich ruck= gängig werbende Fortschreiten deffelben zum Besseren auch ohne Sebergeift vorher fagen zu konnen. Denn ein folches Phanomen in ber Menschengeschichte vergißt sich nicht mehr, weil es eine Anlage und ein Vermögen in der menschlichen Natur zum Bessern aufgebeckt hat, bergleichen kein Politiker aus dem bisherigen Lauf der Dinge herausgeklügelt hatte." 1

Diese Stelle ergänzt Kants Urtheile über die französische Revolution. Unter allen Umständen erschien ihm die Revolution, der gewaltsame Umsturz der staatlichen Ordnung, als ein Unrecht und die Conventseregierung als ein mit den Bedingungen des Rechtsstaates unvereindarer Despotismus. An dieser Stelle nimmt er die französische Revolution nach ihrer ursprünglichen Idee und betrachtet sie aus einem weltgeschichtlichen Gesichtspunkte, sie gilt ihm hier als weltgeschichtliche und epochemachende Begebenheit, d. h. nicht bloß als ein Factum, sondern als ein Zeitalter. "Denn ein solches Phänomen in der Menschenzgeschichte vergißt sich nicht mehr!" Kant sah voraus, daß die französische Revolution die Reise um die Welt machen werde. Nachdem seit jenem Phänomen sast ein Jahrhundert vergangen ist, kann die Welt selbst urtheilen, ob Kants Wahrsagung richtig war."

¹ Der Streit der Facultäten. Zweiter Abschn. Nr. 5 u. 6. (Bb. I. S. 286 bis 290.) — * S. oben Buch I. Cap. XI. S. 148—156, insbes. S. 150.

Es ist klar, wohin seine Beweissührung zielt. Das Zeitalter ber Staatsresorm ist gekommen, die Nothwendigkeit, daß sich der gegebene Staat nach den Forderungen der Gerechtigkeit umbilde, ist in das Bewußtsein der Menschen eingetreten, dieses Bewußtsein wird sich immer deutlicher gestalten und mit jedem Tage an Umsang und Sicherheit zunehmen, es wird nicht mehr unterdrückt oder aus der Welt vertrieben werden können. Der vorhandene Staat will mit dem Rechtsssaat übereinstimmen, er sucht diese Uebereinstimmung, nicht durch einen gewaltsamen Umsturz, sondern im gesehmäßigen Wege allmählicher Entwicklung und Resorm: dies ist die ausgesprochene Idee und Ausgabe der neuen Zeit. In einem solchen Zeitalter nun ist der Streit der positiven und rationalen Rechtswissenschaft ebenso gesehmäßig als fruchtbar.

IV. Der Streit der philosophischen und medicinischen Facultät. 1. Die Vernunft als Heiltraft.

Wir verstehen den Streit der unteren Facultät mit den beiden oberen: die positiven Glaubens= und Rechtslehren brauchen die Ver= nunftkritik, so sehr sie dieselbe bestreiten. Aber was hat die philosophische Facultät mit der medicinischen, die Vernunftkritik mit der Heilkunde zu thun? Die medicinischen Lehren sind auch positiv, nicht weil sie vom Staate sanctionirt, sondern weil sie nur durch Erfahrung möglich sind. Was bloß durch Erfahrung eingesehen werden kann, das kann unabhängig von der Erfahrung, d. h. durch bloße Vernunft nicht einleuchten. Was also hat die bloße Vernunft mit der Medicin zu streiten? Als theoretische Wissenschaft hat die lettere für die Philosophie nirgends eine offene Seite. Es müßte also auf dem praktischen Gebiete der Heilkunde sich ein offener Plat für die Philosophie finden. Wenn wir nichts als bloße Vernunft anwenden, so können wir daraus gewisse Glaubens= und Rechtsbegriffe ableiten, wir können dem positiven Glauben einen Vernunftglauben, dem positiven Recht ein Vernunftrecht gegen= überstellen, dagegen lassen sich medicinische Einsichten nicht ebenso aus ber reinen Vernunft schöpfen.

Indessen könnte es sein, daß die reine Vernunft von sich aus eine gewisse Heilkraft besäße, daß sie selbst dem leiblichen Wohle des

¹ Der Streit der Facultäten. Zweiter Abschn. Rr. 5—10. (Bb. I. S. 286 bis 296.)

Menschen in gewisser Rücksicht zuträglich wäre und beshalb als ein wohlthätiges Arzneimittel betrachtet werden könnte. Dieses Mittel zu verschreiben, wurde dann die Philosophie das erste und natürliche Recht haben. Wie aber kann ber Gebrauch ber bloßen Vernunft dem Menschen heilsam sein zu seinem leiblichen Wohl? Es kann hier die Vernunft nur in ihrer praktischen Bebeutung genommen werben, nicht als Erkenntnißvermögen, sondern als Wille. Die Frage ist also: ob in der bloßen Willenskraft eine Heilkraft liegt? Es mußte mit Zauberei zugehen, wenn man mit bem Willen alle möglichen Arankheiten curiren könnte. Davon kann natürlich nicht die Rede sein. Der Wille ist keine Panacee. Doch wenn er auch nur im Stande ist zur Erhaltung der Gesundheit beizutragen oder gewisse krankhafte Stimmungen zu vertreiben, so hat er schon dadurch ohne Zweifel eine heilsame Wirkung auf unser leibliches Wohl, und die Philosophie darf dann mit Recht auch in der Medicin eine Provinz in Anspruch nehmen, die vielleicht größer ist, als man meint. Die ganze philosophisch=medi= cinische Streitfrage betrifft diesen Einfluß des Willens auf die leiblichen Zustände, d. h. alles, was wir moralisch auf den Körper vermögen. Wir erinnern uns Kants eigener kritischer Gesundheitspflege, er war so zu sagen sein eigener Arzt nach Grundsätzen der bloßen Vernunft. Auf Grund dieser an ihm selbst bewährten Erfahrungen schreibt er die Abhandlung: "Von der Macht des Gemüthes, durch den bloßen Vorsatz seiner krankhaften Gefühle Meister zu sein".1

2. Medicinifche Bernunftlehren.

Diese Abhandlung ist zugleich Kants Antwort auf Huselands Makrobiotik, welche die Kunst lehren wollte, das menschliche Leben zu verlängern und Krankheiten sowohl zu verhindern als zu heilen: in der ersten Kücksicht war sie Diätetik, in der anderen Therapeutik. Es begreift sich, daß der heilsame Einsluß des Willens besonders auf dem Gebiete der Diätetik wirksam ist, und die Heilsehren der Vernunft

Der Streit der Facultäten. Dritter Abschn. Der Streit der philosophischen Facultät mit der medicinischen. Bon der Macht des Gemüthes u. s. f. Ein Antwortschreiben an Herrn Hofrath und Professor Hufeland. Dieser hatte dem Philosophen seine Schrift "von der Kunst, das menschliche Leben zu verlängern" zugesendet und dadurch den obigen Aufsatz veranlaßt, der zuerst in Hufelands Journal für praktische Heiltunde (Bb. V. 1797) erschien. (Bb. I. S. 298—319.)

mehr diätetischer als therapeutischer Art sein müssen. Der Philosoph giebt uns die treue Abschrift seiner eigenen wohlüberlegten Lebensordnung. Der erste diätetische Grundsatz betrifft die Nichtverweichlichung, die Abhärtung des Körpers in Kücksicht der Wärme, des Schlases, der gemächlichen Pflege überhaupt. Zu dieser Abhärtung gehört die geordnete Diät und der seste Wille.

Es giebt aber auch gewisse krankhafte Empfindungen, von denen man sich nur befreien kann durch den energischen Vorsatz, ihnen nicht nachzugeben. Läßt man sich von solchen Affecten beherrschen, so ent= steht die Hypochondrie, das ewige Grübeln über den Sig bes Uebels, den man überall sucht und nirgends findet. Gegen die Grillenkrankheit, zu welcher Kant selbst eine natürliche Anlage hatte, hilft allein der feste Vorsatz, nicht an die Sache zu denken. gegen schmerzhafte Empfindungen spastischer Art, die ihn am Schlaf hinderten, bot er seine Willensstärke auf und lenkte seine Aufmerksam= keit auf ganz andere, gleichgültige Vorstellungen (z. B. auf den viele Nebenvorftellungen enthaltenden Namen Cicero) und erzeugte dadurch die einschläfernde Zerstreuung. "Ich bin gewiß", setzt er hinzu, "baß viele gichtische Zufälle, wenn nur die Diat des Genusses nicht gar zu sehr dawider ist, ja Krämpfe und selbst epileptische Zufälle, auch wohl das für unheilbar verschrieene Podagra bei jeder neuen Anwandlung desselben durch die Festigkeit des Vorsatzes (seine Aufmerksamkeit von einem solchen Leiden abzuwenden) abgehalten und nach und nach gar gehoben werden könnte."

Wir haben schon früher erzählt, wie Kant mit demselben Ersolge gegen Schnupsen und Husten die Willensenergie anzuwenden und diese krankhaften Zusälle "durch den Vorsatz im Athemziehen" zu bemeistern suchte. Zuletzt macht er die Gesundheitspolizei auf ein öffentliches den Augen namentlich der Gelehrten schälliches Uebel aufmerksam, d. i. "die elende Ziererei der Buchdrucker", die den Leuten aus ästhetischen Kücksichten die Augen verderben. "Sie sollen desfalls unter Polizeigesetze gestellt werden, damit nicht, so wie in Marokko durch weiße Uebertünchung aller Häuser ein großer Theil der Einzwohner blind ist, dieses Uebel aus ähnlicher Ursache auch bei uns einreiße."

¹ Der Streit der Facultäten. Dritter Abschn. Nr. 5 u. 6. Nachschr. (Bd. I. S. 313—315. S. 318 figb.)

Die krankhaften Zufälle, die durch den festen Willen bemeistert werden können, sollen alle spastischer Art sein, aber natürlich lassen sich nicht alle krampshaften Zustände durch den Willen beherrschen. Rant selbst litt in den letzten Jahren an einer beständigen Ropf= bedrückung, die sich der Kraft des Vorsatzes nicht unterwerfen ließ, im Gegentheil badurch verstärkt wurde. Sie hinderte ihn im Denken, im Berknüpfen und im Zusammenhalten der Borftellungskette, die Zwischen= glieber entfielen ihm, er wußte mitten im Laufe ber Borstellungen nicht, wo er war und konnte sich geistig nicht mehr orientiren. Es war ein Mangel nicht bloß des Gedächtnisses, sondern der Geistesgegenwart: die Denkkraft war im Abnehmen. Die ungeheure Anstrengung selbst hatte sie aufgezehrt, und bagegen konnte kein Wille und keine Diat mehr helfen. Er hatte durch die Energie des Geistes seinen Körper zu beherrschen vermocht, jett konnte er ben Geist nicht mehr regieren; sein menschliches Maß war erfüllt, er selbst fühlte sich am Ende. Er wußte, daß in seinen mündlichen und schriftlichen Vorträgen schon die Spuren der abnehmenden Denkkraft und der sich auflösenden Rette der Bor= stellungen sichtbar hervortraten.

Im Gefühle ber schwindenden Geisteskraft beschloß Kant den Streit der Facultäten und zugleich seine schriftstellerische Laufbahn mit dieser Selbstschilderung als Abschied vom Leben: "Es begegnet mir, daß, wenn ich, wie es in jeder Rede jederzeit geschieht, zuerst zu dem, was ich sagen will, den Hörer oder Leser vorbereite, ihm ben Gegenstand, wohin ich gehen will, in der Aussicht, dann ihn auch auf das, wovon ich ausgegangen bin, zurückgewiesen habe, und ich nun das Lettere mit dem Ersteren verknüpfen foll, ich auf einmal meinen Zuhörer (ober stillschweigend mich selbst) fragen muß: wo war ich doch? wovon ging ich auß? Welcher Fehler nicht sowohl ein Fehler des Geistes, auch nicht des Gedächtnisses allein, sondern der Geistesgegenwart (im Verknüpfen), b. i. unwillkürliche Zerstreuung und ein sehr peinigender Fehler ift." — "Hieraus ist auch zu erklären, wie jemand für sein Alter gesund zu sein sich rühmen kann, ob er zwar in Ansehung gewiffer ihm obliegender Geschäfte sich in die Krankenliste mußte einschreiben laffen. Denn weil das Unvermögen zugleich den Gebrauch und mit diesem auch den Verbrauch und die Erschöpfung der Lebenskraft abhalt, und er gleichsam nur in einer niedrigeren Stufe (als vegetirendes Wefen) zu leben gesteht, nämlich essen, gehen und schlafen zu können, was für seine animalische Existenz gesund, für die bürgerliche (zu öffentlichen Geschäften verpflichteten) Existenz aber frank, b. i. invalid heißt, so widerspricht sich dieser Candidat des Todes hier= mit gar nicht. Dahin führt die Kunft, das menschliche Leben zu ver= längern, daß man endlich unter den Lebenden nur so gedulbet wird, welches eben nicht die ergötzlichste Lage ift. Hieran aber habe ich selber Schuld. Denn warum will ich auch ber hinanstrebenden jüngeren Welt nicht Plat machen und, um zu leben, mir ben gewohnten Genuß bes Lebens schmälern? Warum ein schwächliches Leben burch Entsagungen in ungewöhnliche Lange ziehen, die Sterbelisten, in denen boch auf den Zuschnitt der von Natur Schwächeren und ihre muthmaßliche Lebens= dauer mitgerechnet ist, durch mein Beispiel in Verwirrung bringen und das alles, was man sonft Schicksal nannte (bem man sich demüthig und andächtig unterwarf), dem eigenen festen Vorsatze unterwerfen, welcher doch schwerlich zur allgemeinen diatetischen Regel, nach welcher die Bernunft unmittelbar Heilkraft ausübt, aufgenommen werden und die therapeutischen Formeln der Officin jemals verdrängen wird?"

		~
•		
	•	
•		

Prittes Buch.

Die Kritik der Urtheilskraft.

	·	•		
•				
			•	

Erstes Capitel.

Anfgabe und Entstehung der Kritik der Artheilskraft. Die Lehre von der natürlichen Bweckmäßigkeit. Teleologie und Aesthetik.

I. Die Aufgabe ber Rritit ber Urtheilstraft.

1. Die Rude bes Syftems.

Das Shftem der reinen Vernunft ift in seinem ganzen Umfange dargestellt. Auf der Grundlage der Vernunftkritik hat sich das neue Lehrgebäude erhoben und in die beiden Flügel der metaphysischen Natur= und Sittenlehre (der Natur= und Moralphilosophie) getheilt, mit welcher letteren die Grundzüge der Geschichtsphilosophie und die Religionslehre genau zusammenhängen. Es bleibt noch eine Aufgabe übrig, deren Thema aus der Verfassung unseres Lehrgebäudes einleuchtet, und deren Lösung die Vollendung deffelben bezweckt. Soweit seine Ausführung uns vorliegt, fehlt ihm der Abschluß, es zerfällt in die beiden Haupt= theile der Natur= und der Freiheitslehre, die in derselben Vernunft vereinigt, aber in ihren Principien einander entgegengesett find. Wenn dieser Gegensatz unvermittelt bleibt, so enthält das System eine offenbare "Lücke", welche nicht bloß ben Eindruck eines auffallenden architekt= onischen Mangels machen, sonbern auch wider ben Zusammenhang, bie Einheit und Haltbarkeit bes gesammten Fundaments Bedenken er= regen muß. Jene Lucke auszufüllen und das Vernunftspftem im Geiste der Vernunftkritik zu vollenden, ist daher die neue und letzte Aufgabe.

Die Principien der metaphysischen Naturlehre waren die reinen Verstandesbegriffe, ohne welche keine Ersahrung, also auch keine Gegenstände der Ersahrung, keine Natur oder Sinnenwelt möglich ist, und welche deshalb Naturbegriffe sind und heißen; das Princip der metaphysischen Sittenlehre war der Freiheitsbegriff: beide gelten zwar in dem Gebiet der Erscheinungen, aber in grundverschiedener Weise; jene geben die Grundsätze der Ersahrung, dieser die des sittlichen

Handelns, die Geltung der erften ift nur theoretisch, die des anderen bloß praktisch ober rein moralisch, der Freiheitsbegriff erklärt nichts in der Natur, die Verstandes= oder Naturbegriffe begründen nichts in der sitt= Grundverschieben, wie ihre Geltung, ist ihr Ursprung. lichen Welt. Die Naturbegriffe entspringen aus dem Verstande, der Freiheitsbegriff aus der Vernunft, jener verhält sich gesetzgebend durch seine Naturbe= griffe, diese durch ihren Freiheitsbegriff, die Gesetzgebung des Verstandes ist theoretisch, die der Vernunft praktisch, die theoretische Gesetzgebung gilt nur für die Erkenntniß, die praktische nur für den Willen, das Gebiet der Erkenntniß ift die Natur ober der Inbegriff der Erfahrungs= objecte, das des Willens ist die sittliche Welt oder die moralische Ord= nung der Dinge. Wie sich die Natur zur Freiheit, die finnliche Welt zur fittlichen, die Naturbegriffe zum Freiheitsbegriff verhalten, so ver= halt sich der Verstand zur Vernunft, das Erkenntnisvermögen zum Begehrungsvermögen, die theoretischen Gemüthskräfte zu den praktischen. Hier sind nun jene Gegensate, ohne deren Bermittlung eine ausgemachte Lucke sein und bleiben wurde, die in unserer Vernunft die theoretischen Vermögen von den praktischen oder den Verstand vom Willen, in unseren Vorstellungen die Naturbegriffe vom Freiheitsbegriff ober die Anschauungen und Begriffe von den Ideen, in den Erscheinungen die natürliche Welt von der moralischen oder die sinnliche von der in= telligiblen völlig scheibet und trennt.

2. Die Ausfüllung ber Rude.

Aus dieser Betrachtung folgt das Problem. Jene beiden Gesetzgebungen, die theoretische und praktische, sind einander entgegengesetzt und bestehen zusammen in demselben Subject. Die menschliche Bernunft ist eine und fordert deshalb in ihren Bermögen, wie in ihren Gebieten, Zusammenhang und durchgängige Einheit. Wenn ihre Grundkräfte einsander nur entgegengesetzt und zwischen ihnen keinerlei Berbindung möglich wäre, so würde der Zusammenhang in der Einrichtung unserer Vernunft und damit diese selbst ausgehoben sein. Wir können jenen Gegensatz zwischen den Vernunstkräften wie zwischen den Vernunstgebieten nicht verneinen und müssen ihre Verdindung fordern: diese kann daher nicht in der Identität, sondern nur in der Vermittlung beider, d. h. in einem Mittelgliede bestehen, welches die theoretische und praktische Vernunft, das Erkenntniß= und das Vegehrungsvermögen, die Gebiete der Natur und der Freiheit verknüpft.

Run ift die Möglichkeit einer solchen Bereinigung in der bis= herigen Ausführung der kantischen Lehre schon grundsätzlich enthalten. Der Gegensatz zwischen Verstand und Willen, wie zwischen Natur und Freiheit ift keineswegs so ausschließend geblieben, als ihn die Vernunft= tritik zuerst eingeführt und wir denselben noch eben hingestellt haben. Die beiden Vermögen und Gebiete würden sich gegenseitig ausschließen, wenn sie einander bloß nebengeordnet waren. Sie find es nicht und können es nicht sein. Die Gesetze ber Freiheit sollen in der Sinnenwelt ausgeführt werden, also muß die Natur selbst in ihrem intelligibeln Grunde zur Uebereinstimmung mit jenen Gesetzen angelegt sein. "Es muß doch einen Grund der Einheit des Ueberfinnlichen, welches der Natur zum Grunde liegt, mit dem, was der Freiheitsbegriff praktisch enthält, geben, wovon der Begriff, wenn er gleich weder theoretisch noch praktisch zu einem Erkenntniß besselben gelangt, mithin kein eigen= thumliches Gebiet hat, dennoch den Uebergang von der Denkungsart nach den Principien der einen zu der nach Principien der anderen möglich macht." Die fittlichen Gesetze find universell, sie find Weltgesetze und gelten für alle sinnlich=vernünftigen Wesen, während die Natur= gesetze bloß für die finnlichen Dinge gelten; daher reicht die praktische Bernunft weiter, als die theoretische, und ist der letzteren nicht neben=, sondern übergeordnet: d. h. sie hat den Primat. In dem Begriffe des Primats der praktischen Vernunft, diesem Kern der kantischen Sitten= lehre, ist schon angezeigt, nicht bloß daß, sondern auch wie Natur und Freiheit zu vereinigen ober durch welches Mittelglied die Naturbegriffe mit dem Freiheitsbegriffe verknüpft find.

3. Teleologie und Urtheilstraft.

Naturerscheinungen lassen sich nur nach dem Gesetz der mechan=
ischen Causalität, dagegen freie Handlungen nur nach dem der mor=
alischen erklären. Die moralische Ursache ist Endursache (Absicht)
oder Zweck, daher ist die einzig mögliche Art, Natur und Freiheit zu
vereinigen, die Verknüpfung zwischen dem Natur= und dem Zweckbegriff:
beide sind vereinigt in dem Begriff der natürlichen Zweckmäßigkeit.
Die Function unseres Verstandes besteht darin, die Natur zu erkennen,
die unserer praktischen Vernunft darin, die Freiheit zu verwirklichen:
jenes mittlere Vermögen zwischen beiden wird daher keine andere Func=

² Kritik ber Urtheilskraft. Einleitung. II. (Bb. VII. S. 14.)

tion haben können, als der Freiheit die Natur unterzuordnen oder, was dasselbe heißt, diese durch jene, d. h. durch den Begriff des Zwecks vorzustellen. Eine solche mittelbare Vorstellung ist ein Urtheil: daher wird jenes Mittelglied zwischen der theoretischen und praktischen Vernunft kein anderes Vermögen sein können, als die Urtheilskraft.

Nun aber ist das Urtheil selbst eine Function des Verstandes und fällt also mit diesem zusammen ober steht mit ihm auf der Seite der (oberen) Erkenntnißvermögen. Soll die Urtheilskraft das Mittelglied zwischen bem Erkenntniß= und bem Begehrungsvermögen bilben, so muß sie als ein besonderes Vermögen von jenen beiden unterschieden, also eine Urtheilskraft anderer Art als diejenige sein, welche theoretische Erkenntniffe leistet. In jedem Erkenntnigurtheile wird ein besonderer Fall unter eine Regel subsumirt oder diese auf jenen angewendet; daher besteht ein solches Urtheil in der Anwendung einer gegebenen Regel ober in der Unterordnung eines besonderen Begriffs unter einen ge= gebenen allgemeinen, wodurch jener bestimmt und erkannt wird: dieses Urtheil nennt Kant "das bestimmende". Wenn wir dagegen ohne gegebene Regel urtheilen ober einen besonderen Begriff unter einen allgemeinen subsumiren, der nicht gegeben ist, was offenbar geschieht, sobald wir die Dinge als zweckmäßig beurtheilen, so ist ein solches Urtheil nach dem Ausbruck unseres Philosophen nicht bestimmend, sondern "reflectirend". Wie sich ber Begriff ber natürlichen Zweckmäßigkeit zu dem Natur= und Freiheitsbegriff, so verhält sich die reflectirende Urtheilskraft zur theoretischen und praktischen Vernunft: sie bildet jenes nothwendige Mittelglied zwischen beiden und vollzieht jene Unterordnung der Natur unter die Freiheit (Zweckmäßigkeit), wozu der Primat der praktischen Vernunft uns berechtigt.

Wenn Natur und Freiheit vereinigt werden sollen, so ist diese Bereinigung nur durch den Begriff der natürlichen Zweckmäßigkeit möglich; wenn dieser Begriff seststeht, so ist das einzige ihm entsprechende Vermögen die reflectirende Urtheilskraft; wenn es eine solche Urtheilskraft giebt, so wird deren transscendentales Princip die natürliche Zweckmäßigkeit sein müssen, wie Raum und Zeit die Grundsormen der Sinnlichkeit, die Rategorien die des Verstandes, die Ideen die der Vernunft waren. Dieses "wenn" gilt zunächst hypothetisch. Es ist darzuthun, daß die natürliche Zweckmäßigkeit kein willkürlich gemachter oder erkünstelter Begriff, sondern ein Vernunstprincip ist: ein Begriff, welchen unsere Vernunft nicht entbehren kann, sondern nothwendig braucht,

zwar nicht zur Erklärung und Erkenntniß, wohl aber zur reslectirenden Betrachtung ober Beurtheilung ber Dinge.

Wir bestimmen jetzt die Aufgabe der neuen und letzten kritischen Untersuchung nur in der Absicht, um ihr Thema zu vorläufiger Orient= irung kenntlich zu machen. Es leuchtet ein, welche Lücke bes Spstems auszufüllen ist und wodurch: sie besteht zwischen der theoretischen und praktischen Gesetzgebung der Vernunft und soll durch die Lehre von der natürlichen Zweckmäßigkeit ausgefüllt werben. Demnach zerfällt bas System der Philosophie in drei Haupttheile: theoretische Philosophie, praktische Philosophie und Teleologie. Nun gründet sich das Vernunft= sostem auf die Untersuchung ober Kritik der Bernunftvermögen: die theoretische Gesetzgebung geschieht durch den Verstand, die praktische durch die moralische Vernunft, die teleologische (sofern sie Gesetzgebung heißen darf) durch die restectirende Urtheilskraft. Demnach hat die gesammte Vernunftkritik drei Hauptaufgaben zu lösen: diese find 1. die Aritik ber Erkenntnisvermögen ober, wie unser Philosoph den Inbegriff der letteren genannt hat, der reinen Vernunft, 2. die Kritik der praktischen Bernunft und 3. die Kritik der (reflectirenden) Urtheilskraft. Die beiden ersten sind gelöst, die Aritik der Urtheilskraft ist das lette noch auszuführende Thema, um die Grundlegung der kritischen Philosophie zu vollenden.

4. Das Gefühl ber Luft und bie afthetische Urtheilstraft.

Die restectirende Urtheilskraft, sofern sich dieselbe bloß reflect= irend verhält, bildet das Mittelglied zwischen der theoretischen und praktischen Vernunft, zwischen dem Erkenntniß= und dem Begehrungs= vermögen; aber sosern sich dieselbe doch auch urtheilend, also erkennend verhält, gehört sie zu den Erkenntnißvermögen und zwar zu den oberen, da sie, wie diese, nach Principien urtheilt. Es giebt drei Arten grundsählicher Urtheile: theoretische oder wissenschaftliche, praktische oder moralische, und teleologische. Es giebt demgemäß auch drei obere Erkenntnißvermögen: das theoretische, praktische und teleologische, oder Verstand, Vernunft und restectirende Urtheilskraft. Diese stellt sich zwischen die beiden ersten und erscheint demnach in der Ordnung der drei oberen Erkenntnißvermögen als das mittlere.

Wenn wir nun Verstand, Urtheilskraft und Vernunft als die Formen des oberen Erkenntnißvermögens im weitesten Sinne betrachten, so erschöpfen sie nicht die gesammte Einrichtung unserer Vernunft, sondern

bilden unter den Grundkräften des Gemüths überhaupt diejenige Gruppe, welche alle Bermögen urtheilender oder erkennender (theoretischer) Art umfaßt. Das Gemüth aber verhält sich nicht bloß urtheilend oder erkennend, sondern auch begehrend oder wollend: seine beiden Grundkräste sind das Erkenntnißvermögen in seinem ganzen Umsange (der die bestimmende, restectirende und moralische Urtheilskraft in sich schließt) und das Begehrungsvermögen (Wille). Hier würde nun in der Verfassung unserer gesammten geistigen Natur zwischen den Grundkrästen des Erkennens und Wollens wieder eine Lücke sein, wenn es nicht eine dritte, mittlere Grundkraft gäbe, welche aus unserer inneren Ersahrung sogleich einleuchtet. Das Gemüth verhält sich nicht bloß erkennend und begehrend, sondern auch fühlend. Zwischen dem Erkenntnißvermögen und dem Begehrungsvermögen steht das Gefühl der Lust und Unlust, das sich mit jenen beiden verdindet und von ihnen unterscheidet.

Vergleichen wir jett die Einrichtung unserer Gemüthskrafte im Allgemeinen mit der unserer oberen Erkenntnisvermögen im Besonderen, so erscheinen auf beiden Seiten drei Grundvermögen: dort das Erkenntnißvermögen, das Gefühl der Lust oder Unlust und das Begehrungs= vermögen, hier der Verstand, die reflectirende Urtheilskraft und die (praktische) Vernunft. Die mittlere Grundkraft des Gemüths ist das Gefühl der Lust und Unlust, das mittlere Erkenntnisvermögen die reflectirende Urtheilskraft. Wie fich das Gefühl der Lust und Unluft zum Erkenntniß= und Begehrungsvermögen, so verhält sich die reslectirende Urtheilskraft zur theoretischen und praktischen Bernunft. Was seiner Stellung und Bedeutung nach in der Einrichtung unseres Gemüths das Gefühl der Luft und Unluft, das ist seiner Stellung und Bebeutung nach in der Einrichtung unseres Erkenntnigvermögens die reslectirende Urtheilskraft. Es läßt sich hieraus schon vermuthen, daß zwischen beiben, jenem Gefühl und dieser Urtheilskraft, eine eigenthum= liche Zusammengehörigkeit und Verwandtschaft stattfinden wird, und es läßt sich aus unserer inneren Erfahrung auch leicht erkennen, was in den folgenden Untersuchungen erst näher nachgewiesen und begründet werden kann: daß es ein Gefühl der Lust und Unlust giebt, welches weber intellectueller noch moralischer Art ist, daher nichts mit dem Erkenntniß= und Begehrungsvermögen zu thun hat, sondern sich von beiden unterscheibet und gerade darin seine volle Eigenthümlichkeit offenbart: nämlich das afthetische Gefühl. Und ebenso giebt es eine reflectirende Urtheilskraft, die weder theoretisch noch praktisch, weder wissenschaftlich noch moralisch urtheilt, sondern sich sowohl von der theoretischen als auch von der praktischen Bernunft unterscheidet, dadurch recht eigentlich die Mitte zwischen beiden hält und in ihrer vollen Eigenthümlichkeit erscheint: nämlich die ästhetische Urtheilskraft. Hier liegt nun die Zusammengehörigkeit des Gefühls der Lust und Unlust mit der reslectirenden Urtheilskraft deutlich am Tage: das Bermögen, die Objecte auf jenes Gesühl zu beziehen und demgemäß zu beurtheilen, ist der Geschmack. Die reslectirende Urtheilskraft wird sich demnach in die teleologische (im engeren Sinn) und ästhetische unterscheiden, welche letztere, weil sie recht eigentlich jenes mittlere Bermögen ist, das die Lücke aussüllt, einen so wesentlichen Theil des Ganzen ausmacht, daß Kant seine "Teleologie" und Kritik der Urtheilskraft auch "die Kritik des Geschmacks" nennen konnte, als ob sie mit dieser sich völlig deckten.

Wir haben aus der spstematischen Verfassung der Vernunft und des Gemüths überhaupt, wie uns dieselbe nach der Richtschnur der kantischen Kritik einleuchtet, die Lücke des Systems, wie auch die einzig mögliche Art ihrer Ausfüllung dargethan und diesen Weg zur Be= stimmung unserer Aufgabe nicht nach subjectivem Gefallen genommen, jondern weil ihn der Philosoph selbst zur Begründung der Kritik der Urtheilskraft gewählt und wiederholt erklärt hat, daß er sich über die Aufgabe der letteren und die Art ihrer Lösung aus den Ergebnissen seiner Vernunftkritik und nach der Architektonik seines Systems orientirt Wir mußten uns ben Ibeengang, der unserem Philosophen in habe. der Bestimmung und Ausführung seines letten Themas zum Leitfaden gedient hat, vergegenwärtigen, um nach dieser Richtschnur zunächst die Entstehung ber Aritik der Urtheilskraft verfolgen zu können, deren Besammtaufgabe in die beiden Hauptprobleme der Teleologie (im engeren Sinn) und der Aesthetik zerfällt.

II. Die Entstehung der Kritik der Urtheilskraft.

1. Das Problem ber Teleologie.

Das Werk entsteht in den Jahren 1787—-1790¹, in der Ausführung desselben bildet die Kritik der afthetischen Urtheilskraft den

Die Kritik der Urtheilskraft erscheint im Frühjahr 1790. Die beiden folgenden Ausgaben, welche Kant noch erlebte (1798 und 1799), find von der ersten nicht sachlich, wohl aber durch mancherlei Hinzufügungen und namentlich durch größere Sorgfalt und Correctheit sowohl der Schreibart als des Drucks in einem

ersten, die der teleologischen den zweiten Theil; dagegen in dem Entwicklungsgange der Ideen Kants, die zu der Entstehung seines letzten kritischen Hauptwerks geführt haben, verhält es sich mit der Folge jener beiden Themata umgekehrt: die Grundfrage der Teleologie hat unsern Philosophen weit früher beschäftigt, als die der Aesthetik, und man sieht, wie Kant durch den Begriff des Zwecks und dessen Geltung in der Natur der Dinge dazu gebracht wurde, die reflectirende Urtheilskraft von der bestimmenden zu unterscheiden.

Schon in den ersten Ansängen seiner vorkritischen Periode hatte er auf die Geltung dieses Begriffs hingewiesen und es in der Borrede zur "Naturgeschichte des Himmels" ausgesprochen, daß man nach dem Gesetz der mechanischen Causalität zwar die Entstehung und Versaffung des Weltgebäudes, aber nicht den kleinsten organischen Naturkörper, weder ein Kraut noch eine Raupe zu erklären vermöge; er wollte schon hier die organisirende Naturkraft von der bloß bewegenden und durch äußere Ursachen bestimmten Krast unterschieden und die Grenze der mechanischen Grundsätze innerhalb der Ersahrung und Naturbetrachtung anerkannt wissen.

In seinen späteren Untersuchungen über die Entstehung der Menschenracen und die Bestimmung ihres Begriffs hatte ihn die einleuchtende Uebereinstimmung zwischen den Racen und Erdtheilen, die ihr entsprechende Anpassungsfähigkeit der Menschheit und deren Anlage zur Berbreitung über die Erde genöthigt, die zweckmäßige Organisation der menschlichen Natur zu lehren und gegen Forster den "Gesbrauch der teleologischen Principien in der Philosophie" zu vertheidigen. Dieser Aussacheitung wei Jahre vor der Aritik der Urtheilskraft und zwei Jahre nach den metaphysischen Ansangsgründen der Naturwissenschaft, er wurde geschrieben, als Kant schon mit der Ausarbeitung jenes letzten kritischen Hauptwerks beschäftigt war.²

solchen Grade unterschieden, daß die zweite eine "verbesserte Auflage" hatte genannt werden können, was auch von seiten des Berlegers beabsichtigt war, aber von Kant verhindert wurde, weil ihm diese Bezeichnung sachlich nicht gerechtsertigt genug schien. In der Gesammtausgabe der Werke hat Rosenkranz die erste Ausgabe ohne Bergleichung der späteren, Hartenstein die zweite mit Bergleichung der ersten, B. Erdmann in seiner Separatausgabe (Leipzig, L. Boß, 1880) die zweite mit Bergleichung der britten, R. Rehrbach in der seinigen (Leipzig 1878) die erste mit Bergleichung der beiden solgenden zum Grundtert genommen.

¹ Ngl. Bb. IV. Cap. X. S. 167 u. 168. — ² S. oben Buch I. Cap. XVI. S. 223 u. 224.

Organisirende Ursachen sind zweckthätige und barum innere, mechansische dagegen äußere. In seiner metaphysischen Naturlehre hatte Kant bewiesen, daß in der Körperwelt keine anderen Ursachen als räumliche, also äußere oder mechanische erkennbar seien, daß jede Erstlärung aus inneren Ursachen Holozoismus und dieser der Tod aller Naturphilosophie sei. Organische Wesen sind auch Körper. Wenn daher eine teleologische Betrachtung oder Beurtheilung derselben nothewendig ist, so kann diese nie die Geltung naturwissenschaftlicher Erkenntnißurtheile in Anspruch nehmen, sondern muß von einer Urtheilskraft herrühren, welche anderer Art ist, als die bestimmende.

Die Nothwendigkeit einer teleologischen Beurtheilung der organischen Körper vertheidigt Kant gegen Forster, der die organisirenden Ursachen sür mechanische und erkennbare erklärt hatte. Unser Philosoph bestreitet nicht die Möglichkeit, sondern nur die Erkennbarkeit des mechanischen Ursprungs organischer Wesen, wir vermögen nach der Versassung unserer Bernunft nicht einzusehen, wie äußere oder mechanische Ursachen organische Körper erzeugen. Wir machen die Ersahrung, daß die letzteren zweckmäßig eingerichtet sind und werden durch diese Ersahrung genöthigt, uns die Entstehung der Organismen aus zweckthätigen (organisirenden) Kräften herzuleiten, die wir als solche von den mechanischen unterscheiden müssen.

Nun sind aber zweckthätige Kräste nur so weit bestimmbar, als sie erkennbar sind, sie sind nur so weit erkennbar, als sie gegeben sind, und sie sind uns nur in unserer inneren Ersahrung, nie in der äußeren gegeben. Ober anders ausgedrückt: zweckthätige Kräste sind uns nur so weit einleuchtend und erkennbar, als sie intelligent und bewußt sind, das gegen unerkennbar und unersorschlich, so weit sie ohne Intelligenz und Bewußtsein wirken, wie die Kräste in der Körperwelt. Daher sind zweckthätige Naturkräste unerkennbar, und es darf innerhalb der Naturphilosophie nicht von einer organisirenden Grundkrast geredet werden. Wenn wir nun in der Betrachtung der organischen Natur doch durch unsere Ersahrung selbst genöthigt werden, die Zweckbegriffe anzuwenden, d. h. diese Körper so zu beurtheilen, als ob sie durch zweckthätige Kräste entstanden wären, so ist diese Art der Beurtheilung zwar nothwendig und durch unsere Bernunft gesordert, aber nicht erkennend oder bestimmend, sondern nur restectirend. Es muß daher ein Beurtheilungsvermögen geben, welches in

¹ Chendas. Buch I. Cap. III. S. 37 u. 38.

unserer Vernunst gegründet und nur auf Ersahrungsobjecte anwendbar oder empirisch brauchbar ist, aber nicht dazu dient, die Erscheinungen zu erkennen oder zu bestimmen, weder durch metaphysische noch durch empirische Begriffe: dieses Vermögen ist die reslectirende Urtheilskraft und deren transscendentales Princip das der natürlichen Zweckmäßigteit. Nach allen vorausgegangenen Untersuchungen läßt die nothwendige wie die unwögliche Geltung der Teleologie keine andere Fassung dersselben übrig, als welche Kant in der Kritik der Urtheilskraft ergriffen und ausgeführt hat.¹

Das ganze Thema der Teleologie in seinem weitesten Umfange war schon in dem grundlegenden Hauptwerk der kantischen Lehre ent= halten, und es ist sehr wichtig, diesen Zusammenhang zwischen der Aritik der reinen Vernunft und der Kritik der Urtheilskraft deutlich zu erkennen. Der Anknüpfungspunkt liegt in dem Resultat der Ideen= lehre: in jenem "Anhang zur transscendentalen Dialektik", worin "von dem regulativen Gebrauch der Ideen der reinen Vernunft" und "von der Endabsicht der natürlichen Dialektik der menschlichen Vernunft" gehandelt wird. Die Vernunftkritik lehrt uns die Entstehung der Er= scheinungen und ihrer Erkenntniß, sie zeigt, wie aus dem mannichfaltigen Stoff der Eindrücke (Empfindungen) durch die Grundformen der An= schauung verknüpfte Einbrude ober Erscheinungen werben, wie aus diesen durch die Grundbegriffe des Verstandes verknüpfte Erscheinungen oder Erfahrung, wie aus dieser durch die Grundbegriffe der Vernunft, d. h. die Ideen, verknüpfte Erfahrungen oder ein System aller Er= fahrungserkenntnisse entsteht, das zwar niemals vollendet und fertig werden kann, aber immer angestrebt werden soll und in unaufhörlich fortschreitender Ausbildung begriffen ift. Die Ideen find nicht die Ein= heit der Dinge, sondern die unserer Erfahrung, auch geben sie nicht die Einheit aller Erfahrung, sondern fordern dieselbe, sie sind nicht Objecte, sondern Ziele, sie machen nicht die Erfahrung, sondern regu= liren dieselbe und nöthigen uns, die empirischen Ginfichten styftema= tisch zu ordnen und in der Ausbildung dieses Syftems unausgesetzt nach einer höchsten Einheit zu streben, welche als solche nie objectiv erreichbar, aber stets subjectiv nothwendig ift. Darum nannte der Philosoph die Ibeen Maximen ober regulative Principien. Das System aller Erfahrung forbert ben einheitlichen und durchgängigen Zusammenhang

¹ S. oben Buch I. Cap. XVI. S. 232—236.

aller Erscheinungen: die höchste Einheit in der höchsten Mannichsaltigkeit, ein geordnetes Stufenreich, worin alle Erscheinungen verknüpst sind, und das von den untersten Individuen durch die niederen zu den höheren Arten bis zu einer höchsten Gattung stetig empor= und von dieser ebens so stetig abwärts steigt. Wenn wir diese nothwendigen Forderungen in der Form der Gesetze aussprechen, so sind es die drei der durchsgängigen Einheit, Mannichsaltigkeit und Verwandtschaft aller Erscheinungen oder, wie Kant sie genannt hat, der Homogeneität, Specisication und Afsinität (Continuität) in der Natur der Dinge.

Setzen wir, daß in Wirklichkeit aus einem einzigen Wesen durch fortschreitende und stetige Differenzirung die unendliche Mannichfaltigkeit der Erscheinungen in stufenmäßiger Ordnung hervorgeht, so wird dieses Naturgesetz der Specification ein Naturspstem erzeugen, welches alle die Forderungen erfüllt, welche unserer Erfahrung durch die Bernunft= ideen gestellt und zur Richtschnur gemacht werden. Dann würde die Natur so logisch handeln, wie der urtheilende und systematisch ein= theilende Verstand: sie würde ein lebendiges Kunstwerk sein, das sich durch eigene zweckthätige Kräfte ausführt und zuletzt von einer höchsten Intelligenz abstammt. Jenes Gesetz der Specification fällt demnach mit der natürlichen Zweckmäßigkeit ober, was dasselbe heißt, mit der Zweck= thätigkeit der Naturkräfte, d. h. mit der "Technik der Natur" zusammen und besteht in einer völligen Uebereinstimmung zwischen dem Natur= system der Dinge und dem Erkenntnißsystem unserer Ber= nunft; die Natur erscheint, wenn sie ein solches Gesetz hat und er= füllt, unserem Urtheilsvermögen völlig angemessen: sie ist und wirkt vernunftgemäß.

Aus diesen Erörterungen erhellt, daß und in welchem Sinne der Philosoph zur Grundlegung seiner Aritik der Urtheilskraft folgende Bezeichnungen als gleichwerthig braucht: System aller Ersahrung — Naturssystem — Naturgesetz der Specification — specifische Gesetzmäßigsteit der Natur — natürliche Zweckmäßigkeit (vernunstgemäße Wirkungsart der Natur) — Uebereinstimmung oder Angemessenheit der Natur mit unserem Erkenntnißz oder Urtheilsvermögen. Nun aber ist das System aller Ersahrung nicht gegeben, sondern gefordert, es hat nicht den Charakter der objectiven, sondern nur den der subjectiven Einheit oder der Maxime: daher ist auch die natürliche Zweckmäßigkeit

¹ Bgl. dieses Werk. Bd. IV. Buch II. Cap. XIV. Nr. IV. Die kritische Bebeutung ber Ibeenlehre. S. 558—563.

kein constitutives, sondern ein regulatives Princip und das Urtheilsvermögen, welches dieser Richtschnur folgt, nicht die bestimmende, sondern die reflectirende Urtheilskraft, die sich zu den Erscheinungen nicht erkennend, sondern nur beurtheilend verhält und in der Anwendung ihres Princips die Grenze der Ersahrung nicht überschreitet.

Der Zusammenhang zwischen der Aritik der reinen Vernunft und der Aritik der Urtheilskraft, näher gesagt: zwischen der Ideenlehre der ersten und der Einleitung in die zweite, besteht darin, daß die Maxime der Specification oder der specifischen Gesetzmäßigkeit der Natur gleichbedeutend ist mit dem Princip der natürlichen Zweckmäßigkeit. Die Ideenlehre giebt unserer Erkenntniß das Gesetz der Specification oder die Maxime der specifischen Gesetzmäßigkeit der Natur; das Grundthema der Einleitung in die Aritik der Urtheilskraft ist das Princip der natürlichen Zweckmäßigkeit. Dieses zu sezen, nöthigt uns nicht bloß die Vollständigkeit unseres Vernunstspstems, sondern die Natur selbst und die Thatsachen unserer Erfahrung.

Wir verstehen unter der Natur unsere Sinnenwelt ober den Inbegriff aller möglichen Erfahrungsobjecte; alle natürlichen Dinge find Gegenstände möglicher Erfahrung, zugleich ift jedes eine eigenthumliche Erscheinung. Unsere Verstandesbegriffe find die Bedingungen der Erfahrung überhaupt, sie geben die Grundsätze der reinen Naturwissen= schaft ober die allgemeinen Naturgesetze; wir erkennen durch jene Be= griffe die allgemeine Natur der Dinge, nicht deren specifische Art und Bilbung. Doch ist diese auch eine Thatsache der Erfahrung und unterliegt als solche dem Grundsatz und Gesetze der Causalität: daher gilt nach dem letteren nicht bloß die allgemeine, sondern auch die specifische Gesetzmäßigkeit der natürlichen Dinge. Nun ist die allgemeine Gesetz= mäßigkeit die der mechanischen oder äußeren Ursachen, woraus die eigenthümliche Art und Bildung der natürlichen Dinge, insbesondere die Einrichtung ber organischen Körper nicht erklart werben kann: mithin bleibt für die specifische Gesetzmäßigkeit nur die der inneren Ursachen ober der 3mede übrig.

Hieraus folgt: daß wir 1. ohne Teleologie die natürliche Gesetzmäßigkeit der Dinge nicht vollständig erfahren können und 2. von der Teleologie nur einen empirischen Gebrauch machen dürfen. Da aber unsere wissenschaftliche Erfahrung nicht weiter reicht als unsere Verstandesbegriffe, durch welche innerhalb der Körperwelt keinerlei innere Ursachen ober Zwecke zu erkennen sind, so folgt: 3. daß die Teleologie unsere Ersahrung nicht bestimmen, sondern nur leiten, d. h. derselben zum Leitsaden oder zur Richtschnur dienen kann, und daß demnach jenes nothwendige Vermögen unserer Vernunst, welches teleologisch urtheilt, nicht der Verstand und die bestimmende Urtheilskraft ist, sondern die restlectivende, zu der sich das Princip der natürlichen Zweckmäßigkeit verhält, wie Raum und Zeit zu unserer Sinnlichkeit, wie die Kategorien zu unserem Verstande und die Ideen zu unserer Vernunst.

2. Das Problem der Aefthetit.

In der Kritik der Urtheilskraft erscheint das Thema der Aesthetik in einer eigenthümlichen dreifachen Stellung: es ift 1. dem der Teleo= logie untergeordnet, benn die ästhetische Zwedmäßigkeit ift, wie sich zeigen wird, eine besondere Art der natürlichen; es ift 2. dem der Teleologie nebengeordnet, benn die Aritik der Urtheilskraft zerfällt in die Aritik der äfthetischen und die der teleologischen Urtheilskraft, und es ist 3. nicht bloß der eine und erste, sondern der wesentliche Theil des Ganzen, der auch diejenigen Entdeckungen enthält, welche in den vorhergehenden Untersuchungen am wenigsten oder so gut als gar nicht vorbereitet waren. Denn es handelt sich um zwei Einfichten, die Rant vor der Aritik der Urtheilskraft nicht gehabt hat: die erste be= trifft die Eigenthümlichkeit des afthetischen Gefühls und Urtheils, d. h. ihre Verschiedenheit von allen übrigen Arten der Gefühle und Urtheile; die zweite betrifft die Allgemeinheit und Nothwendigkeit, d. h. die Apriorität der Principien, auf die sich das Geschmacksurtheil gründet, und ohne welche eine Aritik deffelben im Sinne unseres Philosophen unmöglich ware. Zwar hat das Thema der Aesthetik unter den früheren Arbeiten und Projecten Kants nicht gefehlt, wohl aber das Problem, welches die Kritik der Urtheilskraft stellt und auflöst.

In seiner vorkritischen Periode haben wir jene "Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" (1764) kennen gelernt,

¹ Bgl. die obige Ausführung S. 409 u. 410 und S. 411—414. Rants Kritik der Urtheilskraft. Vorrede und Einleitung: I. Von der Eintheilung der Philosophie. II. Von dem Gebiete der Philosophie überhaupt. III. Von der Kritik der Urtheilskraft als einem Verbindungsmittel der zwei Theile der Philosophie zu einem Ganzen. IV. Von der Urtheilskraft als einem a priori gesetzgebenden Vermögen. V. Das Princip der sormalen Zwedmäßigkeit der Natur ist ein transscendentales Princip der Urtheilskraft. (Bd. VII. Vorr. S. 3—7. Einl. S. 8—26.)

die mit der englischen Moralphilosophie und Rouffeau zusammenhingen und das moralische Gefühl als eine Species des ästhetischen nahmen, welches letztere sie empirisch auffaßten und behandelten.¹

Als der Philosoph gleich nach seiner Inauguraldissertation an die Aussührung seiner neuen Lehre ging, hatte er zunächst die Absicht, ein Werk über die Grenzen der Sinnlichkeit und Vernunft zu schreiben, worin auch "ein Entwurf dessen, was die Natur der Geschmacks=lehre, Metaphysik und Moral ausmacht", enthalten sein sollte. Soschrieb er an M. Herz den 7. Juni 1771.²

Es könnte scheinen, daß schon damals eine Aritik des Geschmacks beabsichtigt war, welche sich der Kritik der reinen und der praktischen Vernunft nebenordnen und, wie diese, auf transscendentale Principien gegründet sein follte. Indessen verhält es sich so keineswegs. Denn in der Kritik der reinen Vernunft, die zehn Jahre später erschien, verneint Rant die Möglichkeit einer solchen Geschmackslehre und läßt keine andere transscendentale Aesthetik gelten, als die Kritik des sinnlichen Erkenntnisvermögens, d. i. die Lehre von Raum und Zeit. Er sagt es aus= drucklich in einer Anmerkung, womit er die Einleitung der transscen= dentalen Aesthetik begleitet: "Die Deutschen sind die einzigen, welche sich jetzt des Wortes Aesthetik bedienen, um dadurch das zu bezeichnen, was andere Aritik des Geschmacks heißen. Es liegt hier eine verfehlte Hoffnung zum Grunde, die der vortreffliche Analyst Baumgarten faßte, die kritische Beurtheilung des Schönen unter Vernunftprincipien zu bringen und die Regeln derselben zur Wissenschaft zu erheben. Allein diese Bemühung ift vergeblich, denn gedachte Regeln ober Ariterien sind Hren Quellen nach bloß empirisch und können also niemals zu Gesetzen a priori dienen, wonach sich unser Geschmacksurtheil richten müßte, vielmehr macht das letztere den eigentlichen Probirftein der Richtigkeit der ersteren aus. Um deswillen ist es rathsam, diese Benennung wiederum eingehen zu laffen und fie derjenigen Lehre aufzubehalten, die wahre Wissenschaft ist, wodurch man auch der Sprache und dem Sinne der Alten näher treten würde, bei denen die Ein= theilung der Erkenntniß in alodytá und voytá sehr berühmt war." Er wiederholt dieselbe Anmerkung in der zweiten Ausgabe der Bernunft= kritik (1787) mit einigen Modificationen, welche Hartenstein in seinen

¹ Ngl. dieses Werk. Bb. IV. Buch I. Cap. XV. S. 254 sigb. — ² Cbenbas. Buch I. Cap. IV. S. 71 sigb.

beiden Gesammtausgaben (1838 und 1867) hervorzuheben unterlassen hat. Es heißt hier: "Allein diese Bemühung ist vergeblich, denn gebachte Regeln oder Ariterien sind ihren vornehmsten Quellen nach bloß empirisch und können also niemals zu bestimmten Gesehen a priori dienen, wonach sich unser Geschmacksurtheil richten müßte" u. s. f. Am Schlusse wird hinzugesügt, als ob für die Geschmackslehre die Benennung Aesthetik gerettet werden solle, daß diese "theils im transscendentalen Sinn, theils in psychologischer Bedeutung zu nehmen" sei. Da nun nach der Bernunstkritik keine andere Psychologie als die empirische gelten darf, so läßt auch hier der Philosoph die Geschmackslehre nur auf empirischer Grundlage gelten. Wir dürsen annehmen, daß Kant diese Ansicht noch gegen Ende des Jahres 1786 (wo jene Ansmerkung bereits gedruckt war) festgehalten hat, und der Umschwung erst im Lause des nächsten Jahres ersolgt ist.

In die Zeit und auch in die Art der Entstehung der neuen Ge= schmackslehre gewähren uns Kants gleichzeitige Briefe an C. L. Reinhold einen näheren Einblick. Dieser hatte bamals seine "Briefe über die kantische Philosophie" erscheinen lassen und soeben sein Lehramt in Jena angetreten. Der Philosoph bankt ihm für jene "herrlichen Briefe" und sendet ihm für den deutschen Merkur seinen uns bekannten Auffat "über den Gebrauch teleologischer Principien in der Philosophie". Im Laufe dieser Zuschrift vom 18. December 1787 sagt er: "Ich darf, ohne mich des Eigendünkels schuldig zu machen, wohl versichern, daß ich, je länger ich auf meiner Bahn fortgehe, desto unbesorgter werde, es könne jemals ein Widerspruch ober sogar eine Alliance (bergleichen jett nichts ungewöhnliches ist) meinem System erheblichen Abbruch thun. Dies ift eine innigliche Ueberzeugung, die mir daher erwächst, daß ich im Fortgange zu anderen Unternehmungen nicht allein es immer mit sich selbst einstimmig befinde, sondern auch, wenn ich bisweilen die Methode der Untersuchung über einen Gegenstand nicht recht anzustellen weiß, nur nach jener allgemeinen Verzeichnung der Elemente der Erkenntniß und der dazu gehörigen Gemüthskräfte zurücksehen darf, um Ausschlüsse zu bekommen, deren ich nicht gewärtig war. So beschäftige ich mich jett mit der Aritik des Geschmacks, bei welcher Gelegenheit eine andere Art von Principien a priori entdeckt wird, als die bisherigen. Denn die Bermögen des Gemuths find brei: Erkenntnigvermögen, Gefühl

¹ Bgl. biefes Wert. Bb. IV. Buch II. Cap. IV. 6. 366.

der Luft und Unluft und Begehrungsvermögen. Für das erste habe ich in der Kritik der reinen (theoretischen), für das dritte in der Kritik der praktischen Vernunft Principien a priori gefunden. Ich suchte sie auch für das zweite, und ob ich es zwar sonst für unmöglich hielt, der= gleichen zu finden, so brachte bas Syftematische, bas die Zergliederung der wahren vorher betrachteten Vermögen mich im menschlichen Gemüthe hatte entdecken lassen, und welches zu bewundern und, wo möglich, zu ergründen, mir noch Stoff genug für den Ueberrest meines Lebens an die Hand geben wird, mich boch auf diesen Weg, so daß ich jetzt drei Theile der Philosophie erkenne, deren jede ihre Principien a priori hat, die man abzählen und den Umfang der auf solche Art möglichen Erkenntniß sicher bestimmen kann: theoretische Philosophie, Teleologie und praktische Philosophie, von denen freilich die mittelste als die ärmste an Bestimmungsgründen a priori befunden wird. Ich hoffe gegen Oftern mit dieser unter dem Titel der "Aritik des Geschmacks" im Manufcript, obgleich nicht im Drucke fertig zu fein".1

Wir sehen: der Philosoph hatte gegen Ende des Jahres 1787 für das afthetische Sefühl Principien a priori gesunden, was er sonst für unmöglich gehalten und noch ein Jahr vorher ausdrücklich verneint hatte. Die Ausarbeitung der neuen Seschmackslehre verzögerte sich, und das Werk, welches Ostern 1788 vollendet sein sollte, war auch zu Nichaeli d. J., wie der Philosoph in seinem folgenden Briese in Aussicht gestellt hatte, noch nicht drucksertig. Wancherlei Hemmungen traten dazwischen: Amtsgeschäfte und die Polemik mit Eberhard, welche in der Schrist "über eine Entdeckung, nach der alle neue Kritik der reinen Vernunst durch eine ältere entbehrlich gemacht werden soll" zu Tage trat.

Inzwischen erweitert sich die Kritik des Geschmacks zur Kritik der Urtheilskraft, von der jene ein Theil ist, und die zur Herbstmesse 1789 erscheinen soll. So schrieb Kant den 12. Mai 1789. Doch bleibt auch diese Aussicht unerfüllt, und das Werk erscheint, gleichzeitig mit jener Schrift gegen Eberhard, erst zu Ostern 1790. Unter den Hemmungen hatten sich unserem Philosophen auch die Beschwerden des Alters sühlbar gemacht. "Es ist schlimm mit dem Altwerden", schrieb er den 1. December 1789. "Im 66. Lebensjahre fallen überdem subtile

¹ S. W. Bb. X. S. 505 u. 506. Mit diesem Briese an Reinhold vgl. unsere obige Auseinandersetzung der Entstehungsart der Aritik der Urtheilskraft. S. 401.

— 2 Br. an Reinhold vom 7, März 1788. (Bb. X. S. 508.) — 3 Ebendas. Bb. X. S. 516.

Nachforschungen immer schwerer, und man wünscht von ihnen außruhen zu dürfen, wenn man sich nur so glücklich sindet, daß andere
sie aufnehmen und fortsetzen möchten. Das letztere glaube ich in Ihrer Person zu sinden, wofür ich Ihnen, so wie es das Publicum auch sein wird, lebhaft verbunden bin. Ich habe etwas über Eberhard unter der Feder. Dieses und die Kritik der Urtheilskraft wird hoffentlich Ihnen um Ostern zu Handen kommen."

Die zweite Ausgabe ber Kritik ber reinen Bernunft war bereits erschienen und die der praktischen Bernunft so gut wie druckfertig, als Rant die Begründung seiner neuen Geschmackslehre zur nächsten Aufzgabe nahm. Dies sehen wir aus einem Briefe an Chr. G. Schütz, welcher nachweislich und erwiesenermaßen im Druck falsch batirt und (nicht den 25. Januar, sondern) wahrscheinlich den 25. Juni 1787 geschrieben ist, denn Kant setzt im Eingange des Briefes voraus, daß Schütz bereits ein Exemplar der neuen Ausgabe der Bernunftkritik erhalten habe, die Ostern 1787 erschienen war. Am Schlusse heißt es: "Herders Ideen, dritten Theil, zu recensiren, wird nun wohl ein anderer übernehmen und sich, daß er ein anderer sei, erklären müssen, denn mir gebricht die Zeit dazu, weil ich alsbald zur Grundlage der Kritik des Geschmacks gehen muß".

Die Begründung der neuen Geschmackslehre fordert, daß Rant in ber reinen Vernunft bie Principien des asthetischen Gefühls und Urtheils gefunden, also die Entdeckung gemacht hat, deren Möglichkeit noch in der zweiten Ausgabe der Vernunftkritik in Abrede gestellt war. Das neue Werk entsteht demnach in der zweiten Hälfte des Jahres 1787, es verändert sich schon in der ersten Ausführung und heißt gegen Ende dieses Jahres nicht mehr "Grundlage der Kritik des Geschmacks", sondern "Aritik des Geschmacks". Die Principien des letteren stellen sich unter ben Grundsatz ber natürlichen Zweckmäßigkeit und bilben eine besondere Art der Teleologie, die von der logischen und moralischen völlig verschieden ift und zwischen beiben recht eigentlich die Mitte halt. Da nun in der Eintheilung der gesammten Philosophie die Teleologie das Mittelglied zwischen der theoretischen und praktischen Philosophie ausmachen soll, so identificirt Kant die Teleologie als solche mit der Kritik des Geschmacks. So steht die Sache im December 1787, wie aus dem ersten Briefe an Reinhold erhellt. Run aber ift die

¹ Br. an Reinhold vom 7. März 1788. (Bb. X. S. 525 figb.) — * B. Erb. mann: Rants Kriticismus u. s. f. s. 160. — * S. W. Bb. X. S. 499 u. 500.

Teleologie, wie schon aus der Ideenlehre der Bernunstkritik und aus der Geltung des Zwecksbegriffs in der organischen Natursehre einleuchtet, das Princip der restectirenden Urtheilskraft überhaupt: daher mußte sich in der Aussührung die Kritik des Geschmacks zur Kritik der Urtheilskraft erweitern und durste ihr Gebiet nicht mehr auf die gesammte Teleologie, sondern nur auf einen Theil derselben erstrecken, der wegen der Neuheit seines Inhaltes, und weil er der wesentliche war, der erste wurde. So gestaltet sich von der Mitte des Jahres 1787 dis gegen die Mitte des Jahres 1789 dieses dritte und letzte der kritischen Hauptwerke Kants in fortschreitender Entwicklung zu dem, was es ist: zuerst heißt es "Grundlage der Kritik des Geschmacks", dann "Kritik des Geschmacks", zulezt, wie aus dem dritten Briese an Reinhold hervorgeht, "Kritik der Urtheilskraft".

Zur Einführung und Begründung dieses Werks waren zwei Aufgaben zu lösen: 1. mußte aus der spstematischen Verfassung und Einsheit der Vernunft der Grundsatz der Teleologie (natürlichen Zweckmäßigsteit) und die Nothwendigkeit der restectirenden Urtheilskraft dargethan und 2. aus dem Princip der Teleologie die Unterscheidung dieser Urtheilskraft in die ästhetische und teleologische hergeleitet werden. Die Lösung dieser beiden Aufgaben ist das Thema der Einleitung.

III. Die Einseitung in die Aritik der Urtheilskraft.

1. Die beiben Einleitungen.

Rant hat zu seiner Aritik der Urtheilskrast zwei Einleitungen versaßt, von benen er die eine in das Werk selbst ausgenommen, die andere zurückgelegt und einige Jahre später Jac. Sig. Beck, dem Commenstator seiner Hauptwerke, zu beliebigem Gebrauche mitgetheilt hat, als dieser seinen "erläuternden Auszug aus den kritischen Schristen des Hr. Pros. Kant auf Anrathen desselben" herausgab. Beck machte einen wörtlichen Auszug aus dem Manuscript, der daszenige enthielt, "was er Eigenthümliches darin gefunden", und veröffentlichte dieses Excerpt als Anhang des II. Bandes (1794) unter dem Titel: "Ansmerkungen zur Einleitung in die Kritik der Urtheilskrast". Bierzig Jahre später erschien dieser Aussah in einer von Fr. Chr. Starke gesmachten "Sammlung kleiner vorzüglicher Schristen Kants" unter dem

¹ S. bieses Werk. Bd. V. S. 161—163. — ² J. S. Bed: Erl. Ausz. n. s. w. Bb. II. Borr. S. I u. II.

Titel: "Ueber Philosophie überhaupt und die Aritik der Urtheilskraft insbesondere". Die beiden Herausgeber der sämmtlichen Werke Kants ließen nur den ersten Theil dieser Bezeichnung stehen und gaben der Schrift den für ihren Inhalt zu weit gesaßten Titel: "Ueber Philosophie überhaupt". Hartenstein hat in seiner zweiten Gesammtaussgabe (1867) den genaueren, sachgemäßen Titel gewählt: "Ueber Phislosophie überhaupt zur Einleitung in die Aritik der Urtheilsstraft".¹

Becks Auszug kommt ber gegenwärtigen Einleitung in die Kritik der Urtheilskraft an Umfang beinahe gleich, daher muß der hand= schriftliche Aufsatz bes Philosophen weit umfangreicher und keineswegs ein bloßer "Entwurf der Einleitung" gewesen sein, wie der jüngste Herausgeber ihn genannt hat. Rant selbst hat, als er jene handschrift= liche Aufzeichnung seinem Commentator mittheilte, erklärt, daß er die= selbe ehebem zur Einleitung in sein Werk bestimmt und nur wegen ihrer Stärke verworfen habe. Es ist demnach sicher, daß der Auffatz, welchen Beck erhielt, kein Entwurf, sondern die ursprüngliche Einleitung selbst in einer Ausdehnung war, welche die Grenzen einer Einleitung zu weit überschritten hatte. Der Philosoph sah sich beshalb zu einer kürzeren Fassung genöthigt, die nicht in einem Auszuge aus dem vor= handenen Manuscript, sondern in einer neuen Bearbeitung und Um= schreibung bestand, aus welcher die gegenwärtige Einleitung hervorging, die dem Werke selbst sowohl durch das Maß ihres Umfangs als durch die präcisere Artikulirung der in ihr enthaltenen Themata besser und genauer angepaßt mar.

Eine solche vortreffliche Einleitung schreibt ober redigirt man am besten nach vollenbetem Werk. Es ist mir deshalb wahrscheinslich, daß jene erste Einleitung, woraus Beck sein Excerpt gemacht hat, der Aussührung (der beiden Theile) des Werks vorausging und in der zweiten Halste des Jahres 1787 entstand, wogegen die neue, welche Kant in sein Werk aufnahm, nachträglich versaßt wurde,

Rants vorzügliche kleine Schriften und Aufsähe. Bb. I. (Leipzig 1838.) S. W. (Hartenstein. Erste Ausgabe. Bb. I. S. 137—172. Zweite Ausgabe. Bb. VI. S. 373—404.) B. Erdmann hat in seiner Separatausgabe der Kritik der Urtheilse kraft den Aufsah unter der Ueberschrift: "J. S. Beck Auszug aus Kants ursprüngelichem Entwurf der Einleitung in die Kritik der Urtheilskraft" (1789. 1794) dem Hauptwerke folgen lassen. (S. 371—373. Einl. S. XIV.—XVII.) — 2 S. W. Bb. I. S. 138.

vielleicht erst im Januar 1789. Wenn der Philosoph in einem Briefe vom 29. December 1789 dem Redacteur der Berliner Monatsschrift Joh. Erich Biester schreibt: "ich habe jetzt eine Arbeit von etwa nur einem Monat zu vollenden", so kann darunter wohl kein anderes Werk als die Kritik der Urtheilskraft gemeint sein. Ich glaube, daß die urssprüngliche Einleitung, die wir auszugsweise kennen, das Erste, und die gegenwärtige Einleitung das Letzte war, was in der Ausarbeitung jenes Werkes niedergeschrieben wurde.

Wenn wir den beck'schen Auszug in seinen sieben, durch besondere Ueberschriften bezeichneten Abtheilungen mit den neun Rummern unserer Einleitung vergleichen, so tritt uns in beiden derselbe Entwurf und der gleiche Gang der Disposition entgegen, der von dem System und der Eintheilung der gesammten Philosophie zu der Begründung und Eintheilung der reslectirenden Urtheilskraft sortschreitet und mit einem Schema des vollendeten Vernunftspstems schließt. 2

Beide Einleitungen sind darin unterschieden, daß Kant jenen von uns erläuterten Zusammenhang zwischen der Kritik der reinen Vernunft und der Kritik der Urtheilskraft, zwischen der Ideenlehre und dem reslectirenden Urtheilsvermögen, zwischen dem Princip der Specification (specifischen Gesehmäßigkeit) der Natur und dem der natürlichen Zweckmäßigkeit in der ersten genauer und aussührlicher erörtert hat, als in

¹ S. W. Bb. X. S. 536. — * Der Entwurf, der beiben Einleitungen in die Kritik der Urtheilskraft zu Grunde liegt, erhellt aus folgender Parallele:

Das erste Thema betrifft das System und die Eintheilung der gesammten Philosophie. Im Auszuge lauten die beiden ersten Ueberschriften: 1. Von der Philosophie als einem System. 2. Von dem System aller Vermögen des menschlichen Gemüths. In der Einleitung: I. Von der Eintheilung der Philosophie. II. Von dem Gebiet der Philosophie überhaupt.

Das zweite Thema betrifft die Gründung und Eintheilung der Urtheilsfraft. A. Die Begründung. Im Auszuge lauten die beiden folgenden Ueberschriften: 3. Von der Erfahrung als einem System für die Urtheilskraft. 4. Von
der ressectivenden Urtheilskraft. In der Einleitung: III. Von der Kritik der
Urtheilskraft als einem Verbindungsmittel der zwei Theile der Philosophie zu
einem Ganzen. IV. Von der Urtheilskraft als einem a priori gesetzebenden
Vermögen. V. Das Princip der sormalen Zwedmäßigkeit der Natur ist ein
transscendentales Princip der Urtheilskraft. VI. Von der Verbindung des Gesühls der Lust mit dem Begriffe der Zwedmäßigkeit der Natur. B. Die Eintheilung. Im Auszuge lauten die beiden nächsten Ueberschriften: 5. Von der
Uesthetik des Beurtheilungsvermögens. 6. Von der Nachsuchung eines Princips
der technischen Urtheilskraft. In der Einleitung: VII. Von der ästhetischen

der zweiten. Auf dieser breiten, spstematischen Grundlage ruht die Teleologie und die Nothwendigkeit der reslectirenden Urtheilskraft, auf dieser die apriorische Begründung des ästhetischen Gefühls und Urtheils, d. h. die Kritik des Geschmacks. Als der Philosoph im Juni 1787 schried: "ich muß alsbald zur Grundlage der Kritik des Geschmacks gehen", trug er sich mit den Ideen, die er in seiner ersten Einleitung so aussührlich behandelt hat, daß sich dieselbe zur Kritik der Urtheilskraft, wie die Grundlegung der Metaphysik der Sitten zur Kritik der praktischen Vernunst verhalten mochte, vielleicht auch verhalten sollte.

Da wir nun die spstematische Begründung der Teleologie und der restlectirenden Urtheilskraft auf der Grundlage der Vernunstkritik und nach der Richtschnur beider Einleitungen bereits aussührlich entwickelt haben¹, so ist jetzt darzuthun, in welche Arten der Begriff der natürlichen Zweckmäßigkeit und das ihm entsprechende Urtheilsvermögen sich unterscheiden.

2. Die äfthetische und teleologische Urtheilskraft.

Zwecke sind Absichten, die durch zweckhätige Aräfte gesett sein wollen, welche lettere, nach unsere Ersahrung zu urtheilen, keine andere als intellectuelle Vermögen sein können, da uns zweckhätige ober innere Ursachen in der körperlichen Natur unerkennbar sind und bleiben. Wenn wir daher natürlichen Dingen eine zweckmäßige Versassung zuschreiben, so beziehen wir dieselben auf eine Intelligenz, deren Absichten sie uns zu erfüllen scheinen. Diese Intelligenz ist entweder unsere eigene, die sich nur vorstellend, d. h. betrachtend und urtheilend verhalten kann, oder eine von der unsrigen verschiedene, welche dem Dinge selbst, d. h. seiner Erzeugung oder Entstehung zu Grunde liegt. Im ersten Fall besteht die natürliche Zweckmäßigkeit des Dinges in seiner Uebereinsstimmung mit unserer Betrachtung, im zweiten dagegen in seiner Uebereinsstimmung mit der Idee, die das Object hervorgebracht hat und sich

Vorstellung der Zwedmäßigkeit der Ratur. VIII. Von der logischen Vorstellung der Zwedmäßigkeit der Natur.

Das dritte Thema betrifft die Einrichtung und das Schema des vollens deten Spstems der Vernunftkritik. Im Auszug lautet die letze lebersschrift: Eine enchklopädische Introduction der Aritik der Urtheilskraft in das Spstem der Aritik der reinen Vernunft. In der Einleitung: IX. Von der Verskruftung der Gesetzebungen des Verstandes und der Vernunft durch die Urtheilskraft.

¹ Bgl. oben Buch III. Cap. I. €. 406-409.

in seinem Dasein offenbart: die Zweckmäßigkeit der ersten Art ist subjectiv, die der zweiten objectiv; jene ist bloß sormal oder ästhetisch, da es die bloße Borstellung des Dinges ist, die mit einer gewissen Art unseres Gefühls übereinstimmt, diese dagegen real oder logisch, da es der Begriff eines Naturzwecks ist, der sich, wie es unsscheint, in dem Dasein des Dinges verwirklicht. Auf die ästhetische Art der natürlichen Zweckmäßigkeit gründet sich das ästhetische, auf die logische das teleologische Urtheil.

Setzen wir, daß die Zweckmäßigkeit des Dinges nur in seiner Beziehung auf unsere Intelligenz ober Borftellung besteht, so kann ber Zweck, den es erfullt, in nichts anderem, als in unserer bloßen Betrachtung liegen, die als solche nichts von dem Stoff des Dinges und der Art seiner Zusammensetzung erfährt, sondern bloß die Form des= selben erkennt und beurtheilt: baher ift die subjective Zweckmäßigkeit gleich der formalen. Es ist kein Unterschied, ob wir sagen: "die bloße Form des Dinges" oder "unsere bloße Betrachtung deffelben": baber ist der Charakter der subjectiven oder formalen Zweckmäßigkeit lediglich in unserer Betrachtung, b. h. in bem zweckmäßigen Verhältniß ober in ber Uebereinstimmung berjenigen vorstellenden Kräfte zu suchen, die in unserer Betrachtung ber Dinge zusammenwirken. Diese find Einbild= ungskraft und Verstand. Wenn in der bloßen Betrachtung eines Dinges diese beiden intellectuellen Vermögen unwillfürlich übereinstimmen oder sich wechselseitig fördern, so entsteht eine Harmonie unserer Gemüthskräfte, also ein harmonischer ober zweckmäßiger Gemüthszustanb, der als solcher lediglich subjectiv ist, den wir aber mit der Erscheinung, wodurch er geweckt worden, nothwendig verknüpfen und die lettere demgemäß als zweckmäßig beurtheilen. Diese Beurtheilung ist gar nicht praktisch, sondern bloß theoretisch, denn sie ist nur betrachtender Art; fie enthält nichts, wodurch wir das Object selbst bestimmen, daher ift sie nicht erkennend, sondern bloß reflectirend; sie bezieht das Object auch nicht auf einen bestimmten Zweckbegriff, der in dem Dasein des Dinges angestrebt ober erreicht erscheint, daher ist sie nicht teleologisch, sondern ästhetisch.

Nehmen wir nun, daß die bloße Form ober Vorstellung eines Gegenstandes jene Betrachtung in uns weckt, in welcher unsere intel=lectuellen Vermögen der Einbildung und des Verstandes unwillfürlich harmoniren: so entsteht ein Verhältniß unserer Gemüthsträfte, das wir als solches percipiren müssen. Was wir empfinden, ist keine Sinnes=

affection, sondern ein Gemüthszustand. Die Empfindung desselben ist ein Gefühl, und zwar, je nachdem unsere Gemüthskräfte überein= stimmen oder einander widerstreiten, also der Gemuthszustand harmonisch oder disharmonisch gestimmt ist, ein Gefühl der Lust oder Unlust. Wenn nun die bloße Form ober Betrachtung eines Gegenstandes ein solches Gefühl in uns weckt, so verhalten sich beide (jene Vorstellung und dieses Gefühl), wie Grund und Folge: daher entsteht zwischen beiden eine nothwendige Verknüpfung oder ein synthetisches Ur= theil, das, weil es sich auf einen Gemüthszustand oder auf unser Ge= fühl der Lust und Unlust gründet, lediglich subjective, aber wegen seiner Nothwendigkeit zugleich allgemeine Geltung hat, b. h. für jeden Urtheilenden überhaupt gilt. Dieses Gefühl verhält sich weder begehrend noch erkennend. Was wir durch dasselbe vorstellen, ist nur die asthetische Zweckmäßigkeit ober Beschaffenheit des Gegenstandes, wo= burch berselbe in keiner Weise, wie es durch unsere Empfindungen, An= schauungen und Begriffe geschieht, bestimmt und erkannt wird. solche rein theoretische und völlig erkenntnißlose Betrachtung der Dinge ist nur durch das Gefühl der Lust und Unlust möglich. Darum sagt Kant: "Was an der Vorstellung eines Objects bloß subjectiv ist, d. h. ihre Beziehung auf das Subject, nicht auf den Gegenstand ausmacht, ist die ästhetische Beschaffenheit derselben; was aber an ihr zur Be= ftimmung des Gegenstandes (zum Erkenntnisse) dient oder gebraucht werben kann, ist ihre logische Gültigkeit". "Dasjenige Subjective aber an einer Borstellung, was gar kein Erkenntnißstück werden kann, ist die mit ihr verbundene Lust oder Unlust; denn durch sie erkenne ich nichts an dem Gegenstande der Vorstellung, obgleich sie wohl die Wirkung irgend einer Erkenntniß sein kann."1

Die restettirende Urtheilskraft zerfällt bemnach in die ästhetische und teleologische. "Hierauf gründet sich die Eintheilung der Aritik der Urtheilskraft in die der ästhetischen und der teleologischen, indem unter der ersteren das Bermögen, die sormale Zweckmäßigkeit (sonst auch subjective genannt) durch das Gefühl der Lust oder Unlust, unter der zweiten das Bermögen, die reale Zweckmäßigkeit (objective) der Natur durch Berstand und Bernunft zu beurtheilen verstanden wird." Das Thema der ästhetischen Betrachtung ist die Naturschönheit, das der teleologischen sind die Naturzwecke.

¹ Aritit der Urtheilstraft. Einleitung. VII. (Bb. VII. S. 28-82.) — ² Ebendaf. Einleitung. VIII. (Bd. VII. S. 32-36.)

3. Das Syftem ber reinen Bernunft.

Der Begriff ber natürlichen Zweckmäßigkeit hat unserem Philosophen zuerst in der Nothwendigkeit einer teleologischen Beurtheilung der Natur, insbesondere der organischen, eingeleuchtet. Die Bernunftkritik nöthigte ihn, diese Betrachtungsart von der Verstandeserkenntniß und darum die ressectivende Urtheilskraft als ein besonderes Bermögen von der bestimmenden zu unterscheiden. Das Princip der natürlichen Zweckmäßigkeit vereinigt die beiden Bernunftgebiete der Natur und der Freiheit, indem es zwischen den beiden Bernunftprincipien der natürlichen Gesehmäßigkeit und der moralischen Zweckmäßigkeit (Verbindlichteit) das verknüpsende und von beiden unterschiedene Mittelglied außemacht. Die gleiche mittlere Stelle und Geltung behauptet unter den Bernunftvermögen die (ressectivende) Urtheilskraft zwischen Verstand und Vernunft.

Das Princip der natürlichen Zweckmäßigkeit hat demnach die doppelte Geltung ber afthetischen Zweckmäßigkeit und der Naturzwecke, daher zerfällt die reflectirende Urtheilskraft in die beiden Arten der ästhetischen und teleologischen. Das System der reinen Vernunft fordert, daß die Lücke zwischen bem Princip der natürlichen Gesetzmäßigkeit und dem der moralischen Zweckmäßigkeit durch das dritte mittlere Princip der natürlichen Zwedmäßigkeit ausgefüllt werde: dies geschieht, streng= genommen, nur durch die afthetische Zweckmäßigkeit, nicht durch die Naturzwecke, da diese eine reale und logische Geltung in Anspruch nehmen und eine apriorische nicht haben. Und ebenso verlangt das System der reinen Vernunft, daß die Lucke zwischen bem Vermögen der Begriffe und dem der Ideen (Berstand und Bernunft) durch das dritte mittlere der reflectirenden Urtheilstraft ausgefüllt werde: dies geschieht eigent= lich nur durch die afthetische Urtheilskraft, die sich rein betrachtend und gar nicht erkennend verhält, während die teleologische der Erkennt= niß bient, wenn sie auch nicht bieselbe macht.

Bur Vollenbung des Systems der reinen Vernunft und zur Ausfüllung seiner Lücke erscheint demnach die ästhetische Urtheilskraft mit ihrem Princip der formalen Zweckmäßigkeit als die richtige Mitte und als der eigentliche Repräsentant der reslectirenden. "In einer Kritik der Urtheilskraft ist der Theil, welcher die ästhetische Urtheilskraft enthalt, ihr wesentlich angehörig, weil diese allein ein Princip enthält, welches die Urtheilskraft völlig a priori ihrer Reslexion zum Grunde legt, nämlich das einer formalen Zweckmäßigkeit der Natur nach ihren besonderen (empirischen) Gesetzen für unser Erkenntnißvermögen, ohne welche sich der Verstand in sie nicht sinden könnte, anstatt daß gar kein Grund a priori angegeben werden kann, ja nicht einmal die Mögslichkeit davon aus dem Begriffe einer Natur als Gegenstandes der Ersfahrung im Allgemeinen sowohl als im Besonderen erhellt, daß es objective Zwecke der Natur, d. i. Dinge, die nur als Naturzwecke möglich sind, geben müsse." 1

Da nun der eigenthümliche Charakter der Urtheilskraft, insbesondere der ästhetischen, darin besteht, daß sie betrachtend ist, ohne erkennend zu sein, und zu den theoretischen oder urtheilenden Bernunstkräften (welche Kant die oberen Erkenntnißvermögen nennt) gehört, ohne irgend welche Erkenntniß zu liesern, so muß sie in der Bersfassung unseres Gemüths eine besondere, von dem Erkenntnißs wie von dem Begehrungsvermögen verschiedene Wurzel haben. Diese ist das Gesühl der Lust und Unlust, und das Vermögen, durch dieses Gesühl zu urtheilen, ist der Geschmack oder die ästhetische Urtheilskraft, und zwar nur diese. Wenn es verschiedene Gemüthskräfte giebt, so muß es auch ein Verhältniß der Harmonie und Disharmonie derselben, also auch ein Gesühl dieses Gemüthszustandes geben, das als solches keinem der anderen Vermögen anhängt noch von ihnen abhängt, sondern eine Grundkraft des Gemüths, die mittlere zwischen dem Erkenntnißund dem Begehrungsvermögen, ausmacht.

Hieraus erklart sich das Schema des Systems der reinen Bernunft, wie es Kant an den Schluß seiner beiden Einleitungen gestellt hat. Er unterscheidet die Grundkräfte des Gemüths überhaupt, die der Erkenntniß im Besonderen, die Grundsähe, die jene Vermögen beherrschen (Vernunstprincipien oder Principien a priori), und die Vernunstgebiete, die er in der ersten Einleitung als "Producte" jener Vermögen, in der zweiten als die Gegenstände ihrer "Anwendung" bezeichnet. In diesem viersachen Gliederbau des Vernunstsystems bildet jedes Glied eine dreitheilige Gruppe. Die Gemüthskräfte sind: "Erkenntnißvermögen, Gefühl der Lust und Unlust, Begehrungsvermögen; die (oberen) Erkenntnißvermögen: "Verstand, Urtheilskraft, Vernunst"; die Principien a priori: "Gesehmäßigkeit, Iweckmäßigekeit, Verbindlichkeit oder Endzweck"; die Vernunstgebiete: "Natur, Runst, Sitten".

¹ Kritik der Urtheilskraft. Einleitung. VIII. (Bb. VII. S. 34.) — 2 Ebendas. Einleitung. VIII. (S. 36.) — 3 Beck Auszug (Bb. I. S. 172) = Kritik der Urtheilskraft. Einl. IX. (Bb. VII. S. 39.)

Das Gefühl ber Lust und Unlust ist der ästhetische Sinn: ihm entspricht unter den oberen Erkenntnißvermögen die Urtheilskraft, unter den Principien die Zweckmäßigkeit, in der Welt der Objecte die Kunst. Genauer gesagt: ihm entspricht unter den theoretischen Vermögen die ästhetische Urtheilskraft, unter den Principien die formale oder ästhetische Zweckmäßigkeit, unter den Erscheinungen die Schönheit der Natur und Kunst, d. h. die ästhetische Weltvorstellung. Man sieht, wie der Philosoph sein Schema für die ästhetische Urtheilskraft eingerichtet und so prokustesartig gestaltet hat, daß die teleologische darin keinen Plat sindet.

Das Princip der natürlichen Zweckmäßigkeit, die bloß subjective oder formale Geltung hat, d. h. nur in dem zweckmäßigen Verhältniß unserer Gemüthskräfte besteht, also auf dem Gefühle der Lust und Unlust beruht, gilt nur für die ästhetische Urtheilskraft, daher sind die Regeln dieser Urtheilskraft oder die asthetische Gesetzgebung anderer Art, als die des Verstandes und der (praktischen) Vernunft: sie gilt, wie die erste, für alle Erscheinungen, aber nicht in objectivem, son= dern nur in subjectivem Sinn, d. h. nicht für unsere Erkenntniß, sondern bloß für den Geschmack, nicht für das bestimmende, sondern bloß für das reflectirende Urtheil; sie ist, wie jene beiden, autonom, aber die Tragweite ihrer Gesetze reicht nur soweit als das gesetzgebende Bermögen. Das Naturgesetz gilt nicht bloß für den Berstand, der es giebt, sondern für alle sinnlichen und empirischen Objecte; das Sittengesetz gilt nicht bloß für den reinen Willen, der es giebt, sondern auch für den sinnlichen oder empirischen Willen, es ist ein unbedingtes Gebot für alle finnlich=vernünftigen Wesen. Dagegen gilt die Geschmacksregel ober das ästhetische Gesetz bloß für die ästhetische Urtheilskraft, die es allein giebt und allein befolgt. Weil sie ihr Gesetz selbst giebt, ift sie Weil sie aber dieses Gesetz nur sich selbst giebt, barum müßte man, wie Rant sagt, die afthetische Gesetzgebung im Unterschiede von der theoretischen des Verstandes und der praktischen der Vernunft eigentlich Seautonomie nennen.1

¹ Beck Auszug. (Bb. I. S. 156.) Bgl. Kritik ber Urtheilskraft. Einleitung V. (Bb. VII. S. 25 flgb.)

3meites Capitel.

Die kritische Grundfrage und die Themata der Kritik der Urtheilskraft. Die Analytik des Schönen.

I. Die Grundfrage der Aesthetik.

Um Kants Lehre vom Schönen zu verstehen, ift vor allem nöthig, daß wir die neue, der Vernunftkritik conforme Stellung und Richtung ber Grundfrage ins Auge fassen. Die dogmatischen Philosophen hatten die Ariterien des Schönen aus der uns gegebenen Natur der Dinge, ob sie dieselbe nun rationalistisch oder empiristisch erkennen wollten, ob fie den ästhetischen Charakter in gewisse Eigenschaften oder in gewisse Verhältnisse der Dinge setzten, herzuleiten gesucht und sich mit ihrer Geschmackslehre in einem ähnlichen Jrrthum befunden, wie mit ihrer Lehre von Raum und Zeit. Hatte doch selbst Kant auf diesem Gebiete noch in der zweiten Ausgabe seiner Bernunftkritik die Ansicht der Empiristen unterstützt und die Möglichkeit einer apriorischen Begründung der Regeln und Kriterien des Geschmacks verneint, er wollte der Aesthetik als einer Lehre vom Schönen keine andere Grundlage einräumen, als die empirische und psychologische. Diese Meinung anderte sich völlig, als er die gründliche Prüfung der Sache unternahm, gleich nachdem er die Aritik der reinen Vernunft zum zweiten mal bearbeitet und die der praktischen vollendet hatte.1

Die Einsicht, welche in der Geschmackslehre die kritische Spoche herbeisührte, lag in der neuen Fassung des Problems. Der Philosoph erkannte, daß die Dinge nicht an sich ästhetisch sind, daß es unabhängig von unserer Betrachtung nichts Schönes oder Erhabenes giebt, so wenig, wie das Gute unabhängig vom Willen, die Wahrheit unabhängig vom Verstande, die sinnlichen Eigenschaften der Dinge unabhängig von unseren Sinnen existiren. Das Aesthetische ist eine gewisse Vorstellungsart in uns, es ist eine Eigenthümlichkeit nicht der Dinge, sondern unserer Vorstellung, d. h. ein Prädicat, das wir mit der letzteren verbinden; darum lautet die kritische Grundsrage nicht: wie sind ästhetische Dinge, sondern: wie sind ästhetische Urtheile möglich? Nun sind die ästhetischen Prädicate, wie schön, erhaben u. s. s.

¹ S. vor. Cap. S. 407—412.

keineswegs in dem Inhalt der Vorstellung gegeben und gehören also nicht zu den Merkmalen der letzteren, sondern sie sind in der Art und Weise enthalten, wie wir dieselbe empfinden und beurtheilen. Ohne die Beziehung der Vorstellung auf jenen subjectiven Gemuths= zustand, welchen wir als das Gefühl der Lust und Unlust schon kennen gelernt haben, giebt es kein afthetisches Urtheil. Dieses ver= bindet demnach die Vorstellung mit einem Prädicat, welches nicht in ihr enthalten ist, sondern derselben hinzugefügt wird: daher ist jedes äfthetische Urtheil synthetisch. Es könnte als solches bloß empirisch sein. Aber das Geschmacksurtheil nimmt zwar nicht den Werth einer objectiven Erkenntniß, wohl aber eine allgemeine und nothwendige Gelt= ung in Anspruch, die auf einen apriorischen Ursprung hinweist und empirischen Wahrnehmungen ober Eindrücken nie zukommt. Das afthetische Urtheil ist demnach ein synthetisches Urtheil a priori. Das Grundproblem der Vernunftkritik erneut sich in einer Frage, welche mit der Erkenntniß nichts zu ihun hat, und auf welche die Vernunftkritik selbst so wenig gefaßt war, daß sie vielmehr das Thema derselben für unmöglich erklärt hatte. Wie sind solche synthetische Urtheile a priori, wie die ästhetischen, möglich? In der Auflösung dieser Frage liegt ber Rern des Problems.

Wir folgen in der Auseinandersetzung des letzteren dem Vorbilde der Vernunftkritik. Bevor gefragt werden durfte: "wie ist Erkenntnis möglich?" mußte man fragen: "was ist Erkenntniß?" Demnach lautet die erste Frage: "was sind ästhetische Urtheile?" und die zweite: "wie sind sie möglich?" Die erste Frage geht auf den Inhalt oder die Merkmale des ästhetischen Urtheils, die zweite auf seine Entstehung oder Begründung.

Wir müssen das ästhetische Urtheil zergliedern und in seine Elemente auslösen, um seine wesentlichen Merkmale zu sinden. Diese Untersuchung besteht in der "Analytik der ästhetischen Urtheils= kraft". Die Begründung, welche die Aufgabe der zweiten Untersuchung ausmacht, geschieht durch die "Deduction der reinen ästhetischen Urtheile". Unser Philosoph unterscheidet zwei Arten der ästhetischen Borstellung oder der Prädicate des ästhetischen Urtheils: das Schöne und das Erhabene. Nicht die Fassung des Problems, wohl aber diese Stellung und Eintheilung des Themas erinnert uns an seine "Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" und erscheint noch wie eine Nachwirkung seiner ersten ästhetischen Schrift. Die Ana=

lytik der ästhetischen Urtheilskraft zerfällt demnach in zwei Themata: in die Analytik des Schönen und die des Erhabenen.

Jedes Urtheil ist, wie uns die transscendentale Logik in ihrer Kategorientasel gelehrt hat, durch die vier Merkmale der Qualität, Quantität, Relation und Modalität bestimmt. Dies gilt auch von dem ästhetischen Urtheil. Daher wird die Analytik der ästhetischen Urtheils=krast, insbesondere die des Schönen, diese vier Fragen zu beantworten haben: was ist das Geschmacksurtheil in Ansehung seiner Qualität, Quantität, Relation und Modalität?

II. Die Analytik des Schönen.

1. Das unintereffirte Wohlgefallen.

Das Prädicat schön ist allemal der Ausdruck eines Wohlgesfallens, das wir an einer Vorstellung empfinden und darum derselben zuschreiben. Jede Beurtheilung eines Gegenstandes als schön gründet sich auf unser Wohlgesallen, das als solches nicht unter den Merkmalen der Vorstellung, sondern nur in ihrer Beziehung auf uns enthalten, daher auch nicht aus dem Inhalte der Vorstellung geschöpft sein kann, sondern derselben hinzugesügt oder mit ihr verknüpft werden muß: deshalb ist jedes ästhetische Urtheil synthetisch.

Aber nicht jede wohlgefällige Vorstellung ist schön: es muß also ein Wohlgefallen eigenthümlicher Art sein, dessen Berbindung mit einer Vorstellung unser Urtheil ästhetisch macht. Die Frage: was ist schön? oder worin besteht das ästhetische Urtheil, welches dieses Prädicat einer Vorstellung zuschreibt? fällt daher mit der Frage zusammen: worin besteht der Charakter des ästhetischen Wohlgefallens im Unterschiede von allen übrigen Arten des Wohlgefallens? Aus der Beantwortung dieser Frage erhellt die Qualität des Schönen oder des Geschmacks-urtheils, die in der Analytik des letzteren das erste Thema bilbet.

Auch das Angenehme wie das Gute und Rügliche sind wohls gefällige Vorstellungen, die wir aber bei näherer Untersuchung sowohl von einander als von dem Schönen genau unterscheiden müssen, da ihre Beziehungen auf uns verschiedener und ganz anderer Art sind, als die ästhetische. Das Angenehme in der ganzen Fülle der ihm angehörigen

¹ Aritik der Urtheilskraft. Erster Theil: Aritik der ästhetischen Urtheilskraft. (Bb. VII. S. 41—226.) Abschn. I.: Analytik der ästhetischen Urtheilskraft. (S. 43 bis 133.) Buch I.: Analytik des Schönen. (S. 43—91.)

Fifder, Gefd. b. Philos. V. 4. Aufl. R. A.

Empfindungen, wie lieblich, anmuthig, ergötzend, erfreulich u. s. w., ist der Ausdruck eines sinnlichen Wohlgefallens, das Gute und Nützliche der eines praktischen. Die angenehmen Empfindungen beziehen sich nicht auf den empfundenen Gegenstand, sondern nur auf unseren Em= pfindungszustand: sie find bloß subjectiv. Wenn wir urtheilen: "die Wiese ist grun", so gehört bieses Pradicat zu dem wahrgenommenen Objecte; wenn wir urtheilen: "die Wiese ist angenehm", so bezeichnen wir damit die Art und Weise, wie wir uns durch den Anblick derselben finnlich erregt finden. "Angenehm ist das, was den Sinnen in ber Empfindung gefällt." Es gefällt ohne Begriff. Underer Art ift das Wohlgefallen am Guten und Nützlichen. Nützlich ift, was zu etwas gut ift, gut bagegen, was an sich gut ift, b. h. bloß um seiner selbst willen geschieht ober geschehen soll. Nütlich find die Mittel, gut ber Zweck, und zwar ber Endzweck; beibe find Objecte unseres Wohl= gefallens, und zwar des praktischen, benn sie beziehen sich auf unseren Willen: beibe gefallen durch den Begriff des Zwecks, dem sie dienen ober den sie erfüllen; das Nützliche gefällt als Mittel, das Gute als Endzweck, jenes gefällt mittelbar, dieses unmittelbar. "Gut ift das, was vermittelst der Vernunft durch den bloßen Begriff gefällt. nennen Einiges wozu gut (bas Nütliche), was nur als Mittel gefällt, ein Anderes ist an sich gut, was für sich selbst gefällt." Das Gute ist Object nicht bloß des praktischen, sondern näher des moralischen Wohlgefallens.1

Hieraus erhellt, wie sich das Angenehme, Nütliche und Gute unterscheiben und worin sie übereinstimmen. Das Angenehme kann zugleich schädlich sein, die Glückseligkeit ist die größte Summe der Ansehmlichkeiten des Lebens und doch kein unbedingtes Gut. Uber wie verschieden diese Arten des Wohlgefallens sind, das sinnliche (pathologische), praktische und moralische, so haben sie doch etwas miteinander gemein. Die angenehmen Empsindungszustände, wie die nützlichen Objecte und das Gute als Endzweck erscheinen begehrenswerth und werden begehrt. Der Hungrige empsindet an der Speise, die ihn sättigt, der Arbeiter an der Brauchbarkeit seiner Werkzeuge, der Tugendhaste an dem Sittengeset das höchste Wohlgesallen, aber diese Empsindungen sind alle bedingt durch einen Begehrungszustand, der im ersten

¹ Aritik der Urtheilskraft. Erster Theil, Abschn. I., Buch II. § 3 u. 4. (Bb. VII. S. 46—48.) — ² Ebendas. § 4. (S. 49 sigd.)

Fall sinnlich, im zweiten praktisch, im britten moralisch ist. In allen brei Fällen wird etwas begehrt, das zu unserer Befriedigung dient, und das wir zu derselben bedürsen: daher gründet sich unser Wohlgesallen in jenen drei Arten auf gewisse Bedürsnisse unserer Natur, gleichviel ob diese sinnliche oder vernünstige sind. Wir wollen das vorgestellte Object genießen oder als Werkzeug brauchen oder als Endzweck verwirklichen, es ist nicht die bloße Vorstellung des Objects, sonzbern dieses selbst, bessen Genuß, Gebrauch oder Verwirklichung uns die Befriedigung verschafft, die wir begehren und bedürsen. Unser Wohlzgefallen verbindet sich hier nicht mit einer bloßen Vorstellung, sondern es geht auf die Sache selbst, d. h. auf das Dasein des Objects, das mit unseren Lebenszwecken oder Interessen unmittelbar zusammen-hängt. Wir wollen etwas von oder mit ihm, daher sind wir an seiner Existenz interessirt und darauf gründet sich unser Wohlgefallen an ihm.

"Etwas aber wollen und an dem Dasein desselben ein Wohlgefallen haben, d. h. daran ein Interesse nehmen ist identisch." 1 bloße Vorstellung der Speise interessirt den Hungrigen, sondern der reelle Genuß derselben, nicht die bloße Vorstellung guter Werkzeuge interessirt den Arbeiter, sondern deren reeller Gebrauch, nicht die bloße Vorstellung der Pflicht genügt dem moralischen Gefühl, sondern es be= gehrt, daß dieser Idee gemäß gehandelt, daß die Pflicht erfüllt werde und wirksam erscheine. Ohne ein solches Interesse am Dasein des Objects giebt es weder ein finnliches noch ein praktisches noch ein mor= alisches Wohlgefallen. Alle diese Arten des Wohlgefallens sind inter= essirt, und da alle Arten unserer Interessen in den Fallen, die wir unterschieden haben, erschöpft sind, so muß dasjenige Wohlgefallen, welches weder pathologisch noch praktisch ift, völlig uninteressirt sein. Eben darin besteht der Charakter des ästhetischen Wohlgefallens. "Man muß nicht im mindesten für die Existenz der Sache eingenommen, sondern in diesem Betracht ganz gleichgültig sein, um in Sachen des Geschmacks ben Richter zu spielen. Wir konnen aber biesen Sat, ber von vorzüg= licher Erheblichkeit ist, nicht besser erläutern, als wenn wir dem reinen uninteresfirten Wohlgefallen im Geschmacksurtheile dasjenige, was mit Interesse verbunden ist, entgegensetzen, vornehmlich, wenn wir zugleich gewiß sein können, daß es nicht mehr Arten des Interesses gebe, als die eben jett namhaft gemacht werden sollen." 3

¹ Kritik der Urtheilskraft. § 4. (S. 50.) — ² Ebendas. § 2. (S. 45 sigb.)

Schon in der Grundlegung der neuen Geschmackslehre ift dargethan worden, daß die afthetische Betrachtung der Dinge sich keineswegs erkennend verhalte. Das asthetische Urtheil ist kein Erkenntnißurtheil. Daher ift das Schöne, wie vom Angenehmen, Rüglichen und Guten, so auch vom Wahren unterschieden. Hier zeigt sich sehr deutlich der Unterschied der kantischen Aesthetik von der dogmatischen, die das Schöne entweder in sensualistischer Weise dem Angenehmen oder in metaphysischer dem Wahren und Guten gleichgesett hatte. kritische Philosophie untersucht, soll von allen heterogenen Bestimmungen gesondert und in seiner Reinheit erkannt werden. Dies ist immer der Zweck ihrer Zergliederungen: darum nennt sie sich Aritik der reinen Vernunft. So hat sie in ihren früheren analytischen Untersuchungen die reine Anschauung, den reinen Verstand, den reinen Willen, den reinen Glauben bargethan und festgestellt. Jest handelt es sich um das rein äfthetische Urtheil und das rein äfthetische Wohlgefallen. Nun war alles Wohlgefallen nicht ästhetischer Art durch irgend ein Interesse entweber pathologisch oder praktisch (moralisch) bedingt, also interessirt, und da alle unsere Interessen oder Lebenszwecke, die finnlichen wie die intellectuellen, in den angegebenen Fällen enthalten find, so läßt sich der obige Satz umkehren und als unmittelbare Folgerung aus= sprechen: alles interessirte Wohlgefallen ist nicht ästhetisch. Das rein ästhetische Wohlgefallen ist demnach völlig uninteressirt. Man verstehe dieses Wort nicht unrichtig und nehme es in dem Sinn, den der Philosoph ausdrucklich erklärt hat: interessirt sein heißt etwas wollen oder begehren.

Wenn mir ein Gegenstand ohne alles Interesse gefällt, so mischt sich in dieses Wohlgesallen keine Art der Begierde, kein Bedürsniß und keine Regung des Willens, ich will von dem Gegenstande nichts haben oder mit ihm vornehmen, ich bezwecke nichts mit ihm oder durch ihn, ich will ihn weder genießen noch brauchen, weder erkennen noch verswirklichen, sondern bloß betrachten. In der reinen Betrachtung versstummt jede Begierde und Willensunruhe. Der Wille und die bloße Betrachtung verhalten sich negativ zu einander: so wie jener in Absicht auf den Gegenstand sich regt, trübt und verdunkelt sich diese. Der Willig ist stehe bewegt, gespannt, unruhig, die bloße Betrachtung ist imm ruhig. Wenn wir uns zu den Objecten völlig bedürsniß und begiet los, d. h. völlig uninteressirt verhalten, so können wir uns zu anders als bloß betrachtend oder rein ästhetisch zu ihnen verh

Gegenstand der bloßen Betrachtung ist die Form. Das Dasein des Objects kann uns in verschiedener Weise, je nach der Art unserer Bedürsnisse, interessiren, dagegen kann die bloße Form kein Interesse oder Bedürsniß erregen, weil sie keines befriedigt. Wenn uns also die bloße Betrachtung eines Gegenstandes doch Befriedigung gewährt, so besteht die letztere in einem uninteressirten oder rein ästhetischen Wohlgefallen. Was uns durch bloße Betrachtung gefällt, ist schön.

Das interessirte Wohlgesallen reicht so weit, als unsere Bedürsnisse und Begehrungen, die immer mit den Dingen selbst verwickelt und von Absichten ersüllt sind, die durch den Dienst der Dinge erreicht werden sollen. Daher ist alles interessirte Wohlgesallen so abhängig, wie die Bedürsnisse, und so ernst, wie die Lebenszwecke. Das ästhetische Wohlzesallen ist frei, weil es von keinem Bedürsnisse abhängt, und spielend, weil es nichts mit dem Ernste des Lebens zu thun hat. Was uns geställt, ist entweder die bloße Vorstellung oder das Dasein des Gegensstandes: im ersten Fall ist unser Wohlgesallen rein ästhetisch, uninteressirt, frei und spielend, im anderen ist es nicht ästhetisch, sondern interessirt, unsrei und von dem Ernste des Daseins und der Arbeit gedrückt.

"Das Geschmadsurtheil ist bloß contemplativ, b. i. ein Urtheil, welches indisserent in Ansehung des Daseins eines Gegenstandes, nur seine Beschaffenheit mit dem Gesühl der Lust und Unlust zusammenhält. Aber diese Contemplation selbst ist auch nicht auf Begriffe gerichtet, denn das Geschmadsurtheil ist kein Erkenntnißurtheil (weder ein theoretisches noch praktisches) und daher auch nicht auf Begriffe gegründet oder auch auf solche abgezweckt." Das ästhetische Wohlgefallen ist das "einzig freie", welches Kant, da es von dem Werth der Objecte unabhängig ist, auch mit dem Worte Gunst bezeichnet. "Ein Gegenstand der Neigung und einer, welcher durch ein Bernunftgesetz uns zum Bezgehren auserlegt wird, lassen uns keine Freiheit, uns selbst irgendworaus einen Gegenstand der Lust zu machen. Alles Interesse setzt Bedürfniß voraus oder bringt eines hervor, und als Bestimmungsgrund des Beisalls läßt es das Urtheil über den Gegenstand nicht mehr freisein."

Der Geschmack empfindet und beurtheilt auch die finnlichen Genüffe, wie die sittlichen Formen nach seiner, von den natürlichen Trieben wie von den moralischen Gesetzen unabhängigen Art. Es ist ein großer

¹ Aritik der Urtheilskraft. § 5. (S. 50 u. 51.)

Unterschied, ob man im Effen und Trinken bloß Appetit ober Geschmack zeigt: dieser verhält sich wählend, jener nicht. "Was das Interesse ber Neigung beim Angenehmen betrifft, so sagt jedermann: Hunger ift der beste Roch, und Leuten von gesundem Appetit schmeckt alles, was nur eßbar ist: mithin beweiset ein solches Wohlgefallen keine Wahl nach Geschmad. Nur wenn das Bedürfniß befriedigt ist, kann man unterscheiben, wer unter vielen Geschmack habe ober nicht." Ebenso ift ein großer Unterschied zwischen dem sittlichen Geschmack und der moralischen Gefinnung. "Es giebt Sitten (Conduite) ohne Tugend, Höslichkeit ohne Wohlwollen, Anständigkeit ohne Chrbarkeit u. s. w. Denn wo das sittliche Gesetz spricht, da giebt es objectiv weiter keine freie Wahl in Ansehung beffen, was zu thun sei, und Geschmack in seiner Aufführung (ober in Beurtheilung anderer ihrer) zeigen, ift etwas ganz anderes, als seine moralische Denkungsart äußern, denn diese enthält ein Gebot und bringt ein Bedürfniß hervor, da hingegen der fittliche Geschmack mit ben Gegenständen des Wohlgefallens nur spielt, ohne sich an eines zu hängen."1

Wir unterscheiden demnach das sinnliche, afthetische und praktische oder moralische Wohlgefallen: der Gegenstand des ersten ist das An= genehme, der des zweiten das Schöne, der des dritten das Gute; das Angenehme vergnügt, das Schone gefällt, das Gute wird ge= billigt. Was uns vergnügt, ift ein Object der Neigung; was uns gefällt, ein Object der Gunft; was wir billigen, ein Object der Acht= ung. Das Angenehme gehört nur in das Gebiet der finnlichen, das Gute nur in das der vernünftigen, das Schöne nur in das der finnlich-vernünftigen Wesen: daher ist das letztere specifisch mensch= lich, das Angenehme ift auch in der thierischen Empfindung, das Gute nur in der reinen Intelligenz, das Schöne nur in der Menschheit möglich. Darum erkannte Schiller in dem afthetischen Gefühl bas Object wie die Richtschnur ber menschlichen Erziehung und Bildung. in seinen Briefen über die afthetische Erziehung der Menscheit der neuen Lehre Kants gefolgt und hat namentlich zwei Punkte, die jener hervorgehoben, vollkommen erleuchtet und seinen Betrachtungen zu Grunde gelegt. Der Philosoph hatte bem Satz von dem uninteressirten Charakter des ästhetischen Wohlgefallens eine "vorzügliche Erheblichkeit" zuge= schrieben und daraus gefolgert, daß dieses Wohlgefallen das einzig

¹ Aritit der Urtheilstraft. § 5. (S. 51 u. 52.) — ² Ebenbas. § 5. (S. 51.)

freie sei und sich zu den Gegenständen seiner Betrachtung spielend verhalte. Nun hat niemand die Lehre von der ästhetischen Freiheit und dem ästhetischen Spiel so tief aufgefaßt, so aussührlich entwickelt, so fruchtbar angewendet, wie Schiller.¹

Die erste Frage in der Analytik des Schönen betraf die Qualität desselben. Jett ist die Antwort gefunden, sie lautet: "Geschmack ist das Beurtheilungsvermögen eines Gegenstandes oder einer Vorstellungs- art durch ein Wohlgefallen oder Mißfallen ohne alles Interesse. Der Gegenstand eines solchen Wohlgefallens heißt schön."

2. Das allgemeine Wohlgefallen.

Vergleichen wir das interessirte Wohlgefallen mit dem uninter= essirten oder rein afthetischen, so gewinnen wir eine neue Einsicht in die Natur des letzteren. Das Interesse ist jederzeit persönlich, jeder hat sein eigenes, welches nach Zeit und Umftanden verschieden ausfällt; was dem Einen angenehm und nütlich erscheint, ift einem Anderen keines von beiden, vielleicht sogar wiberwärtig und schädlich; was wir heute begehren, wird in einer anderen Zeit nicht mehr begehrt, in einer anderen sogar vermieden: das interessirte Wohlgefallen, ausgenommen das rein moralische, ist daher particular. Der Satz ist so richtig, daß man ihn umkehren darf: jedes particulare, d. h. nur in den Privat= gefühlen der Individuen begründete Wohlgefallen ist immer interessirt. Die Interessen sind verschieden, wie die einzelnen Menschen. Wie sich bie Bedürfnisse der Individuen unterscheiden, so unterscheiden sich ihre Neigungen, Begierben und Interessen. Wo also das Wohlgefallen besonderer Art ist, da ist es stets vom Interesse abhängig. wir jett das interessirte Wohlgefallen mit dem uninteressirten, so springt folgender Schluß in die Augen: das besondere Wohlgefallen ist stets interessirt, das ästhetische Wohlgefallen ift gar nicht interessirt, also ift das lettere nicht besonderer, sondern allgemeiner Art, nicht particular, sondern universell. Mithin hat auch das äfthetische Urtheil allge= meine Geltung: in der Anerkennung des Schönen stimmen alle überein, während die Urtheile über das Angenehme und Nütliche so verschieden find, wie die Individuen.

¹ Bgl. meine Schiller-Schriften: Bb. II. Schiller als Philosoph. Buch II. Cap. VII. S. 131—150. — ² Aritik der Urtheilskraft. Erster Theil. Abschn. I. Buch I. Erstes Moment des Geschmackurtheils der Qualität nach. § 5. (Bb. VII. S. 52.)

Diese Allgemeingültigkeit giebt bem afthetischen Urtheile ben Schein einer objectiven Geltung, zu dieser gehört die Bestimmung durch Beariffe (die logische Bestimmung), der allgemeine Begriff ist der für alle gültige oder objective. Wenn nun das afthetische Urtheil diese objective Geltung annehmen darf, so scheint es eben dadurch ein logisches Urtheil zu werden. Dieser Schein ist falsch. Wenn man ihm nach= giebt, so verblendet man sich über den Ursprung und die Geltung der ästhetischen Urtheile. Das ästhetische Urtheil beruht auf einem freien Wohlgefallen, welches sich allein auf das Gefühl der Lust oder Unlust gründet, dieses Gefühl ift durchaus verschieden von dem Bermögen der Begriffe. Das asthetische Urtheil gründet sich auf keinen Begriff, auf keine logische Vorstellung, die als solche auch mit keinerlei Wohl= gefallen, weder mit Luft noch mit Unlust, verbunden ist. Es ware gar nicht zu begreifen, wie ein logisch begründetes Urtheil jemals asthetisch werben sollte, es mußte benn einen Uebergang vom Begriff zum Gefühle der Luft und Unluft oder vom Verstande zum Gefühl geben: ein Uebergang, welcher nur bann möglich ware, wenn fich beide Vermögen bloß bem Grade nach unterschieden. Sie sind der Art nach verschieden: daher kann das afthetische Urtheil nie logisch begründet sein, der logische Begriff ist weder der Grund noch der Zweck des afthetischen Urtheils. Auch nicht der Zweck. Denn wenn das afthetische Urtheil einen Begriff bezweckte, so hatte es die Absicht auf Erkenntniß und ware von dieser Absicht ober diesem Interesse abhängig, also nicht auf ein freies, uninteressirtes Wohlgefallen gegründet und mithin nicht ästhetisch.

Das äfthetische Urtheil ist bemnach wohl allgemein, aber nicht vermöge eines Begriffs. Die ästhetische Allgemeinheit ist nicht die logische, weil das ästhetische Wohlgefallen von keiner logischen Borstellung abhängt, da eine solche Borstellung weder den Grund noch den Zweckeines solchen Wohlgefallens ausmacht. Das ästhetische Urtheil hat demnach keine logische Allgemeinheit. Nach seiner logischen Quantität ist es lediglich singular: es gründet sich auf das Gesühl, und das sich sühlende Subject ist stets das einzelne. Daher müssen wir beides von dem ästhetischen Urtheil behaupten: es gilt für jeden, und es gilt nur sür den Einzelnen; das Erste ist seine ästhetische, das Andere seine logische Geltung, nach der ästhetischen Quantität ist es universell, nach der logischen singular. Bereinigen wir beides: das ästhetische Urtheil gilt für jeden als Einzelnen, es gilt für alle Einzelnen, es ist daher gemeingültig, aber hat nicht objective, sondern subjective All=

teit des ästhetischen Urtheils? Es ist ein einzelnes Urtheil, weil es nicht auf Begriffen, sondern bloß auf dem Gefühle beruht, das seiner Natur nach singular ist; es ist zugleich ein allgemeines oder gemeinsgültiges Urtheil, sofern das ästhetische Wohlgefallen (Gefühl der Lust oder Unlust) selbst für alle Einzelnen gilt oder sich denselben mittheilen läßt. Also die allgemeine Nittheilbarkeit des ästhetischen Gefühls ist der eigentliche Erklärungsgrund des ästhetischen Urtheils. Wie aber kann ein Gefühl allgemein mittheilbar sein? In diesem Punkte liegt, wie sich Kant selbst ausdrückt, "der Schlüssel zur Kritik des Geschmacks".¹

Unter welcher Bedingung ist nun ein Gefühl ober ein Wohl= gefallen fähig, allen mitgetheilt zu werden? Rein Sonderinteresse ift allgemein mittheilbar, es haftet am Individuum und ist durch bessen Bedürfnisse und Begierden bedingt, die selbst wieder durch die Objecte, worauf sie sich beziehen, empirisch bedingt sind. Hier ist es der empirische Gegenstand selbst, welcher gefällt, nicht bloß die Vorstellung oder Betrachtung desselben. Das Wohlgefallen ist von dem Object un= mittelbar abhängig, die Beurtheilung des letteren ift abhängig von diesem Wohlgefallen. Wenn wir einen Gegenstand als angenehm beurtheilen, so muffen wir ihn als angenehm empfunden haben: dieses Gefühl der Lust geht der Beurtheilung vorher und ift deren Be= dingung. Wenn der Beurtheilung das Gefühl der Lust vorhergeht, so ift es nicht von der Betrachtung, sondern vom Dasein des Objects abhängig, also empirisch bedingt und daher keineswegs allgemein mit= theilbar. Soll demnach das Gefühl der Lust mittheilbar für alle sein, so darf es der Beurtheilung des Objects nicht vorhergehen, sondern muß ihr folgen. Wenn aber ein solches Gefühl aus der Beurtheilung des Gegenstandes hervorgehen soll, so muß es nicht auf ein Interesse am Gegenstande, sondern allein auf die bloße Betrachtung beffelben gegründet sein. Wir können dieses auf die bloße Betrachtung gegründete Gefühl der Lust "contemplatives Wohlgefallen" ober "contemplative Luft" nennen.

Was ein Gefühl allgemein mittheilbar macht, ist allein dieser contemplative Charakter, dieser theoretische Ursprung. In der Betrachtung eines Gegenstandes wirken unsere vorstellenden Kräfte, die das Object bildend und begreifend verknüpfen: die bildende Verknüpfung

¹ Aritit ber Urtheilstraft. § 6—9. (6. 52—59.)

vollzieht die Phantasie, die begreisende der Verstand; jene giebt der Vorstellung die anschauliche, dieser die gesehmäßige Einheit. In der freien Vetrachtung des Gegenstandes müssen diese beiden Vermögen, Verstand und Einbildungstrast, zusammenwirken. Wenn wir das Product der Einbildungstrast (anschauliche Vorstellung) mit dem Producte des Verstandes (Vegriff) verbinden, so entsteht das Urtheil; Urtheile sind immer allgemein mittheilbar, aber die so bestimmten Urtheile sind nicht ästhetisch, sondern logisch.

So befinden wir uns mit jenem Gefühle der Lust, welche zur allgemeinen Mittheilung fähig sein soll, zwischen einer Schla und Charybdis. Wenn wir das Gefühl vor der Betrachtung fuchen, so findet es sich empirisch bedingt und darum zur allgemeinen Mittheilung unfähig; wenn wir es nach ber Betrachtung aufsuchen, so finden wir das allgemein Mittheilbare nicht mehr als Gefühl, fondern als Urtheil und Erkenntniß. Das allgemein mittheilbare Gefühl ift contemplativ, aber es ift nicht Erkenntniß; es gründet Also zwischen sich auf Betrachtung, aber es ist nicht Einsicht. Contemplation und Erkenntniß, zwischen Betrachtung und Einficht finden wir das zur allgemeinen Mittheilung fähige Gefühl. trachtung besteht in dem Zusammenwirken von Verstand und Einbildungskraft, die Erkenntniß besteht in der Einheit beider Bermögen, im Urtheil, welches die Vorstellung des einen durch den Begriff des anderen bestimmt. Was ist nun Betrachtung ohne Erkenntniß? Offen= bar das Zusammenwirken von Verstand und Einbildungskraft ohne die Bereinigung beider im Urtheil, eine Berbindung beider, welche die Unterordnung ausschließt: eine solche Verbindung, in welcher beide un= abhängig übereinstimmen. Diese Betrachtung ohne Erkenntniß ist das zweckmäßige Verhältniß ober die Harmonie von Verstand und Ein= bilbungskraft. Die Betrachtung ohne die Absicht auf Erkenntniß ist die absichtslose Harmonie von Verstand und Einbildungskraft oder das freie Spiel beiber Kräfte.

Das Verhältniß der betrachtenden Gemüthskräfte ist demnach kein Urtheil, sondern ein bloßer Gemüthszustand, der lediglich subjectiv und in Ansehung seiner Beschaffenheit rein menschlich ist. Einbildungstraft und Verstand sind Vernunftkräfte, also ist ihr Verhältniß ein Vernunftzustand: ein Zustand, der nicht diesem oder jenem Individuum angehört, sondern der menschlichen Gemüthsversassung als solcher. Unserer Gemüthszustände werden wir durch das Gefühl inne. Wir können

sie nur fühlen. Sobald wir sie zu erkennen suchen, sind sie nicht mehr unsere Zustände, sondern unsere Gegenstände. Das Gefühl jener contemplativen Versassung, worin Verstand und Einbildungskraft harmoniren, ist das eines rein menschlichen Gemüthszustandes, also selbst ein rein menschliches und eben darum allgemein mittheilbares Gefühl: dieses Gefühl erklärt die Allgemeinheit des ästhetischen Urtheils.

An dieser Stelle gewinnt die kantische Aesthetik eine ihrer tiefsten Von wo die Analyse des Schönen auch ausgeht, immer wird die tief eindringende Untersuchung auf diesen Punkt hingeführt Hier läßt sich auch der Unterschied zwischen dem afthetischen und religiösen Gefühl beutlich einsehen: das religiöse gründet sich auf ein Vernunftbedürfniß, das afthetische auf einen Vernunftzustand; jenes kann nur moralischer Natur sein, dieser nur ästhetischer. Bernunft= zustand ist nicht Vernunftkraft, er ist weder ein theoretisches noch ein praktisches Vermögen, überhaupt kein Vermögen, sondern ein Verhältniß ber Gemüthskräfte. Es ist klar, daß die in der Vernunft vereinigten Kräfte, so verschieden sie find, boch in einem Verhältnisse zu einander stehen muffen: dieses ist ein Zustand entweder der Harmonie oder der Disharmonie, diesen Zustand percipiren wir durch das Gefühl, und zwar den der Harmonie durch das Gefühl der Lust, den der Dis= harmonie durch das der Unluft, dieses Gefühl ist weder sinnlich noch moralisch, sondern rein afthetisch. Wenn wir jetzt das Schöne mit dem Angenehmen und Guten vergleichen, so erklärt sich der von beiden verschiedene Umfang seiner Geltung: das Angenehme ist nie allgemein= gültig, das Gute ift allgemeingültig vermöge seines Vernunftbegriffs, das Schöne ist allgemeingültig ohne Begriff. Diese ästhetische AU= gemeinheit bildet die Quantität des ästhetischen Urtheils und die zweite Erklärung des Schönen: "Schön ist das, was ohne Begriff allgemein gefällt".1

8. Die äfthetische Zwedmäßigkeit.

Aus dieser Erklärung folgt eine neue wichtige Einsicht. Das Schöne gefällt "ohne Begriff". Was durch Begriffe gefällt, das gefällt nicht rein ästhetisch. Nennen wir das durch Begriffe bedingte Wohlgefallen "intellectuell", so werden wir jetzt das ästhetische Wohlgefallen von dem intellectuellen ebenso sorgfältig unterscheiden müssen, wie vorher von dem sinnlichen und moralischen.

¹ Kritik der Urtheilskraft. Zweites Moment des Geschmadsurtheils, nämlich seiner Quantität nach. § 6—9. (S. 52—62.) Bgl. Buch III. Cap. I. S. 425—427.

Was uns gefällt, gilt in irgend einer Rücksicht als zweckmäßig. Etwas ist zweckmäßig, d. h. es entspricht der Absicht, um deren willen es existirt, es ist aus einer Absicht entstanden, d. h. der Begriff ober die Vorstellung der Sache war die Ursache ihres Daseins: das Object selbst ist eine absichtliche Wirkung. Etwas als zweckmäßig beurtheilen heißt daher die Absicht seines Daseins aufsuchen. Ist diese gefunden, fo ist damit die Zweckmäßigkeit der Sache erkannt. Wenn ich meine Absicht erreicht, meine Aufgabe gelöst, mein Werk glücklich vollbracht habe, so freue ich mich der gelungenen That und des guten Erfolges: dieses Gefühl ist auch eine Luft, ein praktisch bedingtes Wohlgefallen. Wenn ich in der Betrachtung fremder Werke der Natur oder der Kunst die ursprünglichen Absichten erkenne und erreicht finde, so gewährt mir der Anblick dieser zweckmäßigen Gebilde ein Gefühl der Befriedigung: diese Lust gründet sich auf die wohlerkannten Zwecke, auf den deutlichen Be= griff der Absichten, sie ist um so größer, je deutlicher diese Erkenntniß und dieser Begriff ist; daher ist ein solches Wohlgefallen intellectuell.

Wenn nun das Schöne ohne Begriff gefällt, so ift das afthetische Wohlgefallen weder praktisch noch intellectuell. Das Schöne gefällt, also ift es zweckmäßig; es gefällt ohne Begriff, also wird es nicht als zweckmäßig, nicht als absichtliche Wirkung erkannt. Sobald der Begriff der Absicht hinzukommt, erlischt das Gefallen ohne Begriff (das äfthetische Wohlgefallen); hier gilt ganz eigentlich das Goethe'sche Wort: "Man fühlt die Absicht, und man wird verstimmt". Das Schöne darf nicht gefallen wollen. Was gefallen will, das will nicht bloß betrachtet, sondern begehrt werden, es will uns nicht bloß zur reinen Betrachtung der Form stimmen, sondern Interesse am Gegenstande selbst ober am Dasein des Objects in uns erregen, also uns, sei es durch Reiz oder Rührung, sinnlich afficiren. Reiz und Rührung find sinnliche Affectionen, nicht rein asthetische Wirkungen. Das Object wirkt dann nicht durch die Form, sondern durch den Stoff. sich der Geschmack nur durch solche Wirkungen bestimmen läßt, wenn er gereizt und gerührt sein will und nur für solche Erregungen em= pfänglich ift, so ift er nicht ästhetisch, sondern roh und barbarisch.

Wird derselbe nicht allein durch die Form, sondern auch durch Reiz und Rührung bestimmt, so ist er nicht rein, sondern sinnlich. Man darf auch in Ansehung des Geschmacks das reine Urtheil vom empirischen unterscheiden. Das reine Geschmacksurtheil ist bloß formal, das empirische ist material: das erste wird nur durch die Form bestimmt, das andere auch durch finnliche Empfindungen, die mit der Begierde, zusammenhängen. Sobald sich aber mit dem Schönen das Angenehme, mit dem Geschmacke die Sinnenlust vermischt, so sind beide nicht mehr rein äfthetisch, sondern von sinnlichen Interessen abhängig; die rein ästhetische Wirkung darf im Object keine andere Ursache haben, als die reine Form im strengsten Sinn des Worts: die Form ohne alles auf die Sinne berechnete Beiwerk. Wenn also das Schöne ohne Be= griff gefällt, so ist es zweckmäßig, ohne darum als absichtliche Wirkung zu gelten: es ist zweckmäßig, ohne als zweckmäßig vorgestellt zu werden. In seiner zweckmäßigen Wirkung barf bie Vorstellung bes Zwecks nicht gegenwärtig sein, denn sie vernichtet die ästhetische Wirkung. Die vorgestellte Zweckmäßigkeit ist die objective. Wenn nun das Schöne ohne Begriff gefällt, so kann die afthetische Zweckmäßigkeit in keiner Beise objectiv, sondern bloß subjectiv sein. Wir haben in diesem Punkte schon früher die Grenze zwischen dem afthetischen und teleo= logischen Urtheil erkannt.

Es ist sehr wichtig, diese Grenze genau zu bestimmen. Hier unter= scheidet sich die Kritik der ästhetischen Urtheilskraft von den dogmatischen Theorien, die in Ansehung des Schönen bei den Metaphysikern der vor= kantischen Zeit gegolten hatten. Wenn wir ein Ding als objectiv zweck= mäßig beurtheilen, so gilt es als eine absichtliche Wirkung: die Absicht, um deren willen es existirt, liegt entweder in ihm selbst oder außer ihm; das Object gilt als zweckmäßig in Beziehung entweder auf einanderes ober auf seinen eigenen Begriff. Wir unterscheiden bemnach die objective Zweckmäßigkeit als außere und innere. Wenn ein Object für ein anderes zweckmäßig ift, so gilt es als Mittel; wenn bagegen der Zweck deffelben kein anderer ift als sein Dasein, so existirt das Object um seiner selbst willen, es ift zweckmäßig an sich, und wenn sein Dasein diesem seinem Zwecke entspricht, so läßt das Ding nichts zu wünschen übrig: die außere Zweckmäßigkeit ist die Nüplichkeit, die innere die Bollkommenheit. Ob nun ein Gegenstand als nützlich oder als vollkommen beurtheilt wird: beide Urtheile sind nur durch den beutlich gedachten Zweckbegriff möglich und um so vollkommener, je beutlicher die vorgestellte Zwedmäßigkeit ift; daher sind solche Urtheile in keiner Weise asthetisch. Das Wohlgefallen, welches sich mit der Betrachtung dieser objectiven Zweckmäßigkeit, b. h. mit der Einsicht in ben Nuten ober in die Vollkommenheit der Objecte verknüpft, ift eine intellectuelle Luft, keine afthetische.

Vollkommenheit ist ein metaphysischer Begriff. Das Ding erscheint als vollkommen, wenn es dem Begriffe entspricht, der nach unserer Ver= standeserkenntniß sein Wesen ausmacht. Nun galt bei ben vorkantischen Philosophen der Unterschied zwischen Sinnlickfeit und Verstand für graduell: daher nahmen sie jene als unklaren, verworrenen Berstand und unterschieden demnach in unserer Erkenntniß der Vollkommenheit der Dinge die klare und unklare Form derselben. In die dunkel oder verworren gebachte, b. h. sinnlich vorgestellte Bolltommenheit setten die deutschen Metaphysiker den Begriff des Schönen. Baumgarten hatte diese von Leibniz eingeführte Lehre spstematisch gemacht und ein Lehrgebäude der Aesthetik, das erste dieser Art, darauf gegründet. Jetzt galt das Schöne für wesensgleich mit dem Wahren und Guten und von beiden nur graduell verschieden. Der Unterschied zwischen dem Geschmacks- und Erkenntnigurtheil, zwischen dem afthetischen und intellectuellen Wohlgefallen war aufgehoben ober auf eine nur gra= duelle Differenz zurückgeführt. Rant entdeckt den specifischen Unterschieb, er widerlegt durch diese Einsicht den afthetischen Standpunkt der Metaphysiker, insbesondere Baumgartens Lehre und begründet den wesentlichen Unterschied zwischen der Aesthetik und der Metaphysik. "Es ist von der größten Wichtigkeit, in einer Aritik des Geschmacks zu entscheiben, ob sich auch die Schönheit wirklich in den Begriff der Vollkommenheit auflösen laffe."1

Das Schöne ist weber von einem Interesse noch von einem Begriff abhängig: es ist mithin gar nicht abhängig, sondern volksommen frei. Die Schönheit ist unfrei, wenn sie zu irgend etwas dient, sei es um eine Begierde zu befriedigen oder einen Begriff zu versinnlichen. Sie ist ein Object bloß der Betrachtung, sie gefällt durch die bloße Form, d. h. durch eine Zweckmäßigkeit, die wir fühlend und betrachtend genießen, ohne den Begriff eines Zwecks damit zu verknüpfen, wir empfinden die ästhetische Wirkung als wohlthuend und unsere Gemüthsträfte belebend, wir empfinden sie als zweckmäßig, aber nicht als beabsichtigt. Darin besteht die Causalität des Schönen oder die Relation des ästhetischen Urtheils. Aus diesem dritten Moment folgt die Erklärung des Schönen: "Schönheit ist Form der Zweckmäßigkeit eines Gegenstandes, sosen sie ohne Vorstellung eines Zwecks an ihm wahrgenommen wird"."

² Kritik ber Urtheilskraft. § 15. (S. 71.) — 2 Ebendas. § 17. Drittes Moment der Geschmackurtheile nach der Relation der Zwecke, welche in ihnen

4. Die afthetische Nothwenbigfeit.

Was allgemein gilt, muß eben darum auch nothwendig gelten, nun war die Allgemeinheit des afthetischen Urtheils weder die praktische bes Guten noch die theoretische des Wahren, sondern jene subjective Gemeingültigkeit, die sich aus der Universalität (allgemeinen Mittheil= barkeit) des afthetischen Gefühls erklärt hat. Dieser Allgemeinheit des äfthetischen Urtheils entspricht seine Nothwendigkeit, die weder aus praktischen noch theoretischen, weder aus moralischen noch logischen Gründen folgt, sondern aus der Natur des ästhetischen Gefühls. Die Universalität des äfthetischen Urtheils war die Geltung besselben für alle Einzelnen, d. h. Gemeingültigkeit. Dieser entspricht der Gemeinfinn. Die afthetischen Urtheile gründen sich auf ein rein menschliches Gefühl, welches wir den afthetischen Gemeinfinn nennen wollen: darum haben sie exemplarische und in diesem Sinne nothwendige Geltung. In dieser Nothwendigkeit besteht die "Modalität des ästhetischen Urtheils". Aus diesem vierten Moment folgt die Erklarung: "Schön ist, was ohne Begriff als Gegenstand eines nothwendigen Wohlgefallens erkannt wird".1

Die Analytik des Schönen ist vollendet. Fassen wir alles in eine Erklärung zusammen, so ergiebt sich die kantische Desinition des Schönen: "Schön ist, was ohne Interesse allen durch seine bloße Form nothswendig gefällt". Was ohne Interesse gefällt: darin besteht die Eigensthümlichkeit des ästhetischen Wohlgefallens (Qualität). Was allen geställt: darin besteht die ästhetische Allgemeinheit (Quantität). Was durch die bloße Form gefällt: darin besteht die ästhetische Zweckmäßigkeit (Relation). Was nothwendig vermöge des ästhetischen Gemeinsinnes gefällt: darin besteht die ästhetische Nothwendigkeit (Modalität).

in Betrachtung gezogen wird. § 10-17. (Bb. VII. S. 62-82.) Die Lehre von der anhängenden Schönheit und von ihrem Jbeale (§ 16 u. 17) werden wir im vierten Capitel näher erörtern.

¹ Aritit ber Urtheilstraft. Viertes Moment nach ber Mobalität bes Wohlsgefallens an ben Gegenständen. § 18—22. (Bb. VII. S. 83—87.)

Drittes Capitel.

Die Analytik des Erhabenen.

I. Die Thatsache des Erhabenen.

1. Das Schone unb Erhabene.

Wir haben mit der vollständigen Analyse des Schönen keineswegs die ästhetische Urtheilskraft erschöpft, vielmehr sindet eine einsache Beobachtung, daß die Gattung des ästhetischen Urtheils verschiedene Arten unter sich begreift, von denen wir nur die eine kennen gelernt haben. Wir können einen Gegenstand rein ästhetisch beurtheilen, unser ästhetisches Wohlgefallen ist dabei völlig uninteressirt, allgemein und nothwendig, und doch empsinden wir den Gegenstand nicht als schön. Genau dieser Fall sindet statt, wenn wir ein Object als erhaben vorstellen. Offenbar wird durch das Prädicat "erhaben" ebensowenig vom Gegenstande erkannt, wie durch das Prädicat "schön", offenbar ist dieses Prädicat ebensalls rein ästhetisch, allgemeingültig, nothwendig und doch ist erhaben etwas ganz anderes als schön. Worin liegt der Unterschied?

Das Schöne gefällt durch die bloße Form, diese aber ift als das freie Object unserer ruhigen Betrachtung begrenzt. Nehmen wir dem Gegenstande die Formbegrenzung und maßvolle Einheit, aber lassen ihm alle übrigen afthetischen Beschaffenheiten: er sei ein Gegenstand unseres uninteressirten, allgemeinen, nothwendigen Wohlgefallens; ein solcher Gegenstand ist nicht schön, wohl aber ästhetisch, er ist erhaben. Was ist das Erhabene? Unter welchen Bedingungen wird ein Object als erhaben beurtheilt, ober wie kommt das afthetische Urtheil zu diesem Prädicate? Das ist die Frage, welche in der "Analytik des Erhabenen" aufgelöft werden soll. Wir erkennen sogleich, daß die afthetische Gemuthsverfassung im Erhabenen eine ganz andere sein wird, als im Nur das formbegrenzte Object fällt ganz und mühelos in Schönen. unsere Anschauung, nur ein solches kann Gegenstand einer völlig ruhigen Betrachtung sein, einer solchen Betrachtung, worin unsere Gemüthskräfte einfach und spielend übereinstimmen. Im Erhabenen dagegen hat die Betrachtung nicht den Charakter der Ruhe, hier werden nicht, wie beim

¹ Aritik der Urtheilskraft. Theil I. Abschn. I. Buch II. Analytik des Erhabenen. § 24. (Bb. VII. S. 95 flgb.)

Schönen, die Gemüthskräfte leicht und spielend harmoniren. Wir können voraussehen, daß in der Betrachtung des Erhabenen eine Bewegung unserer Gemüthskräfte stattfindet, die erst durch den Streit zur Harmonie kommt. Der ästhetische Vorstellungszustand oder die Harmonie unserer Gemüthskräfte ist im Erhabenen ganz anderer Art, als im Schönen.

2. Das mathematisch und bynamisch Erhabene.

Das Erhabene ist im Unterschiede vom Schönen das Unbegrenzte oder Formlose. Das Unbegrenzte ist erhaben, nur sofern es ästhetisch beurtheilt wird. Nun gehört die Grenze zur Größenbestimmung, diese allein können begrenzt ober unbegrenzt sein: daher ist das Erhabene im Unterschiede vom Schönen quantitativer Natur. Die Größe in der Natur ist sowohl extensiv als intensiv, Größe der Ausdehnung (in Raum und Zeit) und der Kraft: jene ist "mathematisch", diese "dynamisch". Setzen wir nun die Eigenthümlichkeit des Erhabenen in die unbegrenzte Größe, so müssen wir das mathematisch Erhabene und das dynamisch Erhabene unterscheiden: jenes ist die erhabene Größe, dieses die erhabene Macht. Zur Beurtheilung der Größe gehört der Maßstab, die afthetische Beurtheilung nimmt den ihrigen nicht aus der objectiven Erkenntniß, sondern aus unserer subjectiven Fassungs= kraft: das Maß der erhabenen Größe ist unsere Anschauung, das der erhabenen Macht unsere Wiberstandskraft. In diesem Sinne läßt Kant bas mathematisch Erhabene auf unsere Intelligenz, das dynamisch Erhabene auf unseren Willen bezogen sein.

Unbegrenzt groß erscheint der ästhetischen Betrachtungsweise das= jenige, womit verglichen jedes ästhetische Maß zu klein ist. Wenn eine Naturgröße jedes Maß unserer Anschauung überdietet, so nennen wir eine solche Erscheinung aus ästhetischen Gründen schlechthin "groß"; wenn eine Naturmacht alle unsere sinnliche Widerstandskraft übersteigt, so ist eine solche Erscheinung "gewaltig": das mathematisch Erhabene ist das schlechthin Große, das dynamisch Erhabene ist das Gewaltige.²

Aus der äfthetischen Beurtheilung ift jede objective Zweckmäßigkeit ausgeschlossen. Es ist möglich, daß etwas in Rücksicht auf einen bestimmten Zweck das richtige Größenmaß so weit übersteigt, daß jener

¹ Kritit ber Urtheilstraft. § 23. (S. 93.) — ² Ebenbas. § 25. (Bd. VII. S. 95 u. 96.)

Fifder, Gefc. b. Philof. V. 4. Muff. R. M.

Zweck badurch zu nichte gemacht wird: bann ist die Größe durch Uebermaß zweckwidrig, aber ein solches Uebermaß ist keine ästhetische Vorstellung, und eine solche zweckwidrige Größe barum nie erhaben. Wenn ein Object, mit dem Zwecke seines Daseins verglichen, zu groß ist, so erscheint es als "ungeheuer"; wenn es in Vergleichung mit dem Zwecke, sinnlich vorgestellt zu werden, zu groß ist, so erscheint es als "colossalisch". In beiden Fällen liegt die Beurtheilung der Größe in ihrer Vergleichung mit einem bestimmten Zweckbegriff, sie ist daher nicht ästhetisch, sondern teleologisch.

Die Analytik des Erhabenen fragt: worin besteht das schlechthin Große und das Gewaltige? Worin liegt der Grund, daß wir solche Objecte vorstellen und als erhaben beurtheilen?

3. Die logische und afthetische Größenschätzung.

Wir nennen eine Erscheinung schlechthin groß, mit welcher verglichen alles andere absolut klein erscheint, ober, was dasselbe heißt, die über alle Bergleichung groß ist. Wenn wir uns zu der Größe der Naturerscheinungen erkennend verhalten, so bestimmen wir dieselbe durch Messung, b. h. durch Bergleichung mit anderen Größen, wir brauchen eine gewisse Größe als Maßstab ober Einheit und erkennen durch die Bahlung berselben, wie groß eine gegebene Größe ift. Die Größenschätzung durch Größenvergleichung ist mathematisch und, sofern sie durch Zahlbegriffe geschieht, zugleich logisch. Für eine solche Art der Schätzung find alle Größen relativ, keine ist über alle Vergleichung oder schlechthin groß, sondern größer oder kleiner in Rücksicht auf die mit ihr verglichene Größe. Je nachdem man den Maßstab wählt, er= scheint das Kleine groß und das Große klein; nach der zu schätzenden Größe bestimmen wir ben Maßstab ober bie messenbe Größeneinheit, fie kann ein Juß, eine Meile, der Durchmeffer der Erde u. s. w. sein. In Beziehung auf den Menschen erscheint die Erde groß; mit der Größe des Planetenspstems verglichen, erscheint sie klein, wie dieses selbst klein erscheint in Vergleichung mit den zahllosen Sonnenwelten u. f. w. Die teleskopischen und mikroskopischen Betrachtungen belehren uns auf eine sehr anschauliche Weise über bie relative Größe aller Erschein= ungen, jene laffen uns die große Welt, die wir bewohnen, in verschwindender Kleinheit erscheinen, diese zeigen uns in ungeahnter Größe,

² Kritik ber Urtheilskraft. § 26. (S. 102 figb.)

was wegen seiner Kleinheit kaum wahrzunehmen war. Daher giebt es für unsern Verstand und seine bestimmende Urtheilskraft nichts schlechthin Großes oder Erhabenes, da er jede gegebene Größe logisch und mathematisch beurtheilt, durch Zählung oder Messung erkennt und niemals aushört, gegebene Größen zu vergleichen: er kennt daher nur relative, nicht absolute Größen, d. h. solche, die über alle Vergleichung groß sind, oder mit denen verglichen alles andere klein ist. ¹

Nun ift jede Größenbetrachtung zugleich Größenschätzung. es für jene etwas schlechthin Großes geben foll, so darf diese nicht die logische oder mathematische, sondern muß eine solche sein, deren Maß= stab ober Grundmaß nicht durch Zahlbegriffe bestimmt werden kann. Ein solches Grundmaß ist die subjective Fassungskraft unserer An= schauung: die Beurtheilung gegebener Größen nach diesem Maßstab ift die afthetische Größenschätzung, die (nicht durch den Berftand, sondern) durch unsere Einbildungstraft geschieht und kein bestimmendes, son= dern ein reflectirendes Urtheil enthält. Die Einbildungskraft nimmt sich selbst zum Maßstab und beurtheilt daher eine Erscheinung, deren Größe durch dieses Maß nicht gesaßt werden kann, ober mit welcher verglichen, alles Maß unserer Einbildung zu klein ift, als schlechthin Um eine gegebene Größe anschaulich oder bildlich vorzustellen, mussen wir die einzelnen Theile berselben nicht bloß einen nach dem andern auffassen, sondern auch alle zusammenfassen: wenn mit der Auffassung (Apprehenfion) die Zusammenfassung (Comprehenfion) gleichen Schritt halt, so liegt das Bild der Größe völlig in der Fassungs= und Vorstellungskraft unserer Phantasie. Die Aufsassung der Theile kann ins Unendliche fortgehen, nicht ebenso deren Zusammen= fassung, die, je weiter jene vorrückt, um so schwieriger ihr nachkommt und zulett eine Grenze erreicht, die fie nicht mehr zu überschreiten verhier ift die Schranke ber Einbildungskraft, fie bezeichnet das Maximum ihres Fassungsvermögens ober "das asthetisch größte Grundmaß der ästhetischen Größenschätzung". Eine solche Schranke giebt es in der logischen und mathematischen Größenschätzung nicht, der Berstand kann in der Auffassung und Zusammenfassung der Größen, der wachsenden wie der abnehmenden, ins Unendliche fortschreiten, da es ihm nicht um das Bild der Größe, sondern um ihren arithmetischen

¹ Aritik ber Urtheilskraft. A. Vom mathematisch Erhabenen. § 25 u. 26. (S. 96—101.)

(algebraischen) Begriff ober ihre Gleichung zu thun ift. Das Maß ber Einbildung ober das Grundmaß der ästhetischen Größenschätzung ist das Bild des Objects. Wenn die Auffassung seiner Theile weiter geht, als deren Zusammensassung, die letztere also das Bild des Objects nicht zu Stande bringen kann, so ist das Maß unserer Einzbildungskraft überschritten. Ein solches Object nun, dessen Größe bildlich vorzustellen unsere Phantasie sich vergeblich bemüht, oder in Verzuseichung mit welchem jedes Bild, d. h. das Grundmaß unserer ästhetischen Größenschätzung zu klein ist, erscheint als schlechthin groß.

4. Wiberftreit und Harmonie zwischen Ginbilbungetraft und Bernunft.

Nun fordert die Vernunft kraft jener Idee der Einheit und des Ganzen, die sie unserer Erkenntniß zum Ziel setzt, daß wir jedes Ob= ject in seiner Totalität vorstellen, also auch das Bild desselben vollenden; aber diese Forderung kann die Einbildungskraft nicht erfüllen. Hieraus entsteht in uns ein Widerstreit zwischen Sollen und Können, zwischen Vernunft und Einbildungskraft, ein Migverhaltnig unferer Gemuths= krafte, bessen erste Empfindung nur die unseres Unvermögens ober das Gefühl der Unluft sein kann. Wir fühlen die Ohnmacht unserer Einbildungstraft, unseres sinnlichen Vorstellungsvermögens und damit die unserer Sinnlickfeit überhaupt; wir erscheinen uns selbst als Sinnen= wesen unendlich klein und nichtig in der Bergleichung mit dem schlecht= hin Großen. Aber indem wir als Sinnenwesen vor uns selbst gleich= sam verschwinden und in den Staub sinken, offenbart sich darin zugleich unsere höhere Natur, benn wir selbst sind es, benen ihre eigene Sinnlickeit unendlich klein und nichtig erscheint: also muffen wir un= endlich mehr sein, als bloß finnliche Wesen, es muß uns ein der finn= lichen Natur schlechterdings überlegenes Bermögen inwohnen, welches kein anderes als unsere überfinnliche Natur ober die reine Vernunft Wenn wir uns selbst als Sinnenwesen vernichtet selbst sein kann. fühlen, so fühlen wir uns eben dadurch als übersinnliche, intelligible, vernünftige ober rein moralische Wesen, weil wir sonst unsere eigene Nichtigkeit nicht empfinden ober berselben inne sein konnten. wir nur sinnliche Wesen, so könnten wir nicht vor uns selbst als solche erscheinen und die Nichtigkeit unserer sinnlichen Natur durchschauen. Die Ohnmacht unserer Sinnlichkeit und ihres Einbildungsvermögens

¹ Kritit ber Urtheilstraft. § 26. (S. 101. S. 102-106.)

fühlen wir nur kraft unserer übersinnlichen Natur und unserer reinen Vernunft. In der Ohnmacht der ersten fühlen wir die Macht der zweiten.

Die Vernunft ist das Vermögen der Ideen, diese lassen sich nicht finnlich vorstellen, daher kann der Vernunft die Einbildungstraft nicht gleichkommen: eben barin offenbart sich bas Bermögen ber reinen Ver= nunft, daß ihre Begriffe von keiner finnlichen Vorstellung gefaßt werden können, daß es von ihnen kein Bild noch Gleichniß giebt. Wenn daher die Einbildungskraft nicht zu leisten vermag, was die Vernunft fordert, so besteht eben darin das richtige Verhältniß beider: dieses Nicht= können der Einbildungskraft ift ihre der Bernunft angemessene Haltung. Jede Uebereinstimmung mit der letteren wäre ein Widerspruch in ber Natur diefer Vermögen, daher giebt es zwischen Vernunft und Gin= bildungskraft keine tiefere Uebereinstimmung, als wenn diese die Schranke ihrer Araft, ihr Unvermögen und ihre Ohnmacht empfindet. Nicht baß fie unvermögend ift, sondern daß fie ihr Unvermögen empfindet, macht die Einbildungskraft conform der Vernunft. Wir empfinden das Unvermögen unserer Einbildungskraft, ihren Widerstreit mit ber Vernunft, ihre Unfähigkeit zu leisten, was jene fordert: biese erste Empfindung ift ein Gefühl der Unluft. Aber indem wir dieses Un= vermögen der Einbildungskraft fühlen, so fühlen wir uns eben da= durch als reine Vernunft, die durch ihre Ideen fassen kann, was bild= lich vorzustellen die Einbildungskraft schlechterdings nicht vermag: diese unterwirft sich der Vernunft, erkennt deren Ueberlegenheit und ftimmt eben baburch mit berselben überein. Was wir jetzt empfinden, ist die Harmonie zwischen Einbildungskraft und Vernunft: diese zweite Empfindung ift ein Gefühl der Luft, vermittelt durch jenes erfte Gefühl der Unluft.1

II. Die Erklärung bes Erhabenen.

1. Das erhabene Subject.

Die Harmonie zwischen Einbildungskraft und Vernunft besteht darin, daß die Vernunft als das höhere, der sinnlichen Vorstellung unendlich überlegene Vermögen anerkannt wird. Jedes andere Verhältniß ware Disharmonie. Wir empfinden die Harmonie zwischen Einbildungskraft und Vernunft, sobald wir unser überfinnliches Wesen

¹ Rritik ber Urtheilskraft. § 26 u. 27. (S. 106-111.)

ober unsere reine Intelligenz erhaben fühlen über unsere Sinnlichkeit: dieses Gefühl ist das Erhabene. Es ist auch ein Gefühl der Lust, auch ein ästhetisches Wohlgesallen und eine Folge reiner Betrachtung, die sich auf die Harmonie unserer Gemüthskräfte gründet, aber hier besteht die Harmonie nicht zwischen Einbildungskraft und Verstand, sondern zwischen Sinbildungskraft und Vernunst: diese Uebereinstimmung ist die Ueberlegenheit der Vernunst und das Gefühl derselben die erhabene Gemüthsstimmung. Das Erhabene ist daher unsere Gemüthsex erhebung. Wir nennen erhaben auch in objectiver Hinsicht nur, was uns durch seine bloße Vetrachtung in diese Gemüthsstimmung versetzt. Erhaben ist, was uns erhebt. Das Erhabene im kantischen Sinn ist allein das Erhebende.

Erhebend find diejenigen Objecte, in deren freier Betrachtung sich unsere Bernunft über unsere Sinnlichkeit erhebt, ober (was dasselbe heißt) beren reine Betrachtung niemals durch unsere sinnliche Vor= stellungstraft zu Stande kommt: das sind solche Objecte, beren Größe jeden finnlichen Maßstab übertrifft, sowohl das Kräftemaß unserer Ein= bildung als das unseres sinnlichen Widerstandes. Diese Objecte find schlechthin groß und gewaltig. Solche Erscheinungen erheben uns; darum erscheinen sie uns erhaben: das Große ist das Erhabene im mathematischen, das Gewaltige das im dynamischen Sinn. Bergleichen wir damit die kantischen Erklärungen, so find dieselben jest völlig ein= leuchtend: "Erhaben ist das, was über alle Bergleichung groß ist". "Erhaben ist das, mit welchem in Vergleichung alles Andere klein ift." "Erhaben ift, was auch nur benten zu können, ein Bermögen des Ge= muths beweist, das jeden Maßstab der Sinne übertrifft." "Erhaben ist bas, was durch seinen Wiberstand gegen bas Interesse ber Sinne unmittelbar gefällt." "Man kann das Erhabene so beschreiben: es ift ein Gegenstand (ber Natur), dessen Vorstellung das Gemuth bestimmt, sich die Unerreichbarkeit der Natur als Darstellung von Ideen zu denken." In der Betrachtung des Erhabenen wird die Gewalt der Vernunft über die Sinnlichkeit durch die Einbildungskraft ausgeübt.1

Der Kern in allen diesen Erklärungen ist derselbe. Sie bezeichnen ein Object, in dessen bloßer Betrachtung jedes beschränkte Vermögen niedersinkt, seine Ohnmacht erkennt, und eben deshalb das unbeschränkte

¹ Aritit ber Urtheilstraft. § 25. (S. 97, 99, 100.) Aug. Anmig. zur Exposition ber ästhetischen restectirenden Urtheile. (S. 120.)

Vermögen der Vernunftfreiheit sich erhebt. Das Bewußtsein dieser Freiheit ist eigentlich moralisch, die bloße Betrachtung ist rein ästhetisch. Wenn wir in der bloßen Betrachtung unserer Vernunftfreiheit innemerben, so ist dieses Bewußtsein oder diese Wahrnehmung der eigenen Unendlichkeit ästhetisch: es ist die Einbildungskraft im Gefühl ihres Unvermögens, die jenes Bewußtsein in uns erweckt.

Hieraus erklärt sich, warum im Erhabenen unsere Betrachtung nicht, wie im Schönen, ruhig ist, sondern bewegt. Die Harmonie der Gemüthskräfte ift hier nicht einfach und positiv, wie im Schönen die Uebereinstimmung zwischen Einbildungskraft und Verstand. Im Erhabenen wird das finnliche Vermögen überwältigt und niedergeworfen, um das übersinnliche zu erheben und aufzurichten. Das für die Ein= bildungskraft Ueberschwängliche ift gesehmäßig für die Vernunft. Das Gemuth wird abgestoßen und angezogen, das Gefühl des Erhabenen ist baher der schnelle Wechsel dieser beiden Gemüthsbewegungen, es ift eine aus Unlust entspringende Lust, eine in Harmonie sich auflösende Diffonanz, wir fühlen uns unendlich klein und gerade dadurch unend= lich groß. Genau so beschreibt Faust das erhabene Gefühl, welches ihm die Erscheinung des Erdgeistes erweckt hat: "In jenem sel'gen Augenblicke ich fühlte mich so klein, so groß!" Diese Gemüthsbewegung in ber bloßen Betrachtung eines Objects hat denjenigen afthetischen Charakter, welcher das eigentliche Wesen des Erhabenen ausmacht. So gelangen wir zur letten Erklärung des Erhabenen. Vorher wurde gesagt: er= haben ift, mas uns erhebt, die erhebenden Objecte sind die erhabenen.

Aber genau genommen sind es nicht die Objecte, die uns erheben, sondern unsere Betrachtung derselben, d. h. wir selbst erheben in dieser Betrachtung unsere Bernunft über unsere sinnliche Vorstellungstraft und bringen dadurch diese beiden Vermögen in ihr richtiges Verhältniß, d. h. in Harmonie. Also müssen wir, genau genommen, erklären: erhaben ist, was sich über das sinnliche Dasein erhebt. Zu dieser Erhebung ist nur die reine Vernunft in einem Sinnenwesen sähig, nur der Mensch als sinnlichevernünftiges Wesen kann sich wahrshaft erheben. Darum ist das wahrhaft Erhabene nur der Mensch im Triumphe seiner moralischen Kraft über das sinnliche Vermögen und Dasein. In diesem Triumph erscheint das rein moralische Wesen des Menschen, und diese Sphäre unserer Freiheit ist das eigentliche Gebiet des Erhabenen. Nicht die Natur als solche ist erhaben, sondern allein der Mensch in seiner Erhebung, die als solche immer morals

Natur, sondern nur in unserem Gemüthe enthalten, sofern wir der Natur in uns, dadurch auch der Natur (sofern sie auf uns einsließt) außer uns überlegen zu sein, uns bewußt werden können. So nimmt Schiller das Erhabene, wenn er den Astronomen zuruft: "Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich im Raume, aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht!"

2. Die Subreption.

Die Einsicht in die eigentliche Natur des Erhabenen ift zunächst nicht äfthetisch, sondern kritisch. Man muß das Gefühl des Erhabenen genau analysiren, um zu dieser Erkenntniß zu gelangen. Das äfthetische Gefühl analysirt nicht sich selbst. Die Zergliederung ist Sache der Kritik. Jenes ist in die Betrachtung seines Gegenstandes vollkommen versenkt und nimmt darum für objective Erhabenheit, was im Grunde nur subjective ist. So ist das Gefühl des Erhabenen in einen Schein gehüllt und in einer Täuschung befangen, welche erst die kritische Untersuchung bes Geschmacks entbeckt und vernichtet: bieser Schein ist auch eine un= vermeidliche Musion, nicht in logischer, sondern in äfthetischer Ruck-Das Gefühl des Erhabenen ist eine durch Unlust bedingte Lust, eine negative Lust, die wir am besten Bewunderung nennen. uns mit Bewunderung und Achtung erfüllt, ist nicht das Sinnenobject, sondern die in uns entbundene Bernunftfreiheit, die Idee der Mensch= heit, die sich unwillkürlich in der Betrachtung solcher Objecte erhebt, welche vorzustellen kein finnliches Vermögen ausreicht, und vor denen unser sinnliches Dasein gleichsam verfinkt. Weil wir in dieser Betrachtung bloß in das Object versenkt sind und nicht zugleich uns selbst beobachten (was nicht mehr äfthetisch, sondern kritisch wäre), so gewinnt unwillkürlich das Object ben Schein des Erhabenen. Wir leihen dem letteren den erhabenen und bewunderungswürdigen Charafter, welchen in der Betrachtung desselben unsere eigene übersinnliche Natur offen= bart: dieses Leihen oder diese unwillkürliche Unterschiebung nennt Rant eine "gewisse Subreption". "Also ist das Gefühl des Erhabenen in der Natur Achtung für unsere eigene Bestimmung, die wir einem Objecte der Natur durch eine gewisse Subreption (Verwechselung einer

¹ Kritik ber Urtheilskraft. B. Vom Dynamisch-Erhabenen in ber Natur. § 28. (S. 116.) Vgl. 25 u. 26. (S. 94. S. 105.)

Achtung für das Object, statt der für die Idee der Menscheit in unserem Subjecte) beweisen, welches uns die Ueberlegenheit der Vernunstbestimmung unserer Erkenntnisvermögen über das größte Vermögen der Sinnlickeit gleichsam anschaulich macht." Es liegt in der Natur des Erhabenen, daß es die Sinnlickeit zurückstößt und unter allen ästhetischen Vorstellungen am wenigsten auf die Sinne eingeht, daher auch am wenigsten sich mit solchem Beiwerk bekleibet, welches die letztere gewinnt und anzieht. Das wahrhaft Erhabene ist nie reizend: sein Charakter ist großartige Einfalt, so ist auch der Stil, in dem es dargestellt sein will.¹

3. Das erhabene Object.

Wenn uns die kantische Analytik des afthetischen Urtheils lehrt, daß es im Grunde keine objective Erhabenheit giebt, so ist diese Erklärung bloß auf die Erscheinungen der Natur oder Sinnenwelt zu beziehen und nicht so zu verstehen, als ob jener Schein des Erhabenen, den wir ihnen leihen, eine wilkürliche Erdichtung wäre. Bielmehr giebt es gewisse Erscheinungen, die uns entweder durch ihre Größe, wie der gestirnte Himmel, das Weltmeer u. s. w., oder durch ihre Gewalt, wie Gewitter, Orkane, Erdbeben, Meeresstürme u. s. w. nöthigen, sie als schlechthin groß und gewaltig vorzustellen, weil sie das Maß unserer sinnlichen Vorstellungs= und Widerstandskraft absolut übersteigen, wir müssen über bloßen Betrachtung solcher großen und gewaltigen Objecte die Ohnmacht unserer Sinnlichkeit fühlen, uns durch dieses Gesühl und die freie Betrachtung über die Schranken unserer sinnlichen Natur erheb en und dadurch unserer Freiheit oder des unbeschränkten Vermögens unserer Vernunft inne werden.

Aus dieser Erhebung entspringt jenes "begeisterte Wohlgefallen", das wir als das Gefühl des Erhabenen bezeichnen, nur in der Betrachtung solcher Objecte empfinden und daher nothwendig mit der Vorstellung derselben verknüpsen. "Die Qualität des Gefühls des Erhabenen ist: daß sie ein Gefühl der Unlust über das ästhetische Beturtheilungsvermögen an einem Gegenstande ist, die darin doch zugleich als zweckmäßig vorgestellt wird, welches dadurch möglich ist, daß das eigene Unvermögen das Bewußtsein eines unbeschränkten Ver-

¹ Aritit der Urtheilstraft. § 27. (S. 107 u. 108.) B. Bom Dynamisch-Erhabenen in der Natur. § 28. (S. 111—118.) Allg. Anmig. zur Exposition u. s. s. (S. 129.)

mögens desselben Subjects entdeckt, und das Gemüth das letztere nur durch das erstere afthetisch beurtheilen kann." Die Nothwendigkeit dieses ästhetischen Urtheils folgt aus dem bestimmten Verhältniß unserer Gemüthskräfte, das in der Einrichtung unserer Bernunft selbst begründet ift und von dem die Möglichkeit aller äfthetischen Betrachtung abhängt. Darin liegt der tiefste Grund, warum die lettere den Charakter der Gemeingültigkeit und Nothwendigkeit hat. "In dieser Modalität ber äfthetischen Urtheile, nämlich ber angemaßten Nothwendigkeit berselben liegt ein Hauptmoment für die Kritik der Urtheilskraft. Denn die macht eben an ihnen ein Princip a priori kenntlich und hebt sie aus der empirischen Psychologie, in welcher sie sonst unter den Gefühlen des Vergnügens und Schmerzes (nur mit dem nichtssagenden Beiwort eines feineren Gefühls) begraben bleiben würden, um sie und ver= mittelst ihrer die Urtheilskraft in die Classe derer zu stellen, welche Principien a priori zum Grunde haben, als solche aber fie in die Transscendentalphilosophie hinüberzuziehen." 2

Das Gefühl des Erhabenen ist Kraft= und Freiheitsgefühl, das nur aus unserem eigensten Wesen hervorgehen und durch kein Object der Welt gemacht werden kann, wohl aber durch gewiffe Objecte, die wir als schlechthin groß und gewaltig vorstellen müssen, hervorgerufen wird. Kraft wird durch Kraft geweckt. Unsere moralische Kraft ist unbeschränkt, unsere sinnlichen Kräfte sind beschränkt: sie find, mit jener verglichen, absolut nichtig, jene ist, mit ihnen verglichen, absolut groß. Wir empfinden die Größe der einen durch die Nichtigkeit der anderen, und umgekehrt. Je tiefer daher alle Kräfte unserer finnlichen Natur niedergeschlagen werden, um so höher und mächtiger erhebt sich das Gefühl unserer Freiheit und moralischen Kraft. Nun find es die gewaltigen und unwiderstehlichen Mächte ber Natur, gegen welche alle finnlichen Menschenkräfte vergeblich aufgeboten werben, und deren Un= blick uns die Nichtigkeit der letzteren und ihres Widerstandes so fühlbar macht, daß eben dadurch das moralische Kraft= und Freiheitsgefühl geweckt wird. Die Vorstellung der erhabenen Naturkräfte weckt die erhabene Willensfraft. Das dynamisch Erhabene außer uns weckt das moralisch Erhabene in uns und ruft dadurch unser höchstes Kraft= gefühl hervor.

Die drohenden und zerstörenden Naturgewalten, die jedes mensch= lichen Widerstandes spotten und deshalb unsere Furcht erregen, diese

¹ Kritik ber Urtheilskraft. § 27. (S. 110.) — 2 Ebendas. § 29. (S. 118.)

furchtbaren Mächte ber Natur sind recht eigentlich im dynamischen Sinn erhaben. Aber das Erhabene ift ein Object freier Betrachtung, und es giebt keinen Affect, der für die Gemüthsfreiheit erdrückender und tödtlicher ware, als die Furcht. Man kann das Erhabene durch die Furcht so wenig empfinden, wie das Schöne durch den Appetit. Daher wird der Anblick jener furchtbaren Mächte nur dann mit dem Gefühl des Erhabenen verknüpft sein, wenn man sie nicht fürchtet. Nur suche man diese Furchtlofigkeit nicht etwa in dem behaglichen Gefühle der Sicherheit vor der Gefahr, die von uns glücklicherweise so weit entfernt ift, daß wir nicht nöthig haben, sie zu fürchten. Das heißt die Furcht nicht überwinden, sondern genießen und den Zustand derselben, weil man für den eigenen Leib nicht zu zittern braucht, auf die ruhigste ober angenehmste Art in der Phantafie erleben. Gefahr Trot bieten und die Zerstörung unseres leiblichen Daseins nicht fürchten, sondern die unzerstörbare moralische Kraft bagegen ein= setzen und sich mit diesem Aufschwunge des Gemüths über das ganze Reich der vergänglichen Dinge erheben: darin besteht der wahrhaft erhabene, unerschütterliche und freie Willenszustand, wie jenes Kraft= und Freiheitsgefühl, das wir nur im Anblick vernichtender Gewalten, sei es in Wirklichkeit ober in der Phantasie, erleben. Wenn wir sie in der Phantafie erleben, so sind wir in die Betrachtung des Objects der= gestalt versenkt, daß wir unseren inneren, durch ihren Anblick hervorgerufenen Zustand nicht erkennen und darum unsere Erhabenheit für die ihrige ansehen. So entsteht das dynamisch Erhabene oder so ver= wandelt sich die furchtbare Naturerscheinung in eine erhabene. "Also heißt die Natur hier erhaben, bloß weil sie die Einbildungskraft zur Darftellung berjenigen Falle erhebt, in welchen das Gemüth die eigene Erhabenheit seiner Bestimmung selbst über die Natur sich fühlbar machen kann."1

Wenn wir nun jenes Kraft = und Freiheitsgefühl, das durch den Anblick furchtbarer Erscheinungen hervorgerusen wird und mitten in der Gesahr über ihr steht, nicht bloß in der Phantasie ersahren, sondern in der Wirklichkeit bewähren, so sind wir selbst erhaben, und was allen erhabenen Erscheinungen zu Grunde liegt und ihr Wesen ausmacht, erscheint jetzt selbst als ein Gegenstand, dessen Erhabenheit jedem, auch ohne alle Cultur des ästhetischen Urtheils, auf der Stelle

¹ Kritik der Urtheilskraft. B. Bom Dynamisch-Erhabenen der Natur. § 28. (S. 111—113.)

einleuchtet. Es giebt demnach Objecte, die erhaben sind und als ershabene Erscheinungen ohne alle Subreption beurtheilt werden: wir sinden sie nicht in der Natur, sondern in der moralischen Welt, ihre Erhabenheit ist nicht dynamischer, sondern moralischer Art und erscheint in solchen Menschen, die das wirklich sind und thun, was wir im ästhetischen Gefühl des Erhabenen bloß vorstellen und phantasiren.

Das nächste und treffende Beispiel, welches Kant wählt, um seine Lehre von der objectiven Erhabenheit auch im Hinblick auf die wilden Bölker zu bestätigen, ift die kriegerische Tapferkeit, der Heldenmuth, welchen der Arieg braucht und erzeugt, und den alle Bölker, die rohesten wie die civilisirtesten, mit Recht als eine erhabene Erscheinung betrachten, weil die Gefahr ihn nicht schreckt und die Aufopferung des Lebens ihm nichts kostet. Obgleich unser Philosoph kein Freund ber Ariege war und in dem ewigen Frieden das erhabenste Ziel der Menschheit erblickte, hat er doch wegen der Todesverachtung, welche der Rrieg mit fich bringt, die afthetische Erhabenheit des letzteren im Gegen= sat zu den Schwächen langer Friedenszustände vollständig zu würdigen gewußt. Für das ästhetische Urtheil ist der Feldherr immer erhabener. als der Staatsmann. "Selbst der Krieg, wenn er mit Ordnung und Heilighaltung der bürgerlichen Rechte geführt wird, hat etwas Erhabenes an sich und macht zugleich die Denkungsart des Volks, welches ihn auf diese Art führt, nur um desto erhabener, je mehreren Gefahren es ausgesetzt war und sich muthig barunter hat behaupten können; ba hingegen ein langer Frieden den bloßen Handelsgeift, mit ihm aber den niedrigen Eigennut, Feigheit und Weichlichkeit herrschend zu machen und die Denkungsart des Volks zu erniedrigen pflegt." 1 Man ift an die Worte des Chors in der Braut von Messina erinnert:

> Denn der Mensch verkummert im Frieden, Müßige Ruh ist das Grab bes Muths,

Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen, Alles erhebt er zum Ungemeinen, Selber dem Feigen erzeugt er den Muth.

Auch jenes erhabene Gefühl, welches der Anblick zerstörender Naturgewalten in uns weckt und zurückläßt, hat Schiller völlig im Geiste Kants dargestellt, wie er uns die Feuersbrunst und die Gemüthstimmung schildert, womit der seiner Habe völlig beraubte Mensch auf

¹ Rritit ber Urtheilsfraft. § 28. (S. 112-114.)

die leergebrannte Stätte hinblickt: "Müßig sieht er seine Werke und bewundernd untergehen!"

Nun ist die Vorstellung jener moralischen Kraft, welche nicht bloß zum subjectiven Gefühl des Erhabenen gehört, sondern in dem objectiven Charakter deffelben erscheinen und ausgedrückt sein will, nothwendig mit der Idee des sittlichen Endzwecks verbunden. "Also muß das Er= habene jederzeit Beziehung auf die Denkungsart haben, d. i. auf Maximen, dem Intellectuellen und den Vernunftideen über die Sinn= lichkeit Obermacht zu verschaffen." Daher ist es die von der Idee der Freiheit und Menschenwürde erfüllte Gesinnung und Thatkraft, die im genauesten Sinn den erhabenen Charakter und Gegenstand aus= macht. Der gute Wille ift als solcher kein wahrnehmbares, also auch kein ästhetisches Object, doch wird er das lettere, wenn er als Kraft erscheint, als feuriger Thatenbrang, der ihn zu handeln nöthigt. Dann ift das Gute nicht bloß Maxime, sondern Affect, nicht bloß ibeale Willensrichtung, sondern ein von den höchsten Zwecken der Mensch= heit ganz ergriffener Gemuthszustand: es ift nicht bloß Gefinnung, sondern Begeisterung oder Enthusiasmus. "Die Idee des Guten mit Affect heißt der Enthusiasmus. Dieser Gemüthszustand scheint erhaben zu sein, dermaßen, daß man gemeiniglich vorgiebt, es könne ohne ihn nichts Großes ausgerichtet werden."2

Der Enthusiasmus ift nicht Schwärmerei: jener ist ein erhabener, biese ein kranker Gemüthszustand; ber Enthusiast erhebt seine Einbildungstraft über die Sinnenwelt und lebt mit ganzer Seele für die Verwirklichung der Ideen oder die Aufgaben der übersinnlichen Welt, der Schwärmer dagegen verliert sich brütend und grüblerisch in die Geheimnisse der Geisterwelt und verwandelt sie in imaginäre Objecte, die er wahrzunehmen sich einbildet; die Phantasie des ersteren ist zügelslos, die des anderen regellos; jener mit seiner ungesesselten Sinsbildungskraft kann die wirkliche Welt und ihre Gesehe vergessen, dieser dagegen wird mit seiner verkehrten Einbildung dieselbe verfälschen, daher läßt sich der Enthusiasmus mit dem Wahnsinn, die Schwärmerei mit dem Wahnwitz vergleichen. In dieser Würdigung des Enthusiasmus und der Schwärmerei begegnen uns in der Aritik der Urtheilskraft diesselben Ansichten wieder, die wir in dem Versuch "über die Krankheiten

¹ Aritik der Urtheilskraft. Allg. Anmkg. zur Exposition der ästhetischen restectirenden Urtheile. (S. 128.) — ² Ebendas. (S. 125.)

des Ropfs" und in der Sathre "Träume eines Geistersehers" u. s. w. kennen gelernt haben.¹

Wie das Gefühl des Erhabenen ein begeistertes Wohlgefallen, so ist der Enthusiasmus die begeisterte gute Gesinnung. Was die Begeisterung von der rein moralischen Gesinnung unterscheidet, ist der Affect, der durch seine fortreißende Kraft die Gesinnung in unwill= kurliche Handlung verwandelt und darum afthetisch wirkt, aber zugleich durch seine blinde, ungestüme Art die Ueberlegung beeinträchtigt und die Gemüthsfreiheit hemmt. Man muß die Affecte wohl von den Leiden= schaften unterscheiden, womit man sie nur zu häufig verwechselt hat: jene sind Gefühls= ober Empfindungszustände, diese dagegen Begehrungs= zustände; der Affect bestimmt die Temperatur und Triebkraft des Willens, die Leidenschaft die Richtung und das Object desselben; jener kann das Gute stürmisch und unüberlegt verfolgen, diese ergreift und verfolgt ihre unsittlichen Zwecke mit voller Absicht und Ueberlegung. Daher wird im Affect die Freiheit des Gemüths nur gehemmt, in der Leidenschaft aber aufgehoben. Unwille und Zorn sind Affecte, Haß und Rache sind Leidenschaften.2

Je affectloser und freier (im moralischen Sinne) bas Gemüth ift, um so erhabener erscheint der Charakter, wenn diese Affectlofigkeit sich in seiner Handlungsweise barftellt. Eine solche ruhige Erhabenheit nennt unser Philosoph edel und bewunderungswürdig. Die Leidenschaft ift nie erhaben, die Affecte können es sein, wenn sie feuriger, thatkräftiger, rüftiger Art sind, wie die "wackeren Affecte", welche Kant von den "schmelzenden" unterscheidet. Es gilt die gute Sache, welche affectvoll ergriffen und gewollt wird. So kann der Unwille und Zorn über das Schlechte, selbst die Verzweiflung darüber, wenn sie entrüstet und nicht etwa verzagt ist, einen erhabenen Eindruck machen. In solchen Affecten erscheint die Kraft zum Guten mit dem Bewußtsein ihrer fiegreichen Macht über den Wiberstand des Schlechten. Mit Recht redet man von einem edlen Zorn und einer edlen Entrüftung.3 Wie erhaben hat Schiller diese Affecte empfunden! Wie ergreisend und herrlich haben die beiden Freunde des Dichters, Dannecker und Goethe, uns den Ausbruck berselben bargeftellt!

¹ Kritik der Urtheilskraft. (S. 129.) Bgl. dieses Werk. Bd. IV. (4. Aust.) Buch I. Cap. XVI. S. 263—265. — ² Ebendas. Erster Theil. Abschn. I. Buch II. Allg. Anmkg. u. s. w. (S. 125 Anmkg.) — ³ Ebendas. (S. 126.)

Nur die tapferen Affecte des Guten sind erhaben, nie die schmelzen= ben, da diese unsere Kraft zum Guten, wie unsere Widerstandskraft gegen das Bose und die Uebel der Welt nur als Ohnmacht und alles Bertrauen barauf mit Unlust empfinden, woraus ein weicher, leicht rührbarer und gerührter Seelenzustand hervorgeht, der nie eine erhabene, doch in der Form der Frömmigkeit und des Gottvertrauens eine schöne Sinnesart zeigen kann, aber als Hang zur Rührung in eine völlig werthlose Empfindelei ausartet. Wie der Enthusiasmus durch seine moralische Thatkraft von aller Schwärmerei, durch die un= gestüme Macht seines Affects von der Besonnenheit der rein moralischen Gesinnung, durch die Uneigennützigkeit seiner affectvollen Empfindung von aller Leidenschaft, so ift er durch die Energie und Tüchtigkeit seiner Affecte von aller Empfindsamkeit ober Sentimentalität unterschieden. Wie die Schwärmer, so find auch die sentimentalen Leute nicht Enthusiasten, sondern Phantasten: beide nehmen Objecte, die nur in ihrer Phantafie find, für wirkliche Dinge; jene seben Geifter, wo keine find und sein können, diese tauschen fich nicht bloß über die Macht, sondern auch über die Existenz der Uebel, sie halten die wirklichen für unüberwindlich und die eingebildeten für wirklich: daher befinden sie sich mit Vorliebe in schmerzlich gerührter Stimmung und genießen ihre kraftlosen und weichen Affecte als die Vorzüge feiner und gefühlvoller Seelen.1

Die erhabene Gemüthsart steht im Gegensatze gegen die zahlreichen Mächte der Welt, die dem Guten widerstreben, und das tiese und schmerzliche Gesühl dieses Contrastes kann sie dergestalt beherrschen, daß sie
sich isolirt und von der Welt zurückzieht. Nun ist die Frage: ob
"die Absonderung von aller Gesellschaft auch als etwas Erhabenes
anzusehen sei?" Es wird also gefragt: ob mit den Affecten erhabener
Charaktere auch eine gewisse Art des Weltschmerzes oder der
pessimistischen Stimmung sich vertragen könne? Da man die großen
Denker heutzutage auf den Pessimismus zu untersuchen pslegt, so sollte
man dei Kant nicht übersehen, wie er in seiner Kritik der Urtheilskrast diese Frage gestellt und beantwortet hat. Sie lautet in der
kürzesten Form: giebt es eine erhabene Misanthropie? Menschenhaß und Menschenschen sind nie erhaben, jener ist eine häßliche Leidenschaft, diese ein surchtsamer und verächtlicher Affect. Es kann daher

² Aritit ber Urtheilstraft. (S. 126 u. 127.)

nur von einer solchen Misanthropie die Rede sein, welche sich mit der Philanthropie nicht bloß verträgt, sondern aus ihr hervorgeht: d. i. eine solche, die nicht das Wohlwollen für die Menschen, nur das Wohlgefallen an ihnen nach einer langen und traurigen Erfahrung verloren hat.

Der Gegenstand dieser Erfahrung find die wirklichen Uebel, die nicht etwa das Schicksal über uns verhängt, sondern welche die Menschen sich gegenseitig anthun, und die aus ihren feindseligen Gesinnungen, b. h. aus ber häßlichen Misanthropie entspringen. Aus dem grundsätlichen Wohlwöllen folgt eine grundsätliche Antipathie wider jene gehässigen Gefinnungen, die das Gegentheil aller Menschenliebe ausmachen und in der Menschenwelt ebenso weit berbreitet als tief eingewurzelt sind. Die Leiden, welche das Schicksal uns zufügt, erwecken schmerzliche und mitleidige Affecte, die schmelzender, aber nicht erhabener Art sind, wogegen diejenigen Leiden, welche die menschliche Bosheit und Schlechtigkeit verursacht, energischen Unwillen und jene grundsätliche Antipathie hervorrufen müffen, die zu den rüstigen Affecten gehört und den Eindruck einer erhabenen Trauer macht. Wenn Sauffure von einer Alpengegend in Savoyen fagt: "es herrscht daselbst eine gewisse abgeschmackte Traurigkeit", so kannte er "boch auch eine interessante Traurigkeit, welche der Anblick einer Ein= öbe einflößt, in die sich Menschen wohl versetzen möchten, um von der Welt nichts weiter zu hören noch zu erfahren, die denn doch nicht so ganz unwirthbar sein muß, daß sie nur einen höchst mühseligen Aufent= halt für Menschen darböte. Ich mache diese Unmerkung nur in ber Absicht, um zu erinnern, daß auch Betrübniß (nicht niedergeschlagene Traurigkeit) zu ben rüftigen Affecten gezählt werden könne, wenn fie in moralischen Ideen ihren Grund hat, wenn sie aber auf Sympathie gegründet und als solche auch liebenswürdig ist, fie bloß zu den schmelzenden Affecten gehöre, um baburch auf die Gemüthsstimmung, die nur im ersten Fall erhaben ift, aufmerksam zu machen."1

Die erhabene Gemüthsart wurzelt, wie die religiöse, in der moralischen Kraft und Gesinnung. Da nun die Furcht nie erhaben sein kann, so mußte sich unser Philosoph die Frage auswersen: ob denn die Gottesfurcht, dieser Grundzug der religiösen Gesinnung, den Charakter einer erhabenen Gemüthsart entbehre? Es giebt, wie seine

¹ Kritik ber Urtheilskraft. (S. 129—131.)

Religionslehre gezeigt hat, eine wahre und eine falsche Gottesfurcht: jene ist erhaben, weil sie das Gegentheil aller niedrigen Furcht ift, diese dagegen niedrig und klein, wie die Furcht selbst, die sich in den Staub wirft, weil sie vor der Macht Gottes, wie vor einer zerstörenden Naturgewalt, zittert und burch die außeren Zeichen der Demuth die göttliche Strafe abwenden und die Gunft Gottes erwerben möchte. Eine solche Furcht verfälscht die Erhabenheit Gottes, während die wahre Gottesfurcht, d. h. die gottgefällige Gefinnung, allein im Stande ift, diese Erhabenheit zu erkennen. "Auf solche Weise unterscheidet sich Religion von Superstition, welche lettere nicht Ehrfurcht für das Erhabene, sondern Furcht und Angst vor dem übermächtigen Wesen, dessen Willen der erschreckte Mensch sich unterworfen sieht, ohne ihn doch hochzuschätzen, im Gemüthe gründet, woraus dann freilich nichts als Gunstbewerbung und Einschmeichelung statt Religion des guten Lebenswandels entspringen kann." So stimmt Kants Lehre vom Er= habenen in der Aritik der Urtheilskraft mit seiner Religionslehre völlig überein und bestätigt durch das afthetische Gefühl, was diese von der religiösen Gefinnung erklärt hatte.1

Da sich die erhabenen Gefühle und Erscheinungen auf das moralische Gefühl gründen, so ergeben sich hieraus einige Folger= ungen, die das Urtheil über das Erhabene in seinem specifischen Unterschiebe von dem Urtheil über das Schöne betreffen. Beibe find allgemeingültig und nothwendig, weil sie allgemein mittheilbar sind, aber der Sinn für das Erhabene wird in seiner Ausbildung mit der des moralischen Gefühls gleichen Schritt halten müssen und sich darum langsamer entwickeln, als der Sinn für das Schöne; er bedarf, um richtig zu urtheilen, mehr als dieser der Cultur, so wenig er durch die lettere erzeugt wird. Die Urtheile über das Schöne wie über das Erhabene find afthetischer Art und gehören zu dem Beurtheilungsver= mögen, welches wir Geschmack nennen, doch laffen wir dieses Wort in der Anwendung lieber von der Beurtheilung des Schönen, als von ber des Erhabenen gelten. Dies zeigt sich besonders in der negativen Anwendung. Die Unempfindlichkeit und Gleichgültigkeit für Schöne erscheint uns stets als ein Mangel an Geschmack, bagegen die für das Erhabene als ein Mangel an Gefühl. Wem ber Sinn für bie Schönheit einer Erscheinung fehlt, von dem sagen wir: er habe

¹ Aritik der Urtheilskraft. § 29. (S. 114—116.) Fischer, Gesch. b. Philos. V. 4. Aust. N. A.

keinen Geschmack. Wem bagegen der Sinn für die Erhabenheit der Natur oder großer Charaktere abgeht, von dem sagen wir: er habe kein Gefühl. "Beides aber fordern wir von jedem Menschen und sehen es auch, wenn er einige Cultur hat, an ihm voraus, nur mit dem Unterschiede, daß wir das Erstere, weil die Urtheilskraft darin die Sindildung bloß auf den Verstand als Vermögen der Begriffe bezieht, geradezu von jedermann, das Zweite aber, weil sie darin die Sindildungskraft auf Vernunft als Vermögen der Ideen bezieht, nur unter einer subjectiven Voraussehung (die wir aber jedermann ansinnen zu dürsen uns berechtigt glauben) fordern, nämlich des moralischen Gefühls im Menschen, um hiermit auch diesem ästhetischen Urtheile Nothwendigkeit beizulegen."

Viertes Capitel.

Die Deduction der reinen ästhetischen Artheile und die Dialektik der ästhetischen Artheilskraft.

I. Natur und Kunft.

1. Die freie Sconheit.

Wir haben in der restectirenden Urtheilskraft das mittlere, vom Berstande zur Bernunft gleichsam auf dem Uebergange begriffene Bersmögen, dessen Princip die natürliche Freiheit oder Zweckmäßigkeit war, entdeckt und die ästhetische Beurtheilung von der logischen und morsalischen genau unterschieden. Zwischen dem logischen und ästhetischen Urtheile steht das teleologische, zwischen dem ästhetischen Urtheile und dem moralischen, genauer gesagt zwischen dem Schönen und Guten, sieht der Begriff des Erhabenen; in der Mitte, gleich weit entsernt von dem Sinnlichen, Logischen und Moralischen, steht das Schöne. Es ist unabhängig von jedem Interesse sinnlicher oder praktischer Art, es ist das Wohlgefallen in der freien und ruhigen Betrachtung der Dinge. Kants großes Berdienst ist, daß er zuerst diese Eigenthümlichkeit der ästhetischen Vorstellungsweise erleuchtet hat. Das erste von ihm zur Erläuterung gewählte Beispiel ist gerade in dieser Kücksicht gut und

¹ Kritik ber Urtheilskraft. § 29. (S. 116—118.)

lehrreich, denn es läßt den Punkt, auf den es ankommt, deutlich her= vorspringen. "Wenn mich jemand fragt, ob ich den Palast, den ich vor mir sehe, schön finde, so mag ich zwar sagen: ich liebe dergleichen Dinge nicht, die bloß für das Angaffen gemacht find, oder wie jener irokefische Sachem: ihm gefalle in Paris nichts beffer als die Garküchen; ich kann noch überdem auf gut rousseauisch auf die Eitelkeit der Großen schmälen, welche den Schweiß des Volkes auf so entbehr= liche Dinge verwenden; ich kann mich endlich gar leicht überzeugen, daß, wenn ich mich auf einem unbewohnten Eilande ohne Hoffnung, jemals wieder zu Menschen zu kommen, befände und ich burch meinen bloßen Wunsch ein solches Prachtgebäude hinzaubern könnte, ich mir auch nicht einmal diese Mühe barum geben würde, wenn ich schon eine hutte hatte, die mir bequem genug ware. Man kann mir alles dieses einräumen und gut heißen, nur davon ist jetzt nicht die Rede. Man will nur wissen, ob die bloße Vorstellung des Gegenstandes in mir mit Wohlgefallen begleitet sei, so gleichgültig ich auch immer in Ansehung der Existenz des Gegenstandes dieser Vorstellung sein mag. Man sieht leicht, daß es auf dem, was ich aus dieser Borstellung in mir selbst mache, nicht auf bem, worin ich von der Existenz des Gegenstandes abhange, ankomme, um zu sagen, er sei schön, und zu beweisen, ich habe Geschmack. Ein jeder muß eingestehen, daß dasjenige Urtheil über Schönheit, worin sich das mindeste Interesse mengt, sehr parteilich und kein reines Geschmacksurtheil sei. Man muß nicht im Minbesten für die Existenz der Sache eingenommen, sondern in diesem Betracht ganz gleichgültig sein, um in Sachen des Geschmacks ben Richter zu spielen." 1

Wenn nun ein Object durch die bloße Betrachtung unmittelbar gefällt, so gründet sich dieses Gesühl der Lust auf das freie Spiel unserer vorstellenden Kräfte, d. h. auf die spielende Uebereinstimmung zwischen Einbildungskraft und Verstand. Die Einsicht in dieses Verhältniß der Gemüthskräfte ist maßgebend für die Erkenntniß des Schönen. Die Einbildungskraft harmonirt mit dem Verstande, d. h. sie bildet ihre Vorstellung vollkommen gesetzmäßig, sie handelt nicht regellos, sondern intellectuell; sie stimmt mit dem Verstande spielend überein, d. h. sie steht nicht unter dem Zwange des Verstandes und bildet ihre Vorsstellung nicht nach vorgeschriebenen Vegriffen, sondern handelt völlig

¹ Aritik der Urtheilskraft. Erster Theil. Abschn. I. Buch I. § 2. (Bb. VII. S. 45.) Bgl. oben S. 434 u. 485.

ungezwungen, frei und unabhängig von jeder gegebenen Regel. In der ästhetischen Betrachtungsweise ist die Einbildungskraft ebenso gesetymäßig als frei: sie ist gesetymäßig ohne Gesety, sie schafft zweckmäßig ohne Abssicht. Es liegt darum in der Natur der ästhetischen Einbildungskraft, daß ihre Vorstellungen jede absichtliche Gesetymäßigkeit, jede erzwungene Regelmäßigkeit ausschließen. Das absichtlich Regelmäßige ist steif und deshalb stets geschmackswidrig. Ein englischer Park in seiner scheinbaren Regellosigkeit ist dem Spiele der ästhetischen Einbildungskraft weit ansgemessen, als die steise und prosaisch symmetrische Gartenkunst des französischen Geschmacks.¹

Wenn das Object durch die bloße Betrachtung gefällt, so gefällt es durch seine bloße Form. Was die letztere außerdem noch gefällig macht, ist nicht mehr rein ästhetisch, sondern sinnliches, auf Reiz und angenehme Empfindungen berechnetes Beiwerk. Die Form ist die Hauptsfache, sie ist das eigentlich ästhetische Object. In der bildenden Kunst besteht die reine Form in der Zeichnung, in der musikalischen in der Composition.

Das rein afthetische Object ist die freie Schönheit. Frei ist das vorgestellte Object, wenn es weder von einem andern abhängt, noch zu seiner Betrachtung einen Begriff verlangt, durch den es bestimmt und vervollständigt wird. So sind z. B. alle Zierrathen, wie Schmuck, Rahmen u. dgl. dienende Schönheiten ober "ästhetische Parerga". her nennt Rant alle Objecte des äfthetischen Wohlgefallens, in denen fich eine Gattung verkörpert, "anhängende Schönheiten", weil ihre Betrachtung den Gattungsbegriff voraussetzt und ihre Schönheit diesem Begriffe gleichsam anhängt. Jebes Kunstwerk ist nach einer Ibee geschaffen, die in unserer Betrachtung gegenwärtig sein muß, ober wir können das Runstwerk selbst nicht afthetisch beurtheilen. Das eigentliche Gebiet der freien Schönheit, wie Kant den Begriff nimmt, wird darum nicht in der Kunst, sondern bloß in der Natur entdeckt werden. Auch die animalische Naturschönheit ist noch anhängender Art. Wir muffen die Gattung, den Typus des Thier= und Menschenleibes kennen, um biese Naturformen äfthetisch zu würdigen und sie als schön ober nicht. schön zu beurtheilen. Je nachdem sich die Gattung vollkommener oder unvollkommener in den Individuen ausprägt und darstellt, bestimmt

¹ Aritit der Urtheilstraft. Erster Theil. Allg. Anmig. zum ersten Abschnitt ber Analytik. (Bd. VII. S. 87—91.) — ² Ebenbas. § 14. (S. 69 sigb.) — ³ Ebenbas. § 14. (S. 70.) .

sich das afthetische Urtheil: hier verbindet sich der Begriff der Schönheit mit dem der Vollkommenheit, das afthetische Wohlgefallen mit dem Daher ist das Gebiet der freien Schönheit eigentlich intellectuellen. nur auf dem Schauplat des ungebundenen, elementaren Naturlebens zu suchen. Je absichtsloser die Naturerscheinungen find, je weniger sie etwas Bestimmtes bedeuten, um so freier ist ihre Schönheit, um so reiner ihre afthetische Wirkung. So werden wir mit dem Begriffe der freien und ungebundenen Schönheit auf die landschaftliche Natur und das Stilleben hingewiesen, und Rousseaus afthetische Empfindungs= weise rechtfertigt sich noch vor dem Richterstuhle der kantischen Kritik. Zugleich bemerken wir, wie unter bem Gesichtspunkt ber letzteren Schön= heit und Erhabenheit in der objectiven Welt unendlich weit von ein= ander abstehen und gleichsam die Pole der afthetischen Welt ausmachen: das Gebiet der Schönheit ist die einsame, freie, absichtslos waltende Natur, das idyllische Naturleben; das der Erhabenheit der fittliche Wille in seiner Hingebung und Aufopferung für die Idee der Mensch= heit. Man könnte die freie Schönheit im Sinne Kants mit den Worten des Chors in der Braut von Messina bezeichnen: "Auf den Bergen ist Freiheit! Der Hauch der Grüfte steigt nicht hinauf in die reinen Lufte, die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual!"1

2. Die anhangenbe Schönheit.

Der Begriff ber "anhängenden Schönheit" bahnt uns den Weg zu einer wichtigen äfthetischen Lehre. Das Object gefällt auch hier bloß durch seine Form, aber diese gefällt mehr oder weniger: das äfthetische Wohlgesallen ist graduell verschieden, das ästhetische Urtheil richtet sich nach der Formvollkommenheit, die eine unendliche Stusenleiter von Graden erlaubt. Freie Schönheiten sind nicht graduell verschieden. Schöne Landschaften lassen sich schwer oder gar nicht vergleichen, jede ist nur sie selbst. Dagegen beurtheilen wir den thierischen oder mensche lichen Körper ästhetisch verschieden, wir sinden den einen schöner als den andern, je nachdem uns seine Form mehr oder weniger vollkommen erscheint. Nun ist diese Vollkommenheit nichts anderes als der Uebereinstimmungsgrad zwischen Gattung und Individuum; je reiner der Thpus der ersten sich in der Bildung des zweiten darstellt, um so vollskommener ist die Form des letzteren, um so schöner das Individuum

¹ Kritik ber Urtheilskraft. Erster Theil. § 16. (S. 74-77.)

selbst. Mithin besteht hier die asthetische Beurtheilung in der Vergleichung des Objects mit seinem Gattungsbegriff: diese Vergleichung ist intellectuell, die Beurtheilung der anhängenden Schönheit daher ein intellectuelles Geschmacksurtheil. Ein solches Urtheil verlangt eine Richtschuur oder ein Richtmaß, wonach sich der Grad des ästhetischen Wohlgefallens bestimmt. Die vorgestellte Form wird beurtheilt, indem wir sie mit dem Begriff der Gattung vergleichen: daher ist der letztere das Richtmaß unseres Urtheils. Nun ist die Gattung als solche keine Erscheinung, sondern eine Idee; die im Individuum verkörperte Idee ist das Ideal. Die Gradunterschiede unseres ästhetischen Wohlgefallens und Urtheils sind demnach nur möglich kraft eines Ideals, womit wir die gegebene Erscheinung vergleichen. Hier entsteht die Frage: welches ist das Ideal des ästhetischen Urtheils?

3. Das Ibeal ber Schönheit.

Die Ibee der Gattung ist der Zweck, dem das Individuum ent= sprechen soll, fie ift bessen innerer 3med. Erscheinungen, bie keinen 3weck haben, der fich bildlich vorstellen läßt, haben auch kein Ideal: es giebt von Landschaften und Gegenden keine Ideale, denn diese find nicht gattungsmäßige (anhängenbe), sondern individuelle (freie) Schön= Erscheinungen, die ihren 3weck außer sich haben, find ebenso wenig eines Ideals fähig: es giebt von Mitteln, Geräthschaften und dergleichen keine Ibeale. Erscheinungen, welche dienender Natur find, selbst wenn ihre Zweckmäßigkeit innerer Art ift, erlauben nur ein untergeordnetes, relatives Ideal, also kein solches, das für die äfthetische Urtheilskraft überhaupt maßgebend sein kann. Das afthetische Ideal muß die höchfte Idee der afthetischen Urtheilskraft sein. Es bleiben mithin nur solche Objecte übrig, die ihren Zweck in sich selbst haben und schlechterbings nicht bienender Natur find. Die einzige Erscheinung dieser Art ist der Mensch, darum ist nur der Mensch fähig, das Ideal der Schönheit zu sein: die höchste Vorstellung der afthetischen Urtheils= kraft ist das menschliche Ideal. Hier unterscheiben sich auf das Deutlichste die freie und anhängende Schönheit: jene in ihrer Vollendung ift die idhillische Natur, diese in ihrer Bollendung ift das mensch= liche Ibeal. Hier unterscheidet sich auf das Deutlichste die reine Ber= nunft und die afthetische Urtheilskraft: das Ideal der ersten ist Gott, das der zweiten der Mensch.

Bu der Bestimmung des menschlichen Ideals gehören zwei Begriffe: 1. die Idee des Selbstzwecks, dieser Grundbegriff der moralischen

•

Bernunft, und 2. die Vorstellung der normalen menschlichen Erschein= ung. Erst durch die lettere wird die Idee des Menschen zum afthetischen Ibeal. Kant nennt sie beshalb "die äfthetische Normalidee": Idee, weil diese Vorstellung nicht empirisch gegeben ist, auch durch sie nichts empirisch gegeben werden kann; afthetische Idee, weil es die Einbild= ungskraft ift, die sie hervorbringt, und Normalidee, weil sie unserem afthetischen Urtheile die Norm ober Richtschnur giebt. Die asthetische Normalidee ist kein Gattungsbegriff, den der Verstand macht; sie ist nicht eine Summe von Merkmalen, sondern eine individuelle Vor= stellung, welche die Einbildungstraft aus dem ihr geläufigen Stoff be= kannter Vorstellungen hervorbringt. Aus so vielen Menschen, die sie wahrgenommen, bildet die Phantafie die normale Erscheinung, gleich= sam den mustergültigen Menschen, den "Kanon", wie die Alten gesagt haben. Nach diesem Kanon beurtheilt sie die menschlichen Formen, nach seiner Vorschrift richtet sich die künstlerische Darstellung. zur Normalidee hinzukommen muß, um sie individuell und lebendig zu machen, ift das Charakteristische. Das Normale und das Charakteristische vereinigen und durchdringen sich in der wirklichen Schönheit. Wenn das Charakteriftische auf Rosten des Normalen übertrieben wird, so geht die Schönheit verloren und es entsteht die Karikatur; wenn sich das Normale auf Kosten des Charakteristischen und Individuellen geltend macht, so entsteht die leblose, abstracte Figur, welche nicht schon ist, sondern nur richtig, nicht künstlerisch, sondern akademisch, nicht afthe= tisch, sondern schulgerecht.

II. Die schöne Kunft.

1. Der Begriff ber Runft.

Der Begriff des Ideals bahnt uns den Weg zu einer neuen ästhetischen Einsicht. Das Ideal ist in der natürlichen Erscheinung nicht volltommen dargestellt, es ist nicht empirisch gegeben, sondern soll ästhetisch gegeben werden, also muß dasselbe als natürliche Erscheinung ästhetisch hervorgebracht werden: dies geschieht durch die Kunst.

Die Erkenntniß des Schönen ist nicht Wissenschaft, sondern Kritik, die Erzeugung desselben nicht Wissenschaft, sondern Kunst. Wie das Schöne vom Angenehmen und Nützlichen, so ist die schöne Kunst von der angenehmen und mechanischen zu unterscheiden: sie soll das Ideal

¹ Kritit ber Urtheilstraft. § 17. (S. 77-82.)

in eine natürliche Erscheinung verwandeln: ihre Aufgabe ist daher die vollkommene Darstellung der afthetischen Idee. Das Schöne ist demnach die Aufgabe und Absicht der Kunft, während es doch eine absichtliche Wirkung weder sein noch als solche gelten will. Die Kunst handelt absichtsvoll, boch soll ihr Werk als ein absichtsloses erscheinen und beurtheilt werden, fie soll schaffen, wie die Einbildungskraft vorstellt: gesetzmäßig ohne Gesetz, zweckmäßig ohne Zweck. "Also muß die Zweckmäßigkeit im Producte der schönen Kunst, ob sie zwar absichtlich ist, doch nicht absichtlich scheinen: b. i. die schöne Kunft muß als Natur anzusehen sein, ob man sich ihrer zwar als Kunft bewußt ift. Ms Natur aber erscheint ein Product der Kunst dadurch, daß zwar alle Pünktlichkeit in ber Uebereinkunft mit Regeln, nach benen allein das Product das werden kann, was es sein soll, angetroffen wird, aber ohne Peinlickfeit, ohne daß die Schulform durchblickt, d. i. ohne eine Spur zu zeigen, daß die Regel dem Künstler vor Augen geschwebt und seinen Gemüthskräften Fesseln angelegt habe." 1

2. Eintheilung und Werth ber Runfte.

Der Begriff des Ideals enthält zugleich das Eintheilungsprincip der Kunst. Die Kunst ift der Ausdruck afthetischer Ideen, die afthetische Normalibee ift der Mensch. Nun ift die Ausdrucksweise des Menschen, wodurch er sein Inneres offenbart, eine breifache: nämlich Wort, Geberbe und Ton ober Articulation, Gesticulation und Modulation; das Wort ist die ausbrucksvolle Vorstellung, die Geberde der ausdrucksvolle Körper, der Ton die ausdrucksvolle Stimmung und Empfindung. Die Erscheinung bes menschlichen Ibeals in seinem ganzen Umfange forbert daher drei verschiedene Künfte: die afthetische Darstellung der Gefühle und Gedanken ist die redende Runst, die des menschlichen Körpers die bilbende Runft, die der Affecte und Stimmungen die Musik. redenden Rünste find Beredsamkeit und Dichtkunft, die bilbenden Plastik und Malerei, die ihre Ideen in der Sinnenanschauung ausdrucken: die Plastik geht auf die Sinnenwahrheit, die Malerei auf den Sinnenschein. Das nächfte Object der Plastik ift der menschliche Körper, ihre weiteren find die Körper, welche mit dem menschlichen Dasein zu= nächst zusammenhängen, das Haus und die Geräthe: sie ist Bildhauer=

¹ Aritik der Urtheilskraft. Buch II. Deduction der reinen ästhetischen Urtheile. § 43–45. (Bb. VII. S. 163—167.)

tunst, Bautunst, Tektonik. Unter den bilbenden Künsten steht am höchsten die Malerei, genauer gesagt die Zeichenkunst, weil sie die Grundlage aller bilbenden Kunst ausmacht und den größten Umsang der Darsstellung hat, denn sie kann alles sichtbar Gestaltete ausdrücken. Zur Malerei im weitesten Sinn rechnet Kant auch die kunstvolle auf den schnen Sinnenschein berechnete Zusammenstellung der Objecte, die malerisch ordnende Gartenkunst, die ästhetische Sinrichtung und Decoration der Zimmer, die Bekleidung der Wände, Anordnung der Zimmergeräthe u. s. s., zulest auch die menschliche Kleidung, das künsterisch behandelte Kostüm.

Bon der rebenden und bilbenden Runft, in welcher letteren die Zeichnung das Wesentliche ausmacht, unterscheidet Kant die Musik und Malerei, soweit diese nicht Zeichnung ift, sondern Farbenkunft. Rebe und Form (Zeichnung) machen uns Vorstellungen anschaulich, Ton und Farbe bagegen stellen für fich nichts Bestimmtes vor und beziehen sich nicht auf Vorstellungen, sondern auf Empfindungen, deren genußreiches und schönes Spiel durch die künstlerische Zusammenstellung der Farben und Tone bewirkt wird. Gleichartige Sinnesempfindungen, wie die bes Gefichts ober bes Gehors, find graduell verschieden, und die verschiedenen Empfindungs= oder Stimmungsgrade stehen zu einander in bestimmten Verhältnissen; die richtigen Verhältnisse oder die wohl= gemessenen Proportionen der Töne und Farben bilben deren Form und Ordnung: diese ist durch die Wissenschaft mathematisch bestimmbar und wird durch die Runft afthetisch vernehmbar. Beurtheilen wir die Musik (und nach ihrer Analogie die Farbenkunft) als sinnliche Darstellung der Tonverhältnisse, die selbst mathematisch bestimmte Ordnungen und Formen sind, so gilt die Musik durchaus als schöne Kunst. Urtheil wird dadurch bestätigt, daß zu ihrer Auffassung das bloße Sinnesorgan nicht ausreicht, benn bas beste Gehör im akustischen Sinn ift noch lange nicht musikalisches Gehör. Beurtheilen wir dagegen die Musik bloß als bas genußreiche Spiel ber Empfindungen, so ist ihre Wirkung ein finnliches Wohlgefühl, welches Kant bis in die körperlichen Organe verfolgt. Dann gilt die Musik nur als angenehme Runft.1

Diese Erwägung bestimmt den doppelseitigen Werth, welchen Kant der Musik in der Rangordnung der Künste zuerkennt. Offenbar ist die höchste unter allen Künsten die Poesie, denn nirgends dringt die Ein-

² Aritit ber Urtheilstraft. § 51. (S. 183-189.)

bilbungskraft tiefer und umfaßt ein größeres Gebict. Beurtheilen wir ben Werth ber Kunfte nach dem Umfange und der Stärke der Einbildungskraft, wie weit dieselbe reicht und wie tief in die menschliche Natur sie eindringt, so ist kein Zweifel, daß die Dichtkunst den ersten Rang behauptet. Dagegen ist die Beredsamkeit, wenn sie sich mit poetischen Mitteln ausschmückt, eine falsche Kunft. Will fie überzeugen, so ift sie ein Geschäft des Verstandes; will sie blenden und überreden, so braucht fie die Mittel der Einbildungskraft als Kunstgriffe, Kunst= griffe aber sind nicht Kunft. "In der Dichtkunft geht alles ehrlich und aufrichtig zu. Sie erklart sich, ein bloßes, unterhaltendes Spiel mit der Einbildungskraft, und zwar der Form nach einstimmig mit Verstandesgesehen, treiben zu wollen, und verlangt nicht, den Verstand durch finnliche Darstellung zu überschleichen und zu verstricken." "Ich muß gestehen", sagt Kant anmerkungsweise, "baß ein schönes Gebicht mir immer ein reines Vergnügen gemacht hat, anstatt daß die Lesung der besten Rede eines römischen Volks- ober jetigen Parlaments- ober Ranzelredners jederzeit mit dem unangenehmen Gefühl der Mißbilligung einer hinterliftigen Runft vermengt war, welche die Menschen als Maschinen in wichtigen Dingen zu einem Urtheile zu bewegen versteht, das im ruhigen Nachdenken alles Gewicht bei ihnen verlieren muß."1

Bergleicht man mit ber rebenden Runft die anderen Rünfte, so steht der Sprache nichts näher als der Ton, der Poesie nichts näher als die Musik. Sie ist die Sprache der Empfindung. Rant beurtheilt an dieser Stelle die Musik durch ihre Vergleichung mit der mensch= lichen Stimme. "Der Reiz berselben, ber sich so allgemein mittheilen läßt, scheint darauf zu beruhen, daß jeder Ausbruck der Sprache im Zusammenhang einen Ton hat, ber dem Sinne besselben angemessen ift, daß dieser Ton mehr ober weniger einen Affect des Sprechenden bezeichnet und gegenseitig auch im Hörenben hervorbringt, der benn in diesem umgekehrt auch die Idee erregt, die in der Sprache mit solchem Tone ausgedrückt wird, und daß, so wie die Modulation gleichsam eine allgemeine jedem Menschen verständliche Sprache der Empfindungen ift, die Tonkunft diese für sich allein in ihrem ganzen Nachbruck, nam= lich als Sprache der Affecte ausübt und so nach dem Gesetze der Affociation die damit natürlicherweise verbundenen afthetischen Ideen allgemein mittheilt; daß aber, weil jene afthetischen Ibeen keine Be-

¹ Kritit ber Urtheilstraft. § 53. (S. 192. Anmig.)

griffe und bestimmte Gedanken sind, die Form der Zusammensetzung dieser Empfindungen (Harmonie und Melodie) nur, statt der Form einer Sprache, dazu dient, vermittelst einer proportionirten Stimmung derselben (welche, weil sie bei Tönen auf dem Verhältniß der Zahl der Lustbebungen in derselben Zeit, sosern die Töne zugleich oder auch nacheinander verbunden werden, beruht, mathematisch unter gewisse Regeln gebracht werden kann) die ästhetische Idee eines zusammens hängenden Ganzen einer unnennbaren Gedankenfülle einem gewissen Thema gemäß, welches den in dem Stücke herrschenden Affect aussmacht, auszudrücken." ¹

In dieser Bedeutung als schöne Kunft steht die Musik über den bildenden Künsten, die von der Malerei durch die Bildhauerei zur Baukunft herabsteigen; als angenehme Runft beurtheilt, die nur mit Empfindungen spielt und keine bestimmten Borftellungen bietet, steht die Musik unter der bilbenden Runft und ist von allen Künsten die unterste. Sie geht von Empfindungen zu unbestimmten Ideen, die bildende Runft von bestimmten Ideen zu Empfindungen; die plastischen Eindrücke find bleibend, die musikalischen vorübergehend. Zu dieser ber Musik ungünstigen Vergleichung fügt Kant noch den Vorwurf, den er persönlich gegen sie auf dem Herzen hat: "Außerdem hangt der Mufik ein gewiffer Mangel der Urbanität an, daß sie, vornehmlich nach Beschaffenheit ihrer Instrumente, ihren Ginfluß weiter, als man ihn verlangt, (auf die Nachbarschaft) ausbreitet und so sich gleichsam auf= brängt, mithin der Freiheit anderer außer der musikalischen Gesellschaft Abbruch thut, welches die Künste, die zu den Augen reden, nicht thun, indem man seine Augen nur wegwenden darf, wenn man ihren Eindruck nicht einlassen will. Es ist hiermit fast so, wie mit der Ergötzung durch einen sich weit ausbreitenden Geruch bewandt. Der, welcher sein par= fümirtes Schnupftuch aus der Tasche zieht, tractirt alle um und neben fich wider ihren Willen und nöthigt sie, wenn sie athmen wollen, zu= gleich zu genießen; daher es auch aus der Mode gekommen ift." Dazu fügt er die Anmerkung: "Diejenigen, welche zu den hauslichen Anbachtsübungen auch bas Singen geiftlicher Lieber empsohlen haben, bedachten nicht, daß sie bem Publicum durch eine folche lärmenbe (eben dadurch gemeiniglich pharisäische) Andacht eine große Beschwerde

¹ Aritik ber Urtheilskraft. § 53. (S. 198.)

auflegten, indem sie die Nachbarschaft entweder mitzusingen oder ihr Gedankengeschäft niederzulegen nöthigten".

Uebrigens will Kant seine Eintheilung der Künste ausdrücklich nur als Versuch betrachtet wissen, der keine ausschließende Geltung beansprucht. Das Wichtigste ift der Grundgedanke selbst: daß die Rünfte unter den Gesichtspunkt des menschlichen Ideals gestellt und von hier aus unterschieden werden. Dieser könnte fruchtbarer und strenger burchgeführt werden, als Kant in seiner Stizze versucht hat; er faßt das eintheilende Princip so eng, daß er sich die Möglichkeit nimmt, die Architektur als eine selbständige Kunft zu begreifen. Ueber= haupt leistet er mehr in der Association, als in der Unterscheidung der Künste. So wird der Malerei die Gartenkunst, der Musik die Farbenkunft zugesellt, die beiden letteren bilden eine eigene Gattung unter dem Namen des "schönen Spiels ber Empfindungen". Dieses Spiel selbst ist in gewisser Rücksicht nichts weiter als ein angenehmer Wechsel, und hier bietet sich von selbst die Vergleichung mit allen von der Runft im weitesten Sinn erfundenen Spielen, die den Menschen angenehm unterhalten und erheitern. So wird dem Tonspiele das Glücks= spiel und Gedankenspiel verglichen, welche insgesammt ben vergnüglichen Wechsel ber Empfindungen zum Ziel haben.

Das Gedankenspiel ift das spielende Urtheil ober der Wit. Bei bieser Gelegenheit giebt Rant seine Erklärung bes Lächerlichen. Wit ift ber lächerliche Einfall, es werden Vorstellungen in uns erregt. die unsere Erwartung spannen, wir find begierig, wie sich die Reihe bieser Vorstellungen vollenden wird, da wird eine neue Idee hinzugefügt, welche ben angeregten vollkommen widerspricht und unsere Erwartung damit in nichts auflöst: in dieser Auflösung besteht das Lächer= "Das Lachen ist ein Affect aus der plötzlichen Verwandlung liche. einer gespannten Erwartung in nichts." Wir haben etwas ganz Anderes erwartet, als plötlich eintritt. Diese plötzliche Täuschung ift als spielende Ueberraschung ein angenehmer und darum ergötzlicher Wechsel von Empfindungen; es ift die angenehme Zerstreuung, womit wir uns vom Ernste des Lebens abspannen. Den Druck des Lebens zu erleichtern, habe uns die Natur den Schlaf und die Hoffnung gegeben, sagte Voltaire. "Den Schlaf, die Hoffnung und das Lachen", sett Kant hinzu.

¹ Kritik der Urtheilskraft. § 53. (S. 195.) Bgl. Kants Brief an Hippel vom 9. Juli 1784. (Bb. IV. dieses Werks. Buch I. Cap. VI. S. 110.)

Das Erhabene und Lächerliche sind entgegengesetzte Empfindungs= weisen: im Erhabenen geht das ästhetische Wohlgefallen in das moralische über, im Lächerlichen besteht das ästhetische Wohlgefallen im Wechsel angenehmer Empfindungen; das Erhabene wird von Kant moralisch, das Lächerliche sensualistisch begründet. Während er Burkes physiologische Theorie vom Gefühle des Schönen und Erhabenen ganz verwirft, weil dadurch die Gemeingültigkeit dieser Gefühle unbegreislich gemacht werde¹, giebt er selbst von den Wirkungen des Lächerlichen eine rein physiologische Erklärung.²

3. Das Genie.

Wir haben ben Begriff der Kunst bestimmt und eingetheilt. Jest entsteht die Frage nach ihrer Möglichkeit. Der Geschmack erklärt das ästhetische Urtheil, nicht das ästhetische Product. Welches also ist das künstlerische Vermögen? Das Schöne ist die Absicht der Kunst, aber nicht die Wirkung dieser Absicht; die Kunst handelt gesehmäßig ohne Geseh, absichtlich ohne Absicht. Das Geseh, wonach sie schafft, ist keine Verstandesregel, keine Kunstvorschrift, also kann dieses Geseh nur eine Naturnothwendigkeit innerer Art sein; es ist die Natur des Künstlers, die das Geseh giebt, es ist eine angeborene Gemüthsanlage, welche der Kunst die Regel vorschreibt: diese Anlage ist Genie, das Kunstwerk ist Product des Genies, und die Kunst selbst nur durch Genie möglich.

Das Genie ift nicht die Geschicklichkeit, nach einer Regel zu handeln, sondern die Macht, die Regel zu geben: es ist schöpferisch und durchaus originell. Seine Originalität ist gesetzmäßig und darum vordildlich; nicht alles Originelle ist genial, auch der Widersinn kann originell sein: das Genie ist in seiner Ursprünglichkeit mustergültig oder exemplarisch. Es handelt mustergültig und zugleich vollkommen natürlich, es ist in keiner Weise durch den Verstand oder Willen gemacht, in keiner Weise von der Reslexion abhängig: es ist in seiner Art völlig reslexionslos oder naiv. Weil es naturmäßig schafft, darum ist sein Product weder wissenschaftlich noch moralisch, sondern asstelisch oder künstlerisch. Das Genie kann nur künstlerisch wirken und sein Product kann nichts anderes sein als ein Kunstwerk. Darum giebt es nur in der Kunst Genies, nicht in der Sittlichkeit noch in der Wissenschaft.

¹ Aritit der Urtheilstraft. Allg. Anmig. zur Exposition der ästhetischen restectirenden Urtheile. (S. 181 sigd.) — ² Ebendas. § 54. Anmig. (S. 195—200.)

Was auf Begriffen beruht, kann gelernt werden; was dagegen hervorzubringen nur durch Naturanlage möglich ift, das ift unlernbar. Darin ift das Genie einzig in der Rangordnung der Geifter. Was das Genie erzeugt, hätte niemals durch Nachahmung erzeugt, also niemals erlernt werden können: darin liegt der specifische Unterschied zwischen dem Genie und dem wiffenschaftlichen Kopf, der absolute Unterschied zwischen ihm und dem bloßen Nachahmungsgeiste, der nichts selbst hervorbringen, sondern nur dienen kann, wie das Werkzeug dem Werkmeister, wie der Pinsel dem Maler, daher der Philosoph die Röpfe dieser Art mit dem Worte "Pinsel" bezeichnet. Es giebt auch in der Wiffenschaft erfinderische und bahnbrechende Geister, sogenannte "große Röpfe", die aber anderer Art als die Genies find, benn was sie entbeckt und erfunden haben, hatte auch können gelernt werden und ist vollständig begriffen und gelernt worden. In den Werken Newtons, eines der größten Röpfe, ift nichts Unlernbares, sein ganzer Entbeckungsgang läßt sich durchschauen und vollkommen begreiflich darstellen. Dagegen die Schöpfung eines Runftwerks ift schlechterdings unnach= ahmlich, unlernbar. Homer ist nicht ebenso begreiflich, wie Newton! "Im Wiffenschaftlichen also ift ber größte Erfinder vom mühseligsten Nachahmer und Lehrlinge nur bem Grade nach, bagegen von bem, welchen die Natur für die schöne Kunft begabt hat, specifisch unterschieben." In bem Genie wirken alle afthetischen Vermögen, Geschmad, Berstand, Einbildungskraft, in der höchsten Belebung auf schöpferische Weise; aber wie biese Vermögen in der genialen Natur gemischt sind, das läßt sich ebensowenig kritisch bestimmen, wie das Genie selbst. Hier ift die Grenze, wo die Aritik ber Aunst mit ihren rationalen Einsichten still fteht. 1

Es ift interessant, an dieser Stelle die kritische Philosophie mit ihren Nachfolgern zu vergleichen. Kant unterscheidet genau zwischen Wissenschaft und Kunst: als letzten Grund der Erkenntniß erklärt die Kritik der reinen Vernunft das reine Bewußtsein; als letzten Grund der Kunst erklärt die Kritik der ästhetischen Urtheilskraft das Genie. Fichte macht das reine Bewußtsein zum Princip der Philosophie, Schelling das Genie, indem er den Unterschied zwischen Wissenschaft und Kunst, Philosophie und Poesie aushebt. So wird aus dem kantischen Kunstprincip in der Naturphilosophie ein Weltprincip, in der ihr verwandten Komantik ein Lebensprincip.

¹ Rritit ber Urtheilstraft. § 46-50. (S. 168-183.)

III. Die Deduction der reinen Geschmacksurtheile.
1. Der Bestimmungsgrund ber ästhetischen Urtheile.

Das ästhetische Urtheil ift durchgängig bestimmt. Das Schöne und Erhabene muß unterschieden werden, ebenso die freie und anhängende Schönheit, der Begriff der anhängenden Schönheit oder Formvoll= kommenheit führte zur Lehre vom Ideal, diese zur Lehre von der Kunst. diese zum Begriff des Genies. Die Frage: was sind afthetische Ur= theile? ist vollständig beantwortet. Zett ist zu untersuchen, wie asthetische Urtheile möglich sind? Die Möglichkeit der Kunst erklärt sich aus dem Genie, wie das afthetische Urtheil aus dem Geschmack. Wie ift der Ge= schmack selbst möglich? Die Auflösung bieser Frage geschieht durch die "Deduction der reinen ästhetischen Urtheile". So verlangte die Bernunftkritik die Deduction der reinen Verstandesbegriffe, d. h. die Rechtfertigung berselben in Rücksicht auf die Erfahrung, die Begrundung ihrer Rechtsansprüche auf empirische Geltung ober objective Realität. Damals wurde gefragt: mit welchem Rechte können Begriffe, die doch in ihrem Ursprunge durchaus subjectiv find, allgemeine und noth= wendige, d. h. objective Geltung in Anspruch nehmen? Jest wird gefragt: mit welchem Rechte können Geschmacksurtheile, die doch völlig subjectiv sind, die Beistimmung jedes Einzelnen oder nothwendige Geltung beanspruchen? Dies ift die Frage, welche in der Deduction ber reinen äfthetischen Urtheile gelöft werben soll.

In jedem afthetischen Urtheil wird eine anschauliche Vorstellung (Wahrnehmung) als ein Object des Wohlgefallens beurtheilt und letzteres dem Objecte von uns hinzugesügt: daher war das ästhetische Urtheil synthetisch. Das ästhetische Wohlgefallen ist nicht particular, wie die sinnlich afficirte Empfindung, sondern es wird in jedem anderen Subjecte vorausgeset, und die Beistimmung der anderen gilt, ohne daß wir ihre Urtheile eingeholt und deren Uebereinstimmung mit dem unsrigen ersahren haben: das ästhetische Wohlgesallen ist allgemein. Diese Allgemeinheit ist nicht empirisch begründet, sondern unabhängig von allen empirischen Beweisgründen; daher muß das ästhetische Wohlgesallen in der menschlichen Natur als solches begründet sein und a priori gelten: ästhetische Urtheile sind daher synthetische Urtheile a priori. Die Ausgabe der Aritik der Urtheilskraft gehört unter das allgemeine Problem der Transscendentalphilosophie: wie sind synthetische Urtheile a priori möglich?

¹ S. oben Buch III. Cap. II. S. 431-433.

Das Wohlgefallen gründet sich auf das Gefühl der Lust oder Unlust. Wie kann ein Gefühl a priori sein? In diesem Punkte liegt die Schwierigkeit. Durch das Gefühl nehmen wir nur unseren Gemüths= zustand mahr; jede Wahrnehmung, sie sei außere ober innere, ift em= pirisch und barum nie a priori. Eine ganz andere Bewandtniß hatte es mit den reinen Verstandesbegriffen, die nicht wahrgenommen, son= bern nur gedacht werden konnten. Wir haben in den kritischen Untersuchungen ein Gefühl a priori kennen gelernt: das moralische. Dieses Gefühl war die nothwendige Wirkung des Sittengesetzes auf unsere Empfindung, es war bedingt durch die Vorstellung der Pflicht, also burch einen Vernunftbegriff von allgemeiner Geltung. äfthetische Gefühl ist durch keinerlei Begriffe bedingt. Daher ift die Aufgabe ber afthetischen Deduction in jeder Rücksicht eigenthümlicher und von allen ähnlichen Aufgaben im Reiche der Kritik verschiedener Wir beurtheilen einen Gegenstand durch das Gefühl der Lust. burch biese individuelle, von dem Begriffe des Gegenstandes ganz un= abhängige Empfindung; wir urtheilen zugleich, daß dem vorgestellten Gegenstand bieses Gefühl in jedem anderen Subjecte anhängt. Wie ift das möglich? "Wie ist ein Urtheil möglich, das bloß aus dem eigenen Gefühle der Luft an einem Gegenstande, unabhängig von deffen Begriff, diese Lust, als der Vorstellung desselben Objects in jedem anderen Subject anhängig, a priori, d. i. ohne fremde Beistimmung abwarten zu dürfen, beurtheilt?"1

Es handelt sich in der ganzen Frage bloß um den Bestimmungsgrund des ästhetischen Wohlgesallens. Ist dieser allgemeiner Natur, so
ist es auch das ästhetische Wohlgesallen. Also wodurch wird das letztere
bestimmt? Nicht durch den sinnlichen Sindruck, sondern durch die bloße
Betrachtung oder Beurtheilung des Objects, aber diese Beurtheilung
wird nicht durch Begriffe bestimmt. Begriffe bilden die Materie oder
den Inhalt des Urtheils: diese Anschauung wird unter diesen Begriffs
subsumirt. Wenn nun die Betrachtung des Objects nicht durch Begriffe,
also nicht durch den Urtheilsinhalt bestimmt wird, so kann sie nur
bestimmt werden durch die von jedem bestimmten Stoff unabhängige
Urtheilsform, d. h. durch die Form der Urtheilskraft. Dann ist es
nicht diese Anschauung, die diesem Begriff untergeordnet wird, sondern

Rritik der Urtheilskraft. Erster Theil. Abschn. I. Deduction der reinen äfthetischen Urtheile. § 36. Bon der Aufgabe der Deduction der Geschmacksurtheile. (S. 144—146.)

es ist das Bermögen der Anschauung, das sich dem Vermögen der Begriffe subsumirt: es ist die Verbindung dieser beiden Semüthsträfte, die Uebereinstimmung zwischen Einbildungstraft und Verstand, worin die reine Form der Urtheilstraft besteht. Wenn also ein Object uns durch seine bloße Betrachtung unmittelbar gefällt, so ist der Grund kein anderer als die Zweckmäßigkeit dieser Vorstellung für die bloße Form unserer Urtheilskraft oder ihre Angemessenheit zur harmonischen Beschäftigung der vorstellenden Semüthskräfte, d. h. der Vorstellungszusstand, in welchem Einbildungskraft und Verstand spielend übereinstimmen. Aurz gesagt: der Bestimmungsgrund des ästhetischen Wohlgefallens ist die Form unserer Urtheilskraft; diese Form ist in allen dieselbe, also ist auch das dadurch bestimmte Wohlgefallen in allen dasselbe Gestühl der Lust, mithin haben die ästhetischen Urtheile mit Recht Anspruch auf allgemeine Geltung.

2. Die afthetische ober erweiterte Denfart.

Der afthetische Sinn ift Gemeinfinn. Wenn wir einen Gegenstand rein äfthetisch beurtheilen, so urtheilen wir zugleich in der Seele jebes anderen oder denken an der Stelle deffelben. Daher ift die afthetische Betrachtungsweise eine erweiterte Denkart, da sie sich über die Schranken des bloßen Privaturtheils erhebt. Alles Denken, sofern es im Urtheilen besteht, muß drei Forderungen erfüllen, welche man als Maximen des gemeinen ober gesunden Menschenverstandes ansehen kann. Man urtheilt nicht, wenn man nicht felbft urtheilt, sondern nur fremde und überlieferte Meinungen nachspricht: Daher heißt die erste Forberung: "Selbstdenken". Unser Denken kann selbstandig, also vor= urtheilsfrei, aber zugleich sehr bornirt und in die Schranken der pri= vaten Urtheilskraft bergestalt eingeengt sein, daß wir unfähig find, uns in den Standpunkt anderer zu versetzen. Darum fordert die zweite Maxime: "an der Stelle jedes Andern denken". Dies geschieht durch die erweiterte Denkart, welche das Gegentheil der bornirten und die Wohlthat der ästhetischen Betrachtung ift, vermöge deren wir uns über die subjectiven Privatbedingungen des Urtheils, worin so viele wie eingeklammert find, erheben und in ben Standpunkt anderer, also in einen allgemeinen Standpunkt versetzen, von dem aus wir über unser eigenes Urtheil reflectiren. Aber es ift nicht genug, vorurtheilsfrei,

¹ Kritik der Urtheilskraft. Erster Theil. Abschn. I. Deduction u. s. f. § 37 u. 38. (S. 146 u. 147.) Bgl. oben Cap. II. S. 439—443.

Fischer, Gesch. d. Philos. V. 4. Aust. R. A.

b. h. nach eigener Art, und in der Seele anderer, d. h. in Uebereinstimmung mit dem ästhetischen, allgemein mittheilbaren Gesühl zu denken, es soll auch vernunstgemäß, d. h. solgerichtig gedacht werden. Daher lautet die dritte Forderung: "jederzeit mit sich selbst einstimmig denken". "Die erste ist die Maxime der vorurtheilsfreien, die zweite der erweiterten, die dritte der consequenten Denkungsart." "Man kann sagen: die erste dieser Maximen ist die Maxime des Verstandes, die zweite die der Urtheilskraft, die dritte die der Vernunst." Es leuchtet ein, daß und warum die erweiterte Denkungsart mit der Aussübung der ästhetischen Urtheilskraft zusammensällt.

IV. Die Dialektik der ästhetischen Urtheilskraft.

1. Die Antinomie bes Gefdmads.

Diese Erklärung der ästhetischen Urtheile enthält zugleich die Aufslösung des Widerspruchs, den die Kritik in der Gültigkeit der ästhetischen Urtheile entdeckt. Die Entdeckung und Auslösung widerstreitender Vernunftsätze ist bekanntlich die Sache der Dialektik. Es giebt auch eine Dialektik der ästhetischen Urtheilskraft, wie es eine der theoretischen und eine der praktischen Vernunft gab.

Der Bestimmungsgrund des Geschmacks ist bloß subjectiv: darum ist der Geschmack individuell oder jeder hat seinen eigenen. Die Har= monie in Geschmacksurtheilen erscheint als eine zufällige Ueberein= ftimmung, welche nicht auf Begriffe gegründet noch durch Beweise festgestellt werben kann: darum läßt sich über den Geschmack nicht disputiren. Doch streitet man über die asthetischen Eindrucke und Urtheile, über Runft und Runftkritik. Dies ware unmöglich, wenn nicht objective Bestimmungsgründe des Geschmacks angenommen würden. Ueber die Verschiedenheit der Empfindungen und Sensationen streitet niemand, aber sein afthetisches Urtheil vertheidigt jeder, so sehr er den Geschmack selbst für etwas Eigenartiges hält. Man wird also in Ansehung bes Geschmacks beides behaupten: daß er bloß individuell und zugleich allgemeingültig ober allgemein mittheilbar sei, daß er keine Norm und daß er eine Norm habe, daß er sich nicht auf Begriffe und daß er sich auf Begriffe gründe, daß man über den Geschmack nicht disputiren und doch streiten könne. Offenbar verhalten sich diese Sate, welchen

¹ Kritik ber Urtheilskraft. Erster Theil. Abschn. I. Debuction u. s. f. § 40. Vom Geschmack als einer Art von sensus communis. (S. 151—155.)

Nusbruck sie auch annehmen mögen, wie Thesis und Antithesis, sie bilden eine Antinomie, welche Kant so formulirt: "1. Thesis. Das Seschmacksurtheil gründet sich nicht auf Begriffe, denn sonst ließe sich darüber disputiren (durch Beweise entscheiden). 2. Antithesis. Das Seschmacksurtheil gründet sich auf Begriffe, denn sonst ließe sich darüber auch nicht einmal streiten (auf die nothwendige Beistimmung anderer mit diesem Urtheile Anspruch machen)."

Nach dem, was wir ausgemacht haben, ift die Auflösung einfach. Das ästhetische Urtheil gründet sich auf das Gefühl, also nicht auf Begriffe: mithin hat die Thefis Recht. Aber das afthetische Gefühl gründet fich auf die Harmonie der Gemüthskräfte, d. h. auf einen rein menschlichen, allgemeinen Gemuths= ober Vorstellungszustand, also ist auch das äfthetische Gefühl allgemein mittheilbar und nicht bloß individuell: mithin hat die Antithesis ebenfalls Recht. Das Wort Begriff ist vielbeutig. In einem anberen Sinn nimmt es die Thesis, in einem anderen die Antithesis: diese Berschiedenheit klar machen, heißt die Antinomie der afthetischen Urtheilskraft auflösen. Begriff ift jede Vorstellung von umfaffender und allgemeiner Geltung. Wenn sich biese Vorstellung anschaulich barstellen laßt, so ist der Begriff bestimmt; wenn sie sich nicht anschaulich machen läßt, so ist der Begriff unbestimmt. Bon den Objecten der Anschauung, von den Bedingungen der Erfahrung haben wir bestimmte Begriffe; dagegen von der 3wedmäßig= keit der Natur, von ihrer Angemeffenheit zur Form unserer Urtheils= kraft, von der Harmonie zwischen Verstand und Phantafie nur einen unbestimmten. Bergleichen wir mit dieser Unterscheidung der Begriffs= arten unsere Antinomie, so ist ihre Auflösung einleuchtenb. schmacksurtheil gründet sich nicht auf Begriffe, nämlich nicht auf bestimmte: in diesem Sinn hat die Thesis Recht. Das Geschmacksurtheil grundet sich auf Begriffe, nämlich auf unbestimmte: in diesem Sinn hat die Antithesis Recht. So vertragen sich beide Sätze vollkommen miteinander, und ihr Widerstreit ift beseitigt.2

2. Der Ibealismus ber 3wedmäßigkeit.

Die Zweckmäßigkeit der Natur für die Form unserer Urtheilskraft ist ein unbestimmter Begriff, weil dieselbe nicht weiter bestimmt werden

Rritit der Urtheilstraft. Erster Theil. Abschn. II. Die Dialektik der äfthetischen Urtheilskraft. §. 55 u. 56. Borstellung der Antinomie des Geschmacks. (S. 203–205.) — * Ebendas. Die Dialektik u. s. f. § 57. Auflösung der Antinomie des Geschmacks. (S. 205–208.)

kann. Der Bestimmungsgrund dieser Zweckmäßigkeit kann nur in dem liegen, wovon wir keinen Begriff haben noch jemals gewinnen können: "in dem übersinnlichen Substrate der Menschheit", in ihrem intelligibeln Wesen. Dieses Princip der subjectiven Zweckmäßigkeit ist die einzige Möglichkeit, die Antinomie des Geschmacksurtheils zu lösen, der einzige Erklärungsgrund des Geschmacks. Nehmen wir irgend ein anderes Princip als diese Idealität der natürlichen Zweckmäßigkeit, so ist das Geschmacksurtheil unmöglich.

Das Princip des Geschmacks ist entweder empirisch oder rational und bemgemäß die Geschmackslehre entweder Empirismus oder Rationalismus. Segen wir, sie sei Empirismus, so ist ber Geschmack gleich bem Gefühle des Angenehmen und Unangenehmen, d. h. sinnlich: dann ift das Ge= schmacksurtheil particular, wie die Empfindung, es ist ein Wahrnehmungs= urtheil, also nicht mehr afthetisch. Setzen wir, die Geschmackelehre sei Rationalismus, so ift bas Princip des Geschmads entweder ein Berstandes= oder ein Vernunftbegriff oder ber Begriff der natürlichen Zweck= mäßigkeit: im ersten Fall wäre das Geschmacksurtheil logisch, im zweiten moralisch, in beiden Fallen ein allgemeingültiges Erkenntnißurtheil, also nicht mehr afthetisch. Es bleibt daher nur der Rationalismus mit dem Princip der natürlichen Zwedmäßigkeit übrig: dieses gilt entweder objectiv ober nur subjectiv und begründet daher entweder den Realismus ober ben Ibealismus ber Zwedmäßigkeit. Segen wir, die Geschmackslehre beruhe auf bem Realismus der Zweckmäßigkeit, so müßte die Natur selbst die Absicht haben, ihre Producte ber menschlichen Betrachtung wohlgefällig zu machen, sie müßte nicht Natur, sondern Rünftler und Runftwerk sein: bann richtet sich unsere Beurtheilung nach Naturzwecken, mit benen wir die Naturprodukte vergleichen, und unser Geschmacksurtheil ist nicht mehr ästhetisch, sondern teleologisch.

Also ist das einzig mögliche Princip des Geschmacks die Idealität der natürlichen Zweckmäßigkeit. Nur dadurch läßt sich die Antinomie der ästhetischen Urtheilskrast auslösen. Richtet sich das Geschmacksurtheil nach der subjectiven Zweckmäßigkeit, so ist es einerseits bloß subjectiv, andererseits auf ein Princip oder eine Idee gegründet und darum allgemeingültig. Demnach sind es die Principien des kritischen oder transscendentalen Idealismus, wodurch allein die Antinomien und Widersprüche der Vernunft gelöst werden können. Wenn Raum und Zeit für Beschaffenheiten der Dinge an sich gelten, so giebt es für die Antinomien der rationalen Kosmologie keinerlei Lösung, so ist die

<

Freiheit undenkbar, also auch die Antinomie der praktischen Bernunft unlösbar. Wenn die ästhetische Zweckmäßigkeit eine Beschaffenheit der Dinge an sich ist, so ist die Antinomie des Geschmacks unlösbar, und der Geschmack selbst unmöglich. Daher ist es 1. die Idealität des Raumes und der Zeit und 2. die Idealität der natürlichen Zwecksmäßigkeit, wodurch allein in der menschlichen Vernunft Erkenntniß, Freiheit, Geschmack möglich und begreislich werden, worauf sich das Wahre, Gute und Schöne, jedes in seiner Weise, gründen.

Fünftes Capitel.

Die Analytik der teleologischen Artheilskraft.

I. Das Princip ber Teleologie.

1. Die objective Zwedmäßigkeit.

Das Princip ber natürlichen Zweckmäßigkeit vereinigte ben Natur= begriff mit dem Freiheitsbegriff. Ohne diese Bereinigung blieb ein unversöhnlicher Gegensatz zwischen Natur und Freiheit, sinnlicher und fittlicher Welt, theoretischer und praktischer Vernunft. Auch ift gezeigt worden, daß die Einrichtung der menschlichen Vernunft dieses Princip fordert und enthält. Das Princip selbst ist weber theoretisch noch praktisch, es wird dadurch weder unsere Erkenntniß der Dinge noch unser Handeln bestimmt, es wird überhaupt dadurch nicht bestimmenb, sondern allein restectirend geurtheilt. Als natürliche Zweckmäßigkeit unterscheidet sich dieses Princip von allen Freiheitsbegriffen, d. h. es ift in keiner Beise praktisch; als natürliche Zweckmäßigkeit unterscheibet es sich von allen Naturbegriffen, b. h. es ist in keiner Weise theoretisch im Sinne der Erkenntniß. Diesem Unterschiede nach beiden Seiten entspricht die reslectirende Urtheilskraft, sie ist ein drittes, von Verstand und Wille verschiedenes Vernunftvermögen; die natürliche Zwedmäßigkeit gilt nicht als Erkenntnißprincip, sondern bloß als Maxime Innerhalb bieser wohlbestimmten Grenze mußte der Beurtheilung. zwischen subjectiver und objectiver Zweckmäßigkeit ber Natur unterschieden werden. In keinem Falle wird die Erscheinung als zweckmäßig bestimmt, fie wird nur so betrachtet ober beurtheilt; diese Beurtheilung selbst kann eine doppelte sein: es kommt barauf an, ob bie Erscheinung

in Beziehung auf ihr eigenes Dasein ober nur auf unsere Betrachtung als zweckmäßig gilt, ob mit anderen Worten ihr Zweck darin besteht, zu sein (was sie ist) ober bloß von uns betrachtet zu werden: im ersten Falle beurtheilen wir die natürliche Zweckmäßigkeit als eine objective, im anderen als eine subjective; dort ist ihre Geltung teleologisch, hier ästhetisch. Die ästhetische Urtheilskraft ist untersucht; es bleibt noch die teleologische übrig, deren Kritik die Lehre von der natürlichen Zwecksmäßigkeit und damit das kritische Lehrgebäude selbst abschließt. Zunächst muß erklärt werden, was das teleologische Urtheil ist, und worin die objective Zweckmäßigkeit der Natur besteht. Dies geschieht "durch die Analytik der teleologischen Urtheilskraft".

2. Die objectiv-formale 3medmäßigfeit.

Wenn der Zweck der Erscheinungen nur darin besteht, daß sie von uns betrachtet werden, so ist es nicht ihr Dasein, sondern bloß ihre Vorstellung oder Form, die wir als zweckmäßig beurtheilen. Die ästhetische Zweckmäßigkeit ist lediglich subjectiv und deshalb rein sormal. Es giebt eine Zweckmäßigkeit, welche ebenfalls nur sormal ist, aber nicht subjectiv und deshalb nicht ästhetisch. Offenbar sind die Größen, die Zahlen und Figuren zu mathematischen Erkenntnissen wie zur Lösung mathematischer Ausgaben tauglich; aus dem Begriffe des Zirkels, der Paradel, der Regelschnitte überhaupt lassen sich leicht und sicher eine Wenge der wichtigsten geometrischen Probleme auslösen. In dieser Rücksicht sind diese Figuren ohne Zweisel zweckmäßig; ihre Zweckmäßigsteit liegt in ihrer Form, sie ist lediglich sormal, aber sie ist in keiner Weise ästhetisch.

Nicht die bloße Betrachtung ist der Zweck, welchen sie erfüllen oder zu welchem sie gemacht sind, sondern die Lösung von Aufgaben; sie sind zweckmäßig, um mit ihrer Hülse gewisse Einsichten zu gewinnen: ihre Zweckmäßigkeit ist intellectuell und darum objectiv. Wir haben hier das Beispiel einer Zweckmäßigkeit, welche zugleich objectiv und bloß sormal ist. Will man von der Schönheit mathematischer Figuren reden, so ist diese sogenannte Schönheit nicht im ästhetischen, sondern nur im intellectuellen Sinn zu verstehen. Die mathematische Zweckmäßigkeit ist nicht ästhetisch, sie ist auch nicht teleologisch; mathematische Figuren sind nicht Naturerscheinungen sondern Constructionen. Ihr ganzes Da=

¹ Aritit ber Urtheilstraft. Zweiter Theil. Aritit ber teleologischen Urtheilsfraft. § 61. Bon ber objectiven Zweckmäßigkeit ber Natur. (S. 229—231.)

sein ist ihre Form; wir machen diese Form und damit zugleich deren Zweckmäßigkeit: diese Zweckmäßigkeit ist objectiv, denn sie liegt in der Natur der construirten Größe, aber sie ist nicht natürlich, denn es sehlt der mathematischen Größe das natürliche (den Raum erfüllende) Dasein; sie ist nichts als ein construirter, d. h. anschaulich gemachter Begriff.

3. Die objectiv-materiale Zweckmäßigkeit.

Wenn wir also in der teleologischen Betrachtungsweise von einer natürlichen Zweckmäßigkeit im objectiven Sinne reden, so können wir darunter nicht die mathematische verstehen und überhaupt keine objective Zweckmäßigkeit, die bloß formal ist. Das natürliche Dasein im Unterschiede von der bloßen Größe ist materiell, die natürliche Zweckmäßigkeit im objectiven Sinn daher nicht bloß formal, sondern material. Mit anderen Worten: es handelt sich hier um solche Naturerscheinungen, deren Dasein nicht anders beurtheilt werden kann, als nach dem Principe der Zweckmäßigkeit. Jedes natürliche Dasein ist eine Wirkung. Wenn das Dasein zugleich Zweck sein soll, so ist die Ursache desselben durch die Vorstellung der Wirkung bestimmt: es ist die Idsee der Wirkung, ohne welche die Ursache niemals eine solche Erscheinung hätte hervorbringen können. Nun ist die Frage: od es solche Erscheinungen giebt, deren Dasein wir als die Wirkung zweckthätiger Ursachen zu beurtheilen genöthigt sind?

Wir werden die objectiv=materiale Zweckmäßigkeit im Sinne der teleologischen Urtheilskraft noch genauer begrenzen müssen. Wenn geurtheilt wird, daß etwas in der Natur kraft einer zweckthätigen Ursache existirt, so gilt die Erscheinung ihrem materiellen Dasein nach als beabsichtigt. Es ist damit noch nicht gesagt, was mit der Erscheinung selbst bezweckt wird, ob bloß deren Dasein und nichts Anderes; es ist noch nicht gesagt, ob der Zweck, den das Ding durch seine Existenz erfüllt, bloß in ihm selbst oder außer ihm in anderen Dingen liegt. In beiden Fällen gilt die Existenz des Dinges als zweckmäßig, also die Zweckmäßigkeit desselben als material, aber diese beiden Fälle sind wohl zu unterscheiden: im ersten hat das Ding keinen anderen Zweck als sein eigenes Dasein, dieser Zweck liegt in ihm selbst, seine objective und materiale Zweckmäßigkeit ist innerer Art; im anderen existirt es

Rritik der Urtheilskraft. Abth. I. Analytik der teleolog. Urtheilskraft. § 62. Bon der objectiven Zweckmäßigkeit, die bloß formal ist, zum Unterschiede von der materialen. (S. 232 –237.)

um anderer Dinge willen, denen es durch sein Dasein dient oder nützt, der eigentliche Zweck des letzteren liegt außer ihm, seine objective und materiale Zweckmäßigkeit ift eine äußere ober relative, es ift ein Mittel entweder für den Menschen oder für andere Naturwesen: die auf den Menschen bezügliche Zweckmäßigkeit der Dinge nennen wir "Nugbarkeit", die auf andere Naturwesen bezügliche "Zuträglichkeit". So ist z. B. das fruchtbare Land, welches die Flüsse anschwemmen, nutbar für den Menschen, und die Sandschichten, welche die Meere absetzen, zuträglich für die Fichten, aber niemand wird urtheilen, daß die Flüffe ihren Schlamm ablagern, um das Pflanzenreich zu vermehren und den Menschen zu nüten, ober daß die Meere die Sandebenen absetzen, um Fichtenwälder zu erzeugen. Bielmehr wird man diese Wirkungen rein mechanisch erklären; ber fruchtbare Erdschlamm und die Sandstriche find keineswegs Runftwerke der Flüsse und Meere, ihre Zweckmäßigkeit für andere Wesen ist ihrer Entstehung und ihrem Dasein selbst voll= kommen zufällig: eine solche zufällige Zweckmäßigkeit kann niemals ein nothwendiges teleologisches Urtheil begründen. Man kann über den natürlichen Nuten der Dinge allerhand Restexionen anstellen, aber die Natur der Dinge selbst nöthigt uns nicht zu solchen Urtheilen teleologischer Art.

Jett leuchtet ein, auf welche Vorstellung sich die natürliche Zweck= mäßigkeit im objectiven Verstande zurückzieht und einschränkt: wir reden hier nicht von der bloß formalen, sondern materialen, nicht von der äußeren, sondern inneren Zweckmäßigkeit der Dinge. Die außere Zweckmäßigkeit ift ber Nuten, welchen die Dinge durch ihr Dafein uns ober anderen Wesen gewähren; aber ber Gebrauch, welchen wir von den Dingen machen, ift biesen selbst vollkommen außerlich, gleichgultig, que fällig und hat mit ihrer Entstehung gar nichts gemein. Zur Erklärung und Beurtheilung der Dinge ist die Vorstellung ihrer Nutbarkeit oder Zuträglickeit ohne alle Bedeutung; die mechanische Erklärung und Ableitung der Dinge leidet dadurch nicht den mindesten Abbruch. Ursachen, aus benen die Dinge entstanden sind, und die Zwecke, zu benen sie von anderen Wesen gebraucht werden, stehen mit einander in feiner der natürlichen Beurtheilung offenen Gemeinschaft. Man fieht leicht, daß die Naturbetrachtung überhaupt aufhört, sobald wir die Richtschnur ber außeren Zwedmäßigkeit verfolgen. Hier ift ein Ding Mittel, ein anderes ist Zweck, dieses ist wieder Mittel für andere, die auch wieder Mittel sind, so setzt sich die Kette der Mittel und Zwecke

von Erscheinung zu Erscheinung fort und läuft zuletzt auf die Frage hinaus: welches Wesen ist der Zweck aller übrigen und Mittel sürkeines? Was ist der Endzweck der Schöpfung? Diese Frage müßte beantwortet werden, um den Nutzen der Dinge zugleich als deren Entschungsgrund zu beurtheilen. Aber die Auslösung dieser Frage, die einer Einsicht in den Schöpfungsplan gleichkäme, übersteigt die Grenze der Naturbetrachtung und liegt also jenseits der teleologischen Urztheilskraft. \(^1\)

Wenn wir bemnach von der teleologischen Betrachtungsweise die sormale Zweckmäßigkeit der mathematischen Figuren und die materiale des nützlichen Gebrauchs ausschließen, so bleibt nur die materiale Zweckmäßigkeit innerer Art übrig. Die materiale Zweckmäßigkeit bedeutet, daß die Erscheinungen ihrer Existenz nach als zweckmäßig beurtheilt sein wollen; die innere Zweckmäßigkeit bedeutet, daß die Existenz der Erscheinungen keinen anderen Zweck hat als sich selbst. Mithin stehen der teleologischen Betrachtung solche Erscheinungen gegenüber, von welchen wir urtheilen müssen, daß sie Natur nicht aus mechanischen, sondern aus zweckhätigen Ursachen hervorgebracht habe. Was die Natur erzeugt, ist Naturproduct; was die Natur bezweckt, ist Naturzweck. Also handelt es sich hier um solche Naturproducte, die als Naturzwecke beurtheilt sein wollen, um solche Dinge, die nur als Zwecke möglich sind oder erscheinen.

Ein Ding ist nur als Zweck möglich, d. h. sein Dasein wird bewirkt, indem es zugleich bezweckt wird. Die Wirkung ist in diesem Falle nicht bloß die Folge, sondern zugleich das Ziel der Ursache, sie ist in der Ursache gegenwärtig als der Trieb, der ihre Wirkungsweise bestimmt. Dasselbe Wesen ist hier zugleich Ursache und Wirkung. Wenn eine Erscheinung sich selbst bezweckt, so ist sie Ursache und Wirkung ihrer selbst. Auf diesen Begriff führt uns die Vorstellung der inneren Zwecksmäßigkeit der Natur, die Vorstellung der Dinge als Naturzwecke. Wie aber ist es möglich, daß etwas sich selbst bewirkt? Antworten wir zuerst mit einem Beispiele, um die Sache anschaulich zu machen. Wenn aus dem Samenkorn der Baum, die Frucht, der Samen und daraus wieder ein anderer Baum hervorgeht, so hat der Baum ein anderes Wesen derselben Gattung und in diesem Sinne sich selbst erzeugt; wenn er

² Aritit ber Urtheilstraft. § 63. Bon der relativen Zweckmäßigkeit ber Natur zum Unterschiebe von ber inneren. (S. 237—241.)

wächst, so erzeugt er sein eigenes Individuum; wenn die Erhaltung jedes seiner Theile von der Erhaltung der anderen abhängt und zu derselben beiträgt, so erzeugen auch die Theile des Baumes sich selbst: wir haben in der Fortpslanzung und dem Wachsthume des Baumes, in der Erzeugung und Erhaltung seiner Theile das Beispiel einer Naturerscheinung, welche Ursache und Wirkung ihrer selbst ist, das Beispiel eines Naturproducts, welches zugleich Naturzweck ist. 1

II. Das Object der Teleologie.

1. Die Naturproducte als Naturzwecke.

Jedes Ding in der Natur hat seine Ursache. Diese ist entweder ein anderes Ding oder sie liegt in der Natur jenes Wesens selbst, bessen Dasein zugleich die Wirkung ausmacht: im ersten Fall wirkt die Ursache mechanisch, im anderen zweckthätig, die mechanische Ursache ist causa efficiens (wirkende Ursache), die zweckthätige causa sinalis (Endursache). Es giebt daher eine doppelte Causalität: das System der wirkenden Ursachen und das der Endursachen, der Causalzusammenshang nach Art der ersten ist «nexus effectivus», der nach Art der zweiten «nexus sinalis». Im effectiven Causalzusammenhange wird eine Crscheinung von einer anderen hervorgebracht, dagegen im sinalen ist das wirkende Princip die Vorstellung oder Idee der zu erzeugenden Wirkung. Wir können darum die wirkenden Ursachen auch reale und die Endursachen ideale nennen. Alle in der Welt wirksamen Ursachen sind eines von beiden: entweder reale oder ideale.

Bei menschlichen Kunstproducten begreift sich sehr leicht, wie die Wirkung zugleich Ursache sein kann. Die Vorstellung oder Idee der Wirkung ist die Ursache. Ein Haus wird gebaut, es wird vermiethet und dadurch zu einer Quelle von Einkünsten, diese sind eine reale Wirkung des Hauses; jetzt wird ein Haus gebaut, um vermiethet zu werden und Geld daraus zu gewinnen: die Absicht (vorgestellte Wirkung) ist die Ursache des Hauses, die ideale Ursache desselben.

Wie werden demnach die Erscheinungen beschaffen sein, die wir als entstanden aus idealen und natürlichen Ursachen beurtheilen? Wir reden nicht von menschlichen Kunstproducten, sondern von den Natur= producten idealer Ursachen. Die Ursache wird bestimmt durch die

² Aritik ber Urtheilskraft. § 64. Von dem eigentumlichen Charakter der Dinge als Naturzwecke. (S. 241—244.)

Idee der Wirkung, diese Idee ist der Begriff des Ganzen, die abssolute Einheit der Vorstellung, die alles zur Erscheinung Gehörige in sich begreift. Setzen wir nun, daß der Begriff des Ganzen einer Erscheinung ursächlich zu Grunde liegt, so ist jeder Theil des Dinges durch jenen Begriff bedingt und nur durch seine Beziehung auf das Ganze möglich, kein Theil ist von den übrigen unabhängig, sondern mit allen anderen im Begriffe des Ganzen verknüpft, sie bringen gemeinschaftlich das letztere hervor und stehen daher in einer durchzgängigen Gemeinschaft ober wechselseitigen Causalität.

2. Die organisirten Naturprobucte.

Wenn aber unter der Idee des Ganzen die Theile dasselbe ge= meinschaftlich hervorbringen, so ist badurch ihr Verhältniß und Zu= sammenhang bestimmt: da keiner unabhängig von den anderen sein kann, so existirt jeder durch alle übrigen, jeder ist also Ursache und Wirkung der anderen; mithin stehen alle in dem Verhältniß der Wechselwirkung ober Gemeinschaft. Jeder Theil bringt mit den anderen gemeinschaftlich das Ganze hervor, er ift also Mittel des Ganzen und baburch zugleich Mittel für alle übrigen Theile; jeder existirt nicht bloß durch alle anderen, sondern auch um aller anderen willen: ihr Berhaltniß ift mithin eine Zweckgemeinschaft, worin jeder Theil ein Werkzeug der anderen ausmacht. Endlich, wenn diese Theile gemeinschaftlich das Ganze hervorbringen, so bringen sie da= durch auch sich gegenseitig hervor, jeder ist in Beziehung auf alle übrigen nicht bloß Werkzeug, sondern hervorbringendes Organ: ihr Verhältniß ist daher eine productive Zweckgemeinschaft ober Organi= fation. Sobald die Theile eines Dinges sich wechselseitig hervor= bringen, muffen wir von dem Dinge urtheilen, daß es fich selbst Es find die sich selbst organisirenden Wesen, die organi= organisire. firten Naturkörper, welche wir nach dem Princip der inneren Zweck= mäßigkeit der Natur zu beurtheilen genöthigt find und als durch ideale und natürliche Ursachen entstanden denken. Aus dem Princip der inneren Zweckmäßigkeit kann nichts Anderes folgen als lebendige, sich selbst organisirende Wejen, und wo uns solche Erscheinungen entgegen= treten, da muffen wir sie nach bem Reslexionsprincip der inneren 3medmäßigkeit beurtheilen.

8. Natur- und Runftproduct.

Hieraus erhellt der Unterschied zwischen Kunst= und Naturproduct. Jenes ist zweckmäßig, es ist in allen seinen Theilen durch die Idee

bes Ganzen bestimmt, jeder seiner Theile ist auf alle übrigen bezogen und mit ihnen zweckmäßig verknüpft, aber es organisirt nicht sich selbst, seine Theile sind nicht Organe, sie bedingen einander, aber sie bringen sich nicht gegenseitig hervor. Rein Rad in der Uhr erzeugt das andere Rad, keine Uhr die andere Uhr, dieses Product kann sich nicht selbst bilden und sortpslanzen, es kann weder seine Verluste ersehen noch aus Störungen sich wiederherstellen, es ist eine todte Maschine, in der alles durch bewegende Kräfte geschieht und aus mechanischen Ursachen solgt. Dagegen Körper, die sich selbst organisiren, wie die lebendigen Wesen der Natur, können wir nicht bloß aus mechanischen Principien erklären und ihre Erscheinungen nicht allein aus dem Bewegungsvermögen herleiten, ihre Kraft ist hervorbringend, darstellend, plastisch, sie ist bildende, fortpslanzend bildende Kraft. Die Analogie der Kunst reicht hier nicht aus, sie erklärt zu wenig, sie erklärt das Charakteristische bieser Erscheinungen, nämlich die Selbstorganisation, gar nicht.

Zutreffender ist die Analogie des Staates, der die Individuen nicht bloß als Theile zusammenfügt, sondern als Glieder ordnet, der nicht Staatsmaschine, sondern Staatsorganismus ist, in welchem jeder einzelne Bürger zugleich als Mittel und Zweck des Ganzen gilt. Kant bezeichnet an dieser Stelle die französische Revolution als den Uebergang aus dem mechanischen in das organische Staatswesen, als den Versuch einer Staatsorganisation, welche in allen Gliedern die Idee des Ganzen im politischen Sinne verwirklicht. Schiller hat im Eingange seiner Briese über die ästhetische Erziehung des Menschen diesen Gebanken ausgesührt; vielleicht daß ihm dazu jene Vemerkung in der Kritik der Urtheilskraft die erste Anregung gegeben.

III. Die Geltung des teleologischen Urtheils.

Wir sehen, welches Object Kant als das Thema der teleologischen Urtheilskraft betrachtet: die organisirende Natur und die lebendigen Körper. Die reslectirende Urtheilskraft überhaupt hat es mit zwei Hauptbegriffen zu thun, mit der Schönheit und dem Leben: die Schönsheit gehört der asthetischen, das Leben der teleologischen Urtheilskraft. Einer der frühesten Gedanken Kants tritt hier in die volle Beleuchtung der kritischen Philosophie: daß in der Natur das Leben nicht Mechanis=

Rritik der Urtheilskraft. § 65. Dinge als Naturzwecke find organisirte Wesen. (S. 244—248. S. 247. Anmkg.)

mus, sondern Organisation sei, und daß sich diese nicht aus den bewegenden Araften der Materie hinreichend erklaren laffe. Er mußte den Begriff des Lebens im Unterschiede vom Mechanismus bestimmen und auseinandersetzen. In seiner Abhandlung über ben Gebrauch ber teleologischen Principien in der Philosophie wurde gezeigt, daß zweckthätige Ursachen zur Erklärung des Lebens gesetzt werden mussen, aber in keiner Weise bestimmt werden können, weder als blinde noch als intelligente. Das Urtheil über die zweckthätige Naturkraft ift kein be= stimmendes, es kann also nur ein reflectirendes sein; es ist als Erkenntniß unmöglich, aber als Betrachtung nothwendig: diese Lehre ist das Thema der Kritik der teleologischen Urtheilskraft. 1

Die kritische Bestimmung hat in diesem Punkte ihre großen Schwierigkeiten. Der Begriff ber natürlichen Zweckmäßigkeit will sehr vorsichtig behandelt und zwischen den Klippen, die ihn von entgegengesetzten Seiten bedrohen, behutsam hindurchgesteuert werden. Leben in der Natur ist Organisation, ihre Einrichtung ist innere Zweckmäßigkeit, ihre Ursachen sind zweckthätige Kräfte. Wie sollen diese bestimmt werden? Entweder als der Materie inwohnend oder als der Materie nicht inwohnend, entweder als natürliche ober als übernatürliche Aräfte. Wenn wir die zweckthätigen Aräfte der Materie zuschreiben, so gerathen wir in den Hylozoismus, den "Tod aller Naturphilosophie"; wenn wir die zweckthätigen Kräfte außer die Materie und mithin über die Natur setzen, so gerathen wir in den Theismus; bann ift die Beurtheilung ber natürlichen Zweckmäßigkeit nicht mehr teleologisch, sondern theologisch, und das Naturleben nicht mehr Natur= product, sondern göttliches Kunstproduct: eine Vorstellung, welche die Grenze der Naturbetrachtung überschreitet.

Die teleologische Betrachtung barf weber Hylozoismus noch Theis= mus sein, und doch scheint es, daß fie eines von beiden sein musse. Sie will Naturbetrachtung sein, darum hütet sie sich vor dem theistischen Princip, denn Teleologie ist nicht Theologie; aber sie darf auch nicht Hylozoismus werden, dies verbietet die Naturphilosophie. Hylozoismus und Theismus find die Alippen, welche zu vermeiden sind. Gerade in diesem Punkte liegt die fritische Schwierigkeit. Was bleibt übrig? Daß die teleologische Urtheilskraft sich bloß an die Natur, d. h. an die Erfahrung halt und im Gebiete der Erscheinungen bleibt, aber

¹ Bgl. oben Buch I. Cap. XVI. €. 232—236.

nicht Naturerkenntniß sein will (sonst wäre sie Holozoismus), sonbern bloß Naturbetrachtung; daß sie ihr Princip nicht für einen bestimmenden Naturbegriff, sondern nur für eine Maxime der Naturbeurtheilung ausgiedt. Sie läßt die Frage nach der Beschaffenheit der zweckthätigen Kräfte ganz offen; sie läßt ganz unbeantwortet, od es materielle oder göttliche Kräfte sind, die hier wirken, od es absichtliche oder unabsichtliche Zwecke sind, die hier ausgesührt werden; sie versfährt gar nicht bestimmend, sondern bloß ressectirend. So bleibt sie innerhalb der Naturbetrachtung, ohne metaphysisch zu werden; sie wird in ihren Urtheilen nicht theologisch, aber auch nie hylozoistisch. Wenn sie von der Sparsamkeit, Weisheit, Vorsorge, Wohlthätigkeit der Natur redet (Ausdrücke, die alle den Begriff der Zweckmäßigkeit bezeichnen und variiren), so hütet sie sich, diesen Ausdrücken ein dogmatisches Gepräge zu geben: sie will damit nur Erscheinungen beurtheilen, aber nicht Principien bestimmen.

Die Organisation als innere Zweckmäßigkeit ber Dinge ist nicht erkennbar: mit dieser kritischen Einsicht vermeidet die teleologische Bestrachtungsweise den Holozoismus ebenso sehr vie den Theismus. Aber die Einsicht in diese Unerkennbarkeit selbst ist bedingt durch die teleoslogische Beurtheilung. Wären die Organismen nicht innerlich zweckmäßig, sondern bloß mechanisch, so wären sie vollständig erkennbar, und dann wäre kein Grund, warum wir nicht Organismen machen könnten so gut wie Maschinen. Das Wort: "gebt mir Materie, und ich will euch eine Welt daraus bauen" wäre dann auch auf die lebendigen Körper anwendbar. Weil diese sich selbst organismen, darum können wir sie nicht machen, darum können wir sie nicht vollständig erkennen. "Denn nur so viel sieht man vollständig ein, als man nach Begriffen selbst machen und zu Stande bringen kann." Erkennen heißt schaffen. Dieses Wort stammt, wie man sieht, aus der kritischen Philosophie, und es war schon alt, als die spätere Naturphilosophie es nachsprach.

Um also genau zu bestimmen, wohin uns die Analytik der teleologischen Urtheilskraft geführt hat, so ist dargethan worden: das Leben in der Natur kann nur als Organisation oder innere Zweckmäßigkeit

Aritit der Artheilskraft. § 66. Bom Princip der Beurtheilung der inneren Zweckmäßigkeit in organisirten Wesen. § 67. Bom Princip der teleologischen Beurtheilung über Natur überhaupt als System der Zwecke. § 68. Bon dem Princip der Teleologie als innerem Princip der Naturwissenschaft. (S. 248—258.) — *2 Ebendas. § 68. (S. 258.)

gebacht und beurtheilt werben; bamit ist das große Princip, welches Aristoteles zuerst ergriffen und für die Philosophie gewonnen hatte, von Kant wieder entbeckt und kritisch gerechtsertigt worden. Diese Rechtsertigung ist zugleich eine Einschränkung. In seiner kritischen Geltung erscheint jenes Princip als eine Maxime der Beurtheilung, als ein bloßes Regulativ der Ersahrung. Wenn der Gedanke einer organisirenden, nach Ideen thätigen und wirksamen Natur die kritische Schranke abstreift, die bescheidene Stellung einer Reslexionsmaxime ausgiebt und sich der Welt als absolutes Princip verkündet, so wird aus der kantischen Kritik der teleologischen Urtheilskraft schelling'sche Naturphilosophie. Die Kritik der ästhetischen Urtheilskraft bildet den Ausgangspunkt für Schiller und die folgende Aesthetik, die Kritik der teleologischen Urtheilskraft den Ausgangspunkt für Schelling und dessen Raturphilosophie.

Wir haben noch zwei Fragen zu beantworten. Wie verhält sich das Princip der Organisation zum Principe des Mechanismus? Wie verhält sich überhaupt die teleologische Betrachtung zur Erkenntniß der Dinge? Auf die erste Frage antwortet die Dialektik, auf die zweite die Methodenlehre der teleologischen Urtheilskraft.

Sechstes Capitel.

Die Dialektik der teleologischen Artheilskraft.

- I. Die Antinomie der Urtheilskraft.
- 1. Die mechanische und teleologische Erklärungsart.

In den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft hatte Kant bewiesen, daß die Formen wie die Bewegungserscheinungen der Körper nur aus äußeren oder mechanischen Ursachen zu erkennen sind; in der Kritik der teleologischen Urtheilskraft wird erklärt, daß die organischen Körper nicht bloß nach mechanischen Grundsätzen beurtheilt werden können: hier sind zwei verschiedene Principien, die von unserer Betrachtung und Beurtheilung der Körper gelten sollen, also zwei Maximen der Urtheilskraft, die, wie es scheint, einander widerstreiten. Wenn ein solcher Widerstreit wirklich besteht, so bildet derselbe eine "Antinomie der Urtheilskraft". Die erste Maxime behauptet: "Alle Erzeugung materieller Dinge und ihrer Formen muß als nach bloß

mechanischen Gesetzen möglich beurtheilt werben". Die zweite: "Einige Produkte der materiellen Natur können nicht als nach bloß mechanischen Gesetzen möglich beurtheilt werden (ihre Beurtheilung erfordert ein ganz anderes Gesetz der Causalität, nämlich das der Endursachen)". Nun ist es in den Untersuchungen der kritischen Philosophie allemal das Geschäft der Dialektik, solche Antinomien, welche aus der Natur unserer Erkenntnisvermögen folgen und darum einen unvermeidlichen Schein mit sich führen, zu entdecken und aufzulösen. Die obige Antinomie enthält daher das Thema, welches die "Dialektik der teleologischen Urtheilskraft" zu untersuchen hat.¹

Die Ableitung der Körper und ihrer Formen aus äußeren, materiellen Ursachen oder bewegenden Kräften ist die Sache der physsischen oder mechanischen Erklärungsart, dagegen die aus inneren, idealen Ursachen oder zweckthätigen Kräften die Sache der teleoslogischen, welche letztere nach dem Vorbilde der Kunst auch die techsnische heißen darf. In unserer Antinomie behauptet die Thesis die durchgängige und alleinige Geltung der ersten Erklärungsart, wogegen die Antithesis diese Geltung verneint und für die organisirten Körper, eine andere Beurtheilungsart fordert.

Setzen wir, daß jene beiden Maximen von derselben Urtheilstraft gelten, so ist ihre Antinomie unauflöslich. Wenn sie dagegen von verschiedenen Arten der Urtheilskraft gelten sollten, die Thesis von der bestimmenden, die Antithesis von der reslectirenden Urtheilskraft, so ist ihr Widerstreit gar keine Antinomie, sondern hat nur den Schein derselben: die beiden Sätze streiten nicht mit einander.

Setzen wir, daß jene beiden Behauptungen nicht als Maximen unserer Urtheilskraft angesehen werden, sondern ohne alle Beziehung auf unser Erkenntnißvermögen von der Natur der Dinge selbst gelten sollen, so ist ihre Antinomie unauflöslich, wenn nämlich beide Sätze bewiesen werden können; wenn sie unbeweisbar sind, so haben wir eine unmögliche Contradiction, aber keine Antinomie.

2. Der Schein und bie Auflösung ber Antinomie.

Um daher unsere Antinomie aufzulösen ober den bloßen Schein berselben barzuthun, bürfen ihre Sätze nicht bogmatisch, sondern müffen

¹ Aritik der Urtheilskraft. Zweiter Theil. Abth. II. Dialektik der teleologischen Urtheilskraft. § 69. Was eine Antinomie der Urtheilskraft sei? § 70. Vorstellung dieser Antinomie. (S. 259–261.)

kritisch genommen, d. h. auf unser Erkenntnißvermögen bezogen und auf ihren intellectuellen Ursprung aus unserer Vernunft geprüft werden: sie sind nicht Principien der Dinge, sondern Maximen der Urtheilsztraft. Dann sind die Arten der Urtheilskraft, von denen sie gelten, wohl zu unterscheiden: die Thesis gilt von der bestimmenden, die Antithesis von der reslectirenden Urtheilskraft. Wir sehen den Weg vor uns, auf welchem die Dialektik der teleologischen Urtheilskraft ihre Ausgabe löst.

Sobald wir jene Sate dogmatisch nehmen, handeln fie nicht mehr von unserer Erklärungs= oder Beurtheilungsart der Körper, son= bern von der Entstehungs = oder Erzeugungsart der letteren: fie find nicht mehr Maximen, fondern Naturgesetze, die unabhängig von der Erscheinung ber Körper und ihrer Erfahrung gelten. Dann lautet ber erfte Satz: "Alle Erzeugung materieller Dinge ist nach bloß mechanischen Gesetzen möglich". Und der zweite: "Einige Erzeugung derselben ift nach bloß mechanischen Gesetzen nicht möglich". Hier ist nun ein contradic= torischer Widerstreit. Wenn der eine Satz wahr ist, so muß der andere falsch sein; die Thesis behauptet ein allgemeines Naturgesetz, dessen Geltung die Antithesis verneint: es ist ein Wiberstreit zwischen Grundfätzen, die von der Erfahrung gelten sollen, aber in diesem Falle nicht gelten können, da der Ursprung oder Urgrund der Dinge nie ein Object unserer Erfahrung sein kann. Daher ift keine ber beiben Be= hauptungen beweisbar, also auch ihr Widerstreit eigentlich keine Anti= nomie, sondern nur eine Contradiction solcher Sate, die beide ungültig find. "Die Vernunft kann weder den einen noch den andern dieser Grundsatze beweisen, weil wir von der Möglichkeit der Dinge nach bloß empirischen Gesetzen der Natur kein bestimmendes Princip a priori haben tonnen."2

Die Thesis ist kein Gesetz der Physik, sondern eine Maxime unserer Urtheilskraft: sie erklart nicht, daß alle materiellen Dinge nur mechanisch entstehen können, sondern daß nur ihre mechanische Entstehung unserem Verstande einleuchtet, da wir nach der Einrichtung unseres Erkenntnißvermögens keine anderen Ursachen der materiellen Erscheinungen zu erkennen im Stande sind, als die äußeren oder mechanischen. Die Antithesis ist ebenfalls kein physikalischer Lehrsat, sondern eine Maxime

¹ Kritik der Urtheilskraft. § 70. (S. 261.) § 71. Borbereitung zur Auflösung obiger Antinomie. (S. 263 flgb.) — ² Ebenbas. § 70. (S. 261.)

Fifcher, Gefc. b. Philos. V. 4. Auft. R. M.

der Urtheilskraft: fie sagt keineswegs, daß einige Producte der materiellen Natur, nämlich die organischen Körper, unmöglich mechanisch entstehen können, sondern nur, daß uns die mechanische Entstehung dieser Körper nicht einleuchtet, da wir nach ber Beschaffenheit unseres Erkenntnisvermögens nicht im Stande find, aus bloß mechanischen Ursachen die Erfahrungsthatsache ber organischen Zweckmäßigkeit zu erklären. Die fraglice Antinomie besteht demnach nicht zwischen Naturgesetzen oder Grundsätzen der Erfahrung, sondern zwischen Maximen der Urtheilskraft: sie betrifft nicht die Entstehungsart der materiellen Dinge und ihrer Formen, sondern nur unsere Erklärungsart derselben; sie behauptet in der Thesis die durchgangige Geltung der mechanischen, in der Antithesis die auf die organischen Körper eingeschränkte Geltung ber teleologischen Erklärungsart. Da nun beibe Behauptungen mit Fug und Recht gelten, so würde zwischen diesen Maximen eine unauflösliche Antinomie sein, wenn die Antithesis wirklich das verneinte, was die Thefis bejaht.

So aber verhalt sich die Sache nicht. Wenn die Thesis erklart, daß nur die mechanische Entstehung der materiellen Dinge und ihrer Formen erkennbar sei, so hat sie damit weder die mechanische Ent= stehung aller Körper, noch auch die Erkennbarkeit aller mechanischen Entstehung behauptet. Es könnte sehr wohl sein, daß es gewisse Körper giebt, beren mechanische Entstehung unerkennbar ift. Dies behauptet die Antithesis von den organischen Körpern: sie widerstreitet also in diesem Punkte keineswegs der genau und richtig verstandenen Thesis. diese lehrt: daß nur die mechanische Entstehung der materiellen Dinge und ihrer Formen erkennbar sei, so folgt unmittelbar, daß jede andere Art ihrer Entstehung, wie die Erzeugung aus zweckthätigen Ursachen, unerkennbar ist. Wenn nun die Antithesis behaupten wollte, daß bie Entstehung ber organischen Körper aus zweckthätigen Ursachen er= kennbar mare, so murde damit freilich der Thesis midersprochen, aber es könnte zu keiner Antinomie kommen, weil sich der Streit beider Sate sogleich entscheiben ließe: die Thesis hat Recht und die Antithesis hat Unrecht.

Indessen behauptet die letztere die Erkennbarkeit zweckthätiger Ursachen in der Natur so wenig, daß sie dieselbe vielmehr ausdrücklich verneint: ihre teleologische Erklärungsart nimmt keineswegs dieselbe Geltung in Anspruch, als die mechanische, und macht dieser daher nirgends das Feld streitig, sie giebt, genau zu reden, überhaupt keine Regel zur Erklärung, sondern nur zur Beurtheilung der organischen Körper; sie ist kein Erkenntnißprincip, sondern ein Resslezionsprincip, also kein Grundsatz der bestimmenden, sondern der reslectirenden Urtheilskraft. Nur wenn man diese beiden Arten der Urtheilskraft nicht unterscheidet, so entsteht zwischen ihren Principien ein unauslöslicher Widerstreit. "Aller Anschein einer Antinomie zwischen den Mazimen der eigentlich physischen (mechanischen) und der teleoslogischen (technischen) Erklärungsart beruht also daraus: daß man einen Grundsatz der reslectirenden Urtheilskraft mit dem der bestimmenden und die Autonomie der ersteren (die bloß subjectiv für unseren Vernunstgebrauch in Ansehung der besonderen Ersahrungsgesetze gilt) mit der Heteronomie der anderen, welche sich nach den von dem Verstande gegebenen (allgemeinen oder besonderen) Gesetzen richten muß, verwechselt."

Aller Streit zwischen ber Naturphilosophie und ber Kritik ber Urtheilskraft, zwischen ber mechanischen und ber teleologischen Ersklärungsart wird demnach vermieden, wenn die letztere als ein Grundsatz der ressectivenden Urtheilskraft auftritt, der 1. die Möglichkeit-einer mechanischen Entstehung der organischen Körper nicht leugnet, sondern nur die Unerkennbarkeit einer solchen Erzeugungsart behauptet und aus der Einrichtung unseres Verstandes erklärt, 2. die Erkennbarkeit organissirender oder zweckthätiger Ursachen keineswegs behauptet, vielmehr verneint und das Princip der Zweckmäßigkeit nur zur Beurtheilung der organischen Natursormen braucht, also 3. dieses Princip bloß auf Thatsachen der Erfahrung anwendet und zwar nicht als einen constitutiven, sondern als einen regulativen Grundsatz, d. h. als einen Leitfaben der Beobachtung.

Der Begriff ber Naturzwecke ist und bleibt ein "Fremdling in der Naturwissenschaft", diese in genauestem Sinne verstanden.⁸ Da wir aber in unserer Betrachtung und Ersahrung der organischen Natur= erscheinungen genöthigt sind, jenen Begriff anzuwenden, was auch die= jenigen thun und thun müssen, welche ihm alle Geltung absprechen, so ist der Gebrauch desselben zu reguliren und dergestalt zu begrenzen, daß er das Gebiet der Ersahrung nicht überschreitet. Dies geschieht, sobald über den Ursprung der organischen Körper und der materiellen Dinge

Rritit der Urtheilskraft. § 71. (S. 264.) — * Cbendas. § 72. Von den mancherlei Syftemen über die Zweckmäßigkeit der Natur. (S. 264—267.) — * Ebendas. § 72. (S. 265.)

überhaupt, d. h. über die erzeugende Urkraft selbst teleologisch geurtheilt wird. Wir können die mechanische Entstehung der organischen Körper nicht begreisen: der Grund liegt in der Einrichtung unseres Verstandes; die Folge ist, daß wir genöthigt sind, die Erscheinungen und Formen der organischen Natur teleologisch zu beurtheilen. Aber wir dürsen den Ursprung der organischen Körper, wie der Dinge überhaupt, nicht teleologisch bestimmen oder seststellen. Alle Versuche dieser Art sühren zu verschiedenen, einander widerstreitenden und insegesammt ungültigen Systemen.

Es sind demnach zwei Punkte, welche die Dialektik der teleologischen Urtheilskraft noch auszumachen hat. Um die Nothwendigkeit der teleo-logischen Beurtheilung zu begründen, muß gezeigt werden, daß unser Berstand nicht die Mittel besitzt, die organischen Körper mechanisch zu erklären. Um die Grenzen der teleologischen Beurtheilung zu sichern und ihren Weg nicht auf falsche Ziele zu richten, muß gezeigt werden, daß alle Systeme über die Zwecke und zweckthätigen Kräfte der Natur ungültig sind und nicht leisten, was sie versprechen.

II. Die Syfteme der dogmatischen Teleologie.

1. Die zu erklarenbe Thatface.

Es ist ein Factum der Ersahrung, daß die organischen Körper uns als zweckmäßig eingerichtet erscheinen und wir demgemäß über sie urtheilen. Diese Thatsache ist zu erklären. Sie folgt entweder aus der Einrichtung der Natur selbst oder aus der unseres Verstandes. Wenn alle Versuche der ersten Erklärung vergeblich sind, so bleibt nur die zweite übrig. Wenn alle möglichen Systeme über die erzeugenden Ursachen der Dinge nicht begründen können, wie jener unwillkürliche Schein zweckmäßiger Naturgebilde oder unsere nothwendige Vorstellung derselben entsteht, diese Thatsache vielmehr unerklärt und unerklärlich lassen, so sind diese dogmatischen Theorien sämmtlich verssehlt. Wir wollen sehen, welcher Art diese Systeme sind, und ob sie ihre Aufgabe lösen.

2. Der Ibealismus und Realismus ber natürlichen Zwedmäßigkeit.

Wenn die Natur selbst die Erscheinung zweckmäßiger Producte erzeugen soll, so müssen ihre Kräfte zweckthätig ober zweckähnlich wirken, und es muß derselben eine Technik zugeschrieben werden, welche entweder absichtsvoll ober absichtslos, entweder planmäßig ober blind und planlos

verfährt. Im ersten Fall hat die Natur selbst Zwecke, die sie in ihren Producten verwirklicht, daher ist die Zweckmäßigkeit der letzteren eine reale; im anderen Fall dagegen hat die Natur keine Zwecke, daher können ihre Producte auch nicht wirklich zweckmäßig eingerichtet sein, sondern nur so erscheinen; diese Zweckmäßigkeit kommt nicht auf Rechnung der Natur, sondern auf die unserer Vorstellungsart, sie ist also keine reale, sondern eine ideale oder bloß vorgestellte. Auf den Bezgriff der Naturzwecke und der zweckthätigen Naturkräste gründet sich demnach das System des "Realismus", auf das der blind und planslos waltenden Naturkräste das des "Idealismus der natürlichen Zweckmäßigkeit".

Nun können die in der Natur wirksamen Kräfte, die blinden wie die zweckthätigen, entweder als materielle oder als nicht materielle anzesehen werden: im ersten Fall haben sie einen "physischen", im zweiten einen "hyperphysischen Grund". Daher wird jedes der beiden Systeme physischer und hyperphysischen Art sein. Wenn die blinden Kräste der Materie zugeschrieben werden, so sallen sie mit den bewegenden Naturkrästen zusammen, und es giebt dann in der Welt keine andere Causalität und keine anderen Gesehe, als die des allgemeinen Naturmechanismus. Daß in den Producten der Natur Einheit, Zusammenhang und Zweckmäßigkeit erscheint, muß unter dieser Voraussehung als ein Werk des Zusalls gelten: deshalb bezeichnet Kant das physische System des Idealismus der natürlichen Zweckmäßigkeit auch als das der "Casualität" und findet es in der Lehre der Atomisten, insbesondere in der des Demokrit und Epikur, ausgeführt.

Wenn bagegen die blinden Kräfte auf den Urgrund der Welt bezogen und einem einzigen Urwesen ohne Verstand und Willen zugeschrieben werden, so folgt aus der Einheit der Urkraft auch die durchgängige Einheit und Ordnung aller Dinge, die uns als Uebereinstimmung und Zweckmäßigkeit erscheint: diesen Zusammenhang macht nicht der Zusall sondern die blind waltende Nothwendigkeit der Welt oder das Schicksall, daher nennt der Philosoph dieses hyperphysische System des Idealismus auch das der "Fatalität" und läßt Spinoza als den Vertreter, nicht als den Urheber dieser viel älteren Lehre gelten. Ebenso giebt es auch ein physisches und hyperphysisches System des Realismus: jenes setzt die zweckthätigen Kräfte in die Waterie und faßt die letztere als ein lebendiges und beseeltes Wesen, dieses bezieht sie auf den absoluten Urgrund aller Dinge und faßt benselben als den persön-

lichen, intelligenten Welturheber. Das physische System des Realis= mus ruht auf dem Begriff der Weltseele, das hyperphysische auf dem des Weltschöpfers: jenes ist der "Hylozoismus", dieses der "Theismus".

Die vier Spsteme aller dogmatischen Teleologie sind demnach das der Casualität und der Fatalität, des Hylozoismus und des Theismus: ihre Principien sind "die leblose Materie" und "der leblose Gott", "die lebende Materie" und "der lebendige Gott". ¹

3. Die Wiberlegung biefer Spfteme.

Wenn nach der Ansicht der Atomisten in der Welt nur die blinden Aräste der Materie wirken, so fällt die Technik der Natur mit ihrer Mechanik zusammen und es kann daraus eine zweckmäßige Einrichtung der Naturproducte so wenig hervorgehen, daß auch der bloße Schein einer solchen Zweckmäßigkeit nur durch Zufall entsteht. Daher vermag das System der Casualität nicht zu erklären, was erklärt werden soll: die Nothwendigkeit dieses Scheines oder, was dasselbe heißt, die unserer teleologischen Vorstellungsart.

Wenn nach der Lehre Spinozas alle Dinge aus der absoluten Einheit der Substanz oder des unpersönlichen Urwesens mit Nothwensdigkeit folgen, so können sie nicht anders sein, als sie sind, sie können Zwecke weder erfüllen noch versehlen, also überhaupt keine haben, noch auch den Schein einer zweckmäßigen Versassung begründen. Dieses System erklärt wohl den Zusammenhang und die Einheit der Dinge. aber nicht ihre zweckmäßige Uebereinstimmung oder Verknüpfung. Denn die ontologische Einheit ist weder Zweckeinheit noch erklärt sie dieselbe. Daher kann das System der Fatalität so wenig wie das der Casualität seine Aufgabe lösen.

Wir haben den Hhlozoismus wiederholt kennen gelernt und erörtert, Er kann die fragliche Thatsache nicht erklären, weil sein Erklärungs= grund nichtig ist. Dieser ist entweder die lebende oder die belebte

Reines der obigen Spsteme leistet das, was es vorgiebt. (S. 267 sigd.) — * Ebendas. § 73. (S. 268 u. 269.) Wenn Rant hier behauptet, daß "Spinoza die Zweckverknüpfung der Dinge der Natur nicht leugne", aber zu erklären unvermögend
sei, so ist zu bemerken, daß Spinoza eine solche Zweckverknüpfung entschieden
leugnet und die Idee derselben aus der menschlichen Imagination begründet. —
Bgl. folgende Parallelstellen über Spinoza: Methodenlehre der teleologischen
Urtheilskraft. § 80 u. 85. (S. 300 u. 301. S. 322 sigd.)

Materie: jene ist ein ungereimter Begriff, denn die Leblosigkeit (Trägheit) oder die Abwesenheit aller inneren, zweckthätigen Ursachen gehört zum Wesen der Materie; diese ist ein leerer Begriff, der aus einem falschen Zirkel im Erklären hervorgeht, man überträgt die Eigenschaften der lebendigen Individuen auf die Materie im Ganzen und stellt sich nun die letztere als belebt vor, um sie als den erzeugenden Grund der orzganischen Körper zu denken.

Der Theismus würde uns durch die Annahme eines architektoni= schen Verstandes, d. h. eines intelligenten und zweckthätigen Urwesens die Realität zweckmäßiger Naturproducte begreiflich machen, wenn er im Stande ware, seine Annahme zu begründen ober, was baffelbe heißt, die Möglichkeit einer mechanischen Entstehung der organischen Körper zu widerlegen. Da aber der Ursprung der Dinge überhaupt unerkennbar ist, so kann unsere bestimmende Urtheilskraft die Möglich= keit eines mechanischen Ursprungs der lebendigen Dinge weder bejahen noch verneinen. Daher ift der Theismus, sofern derselbe die Noth= wendigkeit der Schöpfung durch die Unmöglichkeit der materiellen Ent= stehung organischer Wesen begründet, ein dogmatisches, also hinfälliges Syftem, das uns die fragliche Thatsache ebensowenig erklärt, als die atomistische, pantheistische und hylozoistische Ansicht. Ueber die Bedeutung, die dem Theismus in der Teleologie gebührt, kann nicht die bestimmende, sondern nur die reflectirende Urtheilskraft entscheiden. Er gilt nicht als dogmatisches System. Was er gilt, wird die Methoden= lehre der teleologischen Urtheilskraft darthun. 1

III. Die Begründung der Teleologie.

1. Die Unmöglichkeit ber objectiven Begründung.

Reines der Spsteme, die über die Natur und Entstehung der Dinge (dogmatisch) urtheilen, macht uns begreislich, warum die Einzichtung derselben, insbesondere die der organischen Körper, zweckmäßig zu sein scheint. Halten wir uns an die Spsteme der "Casualität" und der "Fatalität", so ist dieser Schein grundlos und illusorisch, also nicht nothwendig; halten wir uns an den Hplozoismus, so ist dieser Schein

Rritit der Urtheilskraft. § 73. (S. 270 u. 271.) § 74. Die Ursache der Unmöglichkeit, den Begriff einer Technik der Natur dogmatisch zu behandeln, ist die Unerklärlichkeit eines Naturzweckes. (S. 271—273.) § 75. Der Begriff einer objectiven Zweckmäßigkeit der Natur ist ein kritisches Princip der Vernunft für die restetirende Urtheilskraft. (S. 273—277.)

ebenso nichtig, wie sein Erklärungsgrund, also im Grunde unmöglich; halten wir uns an den Theismus, so ist dieser Schein zwar nothwendig, da die Dinge nach den Absichten eines architektonischen Berstandes gemacht sein sollen, aber die Dinge selbst sind nicht mehr Naturproducte, sondern göttliche Kunstproducte. Wir fragen nach dem nothwendigen Scheine der Zweckmäßigkeit gewisser Naturproducte. Wenn man uns diese Frage so beantwortet, daß darüber entweder der Schein den Charakter der Nothwendigkeit oder die Dinge den der Naturproducte verlieren, so sind wir so klug wie vorher.

2. Die Rothwenbigfeit bes subjectiven Urfprungs.

Es bleibt bemnach nur eine einzige Möglichkeit der Erklärung übrig: die kritische. Der Grund, warum wir die organischen Naturproducte als zweckmäßig anzusehen genöthigt sind, darf nicht in der Natur der Dinge, sondern muß in der Einrichtung unserer Vernunst oder in der Beschaffenheit unserer Erkenntnißvermögen gesucht werden. Wir leugnen nicht die Möglichkeit eines mechanischen Ursprungs der lebendigen Wesen, sondern nur die Erkennbarkeit einer solchen Entstehung; wir leugnen diese Erkennbarkeit nicht überhaupt, sondern nur von seiten unseres Erkenntnißvermögens. Wenn wir im Stande wären, uns die Entstehung und Einrichtung der lebendigen Dinge mechanisch zu erklären, so würden wir nicht genöthigt sein, teleologisch darüber zu urtheilen.

Also ber Grund, daß wir sie als Naturzwecke betrachten, liegt in unserem Unverwögen, sie als mechanische Naturproducte zu erkennen, und zwar ist dieses Unverwögen nicht etwa ein Mangel, welchen wir mit der Zeit durch sortschreitende Erkenntniß loswerden können, sondern die Natur und Eigenthümlichkeit des menschlichen Berstandes bringt es mit sich, daß wir die Thatsachen der organischen Natur nicht als mechanische Erzeugnisse zu begreisen verwögen, sondern im Interesse der Ersahrung selbst teleologisch darüber urtheilen müssen. "Es ist nämlich ganz gewiß, daß wir die organisirten Wesen und deren innere Möglichkeit nach bloß mechanischen Principien der Natur nicht einmal zureichend kennen lernen, viel weniger uns erklären können, und zwar so gewiß, daß man dreist sagen kann, es ist für Menschen ungereimt, auch nur einen solchen Anschlag zu sassen oder zu hoffen, daß noch dereinst ein Newton aufstehen könne, der auch nur die Erzeugung eines Grashalms nach Naturs

¹ Rritit ber Urtheilstraft. § 74. (S. 273.)

gesehen, die keine Absicht geordnet hat, begreislich machen werde, sondern man muß diese Einsicht den Menschen schlechterdings absprechen, daß dann aber auch in der Natur, wenn wir dis zum Princip derselben in der Specification ihrer allgemeinen uns bekannten Gesehe durchdringen könnten, ein hinreichender Grund der Möglichkeit organisirter Wesen, ohne ihrer Erzeugung eine Absicht unterzulegen (also im bloßen Mechanismus derselben) gar nicht verborgen liegen könne, das wäre wiederum von uns zu vermessen geurtheilt, denn woher wollen wir das wissen? Wahrscheinlichkeiten sallen hier ganz weg, wo es auf Urtheile der reinen Vernunft ankommt." "Schlechterdings kann keine menschliche Vernunft (auch keine endliche, die der Qualität der unfrigen ähnlich wäre, sie aber dem Grade nach noch so sehr überstiege), die Erzeugung auch nur eines Gräschens aus bloß mechanischen Ursachen zu verstehen hossen."

3. Die Eigenthumlichkeit bes menschlichen ober biscursiven Berftanbes.

Es gehört zu den Grundlehren der kritischen Philosophie, daß alle menschliche Erkenntniß aus zwei Elementen besteht: Anschauungen und Begriffen, daß jene ohne diese blind, diese ohne jene leer find, daß in jedem Erkenntnißurtheil das Bermögen der Anschauung und das der Begriffe zusammenwirken, aber von Natur verschieden find: jenes ist die Sinnlichkeit, dieses der Verstand. Unser Verstand ist ein Vermögen bloß der Begriffe, er verhält sich nur denkend und nicht anschauend: daher giebt es in der intellectuellen Einrichtung der menschlichen Natur keinen anschauenden oder intuitiven Berstand. Es wird nicht be= hauptet, daß ein solcher Verstand in anderen Wesen ober an sich un= möglich ist: er ist es in uns. Der Verstand benkt, d. h. er erzeugt und bildet Begriffe. Ein intuitiver Verstand muß daher, was er denkt, zu= gleich anschauen, seine Begriffe sind angeschaute Objecte, d. h. sie stellen wirkliche, nicht bloß mögliche Gegenstände vor. Mit dem Unterschied zwischen Denken und Anschauen erlischt alle Unterscheidung zwischen ber bloßen Moglichkeit und Wirklichkeit: ein intuitiver Verstand hat baber keine anderen Objecte als wirkliche.

Ein solcher Verstand ist der menschliche nicht. Uns sind die Objecte nur in der Anschauung und nicht durch Begriffe gegeben, sie sind uns nicht durch intellectuelle, sondern durch sinnliche Anschauung

¹ Aritit der Urtheilstraft. § 75. (S. 278 u. 277.) — ² Ebendaf. § 77. (S. 288.) — ³ Ebendaf. § 76. Anmig. (S. 277—279.)

gegeben: daher müssen wir Möglichkeit und Wirklichkeit unterscheiben. In unserer Anschauung kann etwas gegeben sein, wovon wir keinen Begriff haben, und in unserem Verstande kann etwas gedacht werden, das in der Anschauung nicht existirt; es giebt für uns wirkliche Objecte, deren Möglichkeit wir nicht begreisen, und mögliche oder denksare Objecte, deren Wirklichkeit uns nicht einleuchtet. Wäre unser Versstand intuitiv, so würden die intelligiblen Objecte auch angeschaute und erkennbare sein; die Dinge an sich sind für uns nur darum unerkennbar, weil der menschliche Verstand nicht anschauend, sondern bloß benkend ist.

Weil unsere Anschauungen und Begriffe nicht zusammenfallen ober identisch sind, so muffen wir beide erft zusammenbringen oder ver= knüpfen, indem wir unsere Anschauungen unter unsere Begriffe, das Besondere unter das Allgemeine subsumiren: daher besteht unser Erkennen nicht in einem intellectuellen Anschauen, sondern im Urtheilen, und das Erkenntnisvermögen unseres Verstandes in der bestimmenden Urtheilskraft. Weil unser Verstand die Begriffe nicht anschaut, darum muß er von seinen Begriffen zu den Anschauungen ober vom Allge= meinen zum Besonderen fortgehen, und da dieses in jenem nicht ent= halten ist, also auch nicht baraus abgeleitet werden kann, so muß er die Verbindung beider durch die Ausübung der Urtheilskraft synthetisch herstellen. Er muß Anschauungen vergleichen und verallgemeinern, um Begriffe zu bilben, er muß sie mit biesen Begriffen vergleichen. um Urtheile zu bilden, er muß seine ursprünglichen Begriffe, b. h. die Rategorien auf die Erscheinungen richtig anwenden und diese durch jene vorstellen, um zu allgemeingültigen Erkenntnißurtheilen zu gelangen. Was er auf biefen Wegen nicht zu erkennen vermag, bleibt ihm unerkennbar, während dem intuitiven Verstande alles mit einem Schlage einleuchtet: daher ist der menschliche Verstand nicht intuitiv, sondern "discursiv".1

Wenn nun diesem Verstande in der Erfahrung und zwar in der äußeren, d. h. in der Körperwelt ein Ganzes gegeben ist, so wird er dasselbe nur zu erkennen vermögen, indem er vom Allgemeinen zum Besonderen, von den Bedingungen zum Bedingten, von der Ursache zur Wirkung sortgeht; er muß Theil suffassen und das

¹ Kritit der Urtheilstraft. § 77. Von der Eigenthümlichkeit des menschlichen Verstandes, wodurch uns der Begriff eines Naturzwecks möglich wird. (S. 282—284.)

Sanze als die Composition dieser Theile ober als die Wirkung ihrer concurrirenden bewegenden Kräste, d. h. als ein mechanisches Aggregat ober als ein mechanisches Product begreisen. Hieraus erhellt, daß der menschliche Verstand die Erscheinungen der Körperwelt nach mechanischen Srundsätzen erkennt, und daß, wenn ihm die Entstehung eines materiellen Sanzen aus den Bedingungen und Krästen der Theile einleuchtet, er dasselbe vollkommen erkennt und keiner anderen Erklärungsart bedarf.

Wenn ihm aber in seiner Erfahrung Körper, wie die organischen, gegeben find, deren Verfassung es ihm unmöglich macht, das Ganze als ein bloßes Aggregat ober Resultat der Theile aufzufassen, so wird ein discursiver Verstand, wie der menschliche, nicht vermögen, die Ent= stehung und Einrichtung solcher Körper bloß mechanisch zu erklären. Vielmehr nöthigen ihn hier die in seiner Erfahrung und Beobachtung gegebenen Thatsachen zu einem umgekehrten Verfahren: er kann sich bas Ganze nicht aus den Theilen, sondern muß diese, sowohl was ihre Form als die Art ihrer Wirksamkeit und Verknüpfung betrifft, aus jenem erklaren ober das Ganze als die Bedingung und den er= zeugenden Grund der Theile betrachten. Nun ift für den discursiven Verstand das reale Ganze nur durch die Theile gegeben, welche die Elemente oder Factoren beffelben ausmachen. Wenn baher ein solcher Verstand das Ganze als den erzeugenden Grund (der Beschaffenheit und Wirkungsart) der Theile zu setzen genöthigt ift, so kann dieses den Theilen vorhergehende Ganze nie das reale, sondern nur das ideale, d. h. der Begriff oder die Idee des Ganzen sein. Jest gilt die Vor= stellung des Ganzen als Ursache und das reale Ganze als Wirkung. Wenn aber die Ursache durch die Vorstellung der Wirkung bestimmt wird, so ist die lettere bezweckt und die erstere zweckthätig. So entsteht unter den Bedingungen unseres discursiven Verstandes noth= wendigerweise eine Betrachtungsart, welche den organischen Körpern zweckthätige Ursachen zu Grunde legt und sie demgemäß teleologisch beurtheilt. Da aber ber Zweck niemals ein Object unserer äußeren Anschauung sein kann, so ift auch die teleologische Beurtheilung nicht die Sache der bestimmenden, sondern der reflectirenden Urtheilskraft.1

Wenn in der Natur der Dinge die Theile früher sind als das Ganze, und dieses aus jenen zusammengesetzt oder abgeleitet werden muß, so ist die Entstehung wie die Erklärung desselben rein mechanisch.

¹ Kritit der Urtheilstraft. § 77. (S. 285 u. 286.) Bgl. oben Cap. V.

Für den menschlichen discursiven Verstand ist nur diese Entstehungsart ber Körper erkennbar. Wenn aber, wie die Alten vom Staate gesagt haben, das Ganze früher ist als die Theile, und diese aus jenem her= vorgehen, so kann ber biscursive Verstand eine solche Entstehungsart der Körper nicht nach mechanischen Grundsätzen erklären, also über= haupt nicht erkennen. Denn in der Erscheinung ist ihm ein reales Ganze der Natur nie vor seinen Theilen gegeben, daher kann er ein folches Ganze nur benken ober begrifflich vorstellen, er muß also den Begriff des Ganzen als die Ursache der gegebenen Erscheinung denken oder, was dasselbe heißt, diese Ursache als bestimmt durch die Vorstellung der Wirkung auffassen: er faßt sie als zweckthätige Kraft und beurtheilt bemgemäß ihre Wirkung teleologisch. Anders ausgedrückt: wenn dem discursiven Verstande aufgegeben wird, er soll in Ansehung gewisser Körper das Ganze als den erzeugenden Grund der Theile vor= stellen, so kann er diese Aufgabe nur durch den Begriff des 3wecks und zwar des Naturzwecks lösen. Nun muß er in der Betrachtung ber organischen Körper diese Aufgabe fich selbst stellen: baber muß er ben Begriff bes Naturzwecks auf diese Erscheinungen anwenden und teleologisch über dieselben urtheilen ober reflectiren.

Dagegen würde ein intuitiver Verstand das Ganze, welches früher ist als die Theile und deren erzeugenden Grund ausmacht, nicht bloß benken, sondern zugleich anschauen; es würde in seiner (intellectuellen) Anschauung ein solches Ganze unmittelbar gegeben sein, also ben Cha= rakter eines realen Ganzen haben, aus welchem die Theile ebenso nothwendig hervorgehen, wie nach mechanischen Grundsätzen das Ganze aus den Theilen. Während der discursive Verstand den Ursprung der organischen Körper nicht zu erkennen, sondern nur teleologisch vorzu= stellen vermag, würde der intuitive Verstand die mechanische Nothwendigkeit dieser Entstehung einsehen. Darum ist der mechanische Ursprung organisirter Naturproducte zwar für uns unerkennbar, aber an sich so wenig unmöglich, wie der intuitive Verstand selbst. Für den discursiven Verstand sind Anschauungen und Begriffe zwei verschiedene Vorstellungs= arten: barum muffen wir die Möglichkeit und Wirklichkeit der Objecte unterscheiden, die mechanische und telcologische Erklärungsart trennen und die lettere durch die reflectirende Urtheilskraft ausüben, während in dem intuitiven Verstande die Möglichkeit und Wirklichkeit der Objecte, die Endursachen und die wirkenden Ursachen, die teleologische und mechanische Betrachtungsweise zusammenfallen und identisch find. Wie

nun in der Erkenntniß eines anschauenden Verstandes diese beiden Erklärungsarten fich unmittelbar vereinigen, so werden auch in dem Urgrunde der Erscheinungen, jenem "Ueberfinnlichen, welches wir der Natur als Phanomen unterlegen muffen", diese beiben Erzeugungsarten, die zweckthätige und die mechanische, unmittelbar zusammen= 1 hangen. Aber der Urgrund der Dinge ift für uns unerkennbar, denn der intuitive Verstand ist nicht der unsrige. Daher müssen wir beide Betrachtungsweisen wohl unterscheiben, und es ift eine der vorzüg= lichsten Aufgaben und Belehrungen der Kritik, sie richtig zu trennen und richtig zu verbinden. Nie darf die eine an die Stelle der anderen treten, sie dürfen so wenig verwechselt, als mit gleicher wissenschaft= licher Berechtigung coordinirt werben. Die mechanische Erklarungsart ift die wiffenschaftliche, sie gilt für alle Rörper, auch für die organi= schen: daher darf sie nirgends verlassen und muß auch im Gebiete der organischen Natur so weit als nur immer möglich geführt werden. Wo unser Erkenntnißvermögen die Grenze derselben erreicht, da hilft uns die Teleologie und erleuchtet das Labyrinth der Lebenserschein= ungen, ohne an die Stelle und in die Rechte der mechanischen Erklärung einzutreten. 1

Wir haben die Begründung der teleologischen Denkart so genau erörtert und dargestellt, weil dieser Punkt in der Kritik der teleologischen Urtheilskraft eigentlich das kritische Thema ausmacht, und die Erforschung des subjectiven Ursprungs der natürlichen Zweckbegriffe zu den tieffinnigsten wie schwierigsten Untersuchungen ber kantischen Lehre gehört. Wie uns der Philosoph aus den intellectuellen Bedingungen der menschlichen Matur die teleologische Urtheilskraft erklärt hat, so erhellt baraus, daß ihr Ursprung wie ihre Geltung nur subjectiv und ihre ! Anwendung bloß empirisch ist. Sie betrifft die Erfahrung, deren Objecte die organischen Körper find, sie verhält sich zu derselben nicht bestimmend, sondern nur leitend, sie dient unserer Erfahrung zur Richtschnur, um auf dem Gebiete der organischen Natur den Zusammen= hang ber Erscheinungen nach einer anderen Regel als der des bloßen Mechanismus zu benken und baburch verborgenen Naturgesetzen auf die Spur zu kommen: baber sind ihre Grundsatze nicht conftitutiv und gesetzgebend, sondern regulativ und heuristisch.

Dialektik ber teleologischen Urtheilskraft. § 78. Bon ber Bereinigung bes allgemeinen Mechanismus ber Materie mit bem teleologischen in der Technik der Natur. (S. 288—294.)

t

Der Weg der teleologischen Urtheilskraft hat seine bestimmte Richtung, in welcher sortgeschritten werden muß, die aber nicht verlassen werden darf, und er hat gewisse Grenzen, die nicht zu überschreiten sind. Daher gehört zur richtigen Ausübung dieses Vermögens eine Methodenlehre, womit Kant seine Kritik der Urtheilskraft und wir die Darstellung seines Systems schließen.

Siebentes Capitel.

Die Methodenlehre der teleologischen Artheilskraft.

I. Die teleologische Naturbetrachtung.

1. Die ursprüngliche Organisation ber Materie.

Da die teleologische Betrachtung eine grundsätliche Geltung in Anspruch nimmt, so wird sie sich zu bem Umfange einer Weltansicht erweitern und in das System der Vernunft und der Wissenschaften als ein wohlberechtigtes Glied eintreten müssen. Nur muß diese Stellung und Erweiterung so eingerichtet sein, daß sie dem Charakter der Teleo= logie entsprechen, den wir durch die vorhergehenden kritischen Untersuchungen begründet haben. Sie gehört nicht zur praktischen Philosophie, benn sie ist eine gewisse Art ber Betrachtung und Beurtheilung ber Dinge, und wenn die theoretische Philosophie theils rationale Natur= wissenschaft, theils rationale Gotteslehre sein soll, so werden wir die Teleologie nicht zur ersten zählen bürfen, ba fie nicht den Charakter ber Wissenschaft hat, und auch nicht zur zweiten, da der nächste Gegen= stand ihrer Betrachtung nicht Gott, sondern die Natur ist: fie ist eine gewisse Art der Naturlehre ohne den doctrinalen Charakter der Wissen= schaft, sie ist eine Wissenschaft, welche zu gar keiner Doctrin, sondern zur Aritik gehört und zwar zu der unserer reslectirenden Urtheilskraft. Daher besteht das Thema ihrer Methodenlehre in der Frage: wie muß über die Natur nach dem Princip der Endursachen geurtheilt werden?

Wir dürfen in der Erklärung der Natur von den mechanischen Grundsätzen den weitesten Gebrauch machen, aber wir können dieselben

Rritit der Urtheilstraft. Th. II. Methodenlehre der teleologischen Urtheilsfraft. (In der 2. Ausgabe als "Anhang" bezeichnet.) § 79. Ob die Teleologie, als zur Naturlehre gehörend, abgehandelt werden müsse. (Bb. VII. S. 295 u. 296.)

nicht überall mit demselben Erfolge anwenden. Die Befugniß der mechanischen Naturerklärung ift unbeschränkt, aber das Vermögen ist beschränkt. In Ansehung der organischen Naturerscheinungen reichen die mechanischen Principien nicht aus, und die teleologische Betrachtung wird nothwendig. Erklären können wir die physischen Körper nur mechanisch, beurtheilen können wir die lebendigen Körper nur teleolo= gisch: baber muß die naturwissenschaftliche Betrachtung jene Erklärungs= weise mit dieser Beurtheilungsweise vereinigen. Unmöglich können wir uns vorstellen, daß aus der leblosen Materie lebendige Körper hervor= gehen, die Theorie der sogenannten «generatio aequivoca» macht uns die Entstehung der Organismen in keiner Weise begreiflich; doch läßt sich benken, daß aus einer ursprünglich organisirten Materie die lebendigen Körper durch mechanische Veränderungen der ursprünglichen Form entstanden sind, und man könnte auf diese Art das Princip des Mechanismus mit dem der Teleologie vereinigen: dann ware der Mechanismus in Ansehung der lebendigen Körper Erklärungsprincip, ber Organismus Erzeugungsprincip. Aus einer ursprünglichen Organi= sation sollen die lebendigen Körper entstanden und ihre Bildung auf mechanische Weise zu erklären sein: dies wäre eine «generatio univoca», die den teleologischen Erklärungsgrund nicht aufhebt, sondern bis an den Ursprung der Dinge zurückschiebt.

2. Die Urformen und bas Stufenreich ber Ratur.

In bieser Fassung beweist das teleologische Princip sein heuristisches Bermögen, denn es nöthigt uns, die ursprünglichen Organisationen auszusuchen, durch Bergleichung der vorhandenen organischen Formen zu sinden, diese auf die einfachsten Urgedilde zurückzusühren, auf die elementaren Grundrisse, die sich nicht weiter vereinsachen und ableiten lassen, und von hier aus die Bildungsprocesse zu versolgen und den Beränderungen nachzugehen, in denen sich aus der Ursorm die Mannichsaltigkeit der specissischen Formen entwickelt. So wird der teleologische Gedanke für die wissenschaftliche Naturbeodachtung selbst fruchtbar und von der bedeutsamsten Tragweite. Er giebt den Anstoß zur comparativen Anatomie, indem er auf die Ursormen hinweist, und zur Morphologie, indem er den Weg der Umbildungen versolgt. Was Goethe in seinen Naturbetrachtungen das Urphänomen z. B. der Pflanzen genannt hat, ist jene Elementarsorm organischer Bildung, die aufzusuchen das teleologische Beurtheilungsprincip den Natursorscher treibt.

Unter allen kantischen Schriften war die Aritik der Urtheilskraft diejenige, welche der Geistesart Goethes am meisten entsprach, wie unter
den Principien der kritischen Philosophie ihm keines homogener war,
als die Idee der inneren Zweckmäßigkeit der Natur in der methodischen Bedeutung, welche Kant diesem Gedanken giebt: als ein Regulativ der Naturbeobachtung oder als ein heuristisches Princip.

Die Bergleichung der organischen Naturformen und ihre Zuruckführung auf die einfachsten Urgebilde zeigt uns ihre Berwandtschaft, ihren Familienzusammenhang, die Einheit ihres Ursprungs und ihrer Abstammung. Die Reiche der lebendigen Natur rücken einander näher, die Uebergange entdecken sich von einem Reiche in das andere, stufen= artig nähert sich eine Thiergatlung der anderen, aufwärts bis zum Menschen, abwärts bis zum Polyp, und von hier aus lassen sich die Uebergänge verfolgen in die unteren Reiche der Natur bis zu Moosen und Flechten und "endlich bis zur niedrigsten, uns merklichen Stufe der Natur, zur rohen Materie, aus welcher und ihren Kräften nach mechanischen Gesetzen (gleich benen, wonach fie in Arnstallzeugungen wirkt) die ganze Technik der Natur, die uns in organischen Wesen so unbegreiflich ist, daß wir uns dazu ein anderes Princip zu benken genöthigt glauben, abzustammen scheint". "Hier steht es nun dem Archaologen der Natur frei, aus den übrig gebliebenen Spuren ihrer ältesten Revolutionen nach allem ihm bekannten ober gemuthmaßten Mechanismus berselben jene große Familie von Geschöpfen (benn so müßte man sie sich vorstellen, wenn die genannte, durchgängig zusammen= hängende Berwandtschaft einen Grund haben soll) entspringen zu laffen. Er kann den Mutterschoof der Erde, die eben aus ihrem caotischen Zustande herausging (gleichsam als ein großes Thier), anfänglich Geschöpfe von minder zweckmäßiger Form, diese wiederum andere, welche angemessener ihrem Zeugungsplat und ihrem Verhältnisse unter einander sich ausbildeten, gebaren lassen, bis diese Gebarmutter selbst, erstarrt, sich verknöchert, ihre Geburten auf bestimmte, fernerhin nicht ausartende Species eingeschränkt hatte, und die Mannichfaltigkeit so bliebe, wie sie am Ende der Operation jener fruchtbaren Bildungskraft ausgefallen mar. Allein er muß gleichwohl zu bem Ende biefer all= gemeinen Mutter eine auf alle biefe Geschöpfe zwedmäßig ge= stellte Organisation beilegen, widrigenfalls die Zwecksorm ber Producte des Thier= und Pflanzenreichs ihrer Möglichkeit nach gar nicht zu benken ift. Alsbann aber hat er ben Erklärungsgrund nur

weiter aufgeschoben und kann sich nicht anmaßen, die Erzeugung jener zwei Reiche von der Bedingung der Endursachen unabhängig gemacht zu haben."

3. Der arcitettonische Berftanb.

Wenn eine ursprüngliche Organisation als das Erzeugungsprincip der organischen Naturformen gelten soll nach dem Grundsatz, daß Lebendiges nur aus Lebendigem hervorgehen könne, so entsteht die doppelte Frage: 1. woher kommt die ursprüngliche Organisation? und 2. wie solgen aus ihr die lebendigen Körper?

Unmöglich kann die Materie, die an sich nicht organisirt ist, der lette Grund des Lebendigen sein, ebensowenig vermag die Materie sich selbst zu organisiren, wenigstens kann der menschliche Verstand, dem die Materie bloß als äußere Erscheinung einleuchtet, ihre Selbstorganisation niemals begreifen; er kann ihr nur bewegende, blind wirkende Kräfte zuschreiben und fie baher nicht als das allvermögende Princip der Natur ansehen. Auf die Erscheinungen des Lebens läßt sich der Grund= satz der "Autokratie der Materie" nicht anwenden. Wenn nun die organischen Naturproducte die organisirte Materie als ihren natür= lichen Urgrund voraussetzen, die Materie aber fich nicht selbst organi= firen kann, so mussen wir ihre ursprüngliche Organisation von einer Ursache ableiten, welche nach Absichten handelt, also von einer intelligenten Ursache ober einem architektonischen Verstande. Die lebendigen Körper find Naturzwecke und zugleich Naturproducte: als Naturzwecke find sie absichtliche Wirkungen, die auf einen architektonischen Verstand als ihre lette Ursache hinweisen; als Naturproducte find sie materielle Wirkungen, die aus mechanischen Ursachen hervorgeben.

Hier ist der Punkt, wo sich das teleologische Beurtheilungs= und Erzeugungsprincip mit der mechanischen Erklärungsweise vereinigt. Der teleologische Grund reicht ohne die Beigesellung des Mechanismus zur Erklärung des Lebens nicht hin. Aus bloßen Absichten läßt sich das körperzliche Dasein, aus bloß mechanischen Kräften das lebendige Dasein nicht ableiten: es ist Schwärmerei, alles in der Natur teleologisch erklären, und es ist phantastisch, das Leben in der Natur nur mechanisch besareisen zu wollen. Wenn in der Natur das zweckthätige Princip allein

¹ Aritik der Urtheilskraft. § 80. Bon der nothwendigen Unterordnung des Princips des Mechanismus unter dem teleologischen in Erklärung eines Dinges als Naturzwecks. (S. 297—299.)

wirksam wäre und die lebendigen Körper nur teleologisch erklärt würden, so wären die Naturzwecke nicht mehr Naturproducte. Die erste Ursache der Entstehung lebendiger Wesen ist zweckthätig, die Mittelursachen sind mechanisch. So wird die mechanische Wirksamkeit der technischen untergeordnet. Der Nechanismus ist das Mittel oder Werkzeug, wodurch der architektonische Verstand als Natur handelt. In den Erklärungstheorien des Lebens wird es also darauf ankommen, zu bestimmen, wie viel zur Entstehung des lebendigen Individuums die göttliche Wirksamkeit (der architektonische Verstand), und wie viel die Natur dazu beiträgt.

4. Occasionalismus und Prastabilismus. Evolution und Epigenesis.

Hier stehen sich zwei Ansichten gegenüber. Die lebendigen Indi= viduen gelten für unmittelbare ober mittelbare Producte der göttlichen Wirksamkeit: entweder soll jedes lebendige Individuum, so oft eines entsteht, unmittelbar aus der Hand Gottes hervorgehen, so daß es im eigentlichen Sinn von Gott gemacht wird, und die Natur nur den äußeren Anlaß dazu bietet, oder Gott soll im Ursprung der Dinge alles Lebendige geschaffen und die Anlage dazu der Natur eingepflanzt haben, so daß diese im Wege ihrer Wirkungsart die lebendigen Körper nur zu entwickeln braucht. Die erste Ansicht ist der "Occasionalismus", die andere der "Prastabilismus". Es ist klar, welche der beiden Ansichten die Aritik der teleologischen Urtheilskraft sogleich verwerfen muß. Der Occafionalismus hebt die Natur auf und verwandelt alles Leben in Wunder, er widerstreitet in der Erklärung und Beurtheilung der Lebens= erscheinungen allem Vernunftgebrauch, und die Idee der inneren Zweck= mäßigkeit der Natur läßt sich mit einer solchen Vorstellung gar nicht bereinigen. 1

Es bleibt mithin nur der Prästabilismus übrig, nach dessen Lehre die Lebensanlagen im ganzen Reichthume der Lebenssormen ursprünglich fraft der göttlichen Wirksamkeit gegeben sind. Daß aus derselben die lebendigen Individuen auf den Schauplatz der Welt hervortreten, ist die Wirkung der natürlichen Zeugungsprocesse, deren Bedingungen durch den Schöpfungsact selbst bestimmt sind. So ist die erste Ursache des Lebens Schöpfung, alle Mittelursachen Zeugung. In diese Grund-

¹ Kritit der Urtheilstraft. § 81. Bon der Beigesellung des Mechanismus zum teleologischen Princip in der Erklärung eines Naturzwecks oder Naturproductes. (S. 300—302.)

ansicht des Prästabilismus theilen sich Lehrmeinungen entgegengesetzter Es lassen sich zur näheren Bestimmung jener ursprünglichen An= lage, woraus im Wege ber Zeugung bas lebendige Individuum her= vorgeht, zwei Möglichkeiten denken. Nach der einen Ansicht ist jene Uranlage schon das Individuum selbst, das nun von der Natur nicht erst hervorgebracht, sondern nur herausgebracht zu werden braucht: es ist, wie es auf dem Schauplate der Welt erscheint, eigentlich kein Probuct, sondern nur ein Educt der Natur, es entsteht nicht durch die natürliche Zeugung, sondern wird daburch nur entwickelt. Sein Gezeugt= und Geborenwerden ift "Evolution (Auswickelung)", sein Zuftand vor der Geburt und Zeugung "Involution (Einschachtelung)"; gezeugt und geboren werden ist hier nicht eigentlich entstehen, sondern ein Uebergehen aus dem Zustande der Involution in den der Evolution, eine bloße Veränderung der Lebenszustände oder Metaniorphose. Dies war Leibnizens Lehre von Geburt und Tod, von Leben und Sterben: die Lebensanlage ist nicht der Samen, sondern das Samenthier. Anficht heißt "Evolutionstheorie". Ihr fteht die andere gegenüber, nach welcher die Anlage zu einem lebendigen Individuum auch ursprünglich gegeben, aber nicht schon das Individuum selbst, sondern nur der Reim beffelben ift, den erft der befruchtende Zeugungsproceß zum individuellen Leben erweckt. Nach dieser Ansicht wird das lebendige Individuum wirklich hervorgebracht ober erzeugt, nicht bloß entwickelt. Eine Lebens= generation erzeugt aus sich ein neues Geschlecht, eine wirkliche Nach= kommenschaft, im eigentlichen Sinn Epigonen: die Theorie der "Epi= genesis". Der Praftabilismus erklart bemnach bie naturliche Ent= stehung der lebendigen Körper entweder durch Evolution oder durch Epigenesis. Bufolge beider Theorien ift die Anlage zum Leben gegeben, also das ursprünglich lebendige Wesen selbst präformirt: nach der ersten Ansicht ist es als Individuum, nach der anderen als Gattung (bloß der Anlage nach) präformirt. Demnach läßt sich die Evolutions= oder Eductionstheorie als die Lehre von der "individuellen Prafor= mation", die der Epigenesis oder der Production als die Lehre von ber "generischen Praformation" bezeichnen.

Von diesen beiden Ansichten wird aus kritischen Gründen diesenige den Vorzug verdienen, welche mit der Erfahrung am meisten übereinstimmt und den möglich kleinsten Aufwand übernatürlicher Kräfte in Anspruch nimmt. Diesen Vorzug entbehrt offenbar die Evolutionstheorie: hier thut Gott das meiste, die Natur das wenigste, daher steht diese Lehre bem Occasionalismus am nächsten. Jedes Individuum geht unmittels bar aus der Hand des Schöpfers hervor, der natürliche Zeugungsproceß ist eine bloße Formalität, Gott bildet die Frucht, der Mutter bleibt nur die Ernährung und Auswickelung, der männliche Samen hat keine bildende, die Frucht bestimmende Araft, sondern dient dem Embryo nur zum ersten Nahrungsmittel. Hier sinden wir den größten Auswand des Uebernatürlichen und die wenigste Uebereinstimmung mit der Ersahrung, die sogleich den Einwurf erhebt: wenn Gott das Individuum schafft und der natürliche Zeugungsproceß zur Bildung desselben nichts beiträgt, woher die Bastardzeugungen in der Natur?

Der Ursprung des Organischen kann nur nach einem teleologischen Princip beurtheilt und durch eine absichtlich wirkende Ursache vorgestellt werden: in diesem Punkte bejaht die kritische Teleologie den Prästabilissmus, aber innerhalb desselben nimmt sie den Weg der Natur und ergreift diesenige Richtung, welche sich von der occasionalistischen Lehre am weitesten entsernt. Mit der organisirten Materie kommt in die Natur eine lebenbildende und zeugende Kraft, welche Blumenbach, der sich um die Begründung und Anwendung der Theorie der Epigenesis besonders verzeint gemacht, im Unterschiede von der mechanischen Bildungskraft den Bildungskrieb genannt hat.¹

II. Die teleologische Weltansicht.

1. Der Menich als Endzweck ber Ratur.

Alle Naturbegriffe gehen auf die Berknüpfung und den Zusammenhang der Erscheinungen und richten sich daher auf das Ganze der Natur, die teleologischen Begriffe ebenso wohl als die mechanischen. Die teleologische Naturbetrachtung verknüpft die Erscheinungen nach Zwecken und beurtheilt die Natur als eine zweckmäßige Ordnung der Dinge, sie richtet sich auf das zweckmäßige Ganze der Naturwesen und begründet ein teleologisches Naturspstem, worin die Naturproducte als Naturzwecke verknüpft werden, und jedes Ding in der Zweckbeziehung auf ein anderes, welches selbst wieder Mittel für ein anderes u. s. f. ist, erscheint. Wenn in dieser Ordnung der Dinge ein Naturproduct keinen anderen Zweck hat als sein eigenes Dasein, so ist es letzter Zweck, Endzweck der Natur; wenn es dagegen bloß um eines anderen willen existirt, so ist es Mittel der Natur oder relativer Naturzweck. Diese relative

¹ Kritik der Urtheilskraft. § 81. Bon der Beigesellung u. s. f. (S. 303-305.)

Zwedmäßigkeit ift die außere, welche selbst in der inneren Zwedmäßigkeit der ganzen Naturordnung begründet ist. Nur für organisirte Wesen können andere Naturdinge zweckmäßig sein. Wasser, Luft, Erde können als Mittel für Pflanzen und Thiere, aber nicht als Mittel für Gebirge gelten. Es giebt nur eine einzige außere Zweckmäßigkeit in ber Natur, die zugleich eine innere ist, nur einen einzigen Fall, wo es der innere Naturzweck eines Daseins ift, Mittel für ein anderes zu sein: wenn zwei Erscheinungen bergestalt für einander organisirt find, daß fie zusammen ein lebendiges, organisirendes Ganze bilden. So verhalten fich innerhalb derselben Gattung die beiden Geschlechter, welche zu= sammen die zeugende Gattung selbst ausmachen. Die Rette der Naturzwecke lauft nach der außeren Zweckmäßigkeit fort, die das Dasein jedes Dinges einem anderen als Mittel unterordnet. So find die Pflanzen Mittel für die pflanzenfressenden Thiere, diese Mittel für die Raubthiere, diese wieder Mittel für den Menschen, oder, um mit Linné den umgekehrten Weg zu nehmen, "bie gewächsfreffenden Thiere sind ba, um den üppigen Buchs des Pflanzenreichs, wodurch viele Species derselben erstickt werden würden, zu mäßigen; die Raubthiere, um der Gefräßigkeit jener Grenzen zu setzen; enblich der Mensch, damit, indem er diese verfolgt und vermindert, ein gewisses Gleichgewicht unter den hervorbringenden und zerftörenden Araften der Natur gestiftet werde. Und so würde der Mensch, so sehr er auch in gewisser Beziehung als Zweck gewürdigt sein möchte, doch in anderer wiederum nur den Rang eines Mittels haben".1

Soll das teleologische Naturspstem vollendet sein, so muß es in der Rette der Naturzwecke ein letztes Glied geben, dem alle anderen Dinge als Mittel untergeordnet sind: einen letzten Naturzweck, einen Endzweck der Natur und der Schöpfung. In der Sinnenwelt giebt es nur bedingte Zwecke oder Mittel. Man würde der Wirkungsart der Natur, wie die Ersahrung sie zeigt, auf das Aeußerste widersprechen, wollte man annehmen, daß irgend ein Ding letzter Zweck der Natur wäre; wenigstens behandelt diese selbst keines ihrer Geschöpfe, als ob es ihr um die Erhaltung desselben einzig zu thun sei. Jedes Geschöpf ist den verwüssenden Naturgewalten ausgesetzt und verfällt dem allgemein waltenden, alles beherrschenden Naturmechanismus. Innerhalb der Sinnenwelt erscheint die Zweckmäßigkeit der Natur nirgends auf

² Kritik der Urtheilskraft. § 82. Bon dem teleologischen Spstem in den äußeren Verhältnissen organischer Wesen. (S. 305-307.)

einen letzten Zweck berechnet, noch ist ein solcher unter ihren Erscheinungen zu entbecken. Ein letzter Zweck könnte nur ein solches Wesen sein, dessen Dasein nicht Mittel für ein anderes, sondern nur sein eigener Zweck ist. Aber sich selbst zu seinem Zwecke machen kann nur dasjenige Wesen, welches sähig ist, Zwecke zu setzen, nach Zwecken zu handeln und sich die Natur als Mittel zu unterwersen. Dazu gehört ein Versmögen der Vernunft und Freiheit, welches den materiellen Erscheinungen sehlt. Unter den Geschöpfen der Natur giedt es nur eines, welches diese Fähigkeit besitzt: der Mensch. Darum ist er allein sähig, als Endzweck der Natur beurtheilt zu werden, nicht sosenn er Geschöpf der Natur oder lebendiges Wesen, sondern sosen, nicht surück, von welchem kier sührt uns die Teleologie auf den Punkt zurück, von welchem die kritische Philosophie ausging, nämlich vom Menschen als Vernunftwesen.

2. Die menfoliche Gludfeligkeit, Gefellicaft und Bilbung.

Indessen darf der Mensch nicht unbedingt und nicht in jeder Rūcksicht als Endzweck der Natur gelten. Die Bollkommenheit seines sinnslichen Zustandes, d. i. die allseitige, dauernde und größte Befriedigung seiner Triebe oder die Glückseligkeit ist nicht der letzte Zweck der Natur. Ihre Absicht ist nicht, den Menschen glücklich zu machen. Unsere Wohlthäterin zu sein, darin besteht nicht die Summe ihrer Wirkungen, das Ziel ihres Handelns, das Facit ihrer Rechnung. So träumte Rousseau die Natur. Dem widerstreitet die Ersahrung. Wäre die Glückseligkeit des Menschen der letzte Naturzweck, so würde die Natur ihr Ziel versehlen. Der Mensch ist nicht glücklich. Jede menschsliche Glückseligkeit ist slüchtig, jede unserer Befriedigungen ist von kurzer Dauer, sie läßt neue Bedürfnisse entstehen, und jedes Bedürfnis ist Gefühl des Mangels, Schmerz, Nichtbefriedigung, Gegentheil der Glückseligkeit.

Der Mensch ist so wenig, als irgend ein anderes Geschöpf, der Liebling der Natur, er ist, wie jedes andere Naturwesen, ein Ding unter Dingen, ein Glied in der Kette der Erscheinungen, und an der Kette giebt es keine Glückseligkeit. Er ist so wenig, als sonst ein Ding, von den Plagen und Zerstörungen der Natur ausgenommen. Und selbst wenn die menschliche Glückseligkeit der letzte Zweck der Natur ware, so könnte sie niemals der letzte Zweck des Menschen selbst sein. Ein freies Wesen kann unmöglich auf das bloße Wohlsein ausgehen, noch

weniger kann sein Zweck sein, sich wohlthun zu lassen, und noch dazu sein letzter Zweck! Hier führt uns die Teleologie zu dem Punkte zurück, wo die Sittenlehre stand, als sie erklärte, der Zweck des Menschen sei nicht seine Glückseligkeit.¹

Der Mensch ist der letzte Zweck der Natur als intelligentes, selbst= thätiges Wesen, sofern er selbst seine Ziele bestimmt, seine Mittel mahlt, die Natur als Mittel für die eigenen Zwecke braucht: diese menschliche, die Natur beherrschende Zweckthätigkeit ist unsere Cultur. Die erste Bedingung zur Cultur ift die Geschicklichkeit. Die menschliche Bilbung ist ber die menschliche Glückseligkeit weit überragende Naturzweck. An die Stelle des Naturgenuffes tritt die Arbeit, die erfinderische Thatig= keit, die unser Leben umgestaltet und erhöht, jeder braucht seine Kräfte und mißt fie wetteifernd mit allen anderen, daraus entsteht die Un= gleichheit und die Zwietracht mit allen ihren Plagen und Sindernissen für die freie Entwicklung der menschlichen Naturanlagen. hinderniffe wegzuräumen und die Bedingungen herzustellen, welche den Spielraum der menschlichen Kräfte entfalten und sichern, giebt es kein anderes Mittel als die bürgerliche Gesellschaft, den Rechtsstaat, zulett die weltbürgerliche Föderation. Hier führt uns die Teleologie wieder zu dem Schlußpunkt der kantischen Rechtslehre zurück.

Die Bildung bandigt und ordnet die rohen Naturtriebe, sie verfeinert die menschlichen Begierden, vervielfältigt durch die gesellige Cultur die Bedürfnisse und Neigungen, erweckt durch die zunehmende Geschicklichkeit, durch den wachsenden Reichthum den Hang zum Ent= behrlichen und erschafft so den Luzus, woraus ohne Zweifel eine Menge Uebel hervorgehen. Rouffeau sah im Luzus nur eine Entartung ber menschlichen Natur und in seinem Gefolge bas bloße Verderben. bessen hat die Liebe zum Entbehrlichen auch ihre wohlthätige und befreiende Wirkung. In demselben Grade als der Mensch von der Noth= durft des Lebens frei wird, erweitert sich sein Gemuth und erhebt sich über die dürftigen Befriedigungen des materiellen Daseins und den engen Areis der gemeinen Begierden; er begehrt die Dinge nicht mehr zum roben Genuß, sondern fängt an fie zu betrachten und an ihrem Scheine, an ihrer Form Wohlgefallen zu empfinden. Die Bildung bahnt den Weg zur afthetischen Naturbetrachtung, zur Kunft und Wissen= schaft. Der robe Naturmensch verhält sich zu ben Dingen sinnlich be-

¹ Aritit der Urtheilskraft. § 83. Bon dem letten Zwecke der Natur als eines teleologischen Spstems. (S. 311 u. 312.) — ² Ebendas. § 83. (S. 313 u. 314.)

gehrend und eben darum nicht ästhetisch betrachtend. "Durch der Begierde blinde Fessel nur an die Erscheinungen gebunden, entstoh ihm ungenossen, unempfunden die schöne Seele der Natur." ¹

Der Endzweck der Sinnenwelt erscheint uns in der Menschheit, nicht im Zustande der Natur, sondern in dem der Bildung, im freien Rechtsstaat, in der wissenschaftlichen und ästhetischen Betrachtung der Dinge, in Philosophie und Kunst. Hier führt uns die Teleologie wieder auf die Punkte zurück, welche die Kritik der ästhetischen Urtheils= kraft erleuchtet hatte: zu jener Harmonie der Gemüthskräfte, woraus das contemplative Wohlgefallen und der Genuß ästhetischer Welt= betrachtung hervorging.

3. Der fittliche Endzwed ber Welt.

Mit der zunehmenden Freiheit des Menschen nähert sich die Natur immer mehr der letzten Erfüllung ihres Endzwecks. Wahrhaft frei ift der Mensch, wenn er völlig unbedingt handelt, völlig unabhängig von der Natur und den Dingen, also auch unabhängig von seinen eigenen natürlichen, d. h. selbstsüchtigen Zwecken: dieses von aller Selbstsucht freie Handeln ift das moralische. Die wahre Freiheit ist allein die fittliche, nur der moralische Mensch ist wirklich frei: die Lauterkeit der Gefinnung ift der höchste Zweck des menschlichen Lebens, der einzige unbedingte 3med, welchen wir kennen, der lette 3med der Natur, der End= zweck der Schöpfung. Nicht in bem, was man genießt, liegt ber Werth des Lebens, sondern in dem, was man thut. Wenn der Werth bes Lebens in der Summe der Lebensgenüsse bestände, so ware er nichtig, benn jeder Genuß ift Verwesung. Den Werth unseres Sandelns macht allein die Freiheit. Abhängig von der Natur und unseren Begierben, haben unsere Handlungen keinen anderen Zweck und darum auch keinen anderen Werth, als ben Genuß. Wenn der Werth des Lebens nicht im Genuß besteht, so kann er nur in der moralischen Gefinnungs= und Handlungsweise gefunden werden. Daher ift der End= zweck der Natur der Mensch als Subject der Moralität. Hier führt uns die Teleologie wieder auf den Punkt, wo die kantische Sitten= lehre stand, als sie erklärte: ber Zweck bes Menschen sei bas sittliche, in ber guten Gesinnung gegründete Leben. 8

¹ Schiller: Die Künstler, Bers 112—115. — ² Aritik der Urtheilskraft. § 83. (S. 315 sigb.) — ³ Ebenbas. § 84. Bom Endzweck des Daseins einer Welt, b. i. der Schöpfung selbst. (S. 316—318.)

III. Die teleologische Gottesidee. 1. Physikotheologie und Moraltheologie.

Die teleologische Betrachtungsweise verknüpft die Dinge durch den Begriff der Zwecke und bildet so die Vorstellung einer zweckmäßigen Ordnung der Dinge; sie kann nicht irgendwo an einem beliebigen Punkte stehen bleiben, sondern muß fortschreiten und sich zu dem Ganzen einer teleologischen Weltbetrachtung, zu der Idee einer nach Zwecken geordneten Welt erweitern. Um den Begriff eines zweckmäßigen Weltzganzen zu bilden, sind drei Bedingungen nothwendig: 1. die Ersahrung zweckmäßig bestimmter Objecte (organisirter Erscheinungen) und die fortlausende Verknüpfung derselben zu einer Reihe von Naturzwecken, 2. die Vollendung dieser Reihe durch einen letzten Naturzweck und einen Endzweck der Welt, 3. die Begründung derselben durch eine oberste Ursache. Eine endlose Reihe bildet kein System. Um ein solches auszusühren, muß die Reihensolge der Dinge durch ein Princip, woraus sie solgt, und durch ein letztes Glied, das sie vollendet, geschlossen sein.

Dieses letzte Glieb in der Ordnung der Naturzwecke, dieser Endzweck der Welt ist dargethan: es ist der Mensch als zwecksehendes Wesen, der moralische Mensch, der seine Freiheit zum Zwecke seines Handelns macht, es ist die menschliche Freiheit als Selbstzweck. Zweckzbestimmung ist Werthbestimmung. Wenn die Welt einen Zweck hat, so muß sie auch einen Werth haben. Jede Werthbestimmung ist ein Begriff, ein Urtheil. Wenn es in der Welt keine vernünstigen Wesen giebt, die sähig sind, den Werth der Dinge zu beurtheilen, so haben die letzteren keinen Werth, und die Welt keinen Zweck. Dieses urtheilende Wesen ist der Mensch: er allein unter allen Geschöpfen der Natur. Darum ist alle Zweckmäßigkeit der Natur durch das Dasein des Mensschen bedingt, und er der Endzweck der Dinge.

Das Erste ist: daß wir Zwede in der Welt erfahren und unsere teleologischen Ersahrungsurtheile verknüpfen; das Zweite: daß wir die Reihe durch ein letztes Glied schließen; das Dritte: daß wir sie durch eine oberste Ursache begründen. Der Begriff der natürlichen oder empirischen Zwede bildet das Thema der "physischen Teleologie", der Begriff der moralischen Zwede das der "moralischen Teleologie" die Idee einer obersten Ursache der nach Zweden geordneten Welt das der "Theologie". Unsere letzte Aufgabe ist demnach die Bestimmung der Theologie auf Grund der Teleologie, d. h. die Aussührung der teleo-

logischen Gottesidee. Die Teleologie unterscheidet sich in die physische und moralische. In beiden Richtungen kann der Weg zur Theologie gesucht werden. Bestimmen wir den Begriff der obersten Endursache der Welt nach Maßgabe der physischen Zweckmäßigkeit, so entsteht die "Physikotheologie"; bestimmen wir diesen Begriff nach Maßgabe der moralischen Zweckmäßigkeit, so entsteht die "Moral= oder Ethiko= theologie".

Untersuchen wir zuerst, ob die Physikotheologie ihre Aufgabe löft, ob es nämlich möglich ist, von der Grundlage ber physischen Teleologie zur Theologie, d. h. zum Begriffe Gottes zu gelangen? Es seien uns in der Erfahrung zweckmäßige Naturerscheinungen gegeben, Naturproducte, die wir nicht anders benn als Naturzwecke beurtheilen konnen; es sei erlaubt, von der Wirkung auf eine ihr proportionale Ursache zu schließen, von zweckmäßigen Naturerscheinungen auf zweckthätige und darum intelligente Naturkräfte, auf verständige Urwesen ober göttliche, in der Natur wirksame Arafte: solche Arafte find nicht Gott, solche mit gewissen Vollkommenheiten ausgerüstete Naturen find kein absolut vollkommenes Wesen. Viele Vollkommenheiten find nicht alle Voll= kommenheit, gewisse göttliche ober vielmehr dämonische Naturkräfte haben nicht den Charakter der göttlichen Einheit. Die physische Teleologie kommt nicht einmal zur Einheit, geschweige zur Vollkommenheit und Weisheit bes göttlichen Wesens. Und wenn die Einheit ber Welt= ursache mit Spinoza in pantheistischer Weise gedacht wird, so wird auf diesem Wege die Intelligenz und Weisheit berselben eingebüßt. kommt die physische Teleologie, wenn sie sich streng an die Richtschnur halt, die ihre Ausgangspunkte bezeichnen, zur Damonologie, aber nicht zur Theologie. Es giebt baber keine Physikotheologie. Was man so nennt, ist migverstandene physische Teleologie; der Begriff der Natur= zwecke kann ben Begriff Gottes propabeutisch vorbereiten, aber nicht philosophisch begründen. Es bleibt also zur Bestimmung der obersten Weltursache ober zur Begründung bes teleologischen Weltspftems nur die Moraltheologie übrig.1

Man kann die oberste Weltursache nicht ohne Einsicht in den letzten Weltzweck bestimmen. Rein Naturzweck ist unbedingt, keiner ist der letzte. Schon aus diesem Grunde ist die physische Teleologie unvermögend zur Begründung der Theologie. Erst müssen wir die Kette der

¹ Kritit der Urtheilstraft. § 85. Bon ber Phyfitotheologie. (S. 318-325.)

Naturzwecke ganz übersehen und die natürliche Zweckmäßigkeit völlig durchschauen, bevor sich über die oberfte Weltursache irgend etwas auemachen läßt. Nur der Mensch kann als Endzweck der Welt gelten: nicht ber menschliche Weltgenuß, auch nicht die menschliche Weltbetrach= tung, sondern der menschliche Wille, nicht der finnliche, selbstsüchtige, sondern der freie, moralische Wille. "Es ist nur das Begehrungs= vermögen, aber nicht basjenige, was ihn von der Natur (durch finnliche Antriebe) abhängig macht, nicht das, in Ansehung beffen der Werth seines Daseins auf dem, was er empfängt und genießt, beruht, sondern der Werth, welchen er allein sich selbst geben kann, und welcher in dem besteht, was er thut, wie und nach welchen Principien er, nicht als Naturglied, sondern in der Freiheit seines Begehrungsvermögens handelt, d. h. ein guter Wille ist dasjenige, wodurch sein Dasein allein einen absoluten Werth, und in Beziehung auf welches das Dasein der Welt einen Endzweck haben kann." Also ift ber Endzweck ber Welt ber Mensch nicht nach, sondern unter moralischen Gesetzen, b. i. ber Mensch, der nicht nach dem Zwange des Sittengesetzes handelt, fondern das selbstgegebene Gesetz mit Freiheit und bloß um des Gc= setzes willen ausführt. Der moralische Mensch kann nicht anders als bas höchste Gut zu seinem Endzweck machen: b. i. die Würdigkeit glückselig zu sein, die Glückseligkeit als Folge der Tugend. Er muß dem= nach die Natur in Beziehung zur Sittlichkeit, d. h. als zweckmäßig für die moralische Freiheit, als Bedingung zur Verwirklichung bes höchsten Gutes ansehen, er muß bemgemäß die Welt als bedingt durch eine Ursache betrachten, welche die Natur zweckmäßig für die moralische Frei= heit eingerichtet, die lettere zum Endziele der Welt und die fittlich voll= kommene Menschheit zur Absicht der Schöpfung gemacht hat: er muß die oberste Weltursache als den moralischen Welturheber, d. h. als Gott Bu dieser Ibee Gottes führt uns die moralische Teleologie.

Es giebt keinen anderen Beweis für Gottes Dasein als das moralische Argument, keine andere Theologie als die, welche auf ethischen Begriffen beruht: das ist nicht theologische Ethik, sondern "Ethikotheologie". Der moralische Beweis gilt nicht sür die Erkenntniß, sondern bloß für das Handeln: er ist nicht zur Sittlickeit, sondern durch dieselbe nothwendig. Nicht die Ueberzeugung vom Dasein Gottes macht die Sittlickeit, sondern die Sittlickeit macht diese Ueberzeugung. So führt uns die Aritik der teleologischen Urtheilskraft wieder auf den Punkt zurück, wo die Aritik der reinen Bernunst stand, als sie auf den

einzig möglichen Ausweg hinblickte, den die rationale Theologie übrig behielt, nachdem ihre theoretischen Grundlagen alle zerstört waren. Sie führt uns genau auf den Punkt, welchen die Kritik der praktischen Vernunft einnahm, als sie den Begriff des höchsten Gutes sestgestellt und die Antinomie desselben aufgelöst hatte.

2. Moraltheologie und Religion.

Der Begriff der moralischen Zweckmäßigkeit der Welt giebt für das Dasein Gottes den einzig möglichen und haltbaren Beweisgrund. Aus dem Begriffe Gottes folgt nie das Dasein Gottes, es folgt ebenso= wenig aus dem Begriffe der Welt ober der existirenden Dinge, ebenso= wenig aus dem der natürlichen Zweckmäßigkeit. Dieser lette physikotheologische Beweis, um den sich besonders Reimarus verdient gemacht hat, wird in der Ausführung unwillkürlich mit dem moralischen Argu= mente vermischt und gewinnt dadurch die überzeugende Beweiskraft, die seinen eigenen Mitteln fehlt; er selbst hat kein Recht, von einem End= zwecke der Welt zu reden, also auch keines, sich auf die Weisheit Gottes zu berufen, benn es giebt keine Beisheit ohne Endzweck und keinen Begriff Gottes ohne Weisheit. Eine solche Vermischung heterogener Vorstellungen mag hingehen, wenn es bloß um eine gemüthliche Beweisführung zu thun ist. Handelt es sich aber um kritische Einsicht, so muß jede Verwirrung sorgfältig vermieden und der moralische Beweis von dem phyfikotheologischen genau abgesondert werden.

Im Grunde ist nämlich die phhsische Teleologie schon von der moralischen inspirirt und durchdrungen, wie Kant es in der "Allgemeinen Anmerkung zur Teleologie" ausspricht. "Dieses aus der phhsischen Teleologie genommene Argument ist verehrungswerth. Es thut gleiche Wirkung zur Ueberzeugung auf den gemeinen Verstand, als auf den subtilsten Denker; und ein Reimarus in seinem noch nicht übertroffenen Werke, worin er diesen Beweisgrund mit der ihm eigenen Gründlichkeit und Klarheit weitläusig aussührt, hat sich dadurch ein unsterbliches Verdienst erworben." "Daß der physisch=teleologische Veweis, gleich als ob er zugleich ein theologischer wäre, überzeugt, rührt nicht von der Benutzung der Ideen von Zwecken der Natur als so viel empirischen

Rritik der Urtheilskraft. § 86. Bon der Ethikotheologie. (S. 325—331.) § 87. Bon dem moralischen Beweise des Daseins Gottes. (S. 331—335. E. 333. Anmkg.)

Beweisgründen eines höchsten Verstandes her; sondern es mischt sich unverwerkt der jedem Menschen beiwohnende und ihn so innigst beweisgrund in den Schluß mit ein, nach welchem man dem Wesen, welches sich so unbegreislich künstlich in den Zwecken der Natur offenbart, auch einen Endzweck, mithin Weisheit beilegt und also jenes Argument in Ansehung des Mangels, welches ihm noch anhängt, willkürlich ergänzt." ¹

Der moralische Beweis gründet sich auf den Begriff des moralischen Weltzwecks, also auf ein teleologisches, d. h. restectirendes Urtheil: er hat mithin nur subjective Geltung. Nach der Beschaffenheit unseres Erkenntnisvermögens können wir die Welt nur so beurtheilen, daß sie durch einen sittlichen Endzweck bedingt und darum durch göttliche Weissheit geschaffen ist. Der moralische Beweis ist vollkommen überzeugend, aber nicht in theoretischer Weise, denn es giebt keinen Grad des theoretischen Fürwahrhaltens, der uns das Dasein Gottes begreislich oder annehmbar machen könnte. Gott ist kein Object der Ersahrung noch einem Objecte der Ersahrung vergleichbar: darum ist sein Dasein weder durch einen logischen Vernunstschluß noch durch Analogie zu beweisen.

Gott ist nicht bedingt: darum darf sein Dasein auch nicht in bedingter Weise gelten, es giebt von dem Dasein Gottes weder einen Wahrscheinlickeitsbeweis noch einen hypothetischen Vernunftschluß. Die Vorstellung des sittlichen Endzwecks gründet sich auf das Vermögen der Freiheit, diese ist eine Thatsache in uns, unter allen Ideen ist sie die einzige, deren Existenz sestseht. Von hier aus empfängt der moralische Beweis seine Geltung. Die Freiheit ist ein praktisches Vermögen, die darauf gegründete Ueberzeugung daher praktische Gewißheit oder Glaube, Glaube aus Vernunftbedürfniß, Vernunftglaube. So begründet die Moraltheologie nicht eine Gotteserkenntniß, sondern Gotteseglauben; die Gesetze der Freiheit, die sittlichen Pflichten, die moralischen Endzwecke des Wenschen erscheinen jetzt als göttliche Gebote und werden als solche geglaubt: dieser moralische Glaube ist Religion.

So begründet der Begriff der moralischen Zwecke die Theologie nicht als Wissenschaft, sondern als Religion und Religionslehre. Der moralische Beweis, seiner Tendenz nach so alt, wie die menschliche Vernunft selbst, giebt der Theologie ihre nothwendige und wohlthuende

¹ Aritik der Urtheilskraft. II. Abth. Anhang. Allg. Anmkg. zur Teleologie. (S. 366 u. 367.)

Einschränkung: sie ist nicht als Wissenschaft, sondern nur als Religion möglich. Die Geltung der religiösen Wahrheit verneinen, weil sich dieselbe nicht wissenschaftlich beweisen läßt, ist ein "dogmatischer Unsglaube", der auch die Geltung der sittlichen Grundsätze aushebt. So lange der Mangel theoretischer Beweisgründe unsere religiöse Ueberzeugung noch beunruhigt, sind wir im Zustande des "Zweiselglaubens"; dieser Zweisel hört auf und der Glaube wird zur Gewisheit, sobald uns die höhere Berechtigung und Kraft der praktischen Beweisgründe einleuchtet.¹

Theologie als Wiffenschaft ist Theosophie, Theologie auf Grund der in der Natur fich offenbarenden Zweckmäßigkeit ift Damonologie: jene übersteigt die menschliche Vernunft, diese vermenschlicht das Wesen Gottes; dort entstehen überschwengliche und vernunftverwirrende, hier anthropomorphistische Gottesbegriffe. Beibe verberben und verunftalten die Religion: die Theosophie erzeugt Magie und "Theurgie", d. h. den Wahn, die gottliche Wirksamkeit erfassen und beeinfluffen zu konnen; die Damonologie erzeugt Götzendienst ober "Ibololatrie", b. h. den Wahn, durch äußere Handlungen das Wohlgefallen Gottes zu erwerben. Der erste Wahn ist Schwärmerei, der zweite Aberglaube. Die richtige Teleologie, d. i. die mahre Idee vom Endzwecke und vom Urgrunde der Welt macht jene beiden Wahngebilde unmöglich, sie bewahrt die Gottes= lehre vor aller Theosophie, wie die Seelenlehre vor aller Pneumatologie und vor allem Materialismus. Eben barin besteht "ber Nuten" des moralischen Gottesbeweises. So bestätigt die Teleologie, inden sie die Ursache der Welt nach dem Endzwecke derselben beurtheilt, die Ergebnisse der kantischen Sitten= und Glaubenslehre.2

3. Der Schluß bes Spftems.

Die Kritik der teleologischen Urtheilskraft erneuert in ihrem Abschluß die Begründung jener moralischen Weltansicht, die wir in dem Entwicklungsgange der kritischen Philosophie haben entstehen sehen, die sich immer tiefer befestigt hat und nun als die unerschütterliche Grund-

Rritik der Urtheilskraft. § 88. Beschränkung der Gültigkeit des moralischen Beweises. (S. 338-344.) Anmkg. (S. 344 flgb.) Bgl. § 90. Bon der Art des Fürwahrhaltens in einem moralischen Beweise des Daseins Gottes. (S. 348 dis 354.) § 91. Bon der Art des Fürwahrhaltens durch einen praktischen Glauben. (S. 354-361.) Allg. Anmkg. zur Teleologie. (S. 364-376.) — * Ebendas. § 89. Bon dem Nuzen des moralischen Arguments. (S. 345-348.)

lage des ganzen Systems gelten will. Der Gang dieser letzten Untersuchung hat uns auf die Ergebnisse aller früheren zurücklicken lassen und uns auf einen Punkt geführt, von dem aus wir die freieste Ueberssicht über die sammtlichen von der Kritik durchforschten und erhellten Gebiete der menschlichen Vernunft gewinnen.

Die Erkenntnißvermögen der letzteren zu ergründen, war das Thema des Hauptwerks. Es wurde gezeigt, wie aus der Einrichtung und Organisation unserer Bernunft die Erscheinungen und eine allgemeine und nothwendige Erkenntniß derselben entsteht, welche die Grenzen der Sinnenwelt nicht zu überschreiten vermag. Diese Lehre von der Entstehung der Sinnenwelt und ihrem durchaus phänomenalen Charakter hieß der transscendentale Idealismus, welchen Kant durch seine Lehre von Raum und Zeit begründet hat. "Nach der Kritik ist Alles in einer Erscheinung selbst wiederum Erscheinung."

Da nun die Bernunft nicht aus der Sinnenwelt, sondern diese aus jener hervorgeht, so hat die lettere einen von den Erscheinungen, der Erfahrung und den Gesetzen derselben unabhängigen Charafter: dieser besteht in der Freiheit ober in der moralischen Vernunft. Gefetz die Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, und deren Vermögen die Kritik der praktischen Vernunft dargethan hat. Der transscendentale Idealismus ermöglicht nicht bloß, sondern fordert die Realität der Freiheit; wir haben den genauen und tiefen Zu= sammenhang zwischen ber transscendentalen Aesthetik (Idealität des Raumes und der Zeit) und der Freiheitslehre unseres Philosophen zu wiederholten malen einleuchtend gemacht. Da es nun dieselbe Bernunft ift, welche die Erscheinungswelt erzeugt, erkennt und eben darum auch von ihr sich unterscheibet und frei ist, so muß es eine freie Betrachtung und eine zweckmäßige Beurtheilung der Erscheinungen, b. h. eine afthetische und teleologische Weltansicht geben, welche zu begründen und auszuführen, die Aufgabe der Kritik der Urtheilskraft war. Die Methodenlehre der Teleologie bestätigt, daß die Freiheit im Sinn der sittlichen Läuterung den Kern des Weltproblems ausmacht.

Damit ist die Aufgabe der kantischen Philosophie gelöst und unsere Darstellung ihrem ganzen Umfange nach vollendet. Aus der Art, wie Kant seine Aufgabe gestellt und gelöst hat, müssen eine Reihe neuer Pro=

¹ Rant wider Cberhard: "Ueber eine Entdeckung" u. s. f. (Bb. III. (S. 345 u. 346.)

bleme hervorgehen, welche die Ausgangspunkte und Themata der folgenden Philosophie bilben. Man darf sich durch den Reichthum, die Verschieden= artigkeit und die Gegensätze ihrer Spsteme nicht über ihren gemeinschaft= lichen Ursprung und ihre gemeinschaftliche Abhängigkeit von Kant täuschen laffen: fie find im weitesten Sinne bes Worts die Schule Kants, die einen ganz anderen Anblick gewährt, als die Schulen der drei Hauptphilosophen vor ihm: ich meine die Richtungen, die von Bacon, Des= cartes und Leibniz abstammen. Von Bacon zu Locke und von diesem zu Berkeley und Hume, von Descartes zu Spinoza und Leibniz, von diesem zu Wolf und ben Entwicklungsformen ber deutschen Aufklärung geht es in einer Richtung vorwärts; diese Wege convergiren in Kant, und aus seiner Lehre entwickeln sich nach verschiedenen und entgegen= gesetzten Seiten eine Reihe neuer Richtungen. Die erfte wichtige Fort= bildung, die in den Gang der nachkantischen Philosophie bestimmend ein= greift, geschieht durch J. G. Fichte. Der Uebergang zu ihm und die Entwicklung seiner Lehre selbst bildet bas Hauptthema unserer nächsten Aufgabe und den Inhalt des folgenden Bandes. Aber der Weg zur nachkantischen Philosophie führt durch die Kritik der kantischen.

Viertes Buch.

Kritik der kantischen Philosophie.

!			
•	•		

Erftes Capitel.

Die kantische Philosophie als Erkenntnißlehre.

- I. Der transscendentale Idealismus.
 - 1. Die Entftehung ber Erfdeinungen.

Um die kantische Philosophie zu beurtheilen, müssen wir uns vor allem die Grundzüge ihres Systems in übersichtlicher Kürze vergegenwärtigen und jede schiefe oder falsche Aussassen, welche die Vorstellung derselben verdirbt, durch die sachgemäße und richtige entsernen. Denn man kann nur richtig beurtheilen, was man richtig verstanden hat. Aus der kritischen Erkenntniß des Systems solgt die Begründung der in ihm enthaltenen neuen Probleme, die den Entwicklungsgang der nachkantischen Philosophie bestimmen. Wir werden daher von der Charakteristik der kantischen Lehre zu der Kritik derselben sortschreiten und daraus die Aufgaben herleiten, die zu ihrer Umbildung und Fortbildung geführt haben.

Der gesammte Charakter der kantischen Philosophie vereinigt, wenn wir die Hauptsache ins Auge sassen, drei Grundzüge in sich, die richtig vorgestellt und verknüpft sein wollen, damit uns die volle Wesenseigenthümlichkeit derselben einleuchte: sie ist Erkenntnißlehre, Freiheitslehre, Entwicklungslehre. Durch die neue Art ihrer Erkenntnißlehre ist die neue Art ihrer Freiheitslehre, durch beide die ihrer Entwicklungslehre bedingt. Wir ordnen diese Themata, wie sie in dem Gange der kritischen Untersuchung einander gefolgt sind.

Die erste Aufgabe, wodurch alle fundamentalen Fragen der kantischen Forschung bestimmt werden, geht auf die Entstehung der menschlichen Erkenntniß. Es giebt keinen einfacheren Ausdruck, um den Charakter des Grundproblems und zugleich die Richtschnur zu bezeichnen, welche den Philosophen in der Auflösung desselben geleitet hat,

und nach der wir uns am besten über die Art und Einrichtung seines Systems orientiren.

Wenn die Entstehung der menschlichen Erkenntniß erleuchtet werden soll, so sind die Bedingungen zu erforschen, die ihr vorausgehen, also in dem Vermögen unserer intellectuellen Natur enthalten sein müssen, aber nicht selbst schon Erkenntniß sein dürsen. Die Philosophen vor Kant hatten, die einen mit voller Absicht, die andern mit voller Selbstäusschung, diese Voraussehung gemacht und sich der Erklärung der menschlichen Erkenntniß dogmatisch verhalten, daher hatten sie die Lösung versehlt und in der Hauptsache nichts ausgerichtet. Deshalb mußte die Aufgabe reformirt und so gesaßt werden, daß die Factoren der menschlichen Erkenntniß oder die Bedingungen zu derselben durch eine neue Ersorschung der menschlichen Vernunft auf jenem Wege gessucht wurden, welchen Kant den kritischen ober transscendentalen genannt hat.

Die Erkenntniß ist unerklart, so lange ihre Entstehung bunkel Diefer einleuchtende Sat gilt nicht bloß von der Erkenntniß, sondern auch von jedem ihrer Objecte, denn ein Object erkennen heißt so viel als seine Entstehung einsehen: daher kann von einer Erkenntniß der Dinge nicht die Rebe sein, so lange der Ursprung der Objecte dunkel bleibt. Die Frage nach der Entstehung der mensch= lichen Erkenntniß fällt beshalb mit der Frage nach der Entstehung unserer Erkenntnisobjecte ober der uns erkennbaren Dinge nothwendiger= weise zusammen. Alle unsere Erkenntnisobjecte find und muffen Erscheinungen sein, die wir vorstellen, wobei es zunächst gar nicht in Frage kommt, ob sich barin das Wesen der Dinge abäquat ober nicht abäquat ober überhaupt gar nicht offenbart. Die Frage nach der Entstehung unserer Erkenntnisobjecte ist demnach gleichbedeutend mit der Frage nach der Entstehung der Erscheinungen oder der Erschein= ungswelt, d. h. derjenigen Phanomene, welche ber menschlichen Ber= nunft als solcher einleuchten, ober die wir alle auf dieselbe gemeinsame Art vorstellen und erfahren. Der Inbegriff bieser Erscheinungen ift unsere Sinnenwelt.

Es darf als eine seste und unbestrittene Thatsache gelten, daß wir eine solche gemeinsame Sinnenwelt haben und vorstellen, was unmöglich wäre, wenn wir die Dinge nicht auf übereinstimmende Art ober nach denselben Gesetzen vorzustellen genöthigt wären. Die Frage nach der Entstehung der menschlichen Erkenntniß, sobald sie

ernsthaft und gründlich unternommen wird, enthält die Frage nach der Entstehung unserer Sinnenwelt oder unserer gemeinsamen Weltvorstellung. Man kann das Problem der Erkenntniß nicht resormiren und die Bedingungen ihrer Entstehung nicht ergründen, ohne die Frage in dem eben ausgesührten Sinne zu stellen. Wie wir die Sternenwelt erst richtig zu betrachten vermögen, nachdem wir den Standpunkt gewonnen haben, aus dem uns die Lage und Bewegung unserer Erde einleuchtet, so können wir die gesammte Sinnenwelt überhaupt erst aus der Einsicht in den Standpunkt und die Thätigkeit unserer erkennenden Vernunst richtig aufsassen und würdigen. Es verhält sich mit dem kritischen oder transscendentalen Standpunkt in der Philosophie, wie mit dem kopernikanischen in der Sternkunde.

Wenn wir einen Gegenstand selbst erzeugen, so ift uns die Ent- 1/ stehung besselben so einleuchtend, wie unsere eigene Thatigkeit, und er selbst daher vollkommen erkennbar. Wenn dagegen in dem Object etwas enthalten ist, das den Charakter des Gegebenen hat und behält, das wir nicht selbst hervorbringen ober nicht in unsere erzeugende Thatigkeit auflösen können, so wird an dieser Stelle unsere Erkenntniß auf eine undurchdringliche Schranke stoßen. Unsere Objecte sind dem= nach so weit vollkommen erkennbar, als sie unsere Producte sind, d. h. so weit wir dieselben zu erzeugen und diese Erzeugung in unserem Bewußtsein zu erhellen vermögen: nur so weit reicht die Erkennbarkeit der Dinge. Demgemäß ift die Frage nach der Entstehung unserer Erkenntniß und ihrer Objecte, deren Inbegriff unsere gemeinsame Sinnenwelt ausmacht, naber so zu fassen, daß unter bieser Entstehung die Erzeugung durch die Factoren oder Vermögen unserer Vernunft verstanden wird. Wenn unsere Sinnenwelt das Product unserer Ber= nunft ist, so ist sie auch beren völlig einleuchtender Gegenstand; sie ist dieser Gegenstand, nur so weit sie jenes Product ist. "Denn nur so viel sieht man vollständig ein, als man nach Begriffen selbst machen und zu Stande bringen kann." 2

2. Die Ibealität ber Erscheinungen.

Nun hat Kant gezeigt, daß in allen unseren Erscheinungen etwas ist, das den Charakter des Gegebenen hat und behält: nämlich unsere

¹ Bgl. Bb. IV. Buch I. Cap. I. S. 7—9. — ² Kritik der Urtheilskraft. § 68. (Nach der durchgängig citirten Leipziger Gesammtausgabe vom Jahr 1839: Bb. VII. S. 258.)

Eindrücke oder Empfindungen, die aber als solche noch keineswegs Gegenstände oder Erscheinungen, sondern nur deren Stoff sind, woraus nach den Gesetzen unserer vorstellenden Bernunft, d. h. durch die Formsgebung unseres Anschauens und Denkens erst die Objecte oder Erscheinungen hervorgehen. So entsteht die Sinnenwelt aus dem Material unserer Eindrücke, die nach den nothwendigen und unwillkürlich ersfüllten Gesetzen unseres Vorstellens dergestalt gesormt und verknüpft werden, daß wir alle dieselbe natürliche Ordnung der Dinge vorstellen. Die Gesetze des Vorstellens sind die Grundsormen der Anschauung und des Verstandes: Zeit, Raum und die Kategorien. Die unwillkürliche oder bewußtlose Ersüllung dieser Gesetze geschieht durch die Einbildung, während die Erkenntniß derselben die Sache der kritischen Forschung ist.

Da unsere Borstellungsgesetze die Erscheinungen und die Ersahrung machen, so müssen sie der letzteren vorausgehen und sind daher nicht empirisch und a posteriori gegeben, sondern a priori oder transscensdental: sie sind die Formen, die Empsindungen dagegen der Stoff oder die Materie aller Erscheinung. Diesen Stoff empfängt unsere Bernunst, er ist ihr gegeben, nicht durch sie: daher ist derselbe nicht «a priori», sondern «a posteriori». Doch darf man nicht sagen, daß uns die Eindrücke a posteriori oder empirisch gegeben sind. Dieser ungenaue und unrichtige Ausdruck verwirrt von Grund aus die Ausschlässen der mas durch dieselbe gegeben wird: das ist a posteriori oder empirisch. Ausdrücklich lehrt Kant: "Das, was lediglich von der Erschrung erborgt ist, wird nur a posteriori oder empirisch erkannt". ¹

Nun leuchtet ein, daß die Eindrücke, da sie den Stoff aller Erscheinung und Ersahrung ausmachen, zu den Bedingungen und Elementen der letzteren gehören, also zwar in ihr enthalten sind, aber nicht durch sie gemacht werden: nicht sie gehen aus der Ersahrung hervor, sondern diese aus ihnen. Empirisch ist, was uns durch Ersahrung gegeben wird. Nun sind die Empsindungen das Material der Ersahrung, also zu derselben, nicht durch sie gegeben; daher sind sie wohl a posteriori, aber nicht empirisch. Ausdrücklich lehrt Kant: "Die Anschauung, welche sich auf den Gegenstand durch Empsindung bezieht, heißt empirisch".

Der empirische Gegenstand sest die Empfindung voraus. Obwohl fich bieses Verhältniß der Empfindung zur Ersahrung von selbst versteht,

¹ Kritik der reinen Bernunft. Einl. III. Anmkg. (Bb. II. S. 39.) — ² Ebendas. Tr. Aesth. § 1. (S. 59 flgb.)

so ist es boch sehr nöthig, die richtige Borstellung desselben einzusschärfen, da man unzählige mal zu lesen sindet: Kant habe gelehrt, daß die Form unserer Erkenntniß a priori, der Stoff derselben a posteriori oder empirisch gegeben sei. Kant soll widersinnigerweise gelehrt haben, daß der Stoff zur Ersahrung durch Ersahrung gegeben sei! Dann hat er die Ersahrung nicht erklärt, sondern, wie seine Borgänger, vorausgesetzt; dann muß der Grund der Empsindungen in der Ersahrung gesucht werden, dann stedt das Ding an sich in den Erscheinungen, dann wird die kantische Philosophie umgekehrt und steht auf dem Kopf.

Da unsere Sinnenwelt nur in Erscheinungen besteht, so ist diesselbe durchgängig phänomenal. Da der Stoff aller Erscheinung in Empfindungen, ihre Form in Anschauungen und Begriffen besteht, so sind die Elemente derselben durchaus subjectiver Art, ihre materialen wie sormalen Bestandtheile sind in unserer erkennenden Bernunft enthalten und haben den Charakter der Borstellungen (das Wort im weitesten Sinn genommen): daher sind alle unsere Erscheinungen Vorstellungen, sie bestehen im Vorgestelltsein und sind durchgängig ideal. Diese Lehre von der Idealität aller Erscheinungen oder von deren Entstehung aus unseren Empfindungszuständen und Vernunftsormen heißt "transscendentaler Idealismus".

Alle Erscheinungen sind in der Zeit, die äußeren auch im Raum. Wenn sie etwas enthielten, das unabhängig von unseren Vorstellungen und doch in Zeit und Raum wäre, so könnten die letzteren nicht die Grundsormen unseres Vorstellens, also nicht bloße Anschauungen sein. Da nun Zeit und Raum reine Anschauungen und nichts Reales an sich sind, so muß alles, was in ihnen ist, durchgängig den Charakter der Vorstellung haben. Das Sein aller Gegenstände in Zeit und Raum besteht im Vorgestelltsein. Aus der kantischen Lehre von Zeit und Raum solgt daher die Lehre von der Idealität aller Erscheinungen; die transscendentale Aesthetik begründet jenen transscendentalen Idealismus, der die gesammte kantische Erkenntnißlehre charakterisirt.

Weil Zeit und Raum die Anschauungsformen unserer Vernunft sind, darum sind die reinen Zeit= und Raumgrößen, also (da es andere Größen nicht giebt) die reinen Größen überhaupt die Producte unserer anschauenden oder constructiven Vernunstthätigkeit und als solche vollstommen einleuchtend. Daher hat die Größenlehre oder die reine Mathematik vor allen übrigen theoretischen Wissenschaften den Charakter

einer völlig klaren und reinen Vernunfterkenntniß, weshalb Kant ausbrücklich erklärt: "daß in jeder besonderen Naturlehre nur so viel eigentliche Wissenschaft angetroffen werden könne, als darin Nathematik anzutreffen ist".¹

Eine Widerlegung der transscendentalen Aesthetik trifft den gesammten transscendentalen Idealismus, wie die Grundlage und den Charakter der kantischen Erkenntnißlehre und der kritischen Philosophie überhaupt. Eine unrichtige Auffassung ist keine Widerlegung. Wir haben es jest mit solchen Auffassungen zu thun, welche den Sinn der kantischen Lehre verkennen und sie mit Gründen bestreiten, die nichts wider dieselbe ausrichten.

II. Die Einwürfe gegen die transscenbentale Aefthetik.

Wiber die kantische Lehre von Zeit und Raum, als den beiden ursprünglichen Anschauungsformen unserer Bernunft, erheben sich zwei Einwürse, von denen der eine den ursprünglichen oder aprivrischen (transscendentalen), der andere den anthropologischen Sharakter jener beiden Borstellungen in Abrede stellt: der erste verneint die unbedingte Geltung der mathematischen, insbesondere der geometrischen Axiome und macht die Raumvorstellungen von empirischen Bedingungen abhängig; der zweite verneint den anthropologischen Ursprung und Charakter jener Grundanschauungen, um die kosmologische und universelle Geltung der Zeit und des Raumes aufrechtzuhalten. Da beide Einwürse so nahe liegen, daß sie der Philosoph unmöglich übersehen haben kann, so genügt es, den Sinn seiner Lehre klarzustellen, um die Fundamente derselben zu sichern.

1. Der erste Einwurf. Die relative Geltung ber geometrischen Aziome.

Rant lehrt keineswegs die unbedingte Geltung der geometrischen Axiome, sondern eine von unseren Raumvorstellungen durchaus abshängige. Warum wir diese und keine andere Raumanschauung haben, warum unsere Vernunft überhaupt so und nicht anders eingerichtet ist: diese Frage läßt der Philosoph zwar nicht unberührt und ungeprüft, wohl aber ungelöst, ja er erklärt dieselbe ausdrücklich für unlösbar. Gemäß seiner Lehre darf man die Einrichtung der menschlichen Vernunst und die in ihr enthaltene Raumanschauung als eine Urthatsache

¹ Metaphyfische Anfangsgründe der Naturwissenschaft. Borr. (VIII. S. 444.) Vgl. meine Gesch. d. n. Philos. 3. Aust. Bd. IV. S. 4.

ansehen, diese aber nicht als eine empirische bezeichnen, weil die Ersahrung das Product der Vernunft ist und nicht deren Bedingung.

Wenn es Flächenwesen gabe, so würde für fie die zweidimenfionale Raumanschauung eine Urthatsache sein, zufolge beren sie die stereo= metrischen Vorstellungen ebenso nothwendig entbehren würden, wie wir dieselben haben und ausbilden müffen. Wenn von der ebenen Fläche gilt, daß zwischen zwei in ihr gelegenen Punkten die gerade Linie der kürzeste Weg ist, daß es zwischen beiden nur eine solche Linie giebt, daß zwei gerade Linien keinen Raum einschließen können u. s. f., so werben diese Sate nicht daburch umgestoßen, daß es sich auf der Rugel= oberfläche mit der Verbindung zweier Punkte, z. B. der Endpunkte bes Durchmessers, anders verhält. Daß eine bestimmte räumliche Anschauung der einleuchtende Erkenntnißgrund ist, woraus gewisse Einsichten folgen, die unter dieser Voraussetzung einmal für immer, d. h. apodiktisch gelten: dies war die Thatsache, welche die Aufmerksamkeit unseres Philosophen gefesselt hat, und die er nur dadurch zu erklären ver= mochte, daß er den Urgrund aller unserer raumlichen Vorstellungen, den Raum felbst für eine Grundform unseres Vorstellens oder für eine Grundanschauung unserer Vernunft ansah.

Die Geltung unserer mathematischen Einsichten ist mithin nach der ausdrücklichen Lehre unseres Philosophen keineswegs unbedingt, sondern von unserer Raum= und Zeitanschauung durchaus abhängig, aber sie ist unter dieser Boraussetzung apodiktisch, wie keine andere Art unserer theoretischen Erkenntniß. Mit den Bedingungen der Erkenntniß ändert sich auch beren Art. Setzen wir an die Stelle unseres discursiven Verftandes den intuitiven, an die Stelle unserer sinnlichen Anschauung die intellectuelle, so geht die Erkenntniß nicht mehr den Weg der Erfahrung, sondern sieht und durchdringt alles mit einem Schlage. Setzen wir an die Stelle unserer äußeren dreidimenfionalen Raumanschauung eine andere, so ändern sich demgemäß die Art und der Umfang der mathematischen Vorstellungen, aber nicht die apodiktische Gewißheit bes auf Conftruction und anschauende Einsicht gegründeten Urtheils. Dieser Punkt enthält bie zu erklärende und bem Charakter der Größenlehre eigenthümliche Thatsache. Daher sind jene Einwürfe, die auf die Mög= lickeit anderer Raumanschauungen eine andere Art der Geometrie und ihrer Aziome gründen, so wenig geeignet, die Lehre Kants zu wider= legen, daß sie vielmehr auf diese Lehre sich berufen könnten und sollten.

Wenn man beweisen kann, daß 2 × 2 nicht in allen Fällen gleich 4 ist, daß in unserer Anschauung einer ebenen Fläche nicht in allen Fällen die gerade Linie den kürzesten Weg zwischen zwei Punkten beschreibt u. s. f., dann erst hat man die Lehre Kants widerlegt. Ihm erschien die reine Mathematik als die einzige Wissenschaft, in welcher Erkennen und Erzeugen, Object und Product zusammenfallen. Weil die reinen Größen Constructionen oder Anschauungsproducte sind, darum gelten ihm Raum und Zeit als unsere Vernunstanschauungen oder als unsere anschauende Vernunstthätigkeit selbst. Weil unsere Größenbegriffe die anschauliche oder sinnliche Größenerkenntniß voraussezen, darum gelten ihm Zeit und Raum als die Grundsormen unserer Sinnlich=keit, nicht als die des Verstandes.

Selbst wenn jene Einwürfe, die sich auf den empirischen Ursprung der Geometrie gründen wollen, stärker wären, als sie sind, würden sie doch wider die Lehre von der Idealität aller Erscheinungen nichts aus=richten, denn sie beziehen sich nur auf den Raum, nicht auf die Zeit. Ist die Zeit eine bloße Borstellung oder Anschauungssorm, so können die Erscheinungen in der Zeit nichts von aller Borstellung Unabhängiges enthalten, also selbst nichts anderes als Borstellungen sein. Nun sind in der Zeit alle Erscheinungen, die äußeren, wie die inneren. Sind aber die äußeren Erscheinungen Borstellungen, so kann auch der Raum, da in ihm alle äußeren Erscheinungen sind, nichts Reales an sich, sondern nur die Grundsorm unserer äußeren Anschauung sein. Die transssendentale Ibealität der Zeit begründet die Ibealität aller Erscheinzungen, auch die der äußeren, also auch die des Raumes.

2. Der zweite Einwurf. Die natürliche Weltanficht.

Die Einwürfe, die unser natürliches Bewußtsein den Systemen großer Denker entgegenstellt, sind in den Augen der letzteren gewöhnlich die geringfügigsten, aber durch die fortwirkende Hemmung, die sie auf das Verständniß und die Verbreitung jener Systeme ausüben, allemal die stärksten, denn sie lassen sich, wie unsere Gefühle und Empsindungen, nicht wegreden und sind, wie Schillers Wallenstein sagt, wie die Weiber, die beständig zurück nur kommen auf ihr erstes Wort, wenn man Vernunst gepredigt Stunden lang". Solchen hartnäckigen, in unserer natürlichen Denkweise sestgewurzelten Bedenken ist unter allen kantischen Lehren von jeher die transscendentale Aesthetik am meisten ausgesetzt gewesen, weil sie behauptet, daß Zeit und Raum

bloße Anschauungen der menschlichen Vernunft und unabhängig von dieser nichts sind.

Demnach können, wie es scheint, Zeit und Raum in die Welt erst mit unserer Bernunft, also mit dem Dasein der Menscheit eintreten und weder vor deren Entstehung gegeben sein, noch nach deren Untergange sortbauern. Nun müssen wir uns das Menschenzgeschlecht als entstanden und vergänglich vorstellen, während wir das Universum, als welches die Bedingungen des Ursprungs wie der Zerstörung der Erde und ihrer Bewohner in sich enthält, unmöglich ohne Zeit und Raum vorstellen können. Es erscheint daher höchst ungereimt, jene beiden Grundbedingungen alles natürlichen Daseins in die Sinrichtung und die Schranken der menschlichen Vernunst einschließen zu wollen, als ob sie deren Besitz und Monopol wären. Hat doch Rant selbst, bevor er seine neue Lehre von der transscendentalen Idea-lität der Zeit und des Raumes einsührte, die mechanische Entstehung und Entwicklung des Kosmos, die Naturgeschichte des himmels, der Erde und ihrer organischen Geschöpse gelehrt.

Mit dieser entwicklungsgeschichtlichen Weltansicht steht nun die idealistische Lehre von Zeit und Raum allem Anscheine nach im offensbarsten Widerstreite. Freilich muß der Philosoph diesen Widerstreit nicht empfunden haben, da er ihn nirgends zum Gegenstande einer besonderen Erörterung und Aufklärung gemacht hat. Indessen beharren jene Einwürse des natürlichen Bewußtseins, das sich mit seinen Vorstellungen von Zeit und Raum in die kantischen schlechterbings nicht zu sinden weiß. Selbst ein Verehrer und Kenner der kritischen Philosophie, ein Mann von bewunderungswürdigem und bewundertem Scharssinn, schüttelte zu dieser Lehre den Kopf und pflegte zu sagen: "Ich stehe vor ihr, wie das Kamel vor dem Radelöhr". Aber Kants Lehre von Zeit und Raum ist die Grundlage seiner Erkenntnißlehre und der Weg zu seiner Freiheitslehre. Man wird daher von der kritischen Philosophie nichts übrig behalten, wenn man diese Lehre verwirft.

In Wahrheit ist kein Widerstreit zwischen Kants naturgeschichte licher Weltansicht und seiner Vernunftkritik. Junächst haben beide verschiedene Themata der Forschung: das der ersten ist die Welterklärung, das der zweiten die Begründung unserer Erkenntniß. Das Thema der Welterklärung lautet: wie ist nach natürlichen und mechanischen Gesehen die Welt, in der wir leben, entstanden? Das der Vernunstekritik lautet: wie entsteht nach den Gesehen unserer Vernunst und

unseres Vorstellens jene unsere Welterklärung? Dort handelt es sich um die Erscheinungen der Natur, hier um die Erkennbarkeit derselben. Diese Erscheinungen wären nicht, was sie find, d. h. sie konnten uns nicht erscheinen, wenn fie nicht einleuchtend und erkennbar waren. Das ganze Factum unserer Weltvorstellung könnte nicht stattfinden, wenn die natürlichen Dinge unvorstellbar wären oder etwas Unvorstellbares enthielten. Dies müßte der Fall sein, wenn die Elemente, woraus fie bestehen, nicht durch den Charakter und die Bedingungen unseres Vorstellens bestimmt waren. Der Stoff derselben ist bestimmt durch die Art und Mannichfaltigkeit unserer Eindrücke, die wir vermöge unserer Sinnlichkeit enipfangen und deshalb als gegeben betrachten: biese Eindrücke sind der Stoff unserer Erscheinungen. Die Form der= selben ist bestimmt durch die Gesetze unseres Vorstellens, die wir als reine Vernunftformen betrachten, und deren Inbegriff unser Philosoph die reine Vernunft genannt hat: diese Gesetze machen die Form unserer Erscheinungen. Daber find die letteren burchgangig Borftellungen, fie sind es ohne Rest. Aus dem Stoff der Empfindungen werden nach ben Bernunftgesetzen unseres Anschauens und Denkens, welche letteren ben Charakter theils constitutiver, theils regulativer Principien haben, die Erscheinungen, die Erfahrungsobjecte und die fortschreitende Er= fahrungswiffenschaft erzeugt. Diese Gesetze beherrschen die Erschein= ungswelt, weil fie dieselbe machen: daher find fie, so weit fich bas Reich ber Erscheinungen erstreckt, Weltbedingungen ober Weltprincipien, deren Bedeutung völlig verkannt wird, wenn man ihnen nur anthropologische oder psychologische Geltung zuschreiben will: sie können nicht durch Psychologie begründet werden, weil sie diese selbst erst begründen. Die kantische Bernunftkritik ift keine anthropologische Untersuchung.

Heltansicht dem kritischen Philosophen und seiner Lehre von Zeit und Raum entgegenstellt. Zeit und Raum sind die Vernunftgesetze unseres Anschauens, die als solche die gesammte Sinnenwelt beherrschen, weil sie dieselbe überhaupt erst ermöglichen. Daher wird ihre kosmische oder universelle Geltung, welche der natürliche Sinn mit Recht fordert und festhält, durch die Vernunftkritik so wenig aufgehoben, daß sie durch dieselbe erst wahrhaft begründet, zugleich aber dergestalt begrenzt wird, daß noch etwas sein kann, das unabhängig von Zeit und Raum ist, während das gewöhnliche Bewußtsein, unkritisch und ohne Selbst=

•

prüfung, wie es ist, den Raum als die ungeheure Schachtel und die Zeit als den ungeheuren Fluß ansieht, worin alles, was ist, enthalten sein muß.

Der Mensch als natürliches Individum, wie ihn die Anthropologie betrachtet, gehört unter die Erscheinungen der Natur und ist ein Glied der Sinnenwelt; er ist aus einem bestimmten Weltzustande hervorgegangen, der ein Glied in der Kette der Weltveränderungen bildet und eine Reihenfolge früherer Weltzustände voraussetzt. Daß der Ursprung und die Entwicklung der Menscheit naturgeschichtlich betrachtet und erforscht werden müsse, hat Kant so wenig verneint, daß er sich vielmehr diese Aufgabe selbst gesetzt und ihre Nothwendigkeit aus den Bedingungen unserer Erkenntniß durch seine Vernunstkritik, insbesondere auch durch seine Lehre von Zeit und Raum begründet hat. Der naturgeschichtliche Mensch ist demnach keineswegs der Eigenthümer von Zeit und Raum; diese sind nicht von ihm abhängig, sondern er ist, wie alle Erscheinungen überhaupt, durch sie bedingt.

Wenn Zeit und Raum die reinen Anschauungen der menschlichen Bernunft genannt werden, so muß man wohl unterscheiden, in welchem Sinne dieses Wort zu nehmen ist: es bezeichnet den Menschen als das Subject des Erkennens, nicht als eines der Erkenntnißobjecte. Als Subject alles Erkennens, soweit wir das letztere zu untersuchen und zu prüsen im Stande sind, ist unsere Vernunft die Bedingung aller Objecte überhaupt, der gesammten Sinnenwelt, worin im Laufe der Zeit das natürliche Menschengeschlecht erscheint und sich in einer Zeitsolge entswicklt, welcher nothwendigerweise eine Vorausgeht und eine Nachwelt solgt. Denn alle Erscheinungen sind in der Zeit, jede hat ihre Zeitdauer, vor und nach welcher Zeit ist, benn sie entstehen und vergehen, ausgenommen allein die Materie, welche beharrt. Aber das Subject des Erkennens ist nicht in der Zeit, sondern diese ist in ihm, benn sie ist die Grundsorm seines Vorstellens.

Wenn man dagegen mit Schopenhauer Zeit und Raum als die Anschauungssormen unseres Intellects betrachtet und zugleich für thierische Gehirnsunctionen erklärt, dann erst entsteht jene Ungereimtheit, die einen offenbaren circulus vitiosus beschreibt: Zeit und Raum sollen von einer Bedingung abhängig sein, die, wie die thierische Organisation und die ihr vorausgehenden Stusen der Natur und des Lebens, selbst nur möglich sind unter der Bedingung der Zeit und des Raumes. Sind diese setzen, wie Schopenhauer sehrt, das «principium indi-

viduationis», d. h. der Grund aller Vielheit und Verschiedenheit, so können sie unmöglich, wie er doch ebenfalls lehrt, die Folge und Function individueller Organisationen sein. Auch hat es ihm nie gelingen können, diesen sehlerhaften, in einem Charakterzuge seiner Lehre begründeten Zirkel wegzureden oder aufzulösen.

III. Die Lehre von den Dingen an sich. 1. Die Sinnlickfeit der reinen Bernunft.

Das Subject bes Erkennens ist nicht in Zeit und Raum, sonbern diese sind in ihm, daher ist die gesammte Welt in Zeit und Raum lediglich Erscheinung oder Vorstellung: sie ist durchaus phänomenal und ideal. In dieser Lehre besteht der transscendentale Idealismus, welcher Rants Erkenntnissehre begründet und charakterisitt. Wenn in dem Subjecte des Erkennens nichts gegeben, sondern alles durch dasselbe erzeugt wäre, so würde die Welt der Erscheinungen ohne Rest seine Schöpfung sein, dann wären seine Begriffe unmittelbare Anschauungen, sein Erkenntnisvermögen würde in anschauendem Denken, d. h. in einem intuitiven Verstande oder in einer intellectuellen Anschauung bestehen, welchet, was sie erzeugt, sosort als Gegenstand oder Ding einleuchtet. Sier sind Erkennen und Schaffen völlig identisch, hier ist kein Unterschied zwischen Sinnlickeit und Verstand, Anschauen und Denken, Gegensständen und Begriffen, Erscheinungen und Dingen an sich.

Ein solches Erkenntnißvermögen ist nicht an sich unmöglich ober unbenkbar, aber es ist nicht das unsrige; dieses schafft die Dinge nicht, sondern entwickelt sich und seine Objecte. Kant hat wiederholt und stets auf das Nachdrücklichste gelehrt, daß unser Verstand "discursiv", nicht intuitiv, unsere Anschauung sinnlich, nicht intellectuell sei: er hat desehalb Sinnlichkeit und Verstand sorgfältig unterschieden und die menschliche Erkenntniß so erklärt, daß wir aus dem Stoff der Eindrücke und Empfindungen, die den Charakter des Gegebenen haben und behalten, die Erscheinungen und deren Erkenntniß (Ersahrung) hervorbringen.

Der intuitive Verstand ist schöpferisch und darum göttlich, die menschliche Vernunft ist es nicht, auch nicht die reine oder das erstennende Subject, denn zum Charakter der reinen Vernunft, die Kant in seiner Kritik erforscht, gehört die Sinnlichkeit, d. i. das Vermögen, Eindrücke zu empfangen und zu empfinden oder auf mannichfaltige Art afficirt zu werden. Man darf die Sinnlichkeit nicht mit den Sinnesorganen, die ihre Werkzeuge sind, noch mit den bestimmten

Sinnesempfindungen, die durch jene vermittelt werden, identisiciren, denn zu den Sinneswerkzeugen gehört die Einrichtung und Organisation des menschlichen Körpers. Aber unsere Sinnesempfindungen seizen als solche ein Vermögen der Sinnlichkeit oder Receptivität voraus, durch welches wir Eindrücke aufnehmen oder auf verschiedene Art afsicirt werden können, und ohne welches uns aller erkennbare Stoff sehlen, unsere Erkenntniß leer bleiben, also überhaupt gar nicht stattsinden würde. Diese Sinnlichkeit rechnet Kant zur reinen Vernunst, da es sich nicht um die Art der Afsectionen oder die Qualität der Eindrücke, sondern zunächst bloß um das Vermögen handelt, Gegebenes zu empfangen. Den gegebenen Stoff muß unsere Vernunst nach den Gesetzen ihres Vorstellens (Anschauens und Venkens) zu Erscheinungen, Ersahrungen und empirischer Erkenntniß verarbeiten und gestalten.

Unsere erkennende Vernunft würde schöpferisch, also göttlich sein, wenn sie nicht sinnlich, d. h. durch Eindrücke, die sie empfangen muß und nur verknüpfen oder ordnen kann, afficirbar ware: daher verhält sie sich in ihrer Erkenntniß nicht stofferzeugend, sondern bloß form= gebend, nicht schöpferisch, sondern architektonisch: fie ift, weil sie den Stoff nicht macht, sondern empfängt, receptiv und in dieser Rucksicht nicht ursprünglich, sondern abhängig. Durch ihre Sinnlichkeit ist aber die ganze Einrichtung ihres Erkennens bedingt. Ein anderes Bermögen ift die Sinnlichkeit, ein anderes der Verstand: jene ist stoff= empfangend, dieser formgebend, jene verhält sich receptiv, dieser pro= buctiv, jene ift leidend, dieser thatig, jene empfangt Eindrücke, dieser er= zeugt Begriffe. Daher ist unser Anschauungsvermögen nicht intellectuell, sondern finnlich, unser Verstand nicht intuitiv, sondern discursiv, d. h. er muß die Anschauungen, die er empfängt, Theil für Theil auffassen, von Theil zu Theil zusammensetzend, von Anschauung zu Anschauung vergleichend, von Anschauungen zu Begriffen verknüpfend und urtheilend fortschreiten.

Daher sind die Objecte unserer erkennenden Bernunft nicht völlig ihre Producte, sie werden aus Stoff und Form gebildet, jener ist ihr gegeben, diese wird durch sie gegeben oder hinzugesügt; daher besteht unsere Erkenntniß der Dinge (Objecte) in einer allmählichen Ersahrung, sie ist nicht mit einem Schlage sertig, sondern entsteht und entwickelt sich; wir müssen unsere Objecte nach einander und darum auch neben einander vorstellen, da in der bloßen Succession nichts besharren würde, also auch nichts vorgestellt werden könnte. Darum sind

Beit und Raum die Grundbedingungen unseres Vorstellens: sie sind, da ohne sie nichts vorgestellt werden kann, die Grundsormen unseres Vorstellens, sie sind, da jede Anschauung Theil für Theil zusammen= gesetzt sein will, die Grundsormen unseres Anschauens, und da unser Anschauungsvermögen nicht intellectuell, sondern sinnlich ist, die Grundsormen unserer Sinnlichkeit. Aurz gesagt: sie sind die Grundaufchaus ungen unserer Vernunft.

Denken wir uns eine schöpferische ober göttliche Bernunft, so muß in dieser Erkennen und Schaffen, Borstellung und Ding eines und dasselbe sein. "Wie sie gebeut, so steht es da!" In ihr giedt es weder Beit noch Raum. Unsere Bernunft unterscheidet sich von der göttlichen durch ihre Sinnlichkeit, in ihr sind Zeit und Raum die nothwendigen Formen alles Borstellens und Erkennens. Das einzige sinnlichsversnünftige Wesen, welches wir kennen, sind wir selbst. Daher ist die sinnliche Bernunft für uns gleich der menschlichen. Weil zu der reinen Bernunft, welche Kant in seiner Kritik untersucht und ergründet, die Sinnslichkeit gehört, darum hat er diese uns allein erkennbare Bernunft die menschliche genannt. Nun ist die Sinnlichkeit als stoffempfangendes Bermögen abhängiger und abgeleiteter Natur. Dies muß von der gesammten Einrichtung und Beschaffenheit unserer erkennenden Bernunft gelten, denn sie wäre ohne Sinnlichkeit eine ganz andere, als sie ist.

Hören wir darüber den Philosophen selbst. Er sagt gleich im Gin= gange seiner transscendentalen Aesthetik: "Die Fähigkeit (Receptivität), Vorstellungen durch die Art, wie wir von Gegenständen afficirt werden, zu bekommen, heißt Sinnlichkeit. Bermittelst der Sinnlichkeit also werden uns Gegenstände gegeben, und fie allein liefert uns Anschau= ungen; durch den Verstand aber werden sie gedacht, und von ihm ent= springen Begriffe." "Die Wirkung eines Gegenstandes auf die Borstellungsfähigkeit, sofern wir von demselben afficirt werden, ist Em= Diejenige Anschauung, welche fich auf den Gegenstand durch die Empfindung bezieht, heißt empirisch. Der unbestimmte Gegenstand einer empirischen Anschauung heißt Erscheinung. In der Erscheinung nenne ich das, was der Empfindung correspondirt, die Materie berselben; das aber, welches macht, daß das Mannichfaltige der Erscheinung in gewissen Verhaltnissen geordnet werden kann, nenne ich die Form der Erscheinung. Da das, worin sich die Empfindungen allein ordnen und in gewisse Form gestellt werden können, nicht selbst wiederum Erscheinung sein kann, so ift uns zwar die Materie aller Erscheinung nur a posteriori gegeben, die Form derselben aber muß zu ihnen insgesammt im Gemüthe a priori bereit liegen und daher abzesondert von aller Empfindung können betrachtet werden." 1

Am Schluß der transscendentalen Aesthetik sagt Kant: "Es ist auch nöthig, daß wir die Anschauungsart in Zeit und Raum auf die Sinnlickteit des Menschen einschränken; es mag sein, daß alle endliche denkende Wesen hierin mit dem Menschen nothwendig übereinkommen müssen (wie wohl wir dieses nicht entscheiden können), so hört sie um dieser Allgemeingültigkeit willen doch nicht auf Sinnlickteit zu sein, weil sie abzeleitet (intuitus derivatus), nicht ursprünglich (intuitus originarius), mithin nicht intellectuelle Anschauung ist, als welche aus dem eben anzeschührten Grunde allein dem Urwesen, niemals aber einem seinem Dazsein sowohl als seiner Anschauung nach, die sein Dasein in Beziehung auf gegebene Objecte bestimmt, abhängigen Wesen zuzukommen scheint, wiewohl die letzte Bemerkung in unserer afthetischen Theorie nur als Erläuterung, nicht als Beweggrund gezählt werden muß."*

2. Das Ding an sich.

Unsere erkennende Vernunft verhält sich bemnach zu der Materie aller Erscheinung und Erkenntniß nicht erzeugend, sondern bloß empfangend, fie empfangt ben Stoff vermöge ihrer Receptivität ober Sinnlickteit, diese ist daher abhängig und bedingt. Hier entsteht nun die nothwendige Frage nach dem Ursprunge unserer Eindrücke ober Empfindungen. Da sie das Material find, welches unsere Erkenntniß= vermögen gestalten und ordnen, so können sie nicht aus den letzteren hervorgehen, sondern sind vielmehr die nothwendigen Bedingungen, wodurch diese erregt und in Thatigkeit gesetzt werden. Da sie den Stoff aller Erscheinungen ausmachen, so können wir fie nicht aus den letteren herleiten, ohne in den fehlerhaften Birkel zu gerathen, erft die Erscheinungen aus ben Einbrücken und bann biese aus jenen entstehen zu lassen; sie können nicht aus der Sinnenwelt entspringen, da viel= mehr die Sinnenwelt aus ihnen entspringt. Hieraus leuchtet ein, daß der Ursprung unserer Empfindungen keine Erscheinung, also auch kein erkennbares Object ausmacht, er ist der Gegenstand einer nothwendigen Frage, aber nicht der einer möglichen Erkenntniß, er ist etwas, das aller Erfahrung vorausgeht und ihr zu Grunde liegt, aber selbst nie-

¹ Aritik d. r. B. Transsc. Elementarl. Th. I. § 1. (S. W. Bb. II. S. 59 u. 60.) — ² Ebendas. Tr. Elementarl. Th. I. § 81. (Bb. II. S. 86 sigb.)

Fifcher, Gefc. b. Philos. V. 4. Aufl. R. A.

mals empfunden, vorgestellt, ersahren werden kann: dieser unbekannte und unerkennbare Gegenstand ist jenes transscendentale x, dem die kantische Lehre im Wege ihrer Forschung jenseits ober, besser gesagt, diesseits der Grenzen der menschlichen Vernunft nothwendig begegnen mußte.

Es muß etwas geben, das die Eindrücke, welche wir empfangen, verursacht, das unserer Sinnlichkeit und damit der ganzen Beschaffen= heit unserer erkennenden Vernunft, also auch den Erscheinungen und ber Sinnenwelt insgesammt zu Grunde liegt und eben deshalb nicht finnlich, nicht Erscheinung, nicht Erkenntnisobject sein kann. Dieses "übersinnliche Substratum" nennt Kant "das Ding an sich" und bezeichnet damit jenes transscendentale x, welches die Vernunftkritik in ihre Rechnung einführt und aus den nachgewiesenen Gründen ein= zuführen sich genöthigt sieht. Es heißt Ding an sich im Unterschiede von allen Erscheinungen. Wenn unsere Vernunft nicht finnlich, sondern göttlich, nicht stoffempfangend, sondern schöpferisch ware, so würden ihre Borstellungen die Dinge selbst sein, und es gabe keinen Unterschied zwischen Erscheinungen und Dingen an sich. Da fie aber finn= lich ift, so find Zeit und Raum die Grundformen ihrer Anschauung, ·so sind ihre Erkenntnißobjecte Erscheinungen und diese bloße Bor= stellungen, also keine Dinge an sich. Daher muß unsere Bernunft unter dem Standpunkte ihrer kritischen Selbstprüfung die Erscheinungen von den Dingen an sich auf das Genaueste unterscheiden und jede Vereinigung beiber als eine heillose Verwirrung ansehen.

Da nun der Gegenstände, welche auf das Ding an sich zu beziehen sind, oder der Beziehungen, die auf dasselbe hinweisen, viele und verschiedene sind, so erklärt sich, warum das Ding an sich bei unserem Philosophen in so vielen und verschiedenen Beziehungen auftritt. Denn es ist als das übersinnliche Substratum unserer Sinnlichkeit zugleich das der gesammten Beschaffenheit unserer erkennenden Vernunft, also auch der verborgene Grund aller unserer Erscheinungen, der äußeren wie der inneren, mithin das Substratum der gesammten Sinnenwelt.

In Rūcksicht auf unsere Sinnlickeit, die lediglich stoffempsangend ist, gilt es als das stoffgebende Princip oder als die Ursache unserer Empfindungen, in Rücksicht auf die Einrichtung unserer erkennenden Vernunft überhaupt als der verborgene Grund unserer Anschauungsund Denkart, d. h. als der Grund, daß wir anschauen und denken, außere und innere Erscheinungen vorstellen. Da die Erscheinungen in Beit und Raum sind und beshalb durchgängig in äußeren Beziehungen und Verhältnissen bestehen, so heißt das Ding an sich im Unterschiede davon "das Innere, was den Objecten an sich zukommt", ein Aussbruck, welchen man wohl verstehen muß, um nicht zu der grundsalschen Vorstellung verleitet zu werden, als ob das Ding an sich irgendwo in den Erscheinungen stecke. Es ist nicht äußerlich, nicht auf anderes bezogen und von anderem abhängig, also überhaupt nicht in Zeit und Raum: dies bedeutet der obige Ausdruck. Da alle Erscheinungen empirische Objecte sind, so heißt das Ding an sich im Unterschiede davon "das transscendentale Object".

Da alle Erscheinungen Borstellungen sind und nicht etwa Gegensstände außer und unabhängig von denselben, so heißt das Ding an sich "das wahre Correlatum unserer Borstellungen". Und da nur die Erscheinungen Erkenntnisobjecte sind, so bezeichnet das Ding an sich die Grenze unserer Erkenntniß und gilt als "der Grenzbegriff unseres Berstandes". In allen diesen mannichfaltigen Bezeichnungen sehen wir keinen Proteus, der sich verwandelt, sondern eine und dieselbe Sache, die der Philosoph nach den verschiedenen Beziehungen, welche auf dieselbe hinweisen, in verschiedenen Fassungen darzustellen genöthigt ist.

Wir lassen ihn selbst reden. Es heißt in der Lehre vom Raum: "Der transscendentale Begriff der Erscheinungen im Raum ist eine kritische Erinnerung, daß überhaupt nichts, was im Raume angeschaut wird, eine Sache an sich noch der Raum eine Form der Dinge sei, die ihnen etwa an sich eigen ware, sondern daß uns die Gegenstände an sich zwar nicht bekannt sind, und was wir außere Gegenstände nennen, nichts anderes als bloße Vorstellungen unserer Sinnlickeit sind, deren Form der Raum ist, deren mahres Correlatum aber, d. i. das Ding an fich selbst, dadurch gar nicht erkannt wird noch er= kannt werden kann, nach welchem aber auch in der Erfahrung niemals gefragt wird". 1 "Zur Bestätigung dieser Theorie von der Idealität des äußeren sowohl als inneren Sinnes, mithin aller Objecte der Sinne als bloger Erscheinungen kann vorzüglich die Bemerkung dienen: daß alles, was in unserer Erkenntniß zur Anschauung gehört, nichts als bloße Verhältnisse enthalte, der Oerter in einer Anschauung (Ausbehnung), Beränderung ber Derter (Bewegung) und Gesetze, nach benen diese Veränderung bestimmt wird (bewegende Kräfte). Was aber in

¹ Aritik b. r. B. Tr. Aesthetik. § 3. (Bb. II. S. 68 figb.)

dem Orte gegenwärtig sei ober was es außer der Ortsveränderung in den Dingen selbst wirke, wird dadurch nicht gegeben. Nun wird durch bloße Verhältnisse doch nicht eine Sache an sich erkannt; also ist wohl zu urtheilen, daß, da uns durch den äußeren Sinn nichts als bloße Verhältnißvorstellungen gegeben werden, dieser auch nur das Verhältniß eines Gegenstandes auf das Subject in seiner Vorstellung entshalten könne und nicht das Innere, was dem Objecte an sich zukommt. Mit der inneren Anschauung ist es ebenso bewandt." 1

Das Substratum unserer äußeren und inneren Anschauung ist auch das unserer außeren und inneren Erscheinungen, der Beschaffenheit unserer erkennenden Vernunft überhaupt, der Sinnlickeit und des Berftandes, also der Grund unserer raumlichen Vorstellungen, wie unseres Denkens. "Dasjenige Etwas, welches ben äußeren Erscheinungen zum Grunde liegt, was unseren Sinn so afficirt, daß er die Vor= stellung von Raum, Materie, Gestalt u. s. w. bekommt, dieses Etwas als Noumenon (ober beffer als transscendentaler Gegenstand) betrachtet, könnte doch auch zugleich das Subject der Gedanken sein, wiewohl wir durch die Art, wie unser äußerer Sinn dadurch afficirt wird, keine Anschauung von Vorstellung, Willen u. s. w., sondern bloß vom Raum und bessen Bestimmungen bekommen. Dieses Etwas aber ist nicht ausgedehnt, nicht undurchbringlich, nicht zusammengesetzt, weil alle diese Prädicate nur die Sinnlickkeit und deren Anschauung angehen, sofern wir von dergleichen (uns übrigens unbekannten) Objecten afficirt merben."2

Daß wir äußere und innere Erscheinungen vorstellen, Sinnlichkeit und Berstand haben, anschauen und benken: darin besteht die Einzrichtung unserer erkennenden Bernunst. Wir entdeden, daß, aber nicht warum dieselbe so und nicht anders organisirt ist. "Die berechtigte Frage wegen der Gemeinschaft des Denkenden und Ausgedehnten würde also, wenn man alles Eingebildete absondert, darauf hinauslausen: wie in einem denkenden Subjecte überhaupt äußere Anschaung, nämlich die des Raumes (eine Ersüllung desselben, Gestalt und Bewegung) möglich seis Auf diese Frage aber ist es keinem Menschen möglich, eine Antwort zu sinden, und man kann diese Lücke unseres Wissens niemals ausstüllen, sondern nur dadurch bezeichnen,

¹ Ar. b. r. B. Tr. Aesthetik. § 8. (S. 83.) — 2 Ebendas. (1781.) Tr. Dialektik. Die Paralog. b. r. B. Aritik des zweiten Paralogismus. (Bb. II. Rachtr. S. 667.)

daß man die äußeren Erscheinungen einem transscendentalen Gegenstande zuschreibt, welcher die Ursache dieser Art Vorstellungen ist, den wir aber gar nicht kennen, noch jemals einigen Begriff von ihm bestommen werden. In allen Aufgaben, die im Felde der Ersahrung vorkommen mögen, behandeln wir jene Erscheinungen als Gegenstände an sich selbst, ohne uns um den ersten Grund ihrer Möglichkeit (als Erscheinungen) zu bekümmern. Gehen wir aber über deren Grenze hinaus, so wird der Begriff eines transscendentalen Gegenstandes nothwendig." ¹

Der Philosoph Eberhard in Halle, ber nach ber leibnizischen Erfenntnißlehre die kantische Bernunstkritik für entbehrlich und überstüssighielt, machte der letzteren den Sinwurf, daß sie den Stoff unserer Sinn-lickeit, nämlich die Empfindungen, nicht ohne die Dinge an sich zu erklären vermöge: "wir mögen wählen, welches wir wollen, so kommen wir auf Dinge an sich". Unser Philosoph entkräftet diesen Sinwurf, indem er ihn bejaht und berichtigt. "Nun ist ja das eben die beständige Behauptung der Kritik; nur daß sie diesen Grund des Stoffes sinnlicher Vorstellungen nicht selbst wiederum in Dingen, als Gegenständen der Sinne, sondern in etwas Uebersinnlichem setzt, was jener zum Grunde liegt und wovon wir keine Erkenntniß haben können. Sie sagt: die Gegenstände als Dinge an sich geben den Stoff zu empirischen Anschauungen (sie enthalten den Grund, das Vorstellungsvermögen seiner Sinnlickeit gemäß zu bestimmen), aber sie sind nicht der Stoff derselben."

Es ist zur richtigen Würdigung und Beurtheilung der kantischen Philosophie höchst wichtig, daß man die Lehre von dem Dinge an sich

Rritit der reinen Vern. (II. S. 696 flgb.) Wgl. dieses Werk. Bd. IV. Buch II. Cap. X. S. 499—501. Cap. XVI. S. 610—620. — ² Ueber eine Entdeckung, nach der alle neue Kritit der Vernunft durch eine ältere entbehrlich gemacht werden soll. (1790.) S. W. Bd. III. S. 352. In dieser Schrift sindet sich eine Anmerkung (S. 345), die einem der obigen Sähe Kants widerstreitet. In Rücksicht auf die zusammengesehten Sinnenodjecte heißt es: "Ob das Uebersinnliche, was jener Erscheinung als Substrat unterliegt, als Ding an sich auch zusammengeseht oder einsach sei, davon kann niemand im Mindesten etwas wissen" u. s. w. Doch hat Kant in der Kritik des zweiten Paralogismus ausdrücklich gelehrt: "Dieses Etwas aber ist nicht ausgedehnt, nicht undurchdringslich, nicht zusammengeseht, weil alle diese Prädicate nur die Sinnlichseit und deren Anschauung angehen". Selbst in unserer Anmerkung heißt es kurz vorher: "das, was der Möglichkeit des Zusammengesehten zum Grunde liegt, was also allein als nicht zusammengeseht gedacht werden kann, ist das Noumen" u. s. w.

in ihrer Entstehung wie in ihrem Umfange erkennt und nicht, wie gemeiniglich geschieht, falsch und einseitig aufsaßt, indem man die Dinge an sich bloß auf die Erkenntnißobjecte ober Erscheinungen bezieht und in diese versetzt, als ob sie darin, wie der Kern in der Schale, ent= halten wären, nur daß sie uns vermöge unserer finnlichen Vorstellung verborgen bleiben. Die Empiristen, welche, wie Bacon und Locke, keine andere Erkenntniß als die finnliche gelten ließen, erklärten die Dinge an sich für unerkennbar, während die Rationalisten, wie Descartes und Leibniz, die Sinnlichkeit für einen verworrenen Verstand, das Kare und deutliche Denken dagegen für die wahre Erkenntnißform und darum die Dinge an sich für die wahren Erkenntnisobjecte hielten. Dann find Dinge an sich und Erscheinungen bieselben Objecte: die wahrgenommenen Gegenstände sind die Dinge, wie sie uns erscheinen, die klar und beutlich gedachten dagegen die Dinge, wie fie an fich find. Dieselbe Sache ift nach der Art, wie wir sie vorstellen, ob finnlich ober denkend, ob unklar oder klar, Erscheinung oder Ding an sich. In eben dieser Bermengung sah Rant den Grundirrthum der dogmatischen Philosophie, insbesondere den ihrer Metaphysik. Nach ihm find beide völlig zu unterscheiben: das Ding an sich ift das übersinnliche Sub= stratum der Erscheinungen, weil es das unserer erkennenden Bernunft ist, weil es das unserer Sinnlickfeit ist, die Empfindungen hat, aber nicht erzeugt, und Einbrucke empfangt, beren Ursache weder fie selbst noch eines ihrer Objecte sein kann.

3 meites Capitel.

Die kantische Philosophie als Freiheitslehre.

I. Der kantische Realismus und Idealismus.

Es ist jest nicht zu untersuchen, ob die Grundlehren Kants mit einander übereinstimmen oder streiten, ob und inwieweit dieselben unwidersprochen oder gar unwidersprechlich gelten. Wir haben sest= zustellen, daß die Anerkennung der Dinge an sich und deren Unterscheidung von den Erscheinungen zu jenen Grundlehren gehört. Sie verhält sich zu der Lehre von der Idealität der Erscheinungen, wie das Ding an sich zu den letzteren, und bildet in dem Lehrgebäude

Rants die nothwendige Ergänzung und gleichsam Substruction des transscendentalen Idealismus. Es heißt die Fundamente der kritischen Philosophie erschüttern, sobald die Anerkennung der Dinge an sich und ihre Unterscheidung von den Erscheinungen entweder verneint wird oder auf unrichtige Art stattfindet. Wenn die Realität der Dinge an sich zwar bejaht, aber von den Erscheinungen nicht gehörig unterschieden wird, so entsteht jene Vermengung beider, die den Charakter und Grundirrthum der dogmatischen Philosophie ausmacht. Wenn es bloß Dinge an sich und keine Erscheinungen gabe, so ware alle Erkenntniß unmöglich. Wenn es bloß Erscheinungen und keine Dinge an fich gabe, so ware die Sinnenwelt, welche wir vorstellen, ein Traum, den wir gemeinsam träumen, zwar ein zusammenhängendes, aber nur subjectives Gebilde ohne wirklichen Grund und Bestand. Die Erkennbarkeit der Welt besteht in ihrer Idealität, d. h. in dem durchgängigen Charakter ihrer Vorstellbarkeit und ihres Vorgestelltseins: diesen Charakter lehrt und begründet die kritische Philosophie als transscendentaler Ibealismus. Die Realität der Welt besteht in dem, was allen Erscheinungen, weil allen Borftellungen und vorftellenden Bermögen, zu Grunde liegt und von der Kritik als Ding an sich bezeichnet wird. In diesem Sinne darf die Lehre von den Erscheinungen der kantische Idealismus, die von den Dingen an sich der kantische Realismus genannt werden.

II. Das Ding an sich als Wille.

1. Die intelligible Urfächlichkeit.

Unser Philosoph betrachtet die Dinge an sich als das übersinnliche Substratum unserer erkennenden Vernunft und Sinnenwelt, als das stoffgebende Princip oder als die Ursache unserer Empfindungen, er schreibt ihnen demnach eine Ursächlichkeit zu, welche in einem ganz anderen Sinne zu nehmen ist, als jene Kategorie der Ursache, welche die Zeitsolge der Erscheinungen bestimmt und dadurch unsere Ersahrung ermöglicht und macht, aber eben deshalb auch nur innerhalb der letzteren gilt. Dieser Begriff ist eine Verstandesregel, welche bloß auf die Erscheinungen, also nicht auf die Dinge an sich angewendet werden darf. Dies hat Kant gewußt und gelehrt. Man darf nicht ohne weiteres annehmen, daß ein solcher Denker sich mit seinen eigenen Lehren in so grobe und handgreisliche Widersprüche verstrickt habe, daß er denselben Begriff, bessen Ungültigkeit für die Dinge an sich er begründet hat, bennoch unbeirrt auf diese anwendet. Er unterscheidet zwei grundver-

schiebene Arten der Causalität: "die bedingte oder sensible" und "die unbedingte oder intelligible". Jene gilt nur für die Erscheinungen, deren Zeitfolge bloß durch sie bestimmt und ausgemacht wird; diese gilt von keiner Erscheinung und ist unabhängig von aller Zeit. Nun sind die Dinge an sich zeitlos und ursächlich: daher ist ihre Causalität die unbedingte oder intelligible, die nach der Lehre unseres Philosophen in der Freiheit oder in dem reinen Willen besteht, der das moralische Weltprincip ausmacht.

2. Die moralifche Weltorbnung.

Es giebt noch eine andere Welt als die sinnliche und zeitliche, eine von dieser völlig unabhängige intelligible Welt, die wir nicht etwa jenseits unserer gemeinsamen Erfahrung als eine himmlische Geifter= welt, die boch auch in Zeit und Raum sein müßte, suchen und vor= stellen dürfen — dies ware der Weg zu Swedenborgs Traumereien, sondern als die moralische Welt erkennen, worin die Gesetze der Freiheit gelten und erfüllt werden. Die intelligible Welt ift "die Welt als Wille", die sinnliche ift "die Welt als Vorstellung", jene verhält sich zu dieser, wie das Ding an sich zu den Erscheinungen: sie ist das Ding an sich und liegt der Sinnenwelt zu Grunde, daher ist fie von der letteren unabhängig, mährend diese von ihr abhängig ift. Wie sich aber die finnliche Welt zur intelligiblen, so muß sich unser Erkenntnißvermögen zum Willen ober, was dasselbe heißt, unsere theoretische Vernunft zur praktischen verhalten: diese ift von jener unabhängig, während jene von bieser abhängig ift. Dadurch ift bas Verhaltniß bestimmt, welches Kant "den Primat der praktischen Vernunft" genannt hat. Er mußte die Realität und Urfächlichkeit ber Dinge an sich anerkennen, er mußte die lettere als intelligible Causalität dem reinen Willen oder der Freiheit gleichsetzen und darum den Primat der praktischen Vernunft lehren. Mit anderen Worten: das eigentliche ober reale Weltprincip ist nach Kant nicht die erkennende Bernunft, sonbern ber Wille.

Das Ziel unseres Willens ist nach dem Gesetze der Freiheit die Lauterkeit des Wollens: dieses Ziel soll erstrebt und erreicht werden, es wird in der Willensläuterung erstrebt, die das eigentliche Grundthema der moralischen Welt ausmacht. Da nun ohne Sinnenwelt keine sinnlichen Triebsedern und Begierden in uns wirksam sein könnten, also kein Material der Läuterung gegeben, diese selbst mithin gegenstandslos

und überflüsfig ware, so leuchtet ein, daß die gesammte Sinnenwelt, unbeschadet ihrer eigenen Gesetze ein nothwendiges Glied und einen integrirenden Bestandtheil der moralischen Welt ausmacht, daß sie von dieser umfaßt und beherrscht wird, daß die Naturgesetze den Freiheitsegesetzen untergeordnet sind, so wenig sie durch dieselben ungültig gemacht ober aufgehoben werden können.

Unser Sinnenleben erhält jetzt eine moralische Bedeutung und wird zu einem moralischen Phänomen, worin sich eine bestimmte Gesinnungsart, d. h. der Wille in einem bestimmten Charakter seiner Läuterung oder seiner Unlauterkeit ausprägt und darstellt. Die Constanz dieser Gesinnungsart läßt unsere moralische Handlungen als nothwendig erscheinen, d. h. als die Folgen unseres gegebenen empirischen Charakters. Daß es aber die Gesinnung oder Willenserichtung ist, die in unserem empirischen Charakter erscheint und sein Thema bildet, macht den letzteren zu einem Willensphänomen oder zu einer gewollten Erscheinung, d. h. zur Erscheinung des intelligiblen Charakters oder der Freiheit. Hier sehen wir, wie Kants Lehre von dem intelligiblen und empirischen Charakter aus seiner Lehre von der Freiheit und Läuterung nothwendig hervorgeht.

Ohne die Idealität der Zeit und des Raumes keine Möglichkeit der Sinnenwelt, aber auch keine Möglichkeit der Freiheit, keine Nothwendigkeit der Willensläuterung, keine moralischen Phänomene sinnelicher und empirischer Art, also kein empirischer Charakter als Erscheinung des intelligiblen, kein Zusammenbestehen der Freiheit und Nothwendigkeit in den Sandlungen und Charakteren der Menschen. Daß unser Philosoph dieses Zusammenbestehen zum ersten male erleuchtet hat, nannte Schopenhauer "die größte aller Leistungen des menschlichen Tiefsinns", und da der Weg zu dieser Einsicht nur durch die Lehre von Zeit und Raum gewonnen werden konnte, so pries er die transscendentale Aesthetik und die Lehre vom intelligiblen und empirischen Charakter als "die beiden Diamanten in der Krone des kantischen Ruhmes".

III. Die Lehre von Gott und Unfterblichkeit.

1. Der fantische Theismus.

Die Idee und Geltung der moralischen Weltordnung schließt die Frage nach ihrem Urgrunde und nach der Erreichbarkeit ihres höchsten Zieles, nämlich der Willenslauterkeit in sich. Der moralische Welt= urheber ist Gott, und die Willenslauterkeit ober sittliche Vollkommen= heit soll nicht im zeitlichen, sondern nur in einem ewigen Leben, d. h. durch die Unsterblichkeit der Seele erreicht werden können. Die Ideen der Freiheit, Gottes und der Unsterblichkeit gehen bei unserem Philosophen Sand in Sand. In der Kritik der reinen Vernunft find sie bloße Ideen, in der Kritik der praktischen gelten sie als Realitäten, und zwar ist es die Realität der Freiheit und sittlichen Weltordnung, wodurch die beiden anderen Ideen auch realifirt oder moralisch gewiß gemacht werben. Es ist unmöglich, aus der Sinnenwelt das Dasein der Frei= heit, Gottes und der Unsterblichkeit zu erkennen und zu beweisen, viel= mehr muffen mit den Mitteln unserer theoretischen Erkenntniß alle darauf gerichteten Beweise fehlschlagen und durch eine kritische Prüfung dergestalt widerlegt werden, daß die Unbeweisbarkeit jener Objecte ein= leuchtet und ihre Realität dahingestellt bleibt. Nun hat die Lehre von der Idealität der Zeit, des Raumes und der Sinnenwelt die Unmög= lichkeit der Freiheit bereits aus dem Wege geräumt.

Da die Zeit unfere bloße Vorstellung ist, so können wir uns von ihr unterscheiden und müssen es können; es giebt etwas in uns, das von aller Zeit unabhängig ist: dieses zeitlose Etwas ist die Freiheit, sie ist die einzige Bedingung, unter der die Thatsache unserer fittlichen Selbsterkennt= niß und die Wirksamkeit des Sittengesetzes in uns stattfindet; daher ist nicht bloß ihre Möglichkeit, sondern ihre Wirklichkeit zu bejahen. der Erfüllung ihrer Gesetze besteht die moralische Weltordnung; ohne diese blieben ihre Gesetze unerfüllt, sie maren keine Gesetze, und die Freiheit selbst eine bloße Einbildung. Aus der sittlichen Weltordnung, welcher die sinnliche untergeordnet sein muß, erhellt die Realität des moralischen Weltgrundes (Gottes), die Erreichbarkeit des moralischen Weltziels, welches die Willenslauterkeit und damit die Unsterblichkeit in sich schließt. Dies sind die sogenannten moralischen Argumente, womit Rant durch die Freiheit, den Primat der praktischen Vernunft und die nothwendige Erfüllung ihrer Postulate, das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele zu beweisen gesucht hat.

Diese moralischen Beweise haben unserem Philosophen wegen ihres religiösen Gewichtes und ihrer leicht faßlichen Art viele Anhänger, aber wegen ihrer anscheinenden Unvereinbarkeit mit den Ergebnissen der Bernunftkritik auch Widersacher genug verschafft, die sie zur Zielscheibe ernster und spöttischer Angriffe gemacht haben. Es ist behauptet worden, daß Kant in der Kritik der praktischen Vernunft mit schwachen Gründen

und zum Nothbehelf schwacher Seelen wieder aufzurichten gesucht, was er in der Aritik der reinen Vernunft mit den stärksten Gründen zersstört hatte. Unter den Kennern der kritischen Philosophie ist namentlich Schopenhauer der Repräsentant dieser Ansicht und der erklärteste Widersacher des kantischen Theismus.

Die Lehre von der Freiheit und der absoluten Gültigkeit der moralischen Weltordnung oder dem Primate der praktischen Bernunst ruht bei unserem Philosophen auf festem Grunde. Mit dieser Lehre steht und fällt der moralische Beweis für das Dasein Gottes. Ueber die theoretische Beweisdarkeit des letzteren hat Rant in den verschiedenen Zeitpunkten seiner philosophischen Forschung verschieden gedacht: in seiner vorkritischen Periode hat er dieselbe umzubilden und neu zu begründen gesucht, in der Vernunstkritik hat er sie nicht bloß verneint, sondern widerlegt oder ihre Unmöglichkeit bewiesen, auch hat er dieses Ergebniß weder zurückgenommen noch abgemindert, sondern in völliger Uebereinsstimmung damit in der Kritik der praktischen Vernunst wie in der der teleologischen Urtheilskraft nach den uns bekannten und einleuchtenden Gründen aus der Nothwendigkeit der moralischen Weltordnung die Nothwendigkeit des moralischen Weltgrundes oder das Dasein Gottes dargethan.

Was demnach die Frage nach der Beweisbarkeit des göttlichen Daseins betrifft, so sinden wir in den verschiedenen Ansichten unseres Philosophen keinen Widerstreit, sondern einen folgerichtigen Fortschritt. Aber wie verschieden er auch über diesen Punkt, nämlich die Erkenns barkeit Gottes, gedacht, so giebt es in dem Entwicklungsgange seiner philosophischen Ueberzeugungen keinen Moment, wo er die Realität Gottes verneint oder auch nur bezweiselt hat. Und es giebt noch einen zweiten und dritten Punkt, der ihm unerschütterlich seststand, selbst damals, als er sich am meisten skeptisch verhielt und die Träume Swedenborgs von der Geisterwelt und unserer Gemeinschaft mit ihr verlachte: ich meine seine Ueberzeugung, daß die Moralität unabhängig sei von jeden Art wissenschaftlicher Erkenntniß, wie von jedem Zweisel, der die Möglichkeit der letzteren erschüttert; daß die Geisterwelt wie die Geistergemeinschaft lediglich in der moralischen Gemeinschaft oder in der moralischen Weltordnung bestehe.

¹ Bgl. dieses Werk. Bb. IV. Buch I. Cap. XV. S. 251—254. Cap. XVI. S. 277—280. S. 287 sigb.

2. Die fantische Unfterblichfeitelehre.

Dagegen unterliegt die Art und Weise, wie in der Aritik der praktischen Vernunft das höchste Gut gesaßt und mit Hülse Gottes und der Unsterblichkeit hergestellt wird, einer Reihe schwer wiegender Bedenken. Wir müssen hier in unsere Charakteristik der kantischen Unsterblichkeitslehre schon die Aritik derselben aufnehmen, um die richtige Vorstellung der Sache zu gewinnen. Da nämlich die kritische Philosophie von dem Standpunkt ihrer völlig neuen Weltanschauung die Unsterblichkeit zu bejahen hat, so kommt alles darauf an, daß diese Besiahung in der richtigen Weise gesaßt wird.

Das höchste Gut gilt als die nothwendige Vereinigung von Tugend und Glückseligkeit: als der durch unsere Würdigkeit verdiente und durch die göttliche Gerechtigkeit uns ertheilte Zustand des seligen Lebens. Weil die Lauterkeit des Willens erreicht werden soll und in diesem unserem gegenwärtigen Dasein nicht erreicht werden kann, darum postulirt die praktische Vernunft ein künstiges Leben, d. h. die Fortsetzung und Fortsdauer unseres persönlichen Daseins oder die Unsterdlichkeit der Seele. Wir beurtheilen diese Vorstellung der Sache genau nach der Richtsschur, welche uns die kritische Philosophie vorschreibt.

Es ist zunächst nicht einzusehen, warum innerhalb unseres irdischen Daseins die Lauterkeit der Gesinnung schlechterdings unerreichbar oder völlig unmöglich sein soll. Kant selbst hat in seiner Religionslehre dieser Behauptung widersprochen. Denn er hat den Erlöser nicht bloß der Idee, sondern der Wirklichkeit nach in der Person Jesu davon ausgenommen und ausdrücklich erklärt, daß dieses Borbild unpraktisch und unwirksam sein würde, wenn jene Lauterkeit ihm entweder abgesprochen oder als eine übernatürliche Wunderkraft zugeschrieben werden sollte. Daher ist der Satz, daß unser sittliches Endziel nur in einem künstigen und ewigen Leben erreicht werden könne, nicht stichhaltig.

Diesen Sinwurf beiseite gesetzt, so ist nicht einzusehen, was die Fortdauer unseres Daseins helsen soll. Diese Fortdauer ist, wie die Dauer überhaupt, eine Zeitbestimmung und fällt als solche in die Zeit und Sinnenwelt. Wenn nun in der gegenwärtigen Sinnenwelt die sittliche Vollkommenheit wegen der zeitlichen und sinnlichen Beschaffen=

¹ Bgl. Bb. V. Buch II. Cap. IV. S. 311—315.

heit unseres Daseins unerreichbar ist, so wird sie auch in der künstigen Sinnenwelt unerreichbar bleiben, weil die Bedingungen ihrer Unmög-lichkeit keineswegs aufgehoben sind. Das ewige Leben ist vom zeitlichen zu unterscheiden: daher kann auch die endlose Fortdauer nicht als ewiges Leben angesehen werden, und es ist zu tadeln, daß Kant in seiner Unsterblichkeitslehre ewiges Leben und endlose Fortdauer nicht unterschieden hat. Er fordert "eine ins Unendliche fortdauernde Existenz und Persönlichkeit besselben vernünstigen Wesens".

Gilt aber die Unsterblickeit als Fortbauer oder künftiges Leben, so müssen wir fragen: wie innerhalb der Zeit und Sinnenwelt, nache dem unser leibliches Dasein ausgehört hat, unsere Persönlickeit noch sortbauern kann? Ob durch irdische Wiedergeburten (Seelenwanderung) der durch Versehung auf einen anderen, vielleicht aus seinerem Stosse gebildeten Weltkörper, etwa den Jupiter, wie Kant selbst in früherer Zeit es für möglich hielt, oder in der Wanderung durch die Sternenswelt oder wie sonst? Solche Fragen sind auszuwersen und lassen sich nicht oder nur phantastisch beantworten, womit die Lehre von der Unsserblichseit der Seele als einer Fortdauer unseres persönlichen Dasseins in der Zeit und Sinnenwelt aus den Postulaten der praktischen Vernunft unter die Objecte der Einbildung und des Phantasirens bersett wird.

Unsere Würdigkeit soll nach den Forderungen der praktischen Ber= nunft die Ursache unserer Glückseligkeit, unsere Lauterkeit die unserer Seligkeit sein. Haben wir die erste erreicht, so haben wir die zweite verdient und empfangen sie aus der Hand Gottes. Nun ist nicht ein= zusehen, welche Art von Glückseligkeit, die nicht aus der Lauterkeit selbst hervorgeht, dieser noch soll hinzugefügt werden können? Die Selbstverleugnung ist vollendet, alle Triebfedern der Selbstliebe und Selbstsucht find überwunden, womit alle die Uebel wegfallen, welche uns unselig machen. Die Hölle bes bosen Gewissens ift getilgt, der himmel des guten ist gegenwärtig. Wenn dieser Seligkeit noch etwas gebricht, so kann es nur die Fülle äußerer Güter zur Entschädigung für erlittene äußere Uebel sein. Nachdem wir den himmel des guten Gewiffens errungen haben, sollen wir, bildlich zu reden, auch noch in Abrahams Schooß schwelgen. Es ist nicht einzusehen, mit welchem Rechte ber Philosoph, der in seiner Sittenlehre die strengste und peinlichste Scheidung der Sittlichkeit und Glückseligkeit vollzogen und auf das Nachbrudlichste eingeschärft hat, zur Herstellung bes höchsten Gutes bie nothwendige Vereinigung beider forbert unter der beständigen Voraus= setzung ihres grundverschiedenen Ursprungs.

Die Sittlichkeit folgt aus dem reinen, das Streben nach Glücksfeligkeit aus dem empirischen Willen oder aus der Selbsiliebe, die alles begehrt, was ihrem Wohlbefinden nütt. Ist nun das Streben nach künftiger und ewiger Glückseligkeit weniger eudämonistisch, weniger begehrlich und eigennützig als das nach gegenwärtiger? Es heißt zwar: Trachtet vor allem nach der Lauterkeit der Gesinnung, so wird euch die Glückseligkeit von selbst kraft der göttlichen Gerechtigkeit zufallen. Ihr sollt die letztere nicht begehren und fordern, wohl aber dürst ihr sie hossen! Als ob diese Hossenung nicht auch ein stilles Erwarten, Begehren und Fordern wäre! Wit einer solchen Hossenung verhalten wir uns zu der künstigen Glückseligkeit, wie die wohlgearteten Diener, die nichts sordern, auch versichern, daß sie nichts nehmen, aber dabei verstohlen die Hand öffnen.

Alle diese Schwächen der kantischen Unsterblichkeitslehre, wie uns dieselbe in den Postulaten der praktischen Vernunft entgegentritt, laffen sich auf einen Grundsehler zurückführen. Das πρώτον φεύδος liegt darin, daß die göttliche Gerechtigkeit nach dem Mufter der zeitlichen gefaßt und in die Vergeltung gesetzt wird, gemäß welcher die Diß= verhaltnisse zwischen Tugend und Glückseligkeit in unserem gegenwartigen Weltzustande eine Ausgleichung fordern, die erst im kunftigen Leben erreicht werden kann und soll. Auf die Nothwendigkeit der Vergeltung gründete Kant die strafende Gerechtigkeit, welche der Staats= gewalt zukommt; auf benselben Begriff gründet er nun die lohnende Gerechtigkeit, deren vollkommene und unfehlbare Ausübung nur durch Gott möglich ift und erft im jenseitigen Leben stattfindet. Daher setzt er das ewige Leben gleich dem künftigen, die Unsterblichkeit gleich der persönlichen Fortbauer, die Lauterkeit gleich einem in der Gegenwart nie zu erreichenden Ziel, das fittliche Leben gleich einer Reihenfolge von Läuterungszuständen, mit welchen die Vergeltungszustände Sand in Hand gehen. Nach dieser Richtschnur ware, wie schon E. Arnoldt treffend bemerkt hat, zu fordern, daß unserer sittlichen Willensbeschaffenheit das verdiente Maß der Glückseligkeit angepaßt und proportionirt, also auch die Unlauterkeit mit der ihr gemäßen Strafe verknüpft werde; und da der nicht völlig geläuterte Wille noch den Charakter der Un= lauterkeit hat, so müßte die göttliche Gerechtigkeit ihr jenseitiges Bergeltungsamt wesentlich durch die größeren ober geringeren Strafen

ausüben, die sie uns nach dem größeren ober geringeren Maße unserer Unlauterkeit zutheilt.¹ Auf diesem Wege gelangen wir mitten in das Labyrinth der platonischen Unsterblichkeits= und Vergeltungslehre, indem wir den Faden der kantischen versolgen.

Nun ist nicht einzusehen, warum in unserem gegenwärtigen Leben die vergeltende und in dem künftigen die strasende Gerechtigkeit Gottes pausirt oder aussetz, da doch von dieser letzteren der Philosoph in seiner Unsterblichkeitslehre so gut wie gar nicht redet? Warum werden in dem Weltzustande, worin wir leben, die zahllosen Nisverhältnisse zwischen Tugend und Glückseligkeit zugelassen? Wenn es nämlich die Misverhältnisse wirklich sind, die sie uns zu sein scheinen! Sind sie es nicht, wie wir nach der Allgegenwart Gottes und seiner Gerechtigkeit glauben sollten, so fallen auch die Bedingungen weg, unter welchen die letztere erst im künftigen Leben das Amt und den Charafter der ausgleichenden Vergeltung annimmt.

Kant wollte seine neue Lehre von der Freiheit mit der alten Lehre von der Unsterblickeit und jenseitigen Bergeltung verschmelzen, indem er die zweite als ein nothwendiges Postulat der ersten hinstellte und geltend machte. Dieser Versuch mußte sehlschlagen und an den Principien der kritischen Philosophie selbst scheitern. Wenn uns die Wirksamkeit Gottes, wie Kant gelehrt hat und lehren mußte, ein unsersorschliches Mysterium bleibt, so durfte er nicht die Wirkungsart der göttlichen Gerechtigkeit enthüllen und nach einem Vordilde bestimmen wollen, das unter den Bedingungen der Zeit steht. Wenn er diese Wirkungsart underechtigterweise als Vergeltung ansfaßte und begreislich scheinen ließ, so durfte er die letztere doch nicht so behandeln, daß wir die göttliche Vergeltung in den gegenwärtigen Weltzuständen vermissen und erst in den künstigen erwarten dürsen, daß uns in jenen die vergeltende und in diesen die strasende Gerechtigkeit Gottes zu sehlen scheint.

Wir beurtheilen die kantische Unsterblichkeitslehre nach den Grundsätzen der kritischen Philosophie und wollen sie diesen gemäß berichtigen, nicht überhaupt verneinen. Denn wir sehen wohl, daß die neue Freiheitslehre auch die Unsterblichkeitslehre von Grund aus ändert, und daß die Frage der letzteren durch den transscendentalen

¹ Emil Arnoldt: Ueber Kants Ibeen vom höchsten Gut. (Königsberg 1874.) S. 7—13.

Ibealismus in ein neues Stadium der Bejahung eintritt. Die Fassung wie die Entscheidung dieser Frage ist davon abhängig, ob wir mit allem, was unser Wesen ausmacht, in Zeit und Raum sind oder diese in uns. Wenn Zeit und Raum die umsassenden Grundbedingungen alles Daseins sind und nichts von ihnen unabhängig sein kann, so beharrt nur die Materie, während ihre Formen wechseln, so müssen alle einzelnen Dinge entstehen und vergehen, so kann kein Einzelwesen, kein Individuum, also auch keine Person beständig fortdauern, vielmehr hat jede ihre bestimmte Zeitdauer, an welche ihre Existenz gebunden ist: die Grenzen dieser Dauer sind die unübersteiglichen Schranken alles zeit= lich-persönlichen Daseins.

Unter dieser Voraussetzung, nach welcher Zeit und Raum Dinge ober Bestimmungen der Dinge an sich sind, bleibt uns nichts weiter übrig, als entweder in Uebereinstimmung mit jener Annahme jede Art individueller (perfönlicher) Unsterblichkeit zu ver= neinen ober im Widerspruche damit dieselbe auf phantastische Art zu bejahen und vorzustellen, um gewisse Gemüthsbedürfnisse dadurch zu befriedigen. Alles Entstehen und Vergehen geschieht in der Zeit und ift nur in ihr möglich. Was von aller Zeit unabhängig ift ober ben Charakter des zeitlosen Seins hat, kann weder entstehen noch vergeben: das allein ist ewig. Da nun die Zeit als solche kein Ding an sich, sondern die nothwendige Form unseres Vorstellens ist, so sind alle zeitlichen Dinge Borstellungen ober Erscheinungen, die ohne ein Besen, dem sie erscheinen ober welches sie vorstellt und erkennt, nicht sein können: dieses Wesen aber, da es die Bedingung aller Erscheinungen ausmacht, ist selbst keine Erscheinung, es ist nicht in der Zeit, sondern diese ist in ihm, daher ist es unabhängig von aller Zeit, d. h. zeitlos ober ewig.

Es ist unmöglich, daß gewisse Erscheinungen zwar entstehen, aber nicht vergehen, sondern ins Endlose fortdauern sollen; es ist ebensoummöglich, daß gewisse Erscheinungen zwar vergehen, aber eigentlich nicht vergehen, sondern auf geheimnißvolle Art in der Zeit und Sinnenwelt fortleben sollen. Dies ist die gewöhnliche Art, wie man sich die Unsterblichkeit der menschlichen Seele vorstellt, indem man die Bergänglichkeit der menschlichen Erscheinung zugleich bejaht und vereneint und den Tod für eine bloße Formalität ansieht.

Der wahre Begriff der Unsterblichkeit fällt mit dem der Ewig= keit zusammen. Diese Unsterblichkeit bejaht und begründet die kritische

11

Philosophie durch ihre neue Lehre von Zeit und Raum, von der Ibealität unserer Sinnenwelt und von der Realität jenes übersinnslichen Substratums, das unserer erkennenden Vernunft und ihren Erscheinungen zu Grunde liegt, welches Kant "Ding an sich" genannt und als das Princip der moralischen Weltordnung erleuchtet hat. Wie alle Sinnenobjecte durchaus phänomenal sind, so hat auch unser Sinnensleben den Charakter einer bloßen Erscheinung; wie die gesammte Sinnenwelt die Erscheinung der intelligiblen oder moralischen Weltsordnung ist, so ist der empirische Charakter des Menschen die Erscheinung des intelligibeln: jener ist zeitlich und vergänglich, dieser zeitlos und ewig.

Die Ewigkeit unseres intelligibeln Wesens muffen wir, wie die Freiheit, bejahen, obwohl wir auch diese wahre Art der Unsterb= lichkeit uns nicht vorzustellen oder in der Einbildungskraft auszu= führen vermögen, denn fie vorstellen und bilblich gestalten, hieße fie zeitlich machen und damit verneinen. Da es ohne finnliche Vorftell= ungen keine erkennbaren Objecte giebt, so ist die Unsterblichkeit der Seele auf theoretischem Wege nie zu beweisen. Da aber alle sinnlichen Borftellungen unter der Bedingung der Zeit stehen, welche selbst unfere bloße Vorstellungsform ist, so ist unser Wesen zeitlos ober ewig, baber ist die Unsterblichkeit der Seele nie zu widerlegen: alle Beweise dawider find ebenso vergeblich, wie die theoretischen Argumente dafür. beiden Seiten wird irrthumlicherweise die Realität der Zeit und die Zeit= lichkeit unseres Wesens vorausgesett; nun demonstriren die einen, um die Unsterblichkeit der Seele zu begründen, die Immaterialität und Beharrlichkeit ber letteren, wogegen die anderen, um fie zu widerlegen, die Materialität und Bergänglichkeit ber Seele beweisen.

Man kann ungültige Beweise widerlegen, indem man ihre Unsmöglichkeit darthut, aber man kann sie nicht durch Beweise des Gegenstheils entkrästen, die ebenso ungültig sind. Daher lassen sich die Gegner nicht durch Demonstrationen der Unskerblichkeit aus dem Feldeschlagen, wohl aber darf man, ohne die Grenzen des richtigen Bernunftgebrauchs zu überschreiten, ihnen eine Sppothese entgegenhalten, die sie nicht widerlegen können, und welche selbst gar nicht den Anspruch macht, theoretisch beweisbar zu sein.

Die Methodenlehre der Vernunftkritik enthält in ihrem Abschnitt von der "Disciplin der reinen Vernunft in Ansehung der Hypothesen" eine höchst bemerkenswerthe und charakteristische Stelle, worin Kant die Unsterblichkeitslehre in einer solchen hppothetischen Fassung den Anhängern empfiehlt, um dieselbe wider ihre Gegner aufzubieten. "Wenn euch also wider die (in irgend einer anderen, nicht speculativen Rücksicht) angenommene immaterielle und keiner körperlichen Umwandlung unterworfene Natur der Seele die Schwierigkeit aufstößt, daß gleichwohl die Erfahrung sowohl die Erhebung als Zerrüttung unserer Geisteskräfte bloß als verschiedene Modification unserer Organe zu beweisen scheine, so könnt ihr die Araft dieses Beweises badurch schwächen, daß ihr annehmet, unser Körper sei nichts als die Funda= mentalerscheinung, worauf, als Bedingung, fich in bem jetigen Bustande (im Leben) das ganze Vermögen der Sinnlichkeit und hiermit alles Denken bezieht. Die Trennung vom Körper sei das Ende dieses sinnlichen Gebrauchs eurer Erkenntnißkraft und der Anfang des intellectuellen. Der Körper ware also nicht die Ursache des Denkens, sondern eine bloß restringirende Bedingung besselben, mithin zwar als Beförderung des finnlichen und animalischen, aber besto mehr auch als Hinderniß des reinen und spirituellen Lebens anzusehen, und die Abhängigkeit des ersteren von der körperlichen Beschaffenheit beweise nichts für die Abhängigkeit des geiftigen Lebens von dem Zustande unserer Organe. Ihr könnt aber noch weiter gehen und wohl gar neue, entweder nicht aufgeworfene ober nicht weit genug getriebene Zweifel ausfindig machen. Die Zufälligkeit der Zeugungen, die bei Menschen, so wie beim vernunftlosen Geschöpfe, von der Gelegenheit, überdem aber auch oft vom Unterhalte, von der Regierung, deren Launen und Einfällen, oft sogar vom Laster abhängt, macht eine große Schwierigkeit wider die Meinung der auf Ewigkeiten sich erstreckenben Dauer eines Geschöpfs, deffen Leben unter so unerheblichen und unserer Freiheit so ganz und gar überlassenen Umständen zuerst angefangen hat. Was die Fortbauer der ganzen Gattung (hier auf Erben) betrifft, so hat diese Schwierigkeit in Ansehung berselben wenig auf sich, weil ber Zufall im Einzelnen nichts besto weniger einer Regel im Ganzen unterworfen ift; aber in Ansehung eines jeden Individuums eine so machtige Wirkung von so geringfügigen Um= ständen zu erwarten, scheint allerdings bedenklich. Hiewider konnt ihr aber eine transscendentale Hypothese aufbieten, daß alles Leben eigent= lich nur intelligibel sei, den Zeitveranderungen gar nicht unterworfen und weder durch Geburt angefangen habe, noch durch den Tod geendigt werde, daß dieses Leben nichts als eine bloße Erscheinung

sei, d. i. eine finnliche Vorstellung von dem reinen geistigen Leben und die ganze Sinnenwelt ein bloßes Bild fei, welches unserer jetigen Erkenntnißart vorschwebt und, wie ein Traum, an sich keine objective Realität habe; daß, wenn wir die Sachen und uns selbst anschauen sollen, wie fie find, wir uns in einer Welt geiftiger Naturen sehen würden, mit welcher unsere einzig wahre Gemeinschaft weder durch Geburt angefangen habe, noch durch den Leibestod (als bloßer Er= scheinungen) aufhören werbe u. s. w. Ob wir nun gleich von allem diesem, was wir hier wider den Angriff hypothetisch vorschützen, nicht das Mindeste wissen noch im Ernste behaupten, sondern alles nicht einmal Bernunftibee, sondern bloß zur Gegenwehr ausgebachter Be= griff ift, so verfahren wir doch hierbei ganz vernunftmäßig, indem wir dem Gegner, welcher alle Möglichkeit erschöpft zu haben meint, indem er den Mangel ihrer empirischen Bedingungen für einen Beweis ber ganzlichen Unmöglichkeit des von uns Geglaubten falschlich ausgiebt, nur zeigen, daß er ebensowenig durch bloße Erfahrungsgesetze das ganze Feld möglicher Dinge an sich selbst umspannen, als wir außerhalb der Erfahrung für unsere Vernunft irgend etwas auf gegründete Art erwerben können. Der solche hypothetische Gegenmittel wider die An= maßungen des dreift verneinenden Gegners vorkehrt, muß nicht dafür gehalten werden, als wolle er fie fich als seine wahren Meinungen eigen machen. Er verläßt fie, sobalb er den dogmatischen Eigenbünkel bes Gegners abgefertigt hat. Denn so bescheiben und gemäßigt es auch anzusehen ist, wenn jemand sich in Ansehung frember Behauptungen bloß weigernd und verneinend verhält, so ist doch jederzeit, sobald er diese seine Einwürfe als Beweise bes Gegentheils geltend machen will, der Anspruch nicht weniger stolz und eingebildet, als ob er die bejahende Partei und deren Behauptung ergriffen hatte." "Man sieht also hieraus, daß im speculativen Gebrauch der Vernunft Hppothesen keine Gültigkeit als Meinungen an fich selbst, sondern nur relativ auf ent= gegengesetzte transscendentale Anmaßungen haben. Denn die Ausdehnung der Principien möglicher Erfahrung auf die Möglichkeit der Dinge überhaupt ift ebenso wohl transscendent, als die Behauptung der objectiven Realität solcher Begriffe, welche ihre Gegenstände nirgends, als außerhalb der Grenze aller möglichen Erfahrung finden können."1

¹ Aritik b. r. B. Methobenlehre. Hauptst. I. Abschn. III. (S. W. Bb. II. S. 583—585.) Bgl. dieses Werk. Bb. IV. Buch II. Cap. XV. (S. 573—575.)

Man wird in dieser Unsterblickeitshypothese leicht unterscheiden, was auf Rechnung der theoretischen Vorstellungsart und Ausführung zu setzen, und was als die innerste Ueberzeugung des Philosophen selbst zu betrachten ist. Es ist seine auf die neue Lehre von der Idealität der Zeit und Sinnenwelt gegründete Ueberzeugung, daß unser Sinnensleben den Charafter einer bloßen Erscheinung hat, daß unser intelligibles Wesen unabhängig von aller Zeit ist, also zeitlos und frei, ewig und unsterblich.

Wäre die Sinnenwelt nichts als ein Traum, der uns vorschwebt, ober ein Bild, welches wir wie ein Schauspiel betrachten, so würde von selbst einleuchten, daß wir diesen passiven Vorstellungszustand über= leben, benn das Ende des Traumes ist nicht auch das des Träumers bas Ende des Schauspiels nicht auch das des Zuschauers. und Aber so einfach liegt die Frage nicht. Wir verhalten uns zu der Sinnenwelt nicht bloß anschauend, sondern auch handelnd, wir find in dem Theater der Welt nicht bloß unter den Zuschauern, sondern auch unter den Spielern; diese Welt hat keinen anderen Zuschauerraum als die Bühne, sie ist der Schauplat, wo wir leben und handeln, auf dem wir erscheinen und zugleich unsere eigene Erscheinung betrachten und erkennen. Hier fällt daher der Lebenszustand mit dem Borstellungs= zustande, der Acteur mit dem Zuschauer bergestalt zusammen, daß, wenn dieser Zuschauer aufhört, Spieler zu sein, er auch aufhört, Zu= schauer zu sein.

Mit unserer Existenz in der Sinnenwelt entschwindet unserer Betrachtung auch die Erscheinung der Dinge; mit unserem sinnlichen Lebenszustande ist auch unser sinnlicher Borstellungszustand
und damit der Charakter derjenigen Erkenntniß aufgehoben, deren
Grundanschauungen Zeit und Raum sind. Unserem zeitlosen Wesen
entspricht der Zustand des zeitlosen Erkennens oder jener intellectuellen Anschauung, der das Wesen der Dinge unmittelbar einleuchtet. Dies meint der Philosoph, wenn er in der oben angesührten Stelle uns die Annahme machen läßt: "unser Körper sei nichts als die Fundamentalerscheinung, worauf als Bedingung sich in dem jezigen Zustande das ganze Vermögen der Sinnlichkeit und hiermit alles Denken bezieht; die Trennung vom Körper sei das Ende dieses sinnlichen Gebrauchs unserer Erkenntnißkraft und der Ansang des intellectuellen". "Wenn wir die Sachen und uns selbst anschauen sollen, wie sie sind, so würden wir uns in einer Welt geistiger Naturen sehen." Rann nun das zeitlose Erkennen, wie unser Philosoph an einer anderen Stelle lehrt, nur dem Urwesen zukommen¹, so würde demgemäß das Ende unseres sinnlichen Daseins als eine Rückehr in das Urwesen, unser ewiges oder rein geistiges Leben als ein Leben in Gott zu betrachten sein. Mit den sinnlichen Vorstellungszuständen müßten dann auch die sinnlichen Bezehrungszustände und damit jene Läuterungsbedürftigkeit wegfallen, um deren willen Kant in seiner praktischen Unsterblichkeitslehre die endlose Fortdauer unseres persönlichen Daseins gefordert hat. Dann würde die Lauterkeit nicht die Aufgabe und das Ziel, sondern die Bedingung und den Charakter des unsterblichen Lebens ausmachen.

Schopenhauer verwirft mit dem kantischen Theismus auch die Unsterblichkeitslehre, welche in der Aritik der praktischen Vernunft gefordert wird und mit der Vergeltungslehre zusammenfällt; er bejaht die Un= sterblichkeit unserer Wesens auf Grund ber transscenbentalen Aesthetik. "Wollte man, wie so oft geschehen, Fortbauer bes individuellen Bewußt= seins verlangen, um eine jenseitige Belohnung ober Bestrafung baran zu knüpfen, so würde es hiermit im Grunde nur auf die Vereinbarkeit ber Tugend mit dem Egoismus abgesehen sein. Diese beiben aber werden sich nie umarmen: sie find von Grund aus entgegengesett." "Die gründlichste Antwort auf die Frage nach der Fortbauer des Individuums nach dem Tobe liegt in Rants großer Lehre von der Idealität der Zeit, als welche gerade hier sich besonders folgenreich und fruchtbar erweist, indem sie durch eine völlig theoretische, aber wohl erwiesene Einsicht Dogmen, die auf dem einen wie auf dem anderen Wege zum Absurden führen, ersetzt und so die excitirendste aller metaphysischen Fragen mit einem male beseitigt. Anfangen, Enden, Fortdauern sind Begriffe, welche ihre Bebeutung einzig von ber Zeit entlehnen und folglich nur unter Voraus= setzung dieser gelten. Allein die Zeit hat kein absolutes Dasein, ist nicht die Art und Weise des Seins an sich ber Dinge, sondern bloß die Form unserer Erkenntniß von unserem und aller Dinge Dasein und Wesen, welche eben badurch sehr unvollkommen und auf bloße Er= icheinungen beschränkt ift."2

Da es nun unserer Vernunft bei ihrer gegenwärtigen Einrichtung schlechterbings unmöglich ift, sich von dem Zustande des zeitlosen Seins und Erkennens eine Vorstellung zu verschaffen, so können wir von dem

¹ S. oben Cap. I. S. 544 flgd. — ² A. Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung. Bb. II. (5. Aufl.) S. 564. Bgl. Parerga und Paralipomena. Bb. II. (4. Aufl.) § 137.

Leben nach dem Tode nicht das Mindeste wissen. Wir beherzigen baher, was unser Philosoph ausdrücklich erklärt hat: daß seine Hypothese nicht das Dogma der Unsterblichkeit vertheidigen, sondern nur die Gegner deffelben bekämpfen will. Indeffen bleibt es sehr bemerkenswerth, daß für die erlaubten und zur Polemik berechtigten "Hppothesen der reinen Vernunft" Kant gerade dieses Beispiel als das einzige und beste ge= wählt hat: nämlich die Lehre, welche unser gegenwärtiges Dasein als eine bloße Erscheinung ober finnliche Vorstellung unseres ewigen und intelli= giblen Lebens darstellt. Bergleichen wir die kantische Unsterblichkeits= lehre nach dieser Sypothese der reinen Vernunft mit der nach dem Postulate der praktischen, so wird dort das ewige Leben als zeitlos, übersinnlich und rein geiftig, hier bagegen als zeitlich, barum auch sinnlich und läuterungsbedürftig gefaßt: bort gilt es als Vollendung, die wir uns als ein Leben in Gott benken muffen, hier dagegen als eine endlos fortdauernde, in sittlicher Läuterung begriffene und der ver= geltenden Gerechtigkeit Gottes unterworfene Entwicklung. ersten Fassung ist unser ewiges Leben unabhängig von Zeit und Raum. Was man den Zustand der Seele nach dem Tode nennt, ist für unser gegenwärtiges Erkenntnisvermögen mysterium magnum, und bie leidige Frage: wann? wie? und wo? wird damit abgeschnitten, denn sie ist ungereimt und sinnlos, da sie das zeit= und raumlose Dasein in Zeit und Raum sucht. Nach der zweiten Fassung bagegen soll bie Seele nach dem Tode ihr Dasein fortsetzen, sie soll eine Reihe fort= schreitender Läuterungszustände erleben, also in der Zeit, mithin auch in der Sinnenwelt forteriftiren, sie muß in einem gewissen Zeitpunkte ben Körper verlaffen, einen neuen Ort ihres Aufenthaltes suchen, eine neue Lebensform annehmen, und da dies alles nur in Zeit und Raum, also in unserer gemeinsamen Sinnenwelt vor sich gehen kann, so scheint es, als ob wir mit der gehörigen Spürkraft ihre verborgenen Wege auffinden könnten. Jest fühlen wir uns nicht mehr vor jenes mysterium magnum gestellt, von dem wir sehr wohl erkennen, warum es uns verschlossen bleibt, sondern wir stehen rathlos, wie Mephistopheles vor dem Leichname des Fauft:

Und wenn ich Tag und Stunden mich zerplage, Wann? wie und wo? das ist die leidige Frage.

Drittes Capitel.

Die kantische Philosophie als Entwicklungslehre.

I. Die kantischen Grundprobleme.

Die Thatsache, daß wir eine gemeinsame Sinnenwelt vorstellen, war das erste Problem, dessen Auflösung das Thema der kantischen Erkenntnißlehre ausmachte. Wenn diese Sinnenwelt nicht burchgängig phanomenal, d. h. vorstellbar und vorgestellt ware, so müßte jene That= sache für unerklärlich gelten. Die Sinnenobjecte find Phanomene ober Erscheinungen. Um die letteren zu erklaren, find drei Fragen zu beantworten, welche recht eigentlich die kantischen Grundprobleme enthalten. Es muß erstens ein Subject geben, dem überhaupt etwas gegenständlich sein ober erscheinen kann, ohne welches keinerlei Art von Erscheinung möglich ware. Die Frage heißt: wer ist das Subject des Erkennens? Es muß zweitens ein Besen geben, bas allen Erscheinungen und bem erkennenden Subjecte selbst zu Grunde liegt, wenn das letztere nicht etwa die Dinge, welche es vorstellt, selbst aus sich hervorbringt, und zwar vollständig und ohne Rest. In diesem Fall würde das erkennende Subject zugleich der Wesensgrund aller Erscheinungen sein. Da nun dieser Fall nicht stattfindet, so muß gefragt werden: was ist das Substratum, welches dem erkennenden Subjecte wie den Erscheinungen ins= gesammt zu Grunde liegt? Es muß brittens zwischen jenem Wesens= grunde und allem, was auf ihm beruht, ein Zusammenhang bestehen, der die Wesenseigenthumlichkeit unserer Erkenntnißformen wie unserer Erkenntnisobjecte (Erscheinungen) begründet und, wenn uns derselbe einleuchtet, erklart. Die Frage heißt: warum ift die Art unseres Er= kennens und die Art der Dinge so und nicht anders beschaffen? Faffen wir die drei Fragen kurz zusammen, indem wir fie bloß durch ihre Anfangsworte bezeichnen, so lauten fie: Wer? Was? Warum?

Die Auslösung der ersten Frage giebt die Aritik der reinen Vernunft durch ihre Erforschung unserer Erkenntnißvermögen und durch ihre Lehre von der Entstehung der Sinnenwelt aus den materialen Elementen unserer Eindrücke und den formalen unserer Anschauungen

und Begriffe. Die zweite Frage beantwortet Kant durch seine Unterscheidung der Erscheinungen und der Dinge an sich. Was die letzteren sind, erleuchtet die Kritit der praktischen Bernunst durch ihre Lehre von der Freiheit und der moralischen Weltordnung, womit ihre Lehre von Gott und der Unsterblichkeit genau zusammenhängt. Die dritte Frage gilt nach der Beschaffenheit der menschlichen Erkenntnißvermögen unserem Philosophen sur unauflöslich. Wenn uns der Zusammenhang der Dinge an sich und der Erscheinungen einleuchtete, so wäre der Urgrund und damit der Ursprung der Dinge, die zeitlose Schöpfung erkannt und das Käthsel der Welt gelöst. Aber jener Zusammenhang bleibt unerkennbar, das Käthsel der Welt unlösbar, das Wesen der Dinge unersorschlich. Dieser unauflöslichen Probleme sind drei: das kösmologische, psychologische und moralische.

Wenn der intelligible Charafter der Welt in der Freiheit besteht, so ist es der Wille, von dem die eigenthümliche Einrichtung unserer erkennenden sinnlichen Vernunft, wie die eigenthümlichen Arten der Erscheinungen abhängen und erzeugt werden. Wie dies geschieht, ist die Frage, welche das Räthsel der Welt in sich schließt. Kant hat die Frage richtig gesaßt und gestellt, aber die Antwort für unmöglich erklärt. Schopenhauer nimmt den Ruhm in Anspruch, die allein richtige Antwort gesunden und in seiner Lehre das Räthsel gelöst zu haben, welches Kant allein entdeckt hat.

Das psychologische und moralische Problem find dem kosmologischen weniger zu coordiniren, als unterzuordnen, denn sie enthalten dieselbe Frage in Anwendung auf die menschliche Bernunft und den mensch= lichen Charakter. Das psychologische betrifft die Beschaffenheit unserer Erkenntnißvermögen, in beren Einrichtung Sinnlichkeit und Verstand getrennt und vereinigt sind: "Wie ift in einem benkenden Subject überhaupt äußere Anschauung, nämlich bie des Raumes möglich?" Nennen wir das denkende Subject "Seele" und unsere außere Erscheinung "Körper", so enthält das psychologische Problem in dieser seiner wahren Fassung die alte Frage nach dem Zusammenhange ober 1 der Gemeinschaft zwischen Seele und Körper. Das moralische Problem betrifft die Thatsache unserer Gesinnung, den Zusammenhang unseres intelligiblen und empirischen Charakters ober die Art, wie in unserer moralischen Handlungsweise Freiheit und Nothwendigkeit zusammenbestehen und vereinigt sind. Auf alle diese Fragen ift es nach der Lehre unferes Philosophen keinem Menschen möglich, eine Antwort zu

sfinden, sie sind und bleiben mit den Mitteln unserer theoretischen oder wissenschaftlichen Erkenntniß unauflöslich.

Es handelt sich in der Grundfrage um den Zusammenhang zwischen den Dingen an sich und den Erscheinungen ober, was dasselbe heißt, zwischen der Freiheit und der Natur, der intelligiblen und sinnlichen, der moralischen und materiellen Weltordnung oder der Causalität des Willens und der mechanischen Causalität. Die Bereinigung beider liegt in dem Princip der natürlichen Zweckmäßigkeit und der darauf gegründeten teleologischen Weltbetrachtung, die zwar keineswegs die Geltung einer wissenschaftlichen (theoretischen) Erkenntniß, wohl aber den Charakter einer nothwendigen, unserer Bernunft unentbehrlichen Beurtheilungsart in Anspruch nimmt. Mit der Vor= ftellung innerer Naturzwecke hangt aber die einer naturgemäßen Ent= wicklung so genau zusammen, daß beide Vorstellungsarten nicht von einander zu trennen sind. Was sich entwickelt, muß sich zu etwas entwickeln, b. h. es hat einen inneren, in ihm angelegten Zweck, ber verwirklicht werden will; und was einen solchen inneren Zweck ober eine Anlage hat, welche nach Ausbildung strebt, muß sich eben darum entwickeln. In dem Begriff der natürlichen Entwicklung vereinigen fich zweckthätige und mechanische Causalität, Wille und Mechanismus, Freiheit und Natur, Ding an sich und Erscheinung. Demgemäß faffen wir die kantische Entwicklungslehre als die Vereinigung seiner Erkenntniß= und Freiheitslehre.

II. Die entwicklungsgeschichtliche Weltansicht.

1. Die natürliche Entwicklung.

Wenn wir die vorkritischen Forschungen unseres Philosophen mit der Vernunftkritit und den Einsichten vergleichen, welche in der letzteren enthalten sind und aus ihr hervorgehen, so sinden wir eine Grundanschauung, die sich durch den Ideengang beider Perioden wie der rothe Faden hindurchzieht: es ist Kants entwicklungsgeschichtliche Weltansicht, die durch die Vernunstkritik keineswegs verneint oder beeinträchtigt, sondern nur tiefer begründet wird, als es vor derselben möglich war. So lange das Thema einer solchen Weltbetrachtung kein anderes ist, als die natürlichen Weltveränderungen oder die Zeitsolge

¹ Ueber das kosmologische Problem vgl. dieses Werk. Bd. 1V. Buch II. Cap. XIII. S. 536—544. Ueber das psychologische: Ebendas. Cap. X. S. 498 bis 505. Ueber das moralische: Cap. XIII. S. 537—544.

der verschiedenen Weltzustände, die nach dem Gesetze der Causalität so verknüpft sind, daß die späteren nothwendig aus den früheren hervor= gehen, fällt die Entwicklung der Dinge mit ihrer Naturgeschichte zu= sammen, die ganz anderer Art ift, als die herkömmliche Natur= Diese begnügt sich, die Dinge künstlich zu classisciren, beschreibung. beren äußere Merkmale zusammenzustellen und zu erzählen, was sie in ihrem gegenwärtigen Zustande sind, wogegen die Naturgeschichte erklärt, wie die Dinge entstanden und geworden sind, welche Beränderungen und Umbildungen sie im Laufe der Zeit erfahren haben, wie und unter welchen Bedingungen aus ben früheren Zuständen die gegen= wärtigen hervorgegangen sind. Eine solche naturgeschichtliche Welt= erklärung vermißte der Philosoph in den wissenschaftlichen Erkenntniß= zuständen, die er vorfand; er forderte sie als eine neue und kühne Aufgabe, deren Lösung gewagt werden muffe, er selbst ging mit seinem Beispiele voran und machte mit seiner "Allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des himmels" den Anfang dieser neuen wiffenschaftlichen Welterklarung. Seine kleinen geologischen Auffate, wie seine physische Geographie bürfen als Beiträge zur Naturgeschichte ber Erbe und ihrer Geschöpfe angesehen werden, wie seine beiden Abhandlungen über die Menschenracen Beiträge zur Naturgeschichte der Menschheit sein wollen und find. "Es ist wahre Philosophie", sagte Rant, "die Verschiedenheit und Mannichfaltigkeit einer Sache durch alle Zeiten au verfolgen." 1

2. Die intellectuelle Entwicklung.

Die Vernunftkritik lehrt, wie aus den Bedingungen unserer vorsstellenden Natur die Erscheinungen, die Sinnenwelt und die Ersahrung entsteht, wie die letztere sortschreitet und vermehrt wird, wie sich dieselbe erweitert und ordnet, indem sie nach der Richtschnur der Vernunstsideen ein wissenschaftliches Erkenntnißspstem anstrebt, dessen Endziel, wenn es erreichbar wäre, kein anderes sein könnte, als das völlig einsleuchtende Entwicklungsspstem der Welt.

Wenn wir die Untersuchungen der Vernunftkritik in der Ausbildung und dem Fortgange ihrer Resultate verfolgen und sehen, wie sie aus unseren Empfindungen und den formgebenden Vermögen unserer An=

¹ Physische Geogr. Einleitung. § 4. — Th. II. Abschn. I. § 3. Bgl. dieses Werk. Bd. IV. Buch I. Cap. XI. S. 183. — ² Ebendas. Bd. IV. Buch II. Cap. XIV. S. 558—563. Bgl. ebendas. Bd. V. Buch III. Cap. I. S. 414—417.

schauung und Intelligenz die Erscheinungen oder Objecte, aus deren Berknüpfung die Ersahrung, aus der Verknüpfung der Ersahrungen nach der Richtschnur der Ideen die systematisch geordnete Ersahrung, d. h. die Wiffenschaft in ihren Verzweigungen und Fortschritten, also die Geschichte der Wiffenschaften entstehen läßt, so kann die Aufgabe und Summe der gesammten Vernunftkritik nicht kürzer und treffender bezeichnet werden, als durch den Ausdruck, den wir gewählt haben: sie ist die Entstehungs= und Entwicklungslehre der menschlichen Erkenntniß.

In jeder Entwicklung ist die erreichte Stufe in ihrer ausgebildeten Form oder der gewordene Zustand allemal die Bedingung, das Material, die Anlage zu einer höheren Gestaltung. Dies gilt auch von unseren Erkenntnißzuständen: die Eindrücke sind das Material, woraus die Erscheinungen geformt werden, die Erscheinungen oder Wahrnehmungen das Material zur Ersahrung, die gemachten Ersahrungen der Stoss der Wissenschaft oder wirklichen Ersahrungserkenntniß. So sind die Erkenntnißzustände, deren Entstehung die Vernunstkritik lehrt, die Entswicklungszustände der menschlichen Erkenntniß.

3. Die culturgeschichtliche und sociale Entwicklung.

Die Naturgeschichte der Menschheit ist die Bedingung und das Material unserer Freiheitsgeschichte, die natürliche und intellectuelle Entwicklung dient der moralischen, die jene nicht etwa nur fortsetzt und erhöht, sondern bemeistert und beherrscht. Im Dienste der Freiheit erscheint die fortschreitende Ausbildung unserer Natur= und Geistes= anlagen als menschliche Gesittung oder als Culturgeschichte, deren Charakter nach der Lehre unseres Philosophen eben darin besteht, daß sie von den natürlichen Zwecken und Interessen der Menscheit un= willkürlich getrieben, sortbewegt und zur Erfüllung der Freiheitsgesetz genöthigt, aber nur durch die Idee der Freiheit selbst vollendet wird.

Die moralische Freiheit kann sich nur culturgeschichtlich entwickeln, und die Culturgeschichte kann sich nur dann vollenden, wenn wir ihre höchsten Ziele mit der klarsten Erkenntniß und Absicht erstreben. Denn die Freiheitsgesetze wollen nicht blind, sondern mit Freiheit erfüllt werden. Damit die Anlagen der menschlichen Natur zu voller Entsaltung gelangen und ihre natürlichen Zwecke erreichen, muß der Antsagonismus der Interessen, der Wetteiser der Kräfte, die Differenzirung der Arbeit und Arbeitszweige, die Zwietracht und der Kampf um das

¹ Wgl. dieses Werk. Bb. IV. Buch II. Cap. XIV. S. 563 figb.

7

Dasein eintreten, es muß aus dem isolirten Lebenszustande zu dem geselligen, aus der barbarischen Freiheit zu der socialen und bürger-lichen sortgeschritten werden, innerhalb welcher der Kampf der Interessen fortdauert und mit der Vermehrung unserer Bedürfnisse sich verviel-fältigt und steigert, aber ohne die wechselseitige Vernichtung und Gesfährdung des Daseins und der Freiheit.

Denn die volle Entfaltung der Anlagen ist nur möglich unter der Bedingung gesicherter Lebenszustände, die Sicherheit gehört zu den natürlichen Lebenszwecken: daher muß die gesellige Vereinigung, die öffentliche Rechtsordnung in der sichersten Form erstrebt und hergestellt werden. Diese sicherste Form ist der versassungsmäßige Rechtsstaat, welcher aber selbst so lange unsicher bleibt, also auch das Dasein aller Individuen, wie die Entwicklung aller Culturinteressen unsicher läßt, als Staaten und Völker noch im Zustande der barbarischen Freiheit beharren, sich wechselseitig bekriegen und durch Kriege vernichten: daher sordern die natürlichen Lebenszwecke oder das menschliche Sicherheitsbedürsniß nicht bloß die bürgerliche, sondern auch die internationale Rechtsordnung, deren sicherste Form die Föderation freier und versassungsmäßig geordneter Culturvölker ist.

4. Die moralische und religiose Entwicklung.

Aber die Freiheit wird nur bann verwirklicht und in einem fitt= lichen Weltzustande gleichsam verkörpert, wenn sie nicht um der Sicher= heit, sondern um ihrer selbst willen und mit ihren eigenen Factoren erstrebt wird; diese sind nicht der Mechanismus unserer Neigungen, sondern die bewußte Absicht, die sittliche Erkenntniß, die moralische Gefinnung. Deshalb forderte Kant, daß die Nothwendigkeit der Bölker= föderation in Absicht auf den ewigen Frieden nicht nur durch die Intereffen unserer Sicherheit und Cultur motivirt, sondern aus sittlichen Gründen gelehrt, als moralischer Weltzweck erleuchtet und in dieser weltbürgerlichen Absicht die Universalgeschichte ber Menscheit geschrieben werbe. 1 Um zu beweisen, daß "die Evolution einer naturrechtlichen Verfaffung" im Plan ber Weltgeschichte liege und ihr Zeitalter gekommen sei, berief er sich auf die sittliche Begeisterung und enthusiastische Theilnahme, welche der Versuch des französischen Volks, den Rechtsstaat zu gründen, in allen Culturvölkern erweckt habe. In seiner eigenen Epoche sah er den Aufgang des Selbstdenkens und der Selbsterkenntniß,

¹ Physische Geogr. Einleitung. Bb. IV. €. 172 figb., €. 236—240.

"das Zeitalter der Aufklärung", deren Ziel kein anderes sein könne, als ein aufgeklärtes, in seinen Culturzuständen von der Idee der Freisheit durchdrungenes und sittlich erleuchtetes Weltalter.¹

Mit bem Fortschritt unserer Culturinteressen und unserer außeren socialen Gesittung geht die moralische Entwicklung keineswegs Hand in Hand. Im Gegentheil, je reicher und mannichfaltiger sich die menschliche Gesellschaft gestaltet, um so mehr muß bieselbe sich auch zerklüften und im Einzelnen die größte Ungleichheit der Lebenszustande ausbilden, um so mehr nahrt und erregt fie die Triebfedern der Selbst= sucht und läßt in ihrem Innern die Zwietracht, die gehässigen und bosen Leidenschaften, diese "Brut gesetzwidriger Gesinnungen", ins Maglose wachsen. Weil die teuflischen Laster, wie Undank und Haß, Neid und Schadenfreude, Bosheit und Schmähsucht u. s. w. gerade im Schoofe der Gesellschaft am fruchtbarften gedeihen und wuchern, darum bedarf die lettere einer Umwandlung und Läuterung von Grund aus, einer socialen Wiedergeburt, welche nicht "ber juristische", sondern nur "ber ethische Staat", nicht der Staat, sondern die Kirche als das moralische Gottesreich auf Erden zu bewirken vermag. Hier sollen die bosen Gefinnungen, woraus alle jene Uebel hervorgehen, welche die Menschen einander absichtlich zufügen, entwurzelt und die Herzen ge= läutert werden, damit die gute Gefinnung in der Welt zur Herrschaft gelange. Die Gründung eines solchen Gottesreiches auf Erden ift zur Lösung der menschlichen Seilsfrage, dieses wichtigsten aller Probleme, nothwendig und gilt daher unserem Philosophen als eine Pflicht ber Menschheit gegen sich selbst, als die einzige Pflicht dieser Art. In ihrer Erfüllung besteht das eigentliche Thema unserer religiösen Ent= wicklung, deren mahre Aufgabe und Ziel ihren geschichtlichen Ausbruck erft in der Erscheinung des Christenthums gefunden hat, und die in der Ausbildung der fichtbaren Kirche fortschreitender Läuterungen bebarf, um nicht in äußeren Formen zu erstarren und bas Wesen ber Sache aus bem Geficht zu verlieren. Zum wahren Glauben gehört die Wahrhaftigkeit, die mit der aufrichtigen, auf unsere moralische Selbsterkenntniß gegründeten Ueberzeugung zusammenfällt. Nichts wider= streitet dem religiösen Glauben mehr als die Seuchelei, welche der Glaubens= zwang erzeugt und mit fich bringt. Daher betrachtet Kant die religiöse Aufklarung wegen ihrer grundsätlichen Toleranz als den wesentlichen

¹ Bgl. Phyfische Geogr. Einleitung. Bb. IV. S. 387 figb, S. 247.

Charakterzug der Aufklärung selbst und das Zeitalter der letzteren als eine nothwendige Läuterungsstufe in der Geschichte der Kirche.

Die Art und Weise, wie Kant das Verhältniß der Religion und Offenbarung, der unsichtbaren und sichtbaren Kirche auffaßt, darf als ein vorzügliches Beispiel seiner Entwicklungslehre überhaupt dienen: er läßt, wie Lessing, die Offenbarung als die religiöse Erziehung der Menschheit, die sichtbare Kirche als die Erscheinungs= und Entwicklungs= sorm der unsichtbaren gelten und legt ein großes Gewicht darauf, daß diese geschichtlichen Bildungsstusen richtig gewürdigt werden, denn es sei ebenso verkehrt, sie für werthlos und überslüssig, als für das Wesen der Sache und für unwandelbare Formen zu halten.

Wie sich die sichtbare Kirche zur unsichtbaren, so verhält sich unsere Natur= und Culturgeschichte zur Freiheit und dem sittlichen Endzwecke der Menscheit, unser Sinnenleben zu unserem intelligiblen Wesen und die sinnliche Welt zur moralischen.

III. Die teleologische Weltansicht.

1. Die Weltentwicklung als Ericheinung.

Wir sehen, wie sich die kantische Philosophie in ihrer gesammten Weltanschauung als Entwicklungslehre darstellt: sie betrachtet die Natur wie die Freiheit, die Cultur wie den Staat, die Religion wie die Kirche entwicklungsgeschichtlich, und wenn sie diese Themata auch nicht aussührt, sondern nur in großen Zügen und allgemeinen Umrissen entwirft, so hat sie die Aufgabe einer solchen Weltansicht schon vor der Vernunftkritik ergriffen und durch die letztere begründet.

Die Entwicklungsgesetze der Welt sind theils Natur= theils Freizheitsgesetze, jene bestehen in den Bewegungsgesetzen der Körperwelt, in der Causalität der äußeren wie der inneren Veränderungen, in der nothwendigen Zeitsolge der Weltzustände, diese in dem sittlichen Vernunstzweck, woraus jene äußeren und inneren Freiheitsgesetze solgen, die in der Entwicklung der Cultur und des Staates, der Religion und der Kirche erfüllt werden sollen.

In der vorkritischen Zeit beschränkte sich Kants entwicklungs= geschichtliche Weltansicht auf die Naturgeschichte und in der Hauptsache auf die mechanische Entstehung der Weltkörper und deren Veränder= ungen. Indessen erklärte er schon damals, daß der Ursprung der

¹ Bgl. Physische Geogr. Einleitung. Bb. IV. S. 247. Bgl. S. 347 flgb. — 2 Ebendas. Bd. IV. S. 336—348.

organischen Körper nach bloß mechanischen Gesetzen nicht zu begreifen Die Frage nach der Erkennbarkeit der gesetzmäßigen Beränder= ungen ober des Causalzusammenhanges der Dinge lag unserem Philosophen noch fern, als er in der "allgemeinen Naturgeschichte und Theorie des Himmels" seine mechanische Kosmogonie gab. Er nahm die Welt und ihre Gesetze als gegeben und ließ dahingestellt, auf welchem Wege uns dieselben einleuchten, ober kraft welcher Bermögen wir fie erkennen. Die gründliche Untersuchung dieser Frage, die den Causalzusammen= hang der Dinge betraf, nöthigte ihn, zuerst die Wege des Rationalis= mus, zulett auch die des Empirismus der alten Schule zu verlaffen und die völlig neue Bahn der Bernunftkritik einzuschlagen. brachte die Lösung, sie entbeckte, wie nach der Einrichtung unserer Vernunft aus dem Stoffe unserer Eindrucke und den Gesetzen unseres finnlichen und intellectuellen Vorftellens die Erscheinungen und deren nothwendige Verknüpfung, d. h. die gesetymäßig geordnete Sinnenwelt ober die Natur entsteht. Der Beschaffenheit und den Gesetzen unserer Bernunft gemäß muffen wir bas materielle Weltall in einer mechan= ischen, das Reich der lebendigen Körper in einer organischen, die Menschheit in einer moralischen Entwicklung vorstellen. Und da alle diese Entwicklungsarten nichts enthalten, was nicht vorstellbar und vorgestellt ware, so ift die gesammte Weltentwicklung durchaus phano= i Ihre Gesetze sind Natur= und Freiheitsgesetze, beibe find noth= menal. wendige Vorstellungen unserer Bernunft, jene bedingen die sinnliche, diese die sittliche Erfahrung: daher hat auch die Natur= und Freiheits= geschichte, b. h. die gesammte Weltentwicklung den Charakter der Borstellung ober Erscheinung. Und was konnte sie anders sein, da alle Entwicklungszuftande, welcher Art fie auch sein mögen, successiv find ober eine Zeitfolge bilben, also in ber Zeit stattfinden muffen, welche selbst als eine bloße Vorstellungsform nur Vorstellungen ober Erscheinungen enthalten kann?

2. Die Weltentwidlung als zwedmäßige Erscheinung.

Indessen wird der Begriff der Erscheinung in der Entwicklungs= lehre nothwendigerweise tiefer gefaßt, als in der Erkenntnißlehre. Als Gegenstände unserer Ersahrung oder naturwissenschaftlichen Erkenntniß dürsen die Erscheinungen nicht durch Zwecke gedacht und erklärt werden, dagegen sind sie als Entwicklungssormen nicht ohne Zwecke vorzustellen. Was sich entwickelt, muß sich zu etwas entwickeln, es trägt seine Bestimmung in sich und zeigt den Charakter der Selbstbestimm= ung und Freiheit.

Bergleichen wir die Erscheinung als Erkenntnisobject mit der Erscheinung als Entwicklungszustand, so liegt die Differenz in der Borskellung der inneren Zweckmäßigkeit, welche jene ausschließt und diese in sich begreift. Und zwar muß die Borstellung der inneren, in den Erscheinungen wirksamen Zweckursachen auf die gesammte Weltentwicklung angewendet werden, nicht bloß auf die organische und moralische, sondern auch auf die mechanische. In der organischen Entwicklung gilt der Zweckbegriff als eine nothwendige Maxime unserer Beurtheilung, weil uns die lebendigen Körper als solche erscheinen, die sich selbst gestalten oder organisiren und daher ohne die Idee der inneren Zweckmäßigkeit gar nicht vorzustellen sind.

In der moralischen Entwicklung gilt der Zweckbegriff als das nothwendige Princip nicht bloß unserer Beurtheilung, sondern der Hanblungen und Erscheinungen selbst, denn der Wille handelt nach Zwecken, und der moralische Charakter seiner Thaten wird durch das Sittengesetz sowohl bestimmt als beurtheilt. In der moralischen Welt hat der Zweck reale, in der organischen ideale Geltung, in der mechanischen soll er gar keine haben. Aber nach ber Lehre unseres Philosophen giebt es nur eine Zeit und einen Raum, daher auch nur eine Sinnenwelt ober einen burchgängigen Zusammenhang aller Erscheinungen. Wenn nun einige berselben wirklich nach 3wecken hanbeln, andere als zweckmäßig beurtheilt werden müssen, so kann es keine geben, die vollständig zwecklos find. Denn die moralische Entwicklung der Menscheit ist auch organisch und würde ohne unseren organischfinnlichen Charakter gar nicht Entwicklung sein, und die lebendigen Rörper sind auch materiell und mechanisch; daher konnen auch die leblosen Körper, obwohl sie ohne Zweckbegriffe erklart werden muffen, boch nicht ohne Zwecke fein, sonst gabe es keinen burchgangigen Busammenhang aller Erscheinungen, keine Einheit der Sinnenwelt, keine Einheit der Zeit und des Raumes, worunter wir hier nicht die geschlossene Einheit im Sinne der Totalität verstehen, fondern das Gegen= theil jener zahllosen, von einander unabhängigen Welten, welche Leibniz annahm und Kant in seinen ersten Anfängen noch gelten ließ, bann aber mit der Monadenlehre unter "die Marchen aus dem Schlaraffen= lande der Metaphysik" rechnete.1

¹ Wgl. dieses Werk. Bb. IV. Buch I. Cap. XVII. 5. 301.

Unsere Weltbetrachtung schreitet von der leblosen Welt zur leben= digen und von dieser zur moralischen fort; sie sieht, wie aus der unorganischen Welt die organische, aus dieser die Menscheit und die fittliche Weltordnung hervorgeht, und fie würde in Stücke zerfallen, wenn sie in dem ersten Stadium der Weltentwicklung die Geltung der Zwecke absolut verneinte, dann im zweiten den nothwendigen Gebrauch der Zweckbegriffe anerkennen müßte und endlich im dritten die Realität derselben entdeckte. Dies ift nicht der Sinn der kantischen Lehre. Sie verneint nicht die Geltung der Zwecke, sondern nur deren theoretische ober naturwissenschaftliche Erkennbarkeit in der Körperwelt, auch in der organischen; fie bejaht ihre Erkennbarkeit in der moralischen Welt, weil hier die Wirksamkeit der Zwecke unmittelbar aus dem Willen selbst einleuchtet. Die Materie macht die Zwecke unerkennbar, der Wille dagegen erkennbar. Zwecke find innere Ursachen, die Materie aber ift räumlich und, wie der Raum, durchaus äußerlich, alles in ihr ist außer einander und in äußeren Relationen befindlich, daher giebt es in ihr keinerlei Art erkennbarer innerer Ursachen. Dies gilt von den außeren Erscheinungen überhaupt, also von allen Körpern, auch ben organischen, welche nur deshalb, weil sie sich selbst gestalten, hervorbringen und fort= pflanzen, d. h. weil sie sich entwickeln, uns nöthigen, sie als zweckmäßig zu beurtheilen.

Die Einheit der Welt ist auch die Einheit der Weltentwicklung: baher muß der Endzweck, der sich in der moralischen Ordnung der Dinge offenbart und deren einleuchtendes Thema ausmacht, auch als das Princip gelten, welches der natürlichen Ordnung der Dinge zu Grunde liegt, aber in keiner ihrer Erscheinungen erkennbar zu Tage tritt. Jener Endzweck ist die Freiheit. Wir müssen demnach die gesammte Weltentwicklung als die Erscheinung der Freiheit, die sinnliche Weltvordnung als die Erscheinung der moralischen beurtheilen und uns das mit auf eine Höhe der Betrachtung erheben, wo sich das Käthsel der Welt löst und das Wesen der Dinge, das unserer Erkenntniß im eigent-lichen Sinne stets verhüllt bleibt, entschleiert.

3. Die Weltentwicklung als Erscheinung ber Dinge an fic.

So vereinigen sich in der kantischen Entwicklungslehre die beiden anderen Grundzüge der kritischen Philosophie: die Erkenntniß= und Freiheitslehre oder, was dasselbe heißt, der Natur= und Freiheits= begriff. Die Vernunstkritik vollendet sich in der teleologischen Welt= Fischer, Gesch. d. Philos. V. 4. Aust. R. A.

betrachtung und gelangt, indem sie dieselbe ausstührt, zu einer spstematischen Ansicht der Dinge. Unsere Folgerungen halten sich genau an die Wege der kantischen Lehre und sind auch in ihren Ausdrücken so gesaßt, daß dem Philosophen in keiner Weise Sähe zugeschrieben oder aufgenöthigt werden, welche er nicht selbst ausgesprochen und in seiner Lehre bestätigt hat. Er hat die Einheit der Welt wie die Entwicklung der Dinge, die ideale Geltung der organischen wie die reale der moralischen Zweckmäßigkeit, die Freiheit als den sittlichen Endzweck der Welt wie den intelligiblen Charakter der Freiheit gelehrt und das Ding an sich gleichgesetzt dem intelligiblen Charakter.

Die Zweckmäßigkeit, welcher Art sie auch sei, besteht in der Ueberzeinstimmung der Sache mit einem Zweck ober einer Absicht, welche eine absichtsvolle Thätigkeit, also eine zweckthätige Kraft und ein zwecksehndes Vermögen, d. h. Wille und Freiheit voraussetzt. Entweder ist eine solche Uebereinstimmung in der Sache selbst gegeben und besteht in Wirklichkeit, oder es scheint unserer Vernunst, als ob sie vorhanden sein müßte: in jenem Fall ist sie sachlich und real, in diesem nur unsere nothwendige Vorstellung und darum bloß ideal; von der ersten Art ist die moralische, von der zweiten die organische ober natürliche Zweckmäßigkeit.

Da nun ohne Zweck ober Absicht, d. h. ohne Wille ober Freiheit die Zweckmäßigkeit überhaupt weber sein noch vorgestellt werden kann, und alle Entwicklung als zweckmäßig beurtheilt werden muß, so gilt die letztere als die Erscheinung der Freiheit ober des Dinges an sich. Anders ausgedrückt: die Weltentwicklung besteht in der natürlichen und moralischen Ordnung der Dinge, aber die zweite ist nicht bloß die höchste Entwicklungsstuse der ersten, sondern deren Grund, die sinnsliche Welt ist nicht bloß die zeitliche Voraussetzung der moralischen, sondern deren Phänomen. Kurz gesagt: die gesammte Weltentwickslung ober Weltordnung ist die Erscheinung der Freiheit.

Daß sich die Sache in Wahrheit so und nicht anders verhält, hat Kant in seiner Lehre von dem Primate der praktischen Vernunft aus= gesprochen und in seiner Kritik der Urtheilskraft bestätigt. Er hat er=klärt, daß jenes überfinnliche Substratum unserer erkennenden Vernunft und aller Erscheinungen, "jenes Ueberfinnliche, welches wir der Natur als Phänomen unterlegen müssen", identisch sei mit der Freiheit. Hier ist seine Erklärung in wörtlicher Fassung: "Es muß doch einen Grund der Einheit des Uebersinnlichen, welches der Natur zum Grunde liegt,

mit dem, was der Freiheitsbegriff praktisch enthält, geben, wovon der Begriff, wenn er gleich weder theoretisch noch praktisch zu einem Erstenntniß desselben gelangt, mithin kein eigenthümliches Gebiet hat, dennoch den Uebergang von der Denkungsart nach den Principien des einen zu der nach den Principien des andern möglich macht".¹

Was der Freiheitsbegriff praktisch enthält, ist nach der Lehre unseres Philosophen nichts anderes als der moralische Endzweck. Was mit diesem übereinstimmt oder eines ist, kann bloß der moralische Endzweck selbst sein, denn dieser ist nur sich selbst gleich. Wenn daher von "der Einheit des Uebersinnlichen, welches der Natur zum Grunde liegt mit dem, was der Freiheitsbegriff praktisch enthält", geredet wird, so kann jenes übersinnliche Substrat nichts anders sein als der moralische Endzweck selbst. Und wenn der Philosoph sagt: "es muß doch einen Grund jener Einheit" geben, so kann darunter nur der Grund des moralischen Endzwecks verstanden werden: dieser aber ist einzig und allein der Wille oder die Freiheit.

Jenes "Ueberfinnliche, welches der Natur zum Grunde liegt", ist demnach der Wille oder die Freiheit. Es giebt nach dem Geist wie nach bem Buchstaben der Lehre Kants keinen anderen Ausweg. haben wir von der Freiheit als dem moralischen Endzwecke zwar keine theoretische, wohl aber eine praktische Erkenntniß; aber von der Frei= heit als dem überfinnlichen Substratum aller Erscheinungen haben wir weder eine theoretische noch praktische Erkenntniß, d. h. wir können uns von dem "Grunde der Einheit des Uebersinnlichen, welches der Natur zum Grunde liegt, mit bem, was der Freiheitsbegriff praktisch ent= hält", keinerlei Vorstellung machen. Darum sagt der Philosoph: es muß einen solchen Grund geben, dessen Begriff uns die Principien der Natur mit denen der Freiheit vereinigen läßt, obwohl wir weder theoretisch noch praktisch zu einer Erkenntniß dieses Grundes gelangen. Die Bereinigung der Natur und Freiheit besteht in dem Begriff der natürlichen Freiheit ober Zweckmäßigkeit, nach beren Richtschnur wir die organischen Erscheinungen betrachten und beurtheilen müssen. Bon der natürlichen Nothwendigkeit oder dem Mechanismus der Dinge haben wir eine theoretische Erkenntniß, von der moralischen Freiheit eine praktische, von der natürlichen Freiheit gar keine, d. h. der Wille ober

¹ Aritik der Urtheilskraft. Einleitung II. (S. W., Bb. VII. S. 14.) Ebendas. Dialektik der teleologischen Urtheilskraft. § 78. (S. 231.) Bgl. dieses Werk. Bb. V. Buch III. Cap. I. S. 407. Cap. VI. S. 505—510.

die Freiheit in der Natur ist unerkennbar, die natürlichen Zwecke ober Endursachen sind zwar nothwendig vorzustellen, aber nie zu erkennen.

Alle Erscheinungen der Natur sind Araftäußerungen: die natürliche Freiheit besteht in der Freiheit der Arast oder des Könnens, sie
ist die Freiheit der Erscheinung oder die Erscheinung in ihrer Freiheit.
Innerhalb der Körperwelt erscheint uns diese Freiheit in der Selbste
entwicklung der Körper, d. h. in denjenigen Körpern, welche sich selbst
gestalten, hervorbringen und sortpslanzen: das sind die Lebendigen
Naturerscheinungen, welche wir deshalb nach dem Princip objectiver und
innerer Zweckmäßigkeit vorzustellen und zu beurtheilen genöthigt sind.
Diese nothwendige Betrachtungsart der organischen Natur war das
Thema, welches Kant in seiner "Kritik der teleologischen Urtheilskraft"
ausgesührt hat.

Es giebt auch eine freie Betrachtung der Dinge, worin die Frei= heit nicht unser Ziel ober Problem, sondern unser Zustand ist: ber harmonische Zustand unserer Gemüthskräfte, worin wir die Erscheinungen nicht erkennen und untersuchen wollen, sondern frei laffen und mit rein contemplativer Luft wahrnehmen. Diesem unserem völlig freien, von keinem Interesse abhängigen ober eingeengten Vorstellungszustande ent= spricht die freie Erscheinung, d. i. die Erscheinung in ihrer völligen Freiheit: fie ift der Gegenstand unseres reinen Wohlgefallens, ben wir als schön oder erhaben beurtheilen. Auf das Princip einer solchen sub= jectiven Zweckmäßigkeit der Erscheinungen gründet sich unsere afthetische Betrachtungsart, welche Kant zum Thema seiner "Kritik der afthetischen Urtheilskraft" nahm. Seine Untersuchung beschränkte sich auf bie Analyse unseres ästhetischen Urtheils ober unserer Vorstellung im Zu= stande der Freiheit: sie bedurfte einer Erganzung, welche darin be= ftand, daß nun auch bas Correlatum unserer äfthetischen Betrachtung, namlich die Erscheinung im Zustande ihrer Freiheit erörtert Es war der Versuch, die äfthetische Zweckmäßigkeit auch ob= jectiv zu begründen. Diesen erganzenden Fortschritt machte Schiller, der, wie kein anderer bis auf Schopenhauer, die kantische Aesthetik, ohne die Grundlagen der kritischen Philosophie zu verlaffen, gefördert und erweitert hat. Wenn die Freiheit unser höchstes Vernunftgesetz ift und als solches auch der Einrichtung unserer Erkenntniß zu Grunde liegt, unter deren Gesetzen (Berftandesgesetzen) die Sinnenwelt steht, so muffen wir die Freiheit auch in den Erscheinungen vorstellen, und die Erscheinung in ihrer Freiheit ist Schönheit. Schiller konnte seinen kantischen

Standpunkt und zugleich seinen Fortschritt innerhalb besselben nicht tressenser der und energischer aussprechen, als er in einem jener Briese an Körner, die seine ästhetischen Grundideen in unmittelbarer Frische darstellen, mit wenigen Worten gethan hat. Sie bezeugen, welches tiese Verständniß der kritischen Philosophie er besaß. "Es ist gewiß von einem sterblichen Wenschen kein größeres Wort noch gesprochen worden, als dieses kantische, was zugleich der Inhalt seiner ganzen Philosophie ist: «bestimme dich aus dir selbst», sowie das in der theoretischen Philosophie: «die Natur steht unter dem Verstandesgesetz». Diese große Idee der Selbstbestimmung strahlt uns aus gewissen Erscheinungen der Natur zurück, und diese nennen wir Schönheit."

Wir untersuchen jest nicht, ob die kantische Erkenntniß= und Entwicklungslehre mit einander streiten. In jener sind die Dinge an sich
völlig unerkennbar und von den Erscheinungen grundverschieden, in
dieser dagegen zeigt sich die Erscheinung der Freiheit. Mit dem Zweck
tritt der Wille, mit diesem die Freiheit, der intelligible Charakter oder
das Ding an sich in die Erscheinung ein und immer deutlicher hervor,
je höher die Entwicklung der Dinge sortschreitet. Die Weltentwicklung
gilt in der Lehre unseres Philosophen als die Erscheinung und zunehmende Offenbarung der Freiheit. Was in der mechanischen Welt
gar nicht offenbar oder völlig verhüllt ist, drängt sich in der organischen
schon so weit hervor, daß wir die Lebenserscheinungen ohne die Vorstellung ihrer inneren Zweckmäßigkeit nicht einmal vollständig ersahren
können; in der moralischen ist es völlig offenbar und gegenwärtig. In
der organischen Weltentwicklung nehmen wir den Zweck noch auf unsere
Rechnung, in der moralischen ist er die Sache selbst.

Indessen ist zwischen den beiden Lehren, wie sie im Geiste unseres Philosophen gestaltet sind, zunächst kein Widerstreit, sondern eine tiefssinnige Uebereinstimmung. Wider den Einwurf, daß nach seiner Erstenntnißlehre die Dinge an sich völlig dunkel sind und bleiben, nach seiner Entwicklungslehre dagegen in zunehmender Erkennbarkeit erscheinen, würde Kant schon durch seine Unterscheidung der Erkenntnißearten gedeckt sein. Er würde entgegnen, daß die Dinge an sich uns

¹ Schillers Briefwechsel mit Körner. (2. Aust. Herausg. von K. Goedete. 1878.) Brief vom 18. Febr. 1792. S. 18—28. Die oben gedachten, in Jena geschriebenen Briefe sind folgende fünf: vom 25. Januar, vom 8., 18., 23. und 28. Februar 1793. (S. 5—51.) Vgl. damit meine Schiller-Schriften. Bb. II.: Schiller als Philosoph. (2. Aust.) Zweites Buch. (Heidelberg, Winter 1892.) S. 100—111, S. 141—150.

nur so weit einleuchten, als sie praktisch erkennbar sind; theoretisch erkennbar seien sie nirgends. Jede Erscheinung ist als Erkenntnisobject ein Glied im Zusammenhang aller Dinge, jede hat in unserer Welt-vorstellung ihre bestimmte Zeit, wie ihren bestimmten Ort, keine ist benkbar ohne das Ding an sich, welches allen zu Grunde liegt, in keiner ist dieses Ding an sich erkennbar, es erscheint nirgends, d. h. es erscheint nie so, daß wir es in unserer Erkenntnis der Dinge antressen und sagen können: "da ist es!"

Um eine Erscheinung zu erkennen, muffen wir dieselbe analysiren, zergliedern, in ihre erkennbaren Factoren auflösen und daraus zu= sammensetzen: unter diesen Factoren findet sich nie das Ding an sich, nie der schöpferische oder erzeugende Wesensgrund der Erscheinung selbst. Dieser erscheint nicht, weil er die Erscheinung macht; er erscheint auch nicht in der Entwicklung der Dinge, weil er sich in keiner Entwick= lungsform ober Stufe erschöpft und in dieselbe übergeht: er kann fich offenbaren, aber nicht erscheinen, er wird offenbar und bleibt doch ewig verborgen, wie die Gefinnung in der Handlung, das Genie des Rünftlers in seinem Werk, der Wille zum Leben oder der innere Lebenszweck im Organismus, die Kraft in der Wirkung, Gott in der Welt. Etwas erscheint, heißt im genauen Sinne bes Wortes: es ist in einem Objecte dergestalt enthalten, daß es in der Analyse deffelben angetroffen und gefunden wird. Nun vermag auch die sorgfältigste Analyse in keiner Erscheinung den Grund, warum und wozu sie ift. b. h. mit anderen Worten beren innerstes Wesen aufzufinden oder zu Man braucht sich um diese Frage nicht zu bekümmern und ist in der Erfahrungserkenntniß und den sogenannten exacten Biffen= schaften sogar befugt, sich gar nicht mit ihr zu beschäftigen; man kann fich berselben auch, als ob es eine müßige Frage ware, völlig ent= schlagen, nur daß dieses unter den Philosophen die tiefsinnigen Denker, denen das Rathsel der Welt auf der Seele liegt, niemals vermögen. Darum behält die kantische Unterscheidung der Dinge an sich und der Erscheinungen, wie die Lehre von der Unerkennbarkeit der ersteren im Wege ber wiffenschaftlichen Analyse ber anderen ihren tiefen und fort= beständigen Sinn.

Die Frage nach dem Dinge an sich als dem Wesensgrunde aller Erscheinungen führt uns zurück bis zu dem Urgrunde der Dinge, der uns nach der Lehre Kants aus keiner Erscheinung, welche es auch sei, sondern lediglich aus dem Endzwecke der Welt einleuchtet, d. h. aus

dem Zweck, den unsere Vernunft kraft ihrer Freiheit von der Welt, welche wir vorstellen (Sinnenwelt), sich selbst sest und in der Willens= läuterung verwirklicht. In diesem Sinne darf der Mensch als der Endzweck der Welt gelten. "Es ist nur das Begehrungsvermögen, aber nicht dasjenige, was ihn von der Natur (durch finnliche Antriebe) abhängig macht, nicht das, in Ansehung bessen der Werth seines Da= seins auf dem, was er empfängt und genießt, beruht, sondern der Werth, welchen er allein sich selbst geben kann, und welcher in dem besteht, was er thut, wie und nach welchen Principien er nicht als Naturglied, sondern in der Freiheit seines Begehrungsvermögens handelt, b. h. ein guter Wille ist dasjenige, wodurch sein Dasein allein einen absoluten Werth, und in Beziehung auf welches das Dasein der Welt einen Endzweck haben kann." 1 Unser Philosoph urtheilt wie unser Dichter: "Genießen macht gemein". "Die That ift alles, nichts ber Ruhm!" Mit diesem Bekenntniß erhebt sich der goethesche Fauft auf seine letzte Läuterungsftufe.

111

Wenn der Zweck unseres Daseins die Glückseligkeit oder der Welt= genuß in beständigem Amusement ware, wenn wir nur deshalb in der Welt erschienen, um, wie der Mann im Possenspiel, uns "einen Jux zu machen" und eitel Pläsir zu suchen, so möchte der heutige, von der Genußsucht unserer Tage inspirirte Pessimismus Recht haben, daß dieser Zweck des Lebens verfehlt und das Gegentheil erreicht werde, benn die Summe der Luft sei weit kleiner als die Summe der Unluft, und die Langeweile weit größer als das Amusement. Dann ift das Resultat des Lebens, wie das der Posse, ein trauriger "Jux". nichts ift thörichter und aller wirklichen Menschenkenntniß baarer, als eine solche Rechnung, welche Luft und Unluft, Freude und Schmerz als Posten betrachtet, die man, wie Geld, summiren und von einander subtrahiren könne, um mit diesem kindischen Exempel das Facit des Lebens zu gewinnen. Der Pessimismus und Optimismus der gewöhn= lichen Art stehen auf gleicher Linie, beibe find eudämonistisch gesinnt und halten die Glückseligkeit für das allein wünschenswerthe Gut. Nun finden die Pessimisten die Welt so übel beschaffen, daß wir jenes Gut nie erreichen und genießen, sondern nur barnach jagen und hungern und somit zu einer beständigen Tantalusqual verdammt sind, einem Elende, welches nicht größer gebacht werden könne. Die Optimisten

¹ Kritik der Urtheilskraft, § 86. (S. W. Bb. VII. S. 326.) Bgl. dieses Werk. Bb. V. Buch III. Cap. VII. S. 521—528.

bagegen finden die Welt und unsere Vernunft so gut eingerichtet, daß wir mit der richtigen Erkenntniß und der ihr entsprechenden Sandlungsweise den glückseligen Lebenszustand herzustellen vermögen.

Da man sich heutzutage viel mit Kant beschäftigt, so wird auch darüber hin= und hergestritten, ob seine Lehre im Sinne der pessimistischen ober der optimistischen Lebensansicht zu nehmen sei. Schon daß man eine solche Streitfrage stellt und mit ja oder nein zu beantworten sucht, ist ein Zeugniß, wie wenig man den Philosophen kennt. Seine Lehre ist keines von beiden, denn sie beurtheilt den Zweck unseres Lebens in dieser Welt überhaupt nicht eudämonistisch. Wäre dieser Zweck die Glückseligkeit, welche wir nach den sinnlichen Trieben unserer Natur gedrungenerweise begehren, so würde ein solcher Zustand des Wohlseins, selbst wenn er im vollsten Umfange erreicht werden könnte, unser moralisches Wesen leer und unbefriedigt lassen, denn wir würden dadurch den wahrhaft menschlichen oder persön= lichen Lebenszweck, der uns nicht gegeben, sondern nur durch uns selbst gesetz, d. h. gewollt werden kann, von Grund aus versehlen.

Der Zweck des menschlichen Daseins in der Welt besteht in unserer moralischen Selbstentwicklung, welche auch die Cultur und deren gesammte Arbeit in sich begreift und rastlos sortschreitet. Jede gelöste Ausgabe enthält neue, die zu lösen sind. Hier giebt es kein ruhiges Glück, das wir, die Hände im Schoose, genießen, keinen Augenblick behaglicher Besriedigung, und doch ist alle meuschenwürdige Besriedigung nur in diesem Wege der freien Selbstentwicklung zu sinden. Sie wird nicht gesunden, sondern erkämpst: "Nur der verdient sich Freisheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß!"

Die Befriedigung liegt nicht in einem einzelnen Moment, sondern in der gesammten Lebenserfüslung, in dem Glück wie in der Qual des Schaffens. Wer diesen Weg wandelt, den kann die Sorge nicht mehr ansechten, die dem Menschen jeden behaglichen Lebensgenuß stört und verleidet; die moralische Thatkraft allein kann sie nicht hemmen, sondern nur steigern. Ueber den Zweck und Werth des menschlichen Lebens urtheilt Kant am Schlusse seiner teleologischen Weltansicht, wie Goethe am Schlusse seines Faust. Es bedarf keiner Magie, um den Menschen von der Sorge und allen Quälgeistern der Welt zu befreien:

Im Weiterschreiten find' er Qual und Glück, Er, unbefriedigt jeden Augenblick!

¹ Kritik der Urtheilskraft. § 83. (S. W. Bb. VII. S. 311 figb.) Bgl. dieses Werk. Bb. V. Buch III. Cap. VII. S. 520.

Das Ziel unserer moralischen Selbstentwicklung ist die Freiheit von der Welt. Gilt "der Mensch unter moralischen Gesetzen" als der Endzweck der Welt, so müssen die letzteren als Weltgesetze und die Ordnung aller Dinge als moralische Weltordnung gelten, so muß es auch einen moralischen Welturheber oder einen Urgrund aller Dinge geben, der kein anderes Wesen sein kann, als der weltschaffende Wille oder Gott. So vollendet sich Kants teleologische Weltansicht in der moralischen Teleologie, auf die sich der einzig gültige Beweis für das Dasein Gottes gründet, dessen Realität unser Philosoph nie bezweiselt, dessen Beweisbarkeit er in seiner Erkenntnißlehre verneint und widerzlegt, dessen Dasein er in seiner Freiheits= und Glaubenslehre mit völliger Gewißheit bejaht hat. Ohne den Willen als Urgrund der Welt giebt es in dieser weder Freiheit noch Zwecke noch Entwicklung.

Viertes Capitel.

Die Prüfung der kantischen Grundlehren.

I. Die Prüfung ber Erkenntnistehre.
1. Der Widerstreit in der Betnunftfritik.

Wir haben durch die Feststellung und Verknüpfung der Grundlehren Rants die richtige Vorstellung von dem Charakter des Systems gewonnen, so wie dasselbe im Geiste seines Urhebers gegenwärtig war. Es enthält Themata genug, welche der Philosoph bloß in Umrissen ent= worfen oder gar nicht ausgeführt. Probleme genug, welche er theils ungelöst gelassen, theils für unlösbar erklärt hat. Die Mängel aufzufinden und zu erganzen, ift die Arbeit ber Schüler, welche das Werk des Meisters vervollständigen und ausbilden wollen, ohne an seine Principien zu rühren. Dagegen ift ber Versuch, das Syftem über seine Schranken hinauszuführen und da fortzuschreiten, wo Kant stehen geblieben war und der Philosophie Halt geboten hatte, eine Aufgabe, welche burch die Fortbildung und Umgestaltung der kantischen Lehre gelöst sein will. Um aber eine solche Aufgabe zu begründen, muffen wir prufen, ob die Principien seiner Lehre in der Form, wie der Philosoph fie beurkundet hat, feststehen, ob ihre Grundzüge mit einander übereinstimmen und keiner derselben sich ober den anderen widerstreitet.

¹ Ebendaselbst. **5.** 521-528.

Wir faffen vor allem die Erkenntniglehre ins Auge, die bas eigentliche Thema ber Vernunftkritik ausmacht. Und hier ist unsere erste Frage: ob der Charakter des transscendentalen oder kritischen Ibealismus, burch bessen Begründung Kant den Ruhm des Kopernikus der Philosophie erworben hat, in der Bernunftkritik selbst unwider= sprochen feststeht? Die fundamentale Geltung dieses neuen Lehrbegriffs ist außer Frage, nicht ebenso die consequente Festhaltung. berühren wir, wie der kundige Leser sogleich bemerkt, den Punkt, worin zwischen der ersten und zweiten Ausgabe der Vernunftkritik jene vielbesprochene und bestrittene Hauptdifferenz besteht, die wir in der Schlußabhandlung des dritten Bandes unseres Hauptwerkes bereits zum Gegenstande einer sehr ausführlichen und genauen Erörterung gemacht haben. Die gegenwärtige Aufgabe, die es mit der Beurtheilung der kantischen Lehre zu thun hat, nothigt uns, auf diesen so wichtigen Punkt zurückzukommen, indem wir zugleich auf den erwähnten Abschnitt hinweisen. 1

Es ist gut, die Frage selbst so kurz und präcis als möglich zu sassen. Der transscendentale Idealismus lehrt: alle unsere Erscheinungen oder Ersahrungsobjecte sind bloße Vorstellungen und nichts davon Unabhängiges. Daß es die inneren Erscheinungen sind, steht außer Frage. Es handelt sich daher nur um die äußeren: diese sind die Dinge außer uns, die Erscheinungen im Raum, also die Körper oder die Materie. Kant mußte lehren und hat in der unzweideutigsten Weise, namentlich in den "Paralogismen der reinen Vernunst", wie sie in der ersten Ausgabe der Vernunstkritik enthalten sind, gelehrt: daß die Materie eine bloße Vorstellung sei. Er hat in der zweiten Ausgabe der Vernunstkritik eine "Widerlegung des Idealismus" gegeben und darin gelehrt, daß die Materie keine bloße Vorstellung sei. Dies ift der Punkt, um den es sich handelt. Wir sehen in der Lehre Rants einen Widerspruch vor uns, welchen keinen Ausslegungskunst aus dem Sinn und Buchstaben der urkundlichen Stellen wegzuschaffen vermag.

Hier sind diese urkundlichen Stellen. Die erste Ausgabe der Bernunftkritik lehrt in den "Paralogismen der reinen Bernunft" und in der "Betrachtung über die Summe der reinen Seelenlehre" Folgendes: "Wir haben in der transscendentalen Aesthetik unleugbar bewiesen, daß Körper bloße Erscheinungen unseres äußeren Sinnes und nicht Dinge an sich selbst sind". "Ich verstehe aber unter dem

¹ Bgl. bieses Werk. Bb. IV. Buch II. Cap. XVI. S. 602-620.

transscendentalen Ibealismus aller Erscheinungen den Lehrbegriff, nach welchem wir sie insgesammt als bloße Vorstellungen und nicht als Dinge an sich selbst ansehen." Es heißt von dem trans= scendentalen Idealisten: "Weil er die Materie und sogar deren innere Möglichkeit bloß für Erscheinung gelten läßt, die, von unserer Sinn= lichkeit abgetrennt, nichts ift, so ist sie bei ihm nur eine Art Borstellungen (Anschauung), welche äußerlich heißen, nicht als ob sie sich auf an sich selbst außere Gegenstände bezögen, sondern weil fie Wahrnehmungen auf ben Raum beziehen, in welchem alles außer einander, er selbst der Raum aber in uns ist. Für diesen trans= scendentalen Idealismus haben wir uns schon im Anfange erklärt." "Nun find aber außere Gegenstände (Körper) bloß Erscheinungen, mithin auch nichts anderes, als eine Art meiner Borftellungen, deren Gegenstände nur durch biese Borftellungen etwas find, von ihnen abgesondert aber nichts sind." "Es wird klar gezeigt, daß, wenn ich bas benkende Subject wegnehme, die ganze Körperwelt wegfallen muß, als die nichts ist, als die Erscheinung in der Sinnlichkeit unseres Subjects und eine Art Vorstellungen deffelben." 1

Nach der Lehre unseres Philosophen ist die Substanz nur durch ihre Beharrlichkeit und diese nur an derjenigen Erscheinung erkennbar, welche zu aller Zeit den Raum erfüllt: daher ist die Materie die einzig erkennbare Substanz, weil unter allen Objecten das allein beharrliche. Nun lehrt die zweite Ausgabe der Vernunstkritik in ihrer Widerlegung des Idealismus wörtlich: "Also ist die Wahrnehmung dieses Beharrlichen nur durch ein Ding außer mir und nicht durch die bloße Vorstellung eines Dinges außer mir möglich".

Was bemnach die Dinge außer uns, b. h. die Körper ober die Materie betrifft, so lehrt Kant in der ersten Ausgabe der Kritik: daß die äußeren Gegenstände (Körper) nur durch unsere Vorstellung etwas sind; von ihnen abgesondert aber nichts sind, dagegen in der zweiten Ausgabe: daß die Wahrnehmung der Materie nur durch ein Ding außer mir und nicht durch die bloße Vorstellung eines Dinges außer mir möglich sei. Er lehrt dort: daß die Dinge außer uns bloße Vorstellungen, hier dagegen: daß sie nicht bloße Vorstellungen sind. Er lehrt dort: daß die Dinge außer uns bloße vorstellungen sind.

¹ Aritif b. r. B. (S. W. Bb. II. S. 667, 675, 676 u. 684.) — ² Ebenbas. (S. 224.) Bgl. dieses Werk. Bb. IV. Buch II. Cap. XVI. S. 610—620.

abgesondert aber nichts sind; er lehrt hier: daß sie keineswegs durch unsere Vorstellungen, sondern von ihnen abgesondert etwas sind, also unsere Vorstellungen der Dinge außer uns und diese selbst von einzander verschieden, die letzteren mithin von unseren Vorstellungen unabhängige Gegenstände, d. h. Dinge an sich sein müssen. Da nun die Dinge außer uns im Raum sind, so muß auch der Raum etwas von unserer Vorstellung Unabhängiges sein, was so viel heißt, als den transscendentalen Idealismus von Grund aus verneinen und mit vollen Segeln in den alten Dogmatismus zurücksehren. In seiner Begründung des transscendentalen Idealismus erscheint Kant als der Ropernikus der Philosophie, in seiner Widerlegung des psychologischen Idealismus dagegen als der Ptolemäus oder als eine Mischung aus beiden, wie Tycho de Brahe.

Der Widerspruch der beiden Ausgaben liegt am Tage. Die zweite, worin der Text der Vernunftkritik endgültig festgestellt sein soll, enthält die Begründung des transscendentalen Idealismus und zugleich eine solche Widerlegung des Idealismus, welche jener schnurstracks zuwiderläuft: hier findet sich demnach ein Widerstreit der kantischen Vernunftkritik oder Erkenntnisslehre mit sich selbst, und zwar in buchstäblicher Fassung.

2. Die Erflarung bes Wiberftreits.

Die neue Widerlegung des Idealismus in der zweiten Ausgabe der Aritik wurde, wie die Anmerkungen und der Anhang in den Prolegomena, durch jene Migverständnisse hervorgerufen, die gleich in der ersten Recension des kantischen Hauptwerks aufgetreten waren und den transscendentalen Idealismus der neuen Lehre mit dem dogmatischen ber alten, insbesondere mit dem berkelepschen, verwechselt hatten. 1 Wider solche falsche Auffassungen wollte unser Philosoph sein Werk schützen und deshalb die Sache des neuen Idealismus von der des alten durch einen bündigen und demonstrativen Beweis ganzlich trennen. Der erste begründet die Erscheinungen und die Ersahrung, der andere dagegen gründet fich auf die Thatsachen der inneren Erfahrung: barum bezeichnet Kant diesen dogmatischen Idealismus als ben "empirischen" ober "psychologischen". Er fand benselben in zwei hauptformen Auf Grund unserer inneren Erfahrung, die nichts als entwickelt. Vorstellungen in uns liefert, hatte der empirische Idealismus das

¹ Bgl. dieses Werk. Bb. IV. Buch I. Cap. IV. S. 79-83.

Dasein der Dinge außer uns entweder für zweiselhaft oder für unz möglich erklärt: jenes war durch Descartes, dieses durch Berkeley gesichen; daher nannte unser Philosoph die Lehre des ersten den "problematischen", die des anderen den "dogmatischen Idealsismus".

Berkeley hatte eine grundfalsche Borstellung vom Raum, den er, wie Farbe, Geschmack u. s. f., unter unsere Empfindungen rechnete und deshalb eine von den Eindrücken unabhängige Raumvorstellung für etwas Unmögliches und völlig Imaginäres ansah. Er hielt für Borstellungsstoff, was Borstellungsform war. Darum verneinte er das Dasein der Dinge außer uns. Mit Recht sagte Kant: "Der Grund zu diesem Idealismus ist von uns in der transscendentalen Aesthetik gehoben". 1

Es blieb also nur übrig, Descartes zu widerlegen. Zu diesem 3meck follte bewiesen werden, daß unsere innere Erfahrung nur mög= lich sei unter der Voraussetzung der äußeren, welche in der Vorstellung der Dinge außer uns besteht. Da aber alle Borstellungen in uns find, auch die der Dinge außer uns, so mußte bewiesen werden, daß diese Borstellungen nur möglich sind unter der Boraussetzung des Daseins der Dinge außer uns, daß "die Vorstellung der Materie nur durch ein Ding außer mir und nicht durch die bloße Borstell= ung eines Dinges außer mir möglich sei". Genau diese Richtung nahm aus diesem Grunde die "Widerlegung des Idealismus" in ber zweiten Ausgabe ber Aritik. Um das Dasein der Dinge außer uns zu beweisen, machte Kant die innere Erfahrung abhängig von der außeren und diese abhangig von dem Dasein der Dinge außer uns, b. h. er machte das Dasein der Dinge außer uns unabhängig von unserer Borftellung und biese abhängig von jenem: er ließ bie Dinge außer uns, die Körper und die Materie Dinge an sich sein. Und jo zerstörte Rant an bieser Stelle ben transscendentalen Ibealismus, indem er ihn vertheidigen und wider alle Verwechslung mit dem em= pirischen schützen wollte. Um die Sache bes ersten von der bes anderen gründlich zu trennen, riß er sie von dem letteren in dem Punkte los, worin beide übereinstimmen. Denn sie stimmen darin überein, daß alle unsere Erkenntnisobjecte Erscheinungen ober Borftellungen und als solche in uns find. Um nun zu zeigen, daß er beweisen könne, was

² Aritit b. r. B. Widerlegung des Jbealismus. (S. W. Bb. II. S. 223.) Bgl. Tr. Aesthetik. Abschn. I. (Bb. II. S. 67 u. 68. Anmerkung der 1. Ausgabe.)

Descartes nicht zu beweisen vermochte, führt er einen Beweis, den jener geführt hatte, und zwar auf demselben Wege: er demonstrirt, daß unsere Vorstellung der Körper nur möglich sei unter der Bedingung des von unseren Vorstellungen unabhängigen Daseins der Körper. Genau so hatte Descartes bewiesen, daß die Materie oder die ausgedehnte Substanz ein von allem Denken und Vorstellen unabhängiges Ding an sich sei, und der Raum das von allem Denken und Vorstellen unsabhängige Attribut dieses Dinges.

Gewiß ist diese Widerlegung des Idealismus ein sehr merkwurbiges Beispiel, wie leicht in der Bertheidigung seiner Sache sogar ein so mächtiger Denker, wie Kant, die eigene Position preisgiebt, um nur ben Schein jeder Gemeinschaft mit gewissen verwandten Standpunkten, welche er bekampft, los zu werden. Rant und Berkeley lehren, daß ber Raum in uns ist, und die Dinge außer uns unsere Erscheinungen oder Vorstellungen und nichts davon Unabhängiges sind. Trop dieser Uebereinstimmung find die Lehren beider grundverschieden. Nach Berkeley ist der Raum eine Empfindung, wie Farbe und Geschmack; nach Rant ift er eine von allen Empfindungen unabhängige Anschauung. Nach Berkeley ist der Raum ein gegebener Vorstellungsstoff, wie alle unsere Einbrücke; nach Kant ist er eine nothwendige Vorstellungsform ober ein Grundgesetz unseres Borftellens. Daher mar ber berkelepsche Ibealismus durch Rants transscendentale Aesthetik widerlegt und die Berwechslung beider Standpunkte von Grund aus unberechtigt und falsch. Rant wies mit Recht auch diese Widerlegung zurück und hatte es dabei bewenden laffen sollen. Aber er mochte mit dem dogmatischen Ibealismus Berkeleys gar nichts gemein haben, und nun bewies er, daß die Dinge außer uns keineswegs bloße Vorstellungen seien und die Materie etwas von unseren Vorstellungen Unabhängiges. Berkeley hatte die Materie für ein Unding erklärt; jest bewies Rant dexen Realität, als ob die Materie ein Ding an sich wäre. Berkeley hatte gesagt: der Raum ist in uns; jett bewies Kant, daß er außer uns sei. Und so war, wie es im Sprichworte heißt, das Kind mit dem Babe ausgeschüttet.

3. Die erneute Widerlegung bes Ibealismus. Rant wider Jacobi.

Indessen hatte sich der Philosoph mit seiner Widerlegung des Idealismus im Texte der zweiten Ausgabe der Vernunftkritik noch

¹ Bgl. dieses Werk. Bd. I. (4. Aufl.) Buch II. Cap. VI. S. 327—332. Cap. VII. S. 336 u. 337.

nicht genug gethan; er fand sich veranlaßt, auch die Borrede zu diesem Berk mit einer längeren Anmerkung zu versehen, die jene Biderlegung erneuen, auf das Deutlichste bekräftigen und einen Gegner aus dem Felde schlagen sollte, der erst in jüngster Zeit aufgetreten war. Dieser Gegner war Friedr. Heinr. Jacobi mit seinen "Briefen über die Lehre Spinozas" und seinem "Gespräch über David Hume"; jene waren zwei Jahre nach den Prolegomena (1785), dieses in demselben Jahr als die zweite Ausgabe der Vernunftkritik (1787), aber einige Monate früher erschienen. Nun hatte Jacobi behauptet, daß wir das Dasein der Dinge außer uns nie zu beweisen vermögen, sondern desselben nur durch "Glauben" gewiß sein können, da uns ein solches Dasein bloß durch unmittelbare Offenbarung einleuchte. Er hatte diesen seinen Standpunkt nicht bloß allem Dogmatismus, sondern auch allem Idea= lismus der Philosophie entgegengesett, da der lettere genöthigt sei, die Dinge außer uns für bloße Borftellungen in uns zu halten. Dieser Vorwurf gilt auch wider den transscendentalen Idealismus.

Natürlich versteht Jacobi unter den Dingen außer uns das von allen unseren Vorstellungen unabhängige Dasein der Dinge, d. h. die Dinge an sich. Nun will Kant den Gegenbeweis führen: er will das Dasein der Dinge außer uns in dem Sinne demonstriren, in welchem Jacobi die Unbeweisbarkeit desselben behauptet. So entsteht jene "An= merkung", die er seiner Borrede vielleicht noch nachträglich einverleibt hat.1 Man sieht voraus, daß er seinen Standpunkt zum zweiten male preisgiebt: er wird beweisen, daß die Dinge außer uns Dinge an sich find. Wirklich hat ihn der Angriff Jacobis dergestalt aus dem Häuschen gebracht, daß er den Idealismus mit einem Schlage fallen läßt. "Der Idealismus mag in Anschauung der wesentlichen Zwecke der Meta= physik für noch so unschuldig gehalten werden (das er in der That nicht ift), so bleibt es immer ein Skandal der Philosophie und allge= meinen Menschenvernunft, das Dasein der Dinge außer uns (von denen wir doch den ganzen Stoff zu Erkenntnissen selbst für unseren inneren Sinn her haben) bloß auf Glauben annehmen zu muffen unb, wenn es jemand einfällt, es zu bezweifeln, ihm keinen genugthuenden Beweis entgegenstellen zu können." Er habe zwar den Idealismus bereits widerlegt und sich von dem Vorwurfe desselben gereinigt, aber in den Ausbrucken jenes Beweises finde sich "einige Dunkelheit", die jetzt ganzlich verschwinden solle. Und nun wird die Widerlegung des Idealismus

Aritit b. r. B. Borrebe ber 2. Ausgabe, (S. W. Bd. II. S. 31 u. 32.)

in veränderter Form so geführt, daß wir nicht länger zweiseln können, wie die Dinge außer uns jetzt als Dinge an sich siguriren. Sonst würde auch sein Beweis wider Jacobis Glaubensphilosophie gar nichts ausrichten können.

Wir wissen, daß nach der Lehre unseres Philosophen aller Stoff unserer Erkenntnisse in unseren Eindrücken oder Empfindungen besteht, die wir nicht machen, sondern empfangen, die uns gegeben werden, und zwar durch die Dinge an sich. Jett belehrt uns die neue Anmerkung: daß es die Dinge außer uns sind, "von denen wir doch den ganzen Stoff zu Erkenntnissen selbst für unseren inneren Sinn her haben". Demnach siguriren die Dinge außer uns als Dinge an sich.

Nach der Lehre unseres Philosophen ist unter unseren Erkenntnißsobjecten die einzige Substanz, weil der einzig beharrliche Gegenstand, die Materie, welche als das raumerfüllende Dasein äußere Erscheinung oder Borstellung und nichts anderes ist. Jetzt wird uns in der neuen Anmerkung sehr nachdrücklich und mit gesperrter Schrift das völlige Gegentheil eingeschärft: "Dieses Beharrliche aber kann nicht eine Anschauung in mir sein, denn alle Bestimmungsgründe meines Daseins, die in mir angetroffen werden können, sind Borstellungen und bedürsen als solche selbst ein von ihnen unterschiedenes Beharrliches, worauf in Beziehung der Bechsel derselben, mithin mein Dasein in der Zeit, darin sie wechseln, bestimmt werden könne". Es ist demnach kein Zweisel, daß an dieser Stelle, um allen Idealismus zu widerlegen und das Dasein der Dinge außer uns zu beweisen, die Materie als etwas von unseren Borstellungen Unabhängiges, d. h. als Ding an sich gelten muß.

Run wird uns von neuem die Abhängigkeit der inneren Ersahrung von der äußeren und die Abhängigkeit dieser von dem Dasein der Dinge außer uns demonstrirt. Dann heißt es: "Man kann hierzu noch die Anmerkung sügen: die Borstellung von etwas Beharrlichem im Dassein ist nicht einerlei mit der beharrlichen Borstellung, denn diese kann sehr wandelbar und wechselnd sein, wie alle unsere und selbst die Borstellungen von der Materie, und bezieht sich doch auf etwas Besharrliches, welches also ein von allen meinen Borstellungen untersschiedenes und äußeres Ding sein muß" u. s. w.

Nach der Lehre unseres Philosophen ist die Materie 1. das einzige beharrliche Object und 2. eine bloße Erscheinung oder Vorstellung:

¹ S. oben Buch IV. Cap. I. S. 545—550. — ² Ebendas. Cap. IV. S. 586—588.

sie ist demnach die einzige beharrliche Vorstellung und als solche mit der Vorstellung von etwas Beharrlichem im Dasein völlig einerlei. Soll dieses beharrliche Etwas, wie die neue Anmerkung lehrt, "ein von allen meinen Vorstellungen unterschiedenes und äußeres Ding" sein, so ist die Materie ein Ding an sich. Mit demselben Rechte werden wir gemäß jener Anmerkung nun auch die Raumvorstellung und die Vorstellung des Raumes von einander unterscheiden und den Raum sür den von unserer Raumvorstellung verschiedenen und unabhängigen Gegenstand derselben, d. h. für ein Ding an sich oder die Eigenschaft eines Dinges an sich erklären müssen. Und so wird der Raum wieder bei Rant, was er bei Descartes gewesen war.

Wenn man die Vorstellung und den Gegenstand der Vorstellung so unterscheibet, wie Kant in seiner Widerlegung des Idealismus und in der Anmerkung seiner Borrede lehrt, so ist der transscendentale Idealismus und zugleich jede Möglichkeit, die Uebereinstimmung zwischen Vorstellung und Gegenstand, d. h. die Erkenntniß, zu erklären und die Vernunftkritik zu verstehen, aufgegeben. Darum hat Sigismund Beck diese Art der Unterscheidung zwischen Vorstellung und Gegenstand für den unmöglichen Standpunkt erklart, die Bernunftkritik verstehen und richtig beurtheilen zu können. Denn die Borftellung kann mit ihrem Gegenstande nur dann übereinstimmen, wenn ihr Gegenstand auch Bor= stellung ist. Diesen Standpunkt, für welchen der Gegenstand der Bor= stellung kein von ihr unabhängiges Ding, sondern das nothwendige Product des Vorstellens ist, nannte Beck "den einzig möglichen", um die Vernunftkritik zu verstehen und richtig zu beurtheilen. Unter dem= selben hat er die Werke Kants commentirt, und zwar, wie er auf dem Titel seiner Schriften ausbrücklich sagt: "Auf Anrathen Kants". Dies ift eine sehr bemerkenswerthe Thatsache, welche man nicht übersehen ober ungekannt laffen darf, wenn man die Frage nach der wahren Lehre Rants und ben ihr widersprechenden Stellen in seinen Werken untersuchen und entscheiden will. Beck hat die Widersprüche sehr wohl gekannt und auf eine zu leichte Art wegzuschaffen gesucht, indem er den Philosophen um der lieben Berftandlichkeit willen bisweilen die Sprache des Dogmatismus und des gewöhnlichen Bewußtseins annehmen läßt. Wenn Kant von dem Gegenstande der Vorstellung als einem von der letteren unabhängigen Dinge rebe, so spreche er, wie etwa Ropernikus vom Aufgang ober Untergang der Sonne, er rede nach dem gewöhn= lichen Sprachgebrauch, ohne seinen Standpunkt zu andern. Wir aber

finden, daß Kant an den Stellen, die wir geprüft haben, seinen Standpunkt mit dem des gewöhnlichen Bewußtseins vertauscht, denn er lehrt, daß man das Dasein der Dinge außer uns in dem Sinne beweisen könne, in welchem dasselbe der dogmatische Idealismus verneint und der gemeine Verstand voraussetzt.

Rant hatte in einer dem transscendentalen Idealismus völlig ent= sprechenden Weise das Dasein ber Dinge außer uns dargethan und zwar so, daß dadurch die Thatsache der äußeren Dinge, wie sie dem gewöhnlichen Bewußtsein erscheint, völlig erklärt wurde. Er hatte ge= zeigt, daß und warum das Dasein der Dinge außer uns jedem mensch= lichen Bewußtsein unmittelbar einleuchtet, was nie ber Fall sein könnte, wenn jene Dinge etwas anderes als Erscheinungen ober Borstellungen wären. "Nun find alle äußeren Gegenstände (Körper) bloß Erscheinungen, mithin auch nichts anderes, als eine Art meiner Vorstellungen, deren Gegenstände nur durch diese Vorstellungen etwas find, von ihnen abgesondert aber nichts find. Also existiren ebensowohl außere Dinge, als ich selbst existire, und zwar beibe auf bas unmittelbare Zeugniß meines Selbstbewußtseins, nur mit bem Unterschiede, daß die Vorstellung meines Selbst, als des denkenden Subjects, bloß auf den inneren, die Vorstellungen aber, welche ausgedehnte Wesen bezeichnen, auch auf den außeren Sinn bezogen werden. Ich habe in Absicht auf die Wirklichkeit äußerer Gegenstände ebensowenig nothig zu schließen, als in Ansehung der Wirklichkeit des Gegenstandes meines inneren Sinnes (meiner Gedanken), benn sie find beiberseitig nichts als Vorstellungen, deren unmittelbare Wahrnehmung (Bewußtsein) zugleich ein genugsamer Beweis ihrer Wirklichkeit ift." Diese höchst wichtige und erleuchtende Erklärung steht in der ersten Ausgabe der Bernunft= fritik, sie ist in der zweiten weggelassen und in den Ausführungen, welche an ihre Stelle getreten find, keineswegs durch einen Satz von ahnlicher Bebeutung ersetzt worden, obwohl auch hier am Schluß der Kritik der rationalen Psychologie bemerkt wird, daß sich die äußeren und inneren Gegenstände, "nur sofern eines dem andern als außerlich erscheint, von einander unterscheiben, und das, was der Erscheinung der Materie als Ding an sich selbst zu Grunde liegt, vielleicht so ungleichartig nicht sein dürste".* Als ob er das Dasein der Dinge außer uns noch gar

¹ Kritik b. r. B. (1. Ausgabe.) Kritik des vierten Paralogismus der tr. Psychologie. (S. W. Bd. II. S. 676.) — * Ebendas. (2. Ausgabe). Beschluß der Auslösung des psychologischen Problems. (S. W. Bd. II. S. 326 u. 827.)

nicht aus dem kritischen Gesichtspunkt erleuchtet und nicht mit siegreicher Klarheit dargethan hätte, daß und warum wir nicht nöthig
haben, auf die Wirklickeit äußerer Gegenstände zu schließen, giebt Kant
in der zweiten Ausgabe der Kritik eine Widerlegung des Idealismus,
worin das Dasein der Dinge außer uns spllogistisch bewiesen wird. Der Spllogismus lautet in kürzester Fassung: unsere innere Erfahrung ist
abhängig von der äußeren, diese von dem Dasein der Dinge außer
uns, also sind die letzteren unabhängig von unserer inneren Erfahrung
und nicht bloße Vorstellungen.

4. Einwürfe unb beren Prufung.

Emil Arnoldt ift ein so gründlicher, durch eine Reihe lehrreicher Forschungen bewährter Kenner des Lebens wie der Lehre unseres Philo= sophen, daß seine Untersuchungen die aufmerksamste Beachtung verdienen. In seiner eingehenden Beurtheilung meines Werks hat derselbe auch diejenigen Punkte hervorgehoben, in welchen er meine Auffaffungen nicht theilt: darunter betrifft der wichtigste den dargelegten Widerstreit in der kantischen Erkenntnißlehre. In der Ansicht von dem Charakter und der fundamentalen Bedeutung des transscendentalen Idealismus find wir einverstanden, auch ist Arnoldt "nicht gewillt, die philosophische Differenz der beiden Ausgaben der Bernunftkritik wegzureden", er raumt ein, daß die zweite einer falschen Auffassung jener kantischen Lehre Bor= schub leisten könne und wohl auch thatsächlich geleistet habe, daß die erste Ausgabe wegen der energischen und unzweideutigen Art, womit fie die Ibealität der Körperwelt lehre, der zweiten vorzuziehen sei.1 Dagegen bestreitet Arnoldt, daß die Differenz der beiden Ausgaben die Grundlagen der kantischen Erkenntniglehre betreffe, und daß insbesondere jene "Widerlegung des Idealismus", die der Philosoph in der zweiten Ausgabe ausgeführt hat, dem transscendentalen Idealismus zuwiderlaufe. Bielmehr habe Kant an dieser Stelle zur Widerlegung Descartes' nur beweisen wollen, daß unsere innere Erfahrung von der äußeren abhänge und durch die lettere vermittelt sei; dieser Beweis sei ihm gelungen und bilbe bas eigenthümliche Verdienst, das seiner neuen "Widerlegung des Idealismus" zukomme.

Ich muß den scharffinnigen Erörterungen E. Arnoldts folgende Gründe entgegenstellen: 1. Der transscendentale Idealismus lehrt die

¹ E. Arnoldt: Rant nach Rund Fischers neuer Darstellung. Ein fritischer Bericht. (Königsberg 1882.) S. 31 u. 32, S. 41 u. 42. — ² Ebenbas. S. 32—42.

volle und gleiche Unmittelbarkeit der inneren und außeren Erfahrung. Es heißt dieser Lehre widersprechen, wenn die äußere Erfahrung als das Mittel und die Bedingung der inneren gelten foll; sie kann eine folche Bedingung nicht sein, da sie selbst auch innere Erfahrung ist, sie ist ein Theil oder eine besondere und nothwendige Sphäre der letzteren. 2. Daß unsere innere Erfahrung von der äußeren abhänge und durch dieselbe vermittelt werde, ift in Kants neuer "Widerlegung des Idealismus" nichtdas Ziel, sondern bloß eine Station der Beweisführung. Das Ziel ist die Abhängigkeit ber äußeren Erfahrung von dem Dasein der Dinge außer uns, d. h. die Unabhängigkeit der außeren Dinge von unserer Vorstellung. Dann gelten die Dinge außer uns für Dinge an sich, dann werden die Erscheinungen und die Dinge an sich vermengt, was dem transscendentalen Idealismus und der gesammten Erkenntniglehre Kants auf das Aeußerste widerstreitet. Dies ift der Punkt, um den es sich handelt. Ich behaupte daher, daß der transscendentale Idealismus in der ersten wie in der zweiten Ausgabe der Aritik, verglichen mit der neuen "Widerlegung des Idealismus" und mit der Anmerkung in der Vorrede der zweiten Ausgabe, sich zu diesen letzteren Ausführungen verhalte, wie A zu Nicht=A. Um mich zu widerlegen, muß man dem= nach beweisen: daß Kant die Unabhängigkeit der äußeren Dinge (Körper) von unseren Vorstellungen in der ersten Ausgabe der Kritik nicht durch= gangig verneint und an den angeführten Stellen der zweiten keineswegs bejaht und zu beweisen gesucht habe.

E. Arnoldt verneint den Widerstreit der beiden Ausgaben und sucht ihre Verschiedenheit graduell zu sassen. "Die erste beweist mit größerem Nachdruck, daß die Körper, mit geringerem, daß die Seelen Erscheinungen sind; sie nähert sich dem Spiritualismus. Die zweite beweist mit größerem Nachdruck, daß die Seelen, mit geringerem, daß die Körper Erscheinungen sind; sie vertheibigt dem Spiritualismus gegenüber, den sie beseitigt, die relative Verechtigung des Materialismus, den sie nicht minder beseitigt." Wenn man nur wüßte, wie weit in beiden Fällen "der größere" wie "der geringere Nachdruck" reichen soll, da doch Kant in der ersten Ausgabe mit allem Nachdruck die Körper für bloße Erscheinungen erklärt und in beiden Ausgaben mit allem Nachdruck verneint hat, daß die Seelen Erscheinungen oder erstennbare Objecte sind!

¹ E. Arnoldt: Kant nach Kuno Fischers neuer Darstellung. Ein kritischer Bericht. S. 32.

In einem vortrefflichen, mit genauer Sachkenntniß und eins dringendem Urtheil geschriebenen Aufsat über meine Geschichte der Philosophie und insbesondere mein Werk über Kant hat Joh. Witte auch die kritische Frage berührt, welche uns soeben beschäftigt. Er ist darin meiner Ansicht, daß "die veränderte Darstellung der zweiten Ausgabe nicht für eine verbesserte zu halten sei", aber er verneint, daß sie den Grundlehren der ersten widerstreite, und möchte die Differenz beider darauf einschränken, daß "die zweite den idealistischen Charakter der ersten in undeutlicher Weise abschwäche". Ich muß ihm entgegnen, daß dieser Ausdruck zu unbestimmt und seine nähere Auslegung nicht richtig ist. Was Kant in den angeführten Stellen nach Tendenz und Wortlaut zu beweisen such ist nicht, wie Witte meint, die Unabhängigkeit der äußeren Dinge von der bloß subjectiven oder individuellen Borstellung, sondern von der Borstellung als solcher.

Darüber läßt jene ber Vorrebe zur zweiten Ausgabe eingefügte Anmerkung, die nach der Absicht des Philosophen der im Text befind= lichen "Widerlegung des Idealismus" secundiren soll, nicht den mindesten Zweifel. Auch nicht die "Widerlegung" selbst, nach welcher "die Wahrnehmung dieses Beharrlichen nur durch ein Ding außer mir und nicht durch die bloße Vorstellung eines Dinges außer mir möglich ist". Nun interpretirt Witte: "Die Wahrnehmung dieses Beharrlichen (b. i. meines Daseins in der Zeit)" u. f. w. Diese Auslegung scheint mir aus zwei Gründen unmöglich: 1. weil "mein Dasein in der Zeit" nicht beharrlich ift, und 2. weil nach Kants ausdrücklicher Lehre unter allen erkennbaren Dingen kein anderes Da= sein beharrt als die Materie. Wenn Kant nach Wittes Ansicht unter "Ding" stets einen "vorgestellten Gegenstand" ober die Bor= stellung eines Dinges versteht, so sagt er uns in der obigen Stelle: "Die Wahrnehmung dieses Beharrlichen ift nur durch ein Ding (d. h. durch die Vorstellung eines Dinges) außer mir und nicht durch die bloße Vorstellung eines Dinges außer mir möglich!" Man sieht, daß keinerlei Auslegungskunft den Widerspruch wegreden kann, den ich fest= geftellt und in seiner Entstehung erklärt habe. Und ich dürste wohl gegen die Meinung geschützt sein, die ein so einsichtsvoller und gerechter Beurtheiler, wie Witte, nicht hegen sollte, als ob irgend welche Vorein= genommenheit für die Lehre eines anderen Philosophen, wie etwa Hegels, auf meine Würdigung Kants den mindeften Einfluß geubt habe. 1

¹ Joh. Witte: Runo Fischers Behandlung der Geschichte der Philosophie

Jeder Kenner der Vernunftkritik weiß, daß und warum Kant die Standpunkte des transscendentalen Idealismus und empirischen Realismus einerseits und die Standpunkte des transscendentalen Realismus und empirischen Idealismus andererseits als nothwendig zusammengehörige betrachtet, daß er die beiden ersten in seiner Lehre vereinigt, die beiden anderen dagegen, als welche dem Dogmatismus angehören, widerlegt haben will. Der transscendentale Idealismus lehrt die Entstehung unserer gemeinsamen Erscheinungswelt; der empirische Realismus lehrt, daß es deshalb keine anderen Erkenntnißobjecte giebt als die Erscheinungen oder sinnlichen Dinge: daher gehören die beiden Standpunkte nothwendig zusammen, und ihre Namen bezeichnen nur verschiedene Seiten derselben Vorstellungsart.

Ebenso verhält es sich mit den beiden anderen. Der transscensbentale Realismus lehrt, daß die Dinge außer uns unabhängig von unseren Borstellungen oder Dinge an sich sind; der empirische Idealismus lehrt, daß wir eben deshalb die Dinge außer uns nicht unmittelsdar, sondern nur mittelbar, d. h. durch Schlußsolgerungen, vorstellen, daher ihres Daseins weniger gewiß sein können, als unseres eigenen Denkens, oder, was dasselbe heißt, daß die Existenz unseres denkenden Wesens (Seele) allein gewiß, dagegen das Dasein der Dinge außer uns ungewiß oder zweiselhaft ist. Wer die äußeren Dinge für Dinge an sich hält, muß ihr Dasein für zweiselhaft halten, da er desselben nicht unmittelbar gewiß sein kann. Anders ausgedrückt: wer "transschendentaler Realist" ist, muß zugleich "empirischer Idealist" sein. Diese beiden Standpunkte streiten nicht mit einander, sondern sind identisch, und ihre Namen bezeichnen nur verschiedene Seiten derselben Borstellungsart.

Wenn es sich mit dem Dasein der Dinge außer uns so verhält, wie der transscendentale Realist behauptet, dann muß es sich mit unserer Vorstellung dieser Dinge und mit der Gewißheit ihres Dasseins so verhalten, wie der empirische Idealist lehrt: diese beiden Standpunkte bedürfen keiner Versöhnung, weil sie nicht mit einander streiten, sondern nothwendig zusammengehören und den Charakter jenes dogmatischen Rationalismus ausmachen, welchen Descartes begründet und Kant durch den kritischen widerlegt hat. So steht die Sache. Wenn und sein Verhältniß zur Kantphilologie. Altpr. Monatsschr. Bd. XX. S. 129 bis 151, insbes. S. 145—148.

¹ Bgl. dieses Werk. Bd. IV. Buch II. Cap. X. S. 493-498.

nun jemand, wie A. Arause, behauptet, daß "Rant seine ganze gewaltige Arast daran gesetzt habe, den Streit zwischen empirischem Idealismus und transscendentalem Realismus zu schlichten", so ist kaum möglich, in wenigen Worten mehr Unsinn zu sagen. Kant soll den Streit zweier Standpunkte geschlichtet haben, die nach seiner Einsicht und Lehre völlig harmoniren: er soll Standpunkte versöhnt haben, welche er widerlegt hat, und er soll endlich, um einen Streit zu schlichten, der nach ihm keiner ist, seine gewaltige Arast daran gesetzt haben, und noch dazu die ganze!

Ich komme auf das Ergebniß meiner Prüfung der kantischen Erkenntnißlehre zurück und muß dasselbe für unwiderlegt halten. Nach der Grundlehre Kants sind die Dinge an sich von den Erscheinungen, also auch von den Dingen außer uns auf das Genaueste zu unterscheiden und jede Vermengung beider auf das Sorgfältigste zu verhüten. Dagegen hat Kant im Text und in der Vorrede der zweiten Ausgabe der Vernunftkritik eine solche Widerlegung des Idealismus gegeben, daß die Dinge außer uns als unabhängig von der Vorstellung, mithin als Dinge an sich gelten, also die letzteren mit den Erscheinungen vermengt werden.

Es entspricht ber kantischen Lehre vollkommen und ist durch ben Geist wie durch den Wortlaut derselben geboten: daß wir den Dingen an sich Realität und Ursächlichkeit zuschreiben. Dagegen widerstreitet es dieser Lehre ebenso sehr, den Dingen an sich theoretische Erkennbarteit (empirische Realität) und äußere Causalität beizulegen. Sie sind die Ursachen unserer sinnlichen Eindrücke oder unseres empirischen Erkenntnißstoffs, aber nicht äußere Ursachen, denn diese sind äußere Dinge oder Erscheinungen, die aus den Empsindungen entstehen, also dieselben unmöglich erzeugen. Es ist daher eine grundsalsche und verkehrte Aussassung der kantischen Fundamentallehre, wenn man nach ihr die Dinge an sich für die äußeren Ursachen unserer Sinnesempsindungen hält. Eine solche Aussassung ist durch den transscendentalen Ibealismus absolut verneint, aber durch die spätere "Widerlegung des Ibealismus" nicht gehindert, ja so weit ermöglicht worden, daß sie bei den Rantianern gewöhnlichen Schlages die landläusige wurde.

Diese Ansicht ist es, welche Fichte in seiner Bestreitung der Kantianer und später Schopenhauer in seiner Kritik der kantischen Philosophie als widerkantisch und widersinnig nicht stark genug verwerfen konnten.

¹ Die Grenzboten. (1882.) Nr. 40. 6. 16.

Fichte sagte: "So lange Kant nicht ausdrücklich erklärt: die Empfindung sei in der Philosophie aus einem an sich außer uns vorhandenen transscendentalen Gegenstande zu erklären, so lange werde ich nicht glauben, was jene Ausleger uns von Kant berichten. Thut er aber diese Erklärung, so werde ich die Kritik der reinen Vernunft eher für das Werk des sonderbarsten Jusalls halten, als für das eines Kopfs."

Doch es ist eine ebenso grundfalsche und verkehrte Ansicht von der kantischen Lehre, wenn man nach ihr den Dingen an sich, weil fie die außeren Ursachen unserer Empfindungen nicht sein konnen. alle Realität und Ursächlichkeit überhaupt abspricht und sie für nichts weiter gelten laffen will, als für bloße unwirksame Begriffe. Ich habe aus dem Geist und Buchstaben des kantischen Systems ausführlich nachgewiesen, daß unser Philosoph die Realität und Ursächlichkeit der Dinge an sich gelehrt hat und lehren mußte, nur ist diese Realität nicht die empirische und diese Ursächlichkeit nicht die finnliche und außere, sondern die überfinnliche und intelligible: nämlich die Causalität des Willens. Ist etwa nach Kant der Wille und die Freiheit nicht Ding an sich und zugleich Realität und Wirksamkeit? Das Ding an sich ist nach Rants ausbrücklicher Lehre die Ursache unserer Empfindungen; das Ding an sich ist nach Kants ausbrücklicher Lehre Wille. kann der Wille Ursache unserer Empfindungen, unserer Sinnlichkeit und Vernunftbeschaffenheit überhaupt sein? So steht die Frage, welche nach Rant unauflöslich bleibt, und in welcher Schopenhauer bas Räthsel der Welt sah, das er durch seine Lehre vom Willen auflösen wollte. Und die organische Entwicklungsgeschichte unserer Tage, welche von Darwin herkommt, rechnet in der erleuchtenden Art und Weise, wie sie das Verhältniß von Function und Organ faßt, mit diesem Factor, welchen Schopenhauer ben Willen zum Leben genannt hat.

In einer Preisschrift über "bie Lehre Kants von der Idealität der Zeit und des Raumes" steht zu lesen: "Selbst Kuno Fischer ist von dem Borwurf einer mißverständlichen Deutung nicht frei, indem er von einer Realität der Dinge an sich redet". Gewiß rede ich davon und überlasse die mißverständliche Deutung der Preisschrift. Aber da ich sehe, wie der Versasser der "Preisschrift" seinen Lesern verkündet, daß

¹ J. G. Fichte: Zweite Einleitung in die Wissenschaftslehre. Nr. 6. (S. W. Abth. I. Bd. II. S. 486.) — 2 Bgl. oben Buch IV. Cap. I. S. 545—550 und Cap. III. S. 566—569.

in der kantischen Philosophie "das Ding an sich immer nur der unklare Widerschein unseres Verstandes sei", so wundere ich mich nicht mehr über seinen "Vorwurf", sondern nur noch über seine "Preisrichter".¹

Wenn Kant nicht das von allen Vorstellungen und Erscheinungen unabhängige Sein der Dinge an sich behauptet hätte, so würde unter den nachkantischen Metaphysikern ein Mann, wie Herbart, dieser entschiedene Gegner alles Idealismus und Monismus, nimmermehr sich als einen "Kantianer" bezeichnet haben und überzeugt gewesen sein, daß "Kant den wahren Begriff des Seins besaß". Wer die Möglichkeit des ontologischen Beweises vom Dasein Gottes so wie Kant in seiner Verzuunstkritik widerlegt hat, war nach Herbart "der Mann, die alte Metaphysik zu stürzen".

II. Die Prüfung der Freiheits= und Entwicklungslehre.

1. Schopenhauers Rritit ber fantischen Philosophie.

Schopenhauer hat in seiner auf die zweite Ausgabe des Hauptwerks gegründeten "Aritik der kantischen Philosophie" diese als die
höchste Erscheinung gewürdigt, welche die Geschichte der Philosophie
hervorgebracht habe. Verglichen mit den früheren Systemen, verhalte
sich die kantische Lehre zu jener alten Metaphysik vom Wesen der Dinge (Gott, Welt und Seele), wie die wahre Weltanschauung zur falschen
oder wie die neuere Chemie zu den Alchymisten; selbst die tiessinnigen
und idealistisch gerichteten Systeme der alten Zeit, die, wie die indische !
Religion und die platonische Philosophie, zu der Einsicht gelangt wären,
daß unsere Sinnenwelt nur vorgestellt und phänomenal sei, verhalten
sich zu der kantischen Lehre, wie die unrichtig begründete Wahrheit zur
richtig begründeten oder wie die heliocentrische Weltansicht einiger
Pythagoreer zu der des Kopernikus.

Indessen ermangele die kantische Philosophie sowohl der Bollendung als der Einstimmigkeit. Ihre beiden Hauptverdienste seien von zwei Hauptsehlern begleitet. Kants größtes Verdienst bestehe in der "Unterscheidung der Erscheinung und der Dinge an sich", woraus "die gänzliche Diversität des Realen und Idealen" einleuchte und das bloß vorgestellte oder phänomenale (also nicht wahre) Sein unserer Sinnenwelt. Sein zweites Verdienst bestehe in der "Erkenntniß der unleugbaren moralischen Bedeutung des menschlichen Handelns als ganz ver-

¹ R. Laswit: Die Lehre Kants von der Jdentität des Raumes und der Zeit u. s. f. (1883.) S. 132. Anmkg.

schieben und nicht abhängig von den Gesetzen der Erscheinung, noch diesen gemäß je erklärbar, sondern als etwas, welches das Ding an sich unmittelbar berühre".¹

Den ersten Hauptfehler Kants findet Schopenhauer barin, daß derselbe die anschauende und abstracte oder begriffliche Erkenntniß nicht deutlich unterschieden habe, woraus eine heillose Verwirrung bald durch die falsche Bermischung, bald durch die falsche Entgegensetzung beider gefolgt sei. Daher habe er dem Verstande die anschauende Er= kenntniß abgesprochen, als ob es eine anschauliche Welt ohne Verstand geben könne; daher habe er die Vernunft nicht als das Vermögen ber abstracten ober begrifflichen Erkenntniß durch Urtheile und Schluffe, fondern als das der Principien und des moralischen Sandelns bestimmt, während sie nur die Regeln erkenne, nach denen das kluge Handeln verfahre. Moralisch oder tugendhaft und vernünftig oder klug seien keineswegs ibentisch: die machivellistische Politik sei nicht tugenbhaft, wohl aber klug und vernünftig, wogegen der aufopfernde Ebelmuth ebenso tugenbhaft sei wie unklug. Aus der anschaulichen Erkenntniß des Verstandes entstehe durch das Vermögen der Reslexion ober des Denkens (Vernunft) die abstracte. Daher verhalten sich die Anschauungen zu den Begriffen, wie die sinnlichen Objecte zu den gedachten ober wie die "Phanomena" zu den "Noumena", aber nicht, wie die Erscheinungen zu den Dingen an sich, denn die abstracten Begriffe stellen nichts anderes vor als Erscheinungen. Daß Kant den Unterschied der Phanomena und Noumena dem Unterschiede der Erscheinungen und der Dinge an sich gleichgesetzt und bemgemäß die letteren für Noumena erklärt habe, sei ein schwerer und verhängnißvoller Jrrthum gewesen, welcher aus jenem ersten Grundsehler hervorgegangen. 2

Der zweite Hauptsehler, welcher der idealistischen Grundansicht der Bernunftkritik auf das Aeußerste widerstreite, bestehe in der falschen Sinstrung des Dinges an sich als der äußeren Ursache unserer Empfindungen. Nicht die Anerkennung eines Dinges an sich zur gegebenen Erscheinung sei falsch, sondern diese Art seiner Ableitung, welche der zweiten Ausgabe der Kritik mit ihrer "Widerlegung des Idealismus" zur Last salle. "Reiner bilde sich ein, die Kritik der reinen Bernunft

¹ A. Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung. Bb. I. Anhang. (5. Aust. 1879.) S. 494—500. — ² Ebenbas. S. 513 u. 517, S. 563—566, S. 610—614.

zu kennen und einen beutlichen Begriff von Kants Lehre zu haben, wenn er jene nur in der zweiten oder einer der folgenden Auflagen gelesen hat; das ist schlechterdings unmöglich, denn er hat nur einen verstümmelten, verdorbenen, gewissermaßen unechten Text gelesen." ¹

Es heißt ber ibealistischen Grundansicht ber kantischen Lehre widersprechen, wenn das Ding an sich nach dem Causalitätsgeset als die äußere Ursache unserer Empfindungen gelten soll. Und es heißt die gesammte kantische Lehre verneinen oder von Grund aus verkennen, wenn das Ding an sich überhaupt abgeleugnet oder demselben die Reaslität, d. h. der Charakter des Urseienden abgesprochen wird. Schopen-hauer wollte eine solche Ansicht von dem kantischen System, die er für "unsinniges Wischiwaschi" erklärte, mit Unrecht dem Philosophen Fichte zuschreiben, der, gleich Schopenhauer, behauptet hat, daß die solgesrichtige Vernunfstritik niemals die äußere Existenz und Causalität des Dinges an sich lehren könne und, wie jener, die Unerkennbarkeit desselbstewußtsein unmittelbar zu erkennen sei und erkannt werde, und zwar als Wille.

Wir haben hier nicht das Interesse, Schopenhauers Aritik in Ansehung der kantischen Erkenntnisslehre näher zu verfolgen, da dies zu einer Prüfung seiner eigenen Lehre führen müßte, die gemäß ihrer Unterscheidung zwischen Berstand und Bernunft, zwischen der anschauens den Erkenntniß des ersten und der abstracten Erkenntniß der anderen sich genöthigt sah, Rants Lehre von den Kategorien des Berstandes und den Postulaten der Bernunft gänzlich zu verwersen. In den beiden Hauptpunkten, welche den Charakter des kantischen Spstems ausmachen, nämlich in der Lehre von der Idealität aller Erscheinungen (Objecte) und von der Realität des Dinges an sich, das von allen Erscheinungen völlig unabhängig und unterschieden sei, ist er mit Kant einverstanden und hat gemäß dieser Richtschur sein eigenes Spstem, "die Welt als Wille und Vorstellung", auszubilden gesucht.

In jener seiner Ansicht von den Grundlagen der kantischen Philosophie müssen wir ihm beistimmen; auch darin, daß die Vermengung der Erscheinungen und der Dinge an sich diesen Grundlagen widersstreite; auch darin, daß die Dinge an sich, wenn sie als Dinge außer uns und als äußere Ursachen unserer Empfindungen gelten sollen, mit

¹ A. Schopenhauer: Die Welt als Wille u. s. f. Bb. I. Anh. (5. Aufl. 1879.) S. 515-517. — ² S. oben S. 599-601.

ben Erscheinungen vermengt werden; auch darin, daß in der "Widerlegung des Idealismus", wie sie die zweite Ausgabe der Kritik ausgeführt hat, die Dinge außer uns als etwas von aller Vorstellung Unabhängiges und demnach als Dinge an sich figuriren.

Wenn aber Schopenhauer, wie es der Fall ist, nicht bloß die äußere Causalität der Dinge an sich, sondern deren Ursächlichkeit überhaupt für unvereindar mit der kantischen Lehre hält, weil nach der letzteren der Begriff der Causalität überhaupt auf die Dinge an sich nicht anwendbar sei, so können wir ihm weder darin beistimmen, daß eine solche Ansicht den von ihm bezeichneten Widerspruch enthalte, noch darin, daß die erste Ausgabe der Kritik von diesem Widerspruch, wenn es einer wäre, freizusprechen sei.

Daß die Dinge an sich das überfinnliche Substratum ober der verborgene Urgrund unserer Vernunftbeschaffenheit, also auch der unserer Empfindungen und Sinnenwelt sind, ist eine Lehre, welche Kant selbst für "die beständige Behauptung seiner Kritik" erklärt hat. Es ist ihm nicht eingefallen, die zeitliche ober sinnliche Causalität auf die Dinge an sich anzuwenden; ihre Ursächlichkeit ist die zeitlose oder intelligible, so wie ihre Realität nicht das zeitliche, sondern zeitlose Sein ist. 1

Wenn Schopenhauer keine andere als die zeitliche Causalität gelten lassen will, so ist das seine Sache und gehört in die Darstellung und Prüfung seiner Lehre; mit der wir jetzt nichts zu thun haben. Er tadelt Kant, weil er den Dingen an sich Causalität zuschreibe. Warum lobt er ihn, daß er die Realität derselben bejaht und gelehrt habe? Ihm selbst ist es sauer genug geworden und doch nicht gelungen, dem Dinge an sich (Willen) zugleich das Ursein zuzusprechen und die Ursächlichkeit abzusprechen.

Nachdem ich gezeigt habe, in welchen Punkten, was die Differenz der beiden Ausgaben der Vernunftkritik und den Widerstreit in der kantischen Erkenntnißlehre betrifft, ich mit Schopenhauer übereinstimme, muß ich wünschen, daß man in eben dieser Frage diejenigen Punkte nicht übersehe, in welchen ich von ihm abweiche.

2. Der Zusammenhang zwischen der Erkenntniß- und Freiheitslehre.

Die kantische Erkenntnißlehre, mit jenem nachgewiesenen Wider= spruche behaftet, widerstreitet der Freiheitslehre. Ohne denselben begründet sie die Möglichkeit der Freiheit, und zwar unter allen Systemen

¹ S. oben Buch IV. Cap. I. S. 545—550, Cap. II. S. 551—553.

sie allein, benn es ist kein Zweisel, daß gemäß dieser Lehre das von allen Erscheinungen völlig unterschiedene, von Zeit und Raum völlig unabhängige Ding an sich nichts anderes ist und sein kann, als die Freiheit oder der Wille. Wir haben diesen Punkt bereits so aussführlich erörtert und klar gestellt, daß weder neue Begründungen zu geben noch einzelne kantische Sätze zur Bestätigung anzusühren sind. 1

Die drei kritischen Hauptwerke dürsen uns als die einleuchtenden Urkunden dieser Lehre gelten: die Aritik der reinen Bernunft in ihrer Lehre vom intelligibeln und empirischen Charakter, die Aritik der praktischen Bernunft in ihrer Lehre von der Realität der Freiheit und vom Primate des Willens, die Aritik der Urtheilskraft in ihrer Lehre von der natürlichen Zweckmäßigkeit und den inneren Naturzwecken, wie in der vom moralischen Endzwecke und Urgrunde der Welt.

Nachdem Kant den Zusammenhang seiner Erkenntniß= und Freisheitslehre oder, was dasselbe heißt, die Identität zwischen Ding an sich und Willen so einleuchtend und aussührlich dargethan hat, können wir unmöglich mit Schopenhauer meinen, daß ihm diese Sache nur dunkel, gleich einer Ahnung, vorgeschwebt und er das Ding an sich als Willen nicht mit der Ueberzeugung des Philosophen erkannt habe, sondern wie der gute Mensch, der in seinem dunkeln Drange sich des rechten Weges wohl bewußt ist. "Ich nehme daher wirklich an", sagt Schopenhauer, "obwohl es nicht zu beweisen ist, daß Kant, so oft er vom Dinge an sich redete, in der dunkelsten Tiese seistes immer schon den Willen undeutlich dachte."

Rachbem aber Schopenhauer selbst in der "Unterscheidung der Erscheinung vom Dinge an sich" und in der "Erkenntniß der unleugsbaren moralischen Bedeutung des menschlichen Handelns, als etwas, welches das Ding an sich unmittelbar berührt", die beiden größten Verbienste unseres Philosophen erkannt und dessen Lehre von Zeit und Raum, wie die von dem intelligibeln und empirischen Charakter als "die zwei Diamanten in der Arone des kantischen Ruhmes" gepriesen hat, müssen wir in jenem eben erwähnten Satz nicht bloß eine mangelschafte und abgeminderte Würdigung der Verdienste Rants, sondern einen offenbaren Widerspruch mit diesen seinen eigenen Erklärungen finden. Kant hat gewußt, was er lehrte, wenn er die Dinge an sich als Ideen, diese als Zwecke, diese als Willensbestimmungen und

¹ S. oben S. 598-601. — ² Die Welt als Wille und Vorstellung. Bb. I. S. 599.

den Willen selbst als Freiheit saßte, die uns nur aus unserem eigenen moralischen Wesen mit unmittelbarer und vollster Gewißheit einleuchte, aber mit "jenem Uebersinnlichen, das wir der Natur als Phänomen unterlegen müssen", d. h. mit dem Dinge an sich nothwendigerweise identisch sei.¹

3. Der Wiberstreit in ber Freiheitslehre.

Zwischen der folgerichtigen Erkenntnißlehre Kants und seiner Freiheitslehre ist kein Widerstreit, sondern der genaueste und tiefste Zusammenhang, den entdeckt und erleuchtet zu haben, das unsterbliche Verdienst und die originale Geistesthat kennzeichnet, welche die kantische Philosophie zu dem macht, was sie ist.

Die Freiheitslehre forderte eine mit der Glückseligkeitslehre völlig unvermischte, über jede Art der eudämonistischen Lebensansicht, darum auch über allen Streit zwischen Optimismus und Pessimismus völlig erhabene Moral, welche Kant, indem er Tugend und Glückseligkeit von einander schied, auch ausgeführt, aber in seiner Lehre vom höchsten Gut, indem er Tugend und Glückseligkeit mit einander verband, nicht festgehalten, sondern im Grunde verleugnet hat. Nachdem in der Sittenlehre der eudämonistische Lebenszweck von der Freiheit und Willenslauterkeit völlig ausgeschlossen war, durfte er durch die Lehre vom höchsten Gut und von der Fortdauer der Seele nicht wieder ein= geführt werden. Wir haben, um die Unsterblichkeitslehre unseres Philosophen klar zu stellen und die wahre von der falschen zu unterscheiben, schon früher diesen Widerstreit in seiner Freiheitslehre auseinandergesetzt und ersparen uns daher alle Wiederholung, indem wir auf jene Erörterungen zurückweisen.

4. Der Wiberstreit zwischen ber Erfenntniß- und Entwicklungslehre.

Daß Kant die entwicklungsgeschichtliche Betrachtung der Dinge schon vor der Kritik gesordert und zu seiner Aufgabe gemacht, daß er dieselbe durch die Vernunftkritik begründet und ihre Grundzüge in seiner Ansicht von der Natur und Gesittung, von der organischen, socialen und moralischen Welt ausgeführt hat, ist in einem der vorhergehenden Abschnitte nachgewiesen worden. Auch haben wir gezeigt,

¹ Bgl. oben Buch IV. Cap. III. S. 577—581. — ² Bgl. oben Cap. II. S. 553—566, Cap. III. S. 582—585. Zu vgl. Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung. Bd. I. S. 620—622.

daß seiner Lehre gemäß die Weltentwicklung als Erscheinung und zwar als zweckmäßige Erscheinung zu fassen ist, daß sie in ihrer Einheit wie in ihrem tiessen Grunde nichts anderes als die fortschreitende Offenbarung der Freiheit ist und sein kann. Darum galt uns Kants Entwicklungslehre als eine Vereinigung seiner Erkenntniß= und Freiheitslehre, und die Weltentwicklung selbst als eine Vereinigung der Erscheinung und des Dinges an sich: als eine solche Vereinigung, die weder beide vermengt, noch auch die Unerkennbarkeit des Dinges an sich aushebt, denn dieses, als der innerste Zweck des Dinges, ist in der Erscheinung, als dem Objecte unserer Ersahrung, durch keinerlei noch so genaue Zergliederung anzutressen. Es giebt demnach einen Gesichtspunkt der Beurtheilung, unter welchem die kantische Entwicklungs-lehre mit der Erkenntnißlehre zunächst nicht streitet.

Wir müssen die Entwicklung der Dinge teleologisch vorstellen und universell faffen; wir müffen ihre Geltung auf bas gesammte Weltall ausbehnen, aber ihre Erkennbarkeit auf die moralische Ordnung der Dinge einschränken, da uns alle Zwecke bloß aus dem Willen und dieser nur aus der eigenen praktischen Vernunft einleuchtet. bleibt, wie die Zwecke überhaupt, auch die Entwicklung der Dinge theoretisch unerkennbar. Da nun alle Erscheinungen Gegenstände unserer Erfahrung oder wissenschaftlichen (theoretischen) Erkenntniß sind, und die Entwicklung wohl Erscheinung ist, aber kein Erkenntnißobject sein foll: so tritt uns hier zwischen der kantischen Erkenntniß= und Ent= wicklungslehre ein Widerstreit entgegen, welcher die letztere selbst trifft und darin besteht, daß der Entwicklung der Charakter der Erscheinung zugesprochen und der der wissenschaftlichen Erkennbarkeit abgesprochen wird. Die kantische Philosophie lehrt die Unerkennbarkeit des Dinges an sich und die Erkennbarkeit der Erscheinung: sie erschüttert diese ihre Grundlehre, sobald fie genöthigt ift, entweder jenes für erkennbar ober diese für unerkennbar gelten zu laffen.

Zu einer solchen Nöthigung wird sie durch ihre Entwicklungslehre gebracht. Ohne die Erkenntniß des Zweckes oder des Dinges an sich, welches der Entwicklung der Dinge zu Grunde liegt, ist diese eine unverständliche, unerkennbare, also, streng genommen, überhaupt keine Erscheinung. Wenn uns der innere Zweck der Dinge nicht einleuchtet, so erscheint uns in der Natur der Dinge auch keine Entwicklung.

¹ S. oben Buch IV. Cap. III. S. 566—585, insbes. S. 579—584.

Daher sindet sich die kantische Entwicklungslehre vor solgendes Dilemma gestellt: entweder muß der einleuchtende, erkennbare, d. h. phanomenale Charakter der Entwicklung verneint oder die Erkennbarkeit des Dinges an sich bejaht werden, und zwar nicht bloß die praktische und moralische Erkennbarkeit, sondern auch die theoretische und wissenschaftliche.

III. Die Prüfung der Lehre von den Erscheinungen und ben Dingen an sich.

1. Die Ertennbarteit ber menfolicen Bernunft.

Die wissenschaftliche Geltung ber Entwicklungslehre fordert diese Bejahung. Daher läßt sich die kantische Erkenntnißlehre nicht in der Bersaffung sesthalten, welche ihr die Bernunstkritik gegeben hat, zufolge beren nur die sinnlichen Erscheinungen Erkenntnißobjecte sind, alle theoretische Erkenntniß auf das Gebiet der Erscheinungen oder Sinnensobjecte, alle praktische dagegen auf das Gebiet der Freiheit oder der Ideen eingeschränkt bleibt, und jede weitere Erkenntniß sur unmöglich gilt. Die Bernunstkritik selbst widerstreitet diesem Resultat, denn sie muß eine Erkenntniß einräumen, die weder praktisch (moralisch) ist, noch sinnliche Dinge oder Erscheinungen zu Gegenständen hat: diese Erkenntniß ist sie selbst, sosen sie auf dem Wege ihrer Forschung die Bedingungen der Ersahrung ergründet und einsieht.

Sie will in ihrer transscendentalen Aesthetik und Analytik die Einrichtung oder Organisation der menschlichen Bernunst erkannt haben: diese Erkenntniß ist keine praktische, denn ihr Object ist nicht die Freisheit; auch sind die Gegenstände dieser Erkenntniß keine Erscheinungen, denn Zeit und Raum sind, wie die Bernunstkritik lehrt, nicht Erscheinungen, so wenig wie die productive Einbildung, der reine Berschand und das reine Bewußtsein; diese Erkenntniß ist nicht Ersahrung. denn ihre Gegenstände sind diesenigen Bedingungen, welche aller Ersahrung voraußgehen und dieselbe machen. Wenn nun alle Erkenntniß, die zunächst nur Einsichten, nicht aber Handlungen bezweckt, theoretisch und wissenschaftlich genannt werden muß, so liesert die kantische Vernunsstritik eine solche Erkenntniß, die weder empirisch noch praktisch, wohl aber theoretisch ist und den Charakter der Wissenschaft in Anspruch nimmt.

Sie ist Erkenntnißlehre und würde es nicht sein, wenn ihre Lehre von der Erkenntniß keine Erkenntniß wäre; sie begründet die Ersahrungserkenntniß, indem sie zeigt, wie dieselbe entsteht, und würde

biese die Erfahrung durch die Ersahrung begründen, also nicht bes gründen, sondern voraussetzen, wie die dogmatische Philosophie gethan hat. Man möge uns nicht einwenden, daß ja Kant die inductive Methode der Ersahrungswiffenschaft gebraucht hat, um seine Erkenntnißslehre zu begründen, also die Vernunstkritik selbst auf dem Wege der Ersahrung entstanden ist. Man täusche sich nicht über die Sache durch ein zweideutiges Spiel mit dem Worte Ersahrung! Als solche im genauen Verstande gilt unserem Philosophen nur diesenige Erkenntniß, deren Objecte Erscheinungen sind, wogegen die Vernunstkritik zu einer solchen Erkenntniß sührt, deren Gegenstände keine Erscheinungen sind, sondern die subjectiven Bedingungen aller Erscheinung.

Ein anderes ist die Thatsache der Ersahrung, ein anderes deren Begründung. Was durch Ersahrung begründet wird, ist empirisch erkannt; dasjenige dagegen, wodurch die Ersahrung selbst begründet wird, ist eben deshalb keine Sache der empirischen, sondern der transscendentalen Erkenntniß, welche beide Erkenntnißarten unser Philosoph unterscheiden mußte, wie er sie unterschieden hat. Wenn nach ihm alle Erkenntniß theils theoretisch, theils praktisch (moralisch) ist, so hat die transscendentale den Charakter der theoretischen Erkenntniß, aber nicht den der empirischen. Daher müssen wir erklären, daß die Vernunstkritik mit ihren eigenen Einsichten über jene Grenze hinausgeht, welche sie selbst aller theoretischen Erkenntniß als unübersfteizliche Schranke gesetz hat.

Die Einsicht in jene subjectiven Bedingungen, woraus unsere Erscheinungen (Ersahrungsobjecte) und deren Erkenntniß entsteht, war der transscendentale Idealismus; die dadurch begründete Einsicht, daß wir keine anderen Erkenntnißobjecte als die sinnlichen Erscheinungen haben können, war der empirische Realismus. Wir wissen, welcher nothewendige Zusammenhang zwischen beiden besteht: sie verhalten sich, wie Grund und Folge. Nichts ist daher gedankenloser, als wenn in der Beurtheilung der kritischen Philosophie, wie heutzutage in vielen Schriften zu sinden ist, der Charakter des transscendentalen Idealismus, sei es aus Unkenntniß oder Unverstand, ganz außer Acht gelassen und die kantische Lehre für Empirismus erklärt wird.

Die Vernunftkritik trägt die Aufgabe in sich, aus dem Wesen unserer Vernunft, welches uns nur vermöge der tiefsten Selbsterkenntniß einleuchtet, die Bedingungen zur Erfahrung, die Kant als "Erkenntniß= vermögen" bezeichnet hat, abzuleiten und damit die Erkenntnißlehre zu einer wirklichen Entwicklungslehre der Erkenntniß auszubilden. Diese Aufgabe bleibt in der kantischen Philosophie selbst ungelöst, aber wir haben gezeigt, wie die Vernunftkritik schon die Anlage dazu enthält und ihre Untersuchungen dergestalt ordnet, daß sie uns den Entwicklungsgang der menschlichen Erkenntniß von der Wahrnehmung dis zur Wissenschaft und dem Fortschritt der Wissenschaften in seinen Grundzügen darstellt.¹

Nun ist die Erkenntnißlehre selbst eine wissenschaftliche Ertenntniß, und die Entwicklungslehre gründet sich auf den Begriff des Zweckes, ohne welchen keinerlei Entwicklung als solche einleuchtet: daher darf dieser Begriff nicht bloß als ein moralisches Princip zur Ertenntniß der sittlichen Ordnung der Dinge und nicht bloß als eine Maxime der Reslexion zur Beurtheilung der organischen Welt angesehen werden, sondern er ist ein Erkenntnißprincip, welches sur die gesammte erkennbare Weltordnung, die natürliche wie die moralische, gilt.

2. Die Erkennbarkeit der menschlichen Naturzwecke und der blinden Intelligenz.

Prüfen wir den Grund, warum Kant die Erkennbarkeit des Zweckes auf die moralische Welt eingeschränkt und von der natürlichen ausgeschlossen, warum er dem inneren Naturzweck, den er als eine nothwendige Idee in unsere Betrachtung der organischen Welt und als Princip der teleologischen Urtheilskraft in seine Vernunftkritik eingeführt hat, die Erkennbarkeit abzusprechen sich genöthigt sah. Er ur= theilte, daß die Zwecke nur so weit erkennbar seien, als sie gewußt und gewollt find, daß nur Wille und Intelligenz Zwecke segen und zweckmäßig handeln können, daß darum die Natur ober die Körper= welt keine Zwecke habe, keine erkennbaren, daß darum auch die 3mede, ohne welche wir die Entstehung und Einrichtung der leben= digen Körper nicht verstehen noch erfahren können, keine in der Natur wirksamen Arafte, keine erkennbaren Objecte, sondern bloße Ibeen find, die wir haben muffen, weil in den organisirten Körpern die Theile aus dem Ganzen verstanden sein wollen, wir aber mit unserem discurfiven Verstande das Ganze nur aus den Theilen zusammenfügen und begreifen können: daher find wir unvermögend, ein Ganzes, welches sich selbst theilt und gliedert, anzuschauen und müssen dasselbe, weil wir

¹ S. oben Buch IV. Cap. III. S. 569—574. Bgl. Bb. IV. Buch II. Cap. XIV. S. 563 flgb.

es nicht als den erzeugenden Grund des Lebens zu erkennen im Stande find, als den Zweck des letzteren vorstellen.

Wir müssen bas Ganze, welches wir vorstellen sollen, aber nicht als Object anschauen können, als Idee benken und deshalb die lebendigen Körper teleologisch beurtheilen. Hätten wir einen intuitiven Verstand, so brauchten wir keine teleologische Urtheilskraft. Zu diesem Vermögen slüchtet gleichsam unsere Vernunft in ihrer Ohnmacht, sie entwickelt dassselbe aus ihren Grundkräften, weil sie es bedarf, um das Unvermögen der letzteren, so gut sie kann, zu ergänzen. In der Art und Weise, wie Kant die reslectirende Urtheilskraft überhaupt und insbesondere die teleologische begründet, erscheint dieselbe als eine nothwendige Entwicklungsform der menschlichen Vernunft, die eine Aufgabe lösen, ein Erkenntnisbedürsnis befriedigen will und dieses Ziel bei der eigenthümlichen Versassung ihrer intellectuellen Vermögen auf keinem anderen Wege erreichen kann.

Die Zwede in der Natur find nach kantischer Lehre darum unerkennbar und im Grunde unmöglich, weil sie durch Wille und Intelligenz gesetzt sein müßten, und eine solche bewußtlose Intelligenz, eine solche zugleich zwedthätige und blinde Araft dem Begriff der Materie widerstreitet, denn der Holozoismus, der eine lebendige, aus inneren Ursachen wirksame Materie lehrt, gilt nach der Ansicht unseres Philosophen als "der Tod aller Naturphilosophie". Da es nun lebendige und organisirte Materie giebt, die wir uns ohne zwedmäßige Einrichtung nicht vorstellen können, so mußte Kant die zwedthätige, ihr zu Grunde liegende Kraft aus dem moralischen Urgrunde der Dinge, d. h. aus dem göttlichen Willen herleiten und seine teleologische Lebens= und Weltanschauung theistisch begründen. Damit aber werden jene inneren Naturzwecke, deren Idee unsere teleologische Urtheilskraft beherrscht und leitet, in göttliche Absichten verwandelt, und das Leben selbst bleibt unerklärt und unerklärlich, wie alle natürliche Entwicklung.

Die Unerkennbarkeit der Naturzwecke wird von unserem Philosophen begründet durch die Unmöglichkeit einer bewußtlosen Intelligenz oder eines blinden Willens, deren Realität Leibniz in seiner Lehre von den unbewußten oder kleinen Vorstellungen (perceptions petites) erleuchtet und in seinem Erkenntnißspstem zu fundamentaler Bedeutung erhoben hatte.² Wir müssen urtheilen, daß auch Kant genöthigt war, die Er-

¹ Bgl. dieses Werk. Bb. V. Buch III. Cap. VI. S. 503—510. — ² Ebensbas. Buch II. Cap. X. S. 495—510.

kennbarkeit der Raturzwecke und die unbewußte Wirksamkeit unserer intellectuellen Vermögen gelten zu lassen. Er anerkennt in der menschelichen Natur, was er in der organischen verneint. Wir befördern durch den "Mechanismus der Reigungen", wie Kant das Getriebe unserer natürlichen Lebenszwecke nennt, die sittlichen Lebenszwecke, ohne sie zu erkennen und zu wollen. Unsere natürlichen Interessen erzeugen jenen Kamps um das Dasein, jene fortschreitende Theilung der Arbeit, aus welcher unbewußt und ungewollt die sittlichen Lebensordnungen hervorgehen. Ueberall, wo der Philosoph die Nothwendigkeit der letzteren begründet, legt er das größte Gewicht auf die Realität und Wirksamkeit unserer rein natürlichen und zugleich einleuchtenden Lebenszwecke.

Daß wir eine gemeinsame Sinnenwelt vorstellen, ist eine That= sache, die unser restectirendes Bewußtsein vorfindet, aber nicht macht, die vielmehr aus dem Stoff unserer Eindrücke durch die ordnenden Vorstellungsvermögen der Vernunft hervorgebracht wird, also durch die reflexionslose ober unbewußte Wirksamkeit der Intelligenz entsteht. Der Philosoph erkannte in der productiven Einbildungskraft dieses gestaltende Grundvermögen, welches unbewußt nach ben Gesetzen bes reinen Bewußtseins handelt und das Band zwischen Sinnlichkeit und Verstand ausmacht. "Die Synthesis überhaupt ist die bloße Wirkung ber Einbildungskraft, einer blinden, obgleich un= entbehrlichen Function der Seele, ohne die wir überall gar teine Erkenntnig haben murben, ber wir uns aber felten nur einmal bewußt sind. Allein diese Synthesis auf Begriffe zu bringen: das ift eine Function, die bem Berftande zukommt, und wodurch er uns allererst die Erkenntniß in eigentlicher Bedeutung verschafft."1

Wenn demnach Kant in unserer Betrachtung der Natur, insbesondere der organischen, dem Zweckbegriff nur subjective Geltung und Nothwendigkeit zuschreibt, so widerstreitet dem seine theistische Lehre, nach welcher der Endzweck der Dinge, insbesondere der Ursprung des Lebens, aus dem Urgrunde der Dinge hergeleitet, also eine zweckthätige Kraft anerkannt wird, die keineswegs bloße Vorstellung ist.

Wenn Kant die Erkennbarkeit der inneren Naturzwecke über= haupt verneint, so widerstreitet dem seine Lehre von den Natur=

¹ Bgl. dieses Werk. Bb. IV. Buch I. Cap. V. S. 410—413. — In Beziehung auf die bewußtlosen Zwecke vgl. oben Buch IV. Cap. III. S. 571 figd.

zwecken des menschlichen Lebens, die er als einen völlig erkenn= baren und zweckmäßigen Mechanismus der Neigungen betrachtet, wo= burch der naturgeschichtliche Gang der Menschheit zur sittlichen Ent= wicklung gedrängt und das Ziel der letzteren unbewußt und ungewollt (zwar nicht erreicht, aber) befördert wird.

Wenn Kant die Möglichkeit einer unbewußten Intelligenz und Zweckthätigkeit, als welche den inneren Naturzwecken zu Grunde liegen müßte, verneint, so widerstreitet dem nicht bloß seine Sittenlehre in dem eben angeführten Punkte, sondern auch seine Erkenntnißlehre, näm-lich die Vernunftkritik selbst in ihrer Deduction der reinen Verstandessbegriffe, insbesondere in ihrer Lehre von der productiven Einbildung als "einer blinden, obwohl unentbehrlichen Function der Seele, ohne welche wir überall gar keine Erkenntniß haben würden".

3. Die Erkennbarkeit bes Bebens und ber Schönheit.

Wenn Kant lehrt, daß alle Erscheinungen aus den subjectiven Bedingungen unserer Vernunft, nämlich dem Stoff der Eindrücke und den formgebenden Bermögen oder den Gesetzen unseres Borftellens hervorgehen, so widerstreitet dem seine Ansicht von den organischen Erscheinungen. Jenen Bedingungen gemäß barf es in der gesammten Sinnenwelt keine Objecte geben, die nicht aus solchen Theilen zusammen= gesetzt find, die dem Ganzen vorausgehen; daher lehrt auch der Philo= soph, daß alle Erscheinungen, insbesondere die Körper, nur mechanisch erkennbar find. Run aber giebt es gewisse Objecte, mit denen es sich umgekehrt verhält: hier entsteht nicht das Ganze aus den Theilen, sondern diese aus jenem; jedes dieser Objecte ift ein Ganzes, welches sich theilt, gliedert, entwickelt. Solche Erscheinungen find die leben= digen Körper. Könnten wir ein Ganzes vor seinen Theilen anschauen und diese aus jenem herleiten, so ware auch der Organismus mechanisch erkennbar, also ein wissenschaftliches Erkenntnisobject im genauen Sinne des Wortes. Wir können es nicht, weil uns ein solches Anschauungs= vermögen, ein solcher intuitiver Verstand fehlt: barum muffen wir die Einrichtung und Theile bes Organismus aus der Idee des Ganzen herleiten und deshalb teleologisch beurtheilen.

Nun bemerke man wohl: der Charakter des lebendigen Körpers besteht in einem Ganzen, welches sich theilt, gliedert, entwickelt; nicht dieser Charakter des Organismus, sondern nur die teleologische Vorstellung desselben kommt auf die Rechnung unserer Vernunft.

Was demnach die lebendigen Erscheinungen charakterisirt und sie zu dem macht, was sie sind, läßt sich aus den subjectiven Bedingungen unserer Eindrücke und Vorstellungsformen nicht herleiten und ist nicht in der allgemeinen, sondern in der specifischen Geseymäßigkeit oder Eigenart der Erscheinungen selbst begründet. Wenn es lebendige Dinge giebt, so erklärt uns Kant in seiner Kritik der Urtheilskraft, warum wir dieselben teleologisch vorstellen müssen. Daß es aber lebendige Dinge giebt oder, was dasselbe heißt, daß uns Leben in der Sinnenwelt erscheint, macht uns die Vernunftkritik und der transscendentale Idealismus nicht begreisslich.

Im Gegentheil, wenn wir die Art und Weise, wie Kant die Erscheinungen begründet, mit der Art und Weise vergleichen, wie er den Charafter und die Thatsache des Lebens auffaßt, so bleibt es unserklärt und unerklärlich, daß uns überhaupt Leben in der Körperwelt erscheint. Wir müssen daher urtheilen, daß entweder das Leben als solches nicht in die Erscheinungswelt gehört, oder daß in ihm etwas erscheint, was die Vernunftkritik nicht aus unseren Erkenntnißvermögen weder aus der Sinnlichkeit noch aus dem Verstande, herleiten kann, sondern was unabhängig von unseren Vorstellungen und Erscheinungen dem Leben zu Grunde liegt und seine Erscheinung ausmacht.

Nun ist die Thatsache und Erscheinung des Lebens unleugbar. Der erzeugende Grund besselben, da er unabhängig von unseren Borstellungen und Erscheinungen besteht, gehört unter die Dinge an sich, die als Ideen und Iwecke gedacht sein wollen und in Wahrheit Wille sind: das Princip der intelligibeln oder moralischen Weltsordnung. Wir sind genöthigt, jenen erzeugenden Grund des Lebens als inneren Naturzweck, d. h. als unbewußte Intelligenz und blinden Willen vorzustellen und können nun diese Vorstellung nicht mehr sür eine bloße Idee halten, die wir der Erscheinung des Lebens hinzussügen, da ohne die Realität und Wirksamkeit innerer Naturzwecke, d. h. ohne blinden Willen die Thatsache und Erscheinung des Lebens überhaupt nicht stattsinden, also jede Hinzusügung von seiten unserer Vernunft gegenstandsloß sein würde. Jenes Ganze, welches sich differs

¹ Ueber die Lehre von der specifischen Gesehmäßigkeit der Natur voll. dieses Werk. Bb. IV. Buch II. Cap. XIV. S. 558-562. Bb. V. Buch III. Cap. I. S. 414 bis 417. — Man voll. damit "Ein ungedrucktes Werk von Kant aus seinen setzen Lebensjahren". Als Manuscript herausgegeben von R. Reicke. Altpr. Monatsschrift. XIX. Heft. S. 428 u. 429, S. 435, S. 440. Anmkg. Heft XX. S. 80.

enzirt, theilt und gliedert, ist der bestimmte Lebenszweck oder Wille zum Leben, der sich bethätigen und zu seinen Functionen die noth= wendigen Organe entwickeln muß.

Und was von den lebendigen Erscheinungen gilt, muß auch von ben afthetischen gelten. Daß in unseren Vernunftvermögen ein Zustand der Harmonie und Freiheit stattfindet, worin wir, unabhängig von allen Interessen des Begehrens wie des Erkennens, uns rein be= trachtend und formgenießend verhalten: das folgt aus der Einrichtung unseres intellectuellen Wesens. Das äfthetische Wohlgefallen ift ein rein subjectiver Zustand, ohne Beziehung auf welchen überhaupt nicht von äfthetischen Gegenständen die Rede sein könnte. Daß wir aber in diesem Zustande freier Betrachtung diesen Gegenstand als schön, den anderen als häßlich, den dritten als erhaben empfinden, muß durch die eigenthümliche Art der Erscheinungen bedingt sein und läßt sich so wenig, wie der Charakter des Lebens, aus den subjectiven Factoren herleiten, welche die Erscheinungen und beren allgemeine Gesetymäßig= keit begründen. Es muß demnach den Erscheinungen selbst etwas von unseren Vernunftvermögen Unabhängiges zu Grunde liegen, das sie zu bem macht, was fie find, und sich zu ber gegebenen Erscheinung verhält, wie in uns der intelligible Charakter zum empirischen. muffen hinzufügen, daß uns dieses Etwas aus den Erscheinungen selbst einleuchtet, obwohl wir basselbe in der Analyse der gegebenen Objecte nicht antreffen.

4. Die Erkennbarkeit ber Dinge an fich.

Dieses Etwas ist das Ding an sich, dessen völlige Unerkennsbarkeit unser Philosoph zwar behauptet, aber in seinen fortschreitenden Untersuchungen keineswegs sestgehalten, vielmehr in seiner Aritik der praktischen Vernunft wie in der der Urtheilskraft in einer Weise geslichtet hat, welche er in der Aritik der reinen Vernunft nicht voraussah. Wir wissen, daß noch in der zweiten Ausgabe der letzteren er die Mögslichkeit derjenigen Principien verneint hat, deren Nothwendigkeit er dann entdeckte und seiner Aritik der ästhetischen Urtheilskraft zu Grunde legte. ¹

Man muß diese sehr bemerkenswerthe Thatsache wohl beachten und in der Beurtheilung der kantischen Lehre nicht vergessen, daß sie keines= wegs als ein fertiges System aus der Vernunftkritik hervorging, sondern

¹ Bgl. dieses Werk. Bb. V. Buch III. Cap. I. S. 411—417.

sich fortentwickelte und zu Resultaten gesührt wurde, die in jenem Werke nicht angelegt waren, auch mit seiner Grundlage nicht übereinstimmten, auch nicht durch den Versuch fünstlicher Symmetrien, wie sie der Philosoph gern anzuwenden pslegte, ihr angepaßt werden konnten. Die Erscheinungen, denen wir die Vorstellung der Schönheit, Erhabenheit u. s. s. und die der inneren Zweckmäßigkeit hinzusügen, decken sich nicht mit den Erscheinungen, deren Entstehung uns die Vernunstkritik gelehrt hat: sie sind von eigener Art und enthalten mehr in sich als jene.

Nach der Vernunftkritik find die Dinge an sich das Substratum unserer Vernunftbeschaffenheit wie der Erscheinungen; darum sind sie von den letteren völlig zu unterscheiden, niemals mit denselben, also auch nie mit den Dingen außer uns, zu vermengen, sondern als der unerkennbare Urgrund der Dinge zu denken: das ift die Lehre, welche sich durch die gesammte Vernunftkritik wie der rothe Faden hindurchzieht, und es ift schwer zu glauben, daß jemand dieses Werk gelesen hat und den kantischen Charakter dieser Lehre in Abrede steut. konnte dem Philosophen nicht einfallen, das Ding an sich für eine bloße Vorstellung ober für ein bloßes Gebankending, d. h. für die von uns ben Erscheinungen hinzugedachte Urfache und für weiter nichts zu halten, wie in vielen heutigen Schriften über Kant zu lesen steht. Ware das Ding an sich ein bloßes Gedankending und nichts weiter, so ware basselbe als solches ja völlig erkennbar und keineswegs unerkennbar und unerforschlich, wie doch die Vernunftkritik auf das Nachdrücklichste lehrt.

Wenn ben Dingen an sich der Charakter des wahrhaft Wirklichen oder Realen, als des Urgrundes aller vorstellenden und erscheinenden Dinge, nicht zukäme, so hätte ja die Lehre von ihrer Unerkennbarskeit keinen Sinn und wäre nicht bloß bedeutungslos, sondern geradezu ungereimt. Wie kann etwas, das im Grunde gar nicht ist, sondern bloß gedacht wird, im Ernste sür unerkennbar gelten? Wer daher meint, daß nach kantischer Lehre von der Realität der Dinge an sich nicht zu reden sei, der muß auch behaupten, daß Kant nie von der Unerkennbarkeit derselben geredet habe. Meint er das letztere wirklich: nun so gehört er unter jene zahlreichen Kenner unseres Philosophen, welche Bücher über seine Lehre schreichen, und für welche die Vernunstskritik bis heute ein Ding an sich ist!

Jeder, der in diesem Werke den grundlegenden Untersuchungen bis zum Schluß der transscendentalen Analytik gefolgt ist, wird nach

dem Abschnitte "von dem Grunde der Unterscheidung aller Gegen= stände überhaupt in Phanomena und Noumena" den Eindruck haben, daß die Dinge an sich unerkennbar sind und bleiben, daß sie das un= auflösliche Räthsel der Welt vorstellen, und unsere Erkenntniß sich auf die sinnlichen Objecte und beren Erfahrung zu beschränken habe. Diese neue Begründung des Empirismus, womit die Zerstörung aller Meta= physik Hand in Hand geht, gilt nun für das Hauptverdienst und die eigentliche That der kantischen Kritik. Unter einem solchen Eindruck find unsere heutigen "Neukantianer" stehen geblieben und auch manche unserer Naturforscher, welche ben königsberger Philosophen weniger kennen als loben. Sie übersehen, daß die Begründung des Empirismus nicht Empirismus ist und sein kann, daß dieselbe in der Erforschung der Principien aller Erfahrung und Erfahrungsobjecte bestehen und darum eine Principienlehre ober "Metaphysik der Erscheinungen" zur Folge haben muß, welche begründet zu haben Kant als die Aufgabe und Leistung seiner neuen Erkenntnißlehre ansah. Er würde sonst nicht seine "Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik, die als Wissen= schaft wird auftreten können", geschrieben haben.

Wenn wir aber den Gang der Vernunftkritik weiter verfolgen und bis zum Schlusse der transscendentalen Dialektik gelangt sind, so hat sich das Dunkel, worin die Dinge an sich gehüllt waren, schon etwas gelichtet, obwohl ihre Unerkennbarkeit durch Beweise bekräftigt ist. Wir sind belehrt, daß und warum wir die Dinge an sich vorstellen müssen, daß sie zwar keine Erkenntnisobjecte, aber nothwendige Ideen sind, die den Urgrund der Dinge, der vorstellenden wie der erscheinenden, den Urgrund alles Daseins, des möglichen und des wirklichen, zu ihrem Thema haben. Wir wissen jest auch, was unter diesen Urgründen oder unbedingten Principien vorzustellen ist: nämlich die Seele, die Welt als Ganzes, und Gott. Unter den Weltideen wird uns die transscendentale Freiheit als die einzige dargestellt, die zwar nie Erscheinung und Erkenntnisobject, wohl aber der denkbare Urgrund aller Erscheinungen und ihrer naturgesetlichen Ordnung sein kann.

Zulett dienen uns die Ideen auch zur Richtschnur der Erkenntniß, sie geben sich als leitende Erkenntnißprincipien, d. h. als Ziele der Erschrung, die zwar nie zu erreichen, wohl aber fortwährend zu erstreben sind, um unser Wissen zu ordnen und in demselben die höchste Einheit mit der höchsten Mannichfaltigkeit dergestalt zu vereinigen, daß die Stückwerke der Erfahrungswissenschaften sich immer mehr zusammen-

fügen und dem Muster eines Erkenntnißspstemes, welches ein Ganzes aus einem Gusse bildet, annähern. Wäre dieses Muster erreichdar, so würden alle Wissenschaften zulet Glieder eines Ganzen, und die Weltsordnung würde uns als ein genealogisches System einleuchten, worin alle Erscheinungen in ihren specifischen Arten von einem einzigen Urgrunde abstammen. Dieser Urgrund ist unerkennbar. Daher sollen auch die Ideen, indem sie der Ersahrungswissenschaft "die Grundsätze der Homogeneität, Specification und Continuität (Affinität)" vorsichreiben, nur als Maximen unserer Erkenntniß, nicht als Principien der Dinge gelten. Indessen sind in der Ideenlehre die Dinge an sich schon so weit aus ihrem Dunkel hervorgetreten, daß sie für unsere Erkenntniß zwar nicht gegenständlich, wohl aber zielsehend und wegweisend erscheinen. Auch erhellt erst aus der Ideenlehre, warum von dem Dinge an sich eine Mehrheit gilt.

Die Methodenlehre der reinen Bernunft thut einen Schritt weiter: sie eröffnet uns in ihrem "Ranon" die Möglichkeit zu einer Erkenntniß der Dinge an sich, nicht auf dem Wege der Erfahrung und Wiffenschaft, sondern auf Grund sittlicher Gesetze durch unmittelbare Selbsterkenntniß ober moralische Gewißheit. Wenn es solche Gesetze giebt, so haben dieselben eine unbedingte, von aller Erfahrung unab= hangige, über alles Wiffen, Meinen und Zweifeln erhabene Geltung, die uns unnittelbar einleuchtet. Und so gewiß sie selbst find, so gewiß machen sie uns auch die Realität der sittlichen Weltordnung und der= jenigen Ibeen, welche die Araft, das Endziel und den Urgrund biefer Weltordnung vorstellen: das sind die Ideen der Freiheit, Unsterblichkeit und Gottheit. So entläßt uns die Vernunftkritik mit der Ausficht auf die Möglichkeit einer Erkenntniß ber Dinge an fich, nur daß wir gehalten werden, diese Erkenntnig nicht theoretisch, sondern praktisch zu nehmen, nicht als objective, sondern als subjective oder personliche Gewißheit anzusehen und nicht als Wiffenschaft, sondern als Glauben zu bezeichnen.

Die Kritik der praktischen Vernunft realisirt jene Möglichkeit, welche die Methodenlehre der reinen Vernunft in Aussicht gestellt hat: sie constatirt die Thatsache des Sittengesetzes und erkennt die Realität der Freiheit und der moralischen Weltordnung. Daß unserer theoretischen Vernunst das Ding an sich zu Grunde liegt, lehrt die Kritik der reinen

¹ Bgl. dieses Werk. Bb. IV. Buch II. Cap. XIV. S. 558—562.

Bernunft. Daß dieses Ding an sich der Wille ist, lehrt die der praktischen. Gleichviel unter welchem Titel die Erkenntniß des Dinges an sich gelten soll: die Hauptsache ist, daß es nicht bloß als Idee, sondern als Realität und Kraft in den Erleuchtungskreis unserer Verzuunst eingeht; wir erkennen, was es ist, und daß die Culturgeschichte der Menscheit in der Erfüllung der Freiheitsgesetze und der sittlichen Vernunstzwecke besteht, denen unsere natürlichen Lebenszwecke unterzeordnet sind und dienen. Die kantische Rechtsz und Religionsphilossophie nebst den dazu gehörigen geschichtsphilosophischen Aufsätzen erzleuchtet uns die Weltgeschichte als die nothwendige Entwicklung und Erscheinung der Freiheit.

Und daß nicht bloß die sittliche, sondern auch die finnliche oder natürliche Weltordnung, daß nicht bloß die culturgeschichtliche, sondern auch die naturgeschichtliche Entwicklung der Welt die Erscheinung des Willens und der Freiheit ift, lehrt uns der Philosoph in seiner Kritik der Urtheilskraft. Der Wille ist das Ding an sich, welches der Einricht= ung unserer Erkenntnisvermögen zu Grunde liegt, unsere intellectuelle Entwicklung macht und in ben Dienft der moralischen stellt. Der Wille ist das Ding an sich, welches den Erscheinungen zu Grunde liegt, und den empirischen Charakter derselben so eigenartig gestaltet, daß wir genöthigt find, ihre Formen (im Zustande unserer freien Betrachtung) afthetisch und ihr Leben teleologisch zu beurtheilen. Hier zeigt sich, daß in dem empirischen Charakter der Dinge etwas gegeben ift, was sich aus unserer theoretischen Vernunft nicht erklären, in unserer Erfahrung und Analyse der Erscheinungen nicht erkennen läßt und doch unserer Borstellung nothwendig und unwillkürlich einleuchtet. Dieses Etwas ist die Erscheinung der Freiheit und die Freiheit der Erscheinung, mit einem Worte die natürliche Freiheit, ohne welche es keine Ent= wicklung, kein Leben, keine Schönheit giebt, ohne welche daher unsere äfthetische wie teleologische Urtheilskraft gegenstandsloß sein würde.

Daß zwischen dem Dinge an sich, welches unseren Erkenntnißvermögen und dem, welches den Erscheinungen oder der Sinnenwelt zu Grunde liegt, eine Uebereinstimmung stattsinden müsse, hat der Philosoph schon in (beiden Ausgaben) seiner Vernunstkritik angedeutet und in der Kritik der Urtheilskrast behauptet, indem er hier zugleich erklärt, worin diese Uebereinstimmung besteht. Erst dadurch werden gewisse sehr merkwürdige Sätze erleuchtet, die bei einem gründlichen Studium der Vernunstkritik jedem eindringenden Leser aufgefallen sein und den Einbruck gemacht haben werden, daß der Philosoph mehr sagt, als ihm seine Erkenntnißlehre gestattet. Er spricht es als eine Möglickeit aus, daß den äußeren und inneren Erscheinungen oder, was dasselbe heißt, den Körpern und den Gedanken ein und dasselbe Ding an sich zu Grunde liege. Hören wir seine eigenen Worte: "Dassenige Etwas, was unseren Sinn so afficirt, daß er die Vorstellungen von Raum, Materie, Gestalt u. s. w. bekommt, dieses Etwas, als Noumenon (oder besser als transscendentaler Gegenstand) betrachtet, könnte doch auch zugleich das Subject der Gedanken sein, wiewohl wir durch die Art, wie unser äußerer Sinn dadurch afsicirt wird, keine Ansichauung von Vorstellungen, Willen u. s. w., sondern bloß vom Raum und dessen Bestimmungen bekommen".

So lange Seele und Körper als Dinge an sich und grundverschiedene Substanzen galten, war es unmöglich, die Gemeinschaft
beider zu erklären. "Die Schwierigkeit, welche diese Aufgabe veranlaßt
hat, besteht, wie bekannt, in der vorausgesetzten Ungleichartigkeit des
Gegenstandes des inneren Sinnes (der Seele) mit den Gegenständen
äußerer Sinne, da jenem nur die Zeit, diesen auch der Raum zur
formalen Bedingung ihrer Anschauung anhängt. Bedenkt man aber,
daß beiderlei Art von Gegenständen hierin sich nicht innerlich, sondern
nur, sosern eines dem anderen äußerlich erscheinung der Materie
als Ding an sich selbst zum Grunde liegt, vielleicht so un=
gleichartig nicht sein dürste, so verschwindet die Schwierigkeit"
u. s. w.

Bezeichnen wir das Ding an sich, welches unseren Vorstellungs= arten oder der Einrichtung unserer Erkenntnisvermögen (theoretische Bernunft) zu Grunde liegt, als die unbekannte Größe x, und das Ding an sich, welches den äußeren Erscheinungen oder der Körperwelt zu Grunde liegt, als die unbekannte Größe y, so hat die Vernunstskritik in ihren beiden Ausgaben uns schon auf die Möglichkeit hin= gewiesen, daß y = x ist. Sie mußte es thun, weil ja die Körper nichts anderes sind, als unsere nothwendige Vorstellungsart. Und doch durste sie, wenn die Dinge an sich so unerkennbar sind und bleiben, wie sie lehrt, auch nicht von der Möglichkeit reden, daß y = x sein könne.

Rritik b. r. B. (1. Ausgabe.) Bgl. dieses Werk. Bb. IV. Buch II. Cap. X. S. 489. Ebendas. Cap. XVI. S. 610 sigb. — 2 Ebendas. (2. Ausgabe.) Bgl. oben Buch IV. Cap. IV. S. 585—595.

Nun lehrt die Kritik der praktischen Vernunft, indem sie den Primat der letzteren begründet, daß diese das Ding an sich ist, welches unserer theoretischen Vernunft zu Grunde liegt und dieselbe beherrscht: sie lehrt x = Wille oder Freiheit, und zwar giebt sie diesen Satz nicht mit einem "vielleicht" oder "es könnte so sein", sons dern mit völliger Gewißheit.

Wenn nun y = x, und x = Wille ober Freiheit ift, so muß auch y, das überfinnliche Substratum der Körperwelt, aufhören ein völlig unbekanntes ober unerkennbares Etwas zu sein: also y = Wille oder Freiheit. Der Philosoph muß zu dieser Gleichsetzung fortschreiten, er thut es in der Einleitung zu seiner Aritik der Urtheilskraft, deren ganzes Thema darauf beruht, daß der verborgene Grund der Natur ober Körperwelt mit der Freiheit übereinstimmt, daß Wille und Frei= heit auch der Sinnenwelt zu Grunde liegen, daß auch diese Willens= 1 phänomen oder Erscheinung der Freiheit ist. Wenn sie es nicht wäre, gabe es keine Selbstentwicklung der Körper, keine Erscheinung des Lebens, keine Gegenstände unserer afthetischen und teleologischen Beurtheilung, kein Thema der Urtheilskraft, also auch keine Aufgabe zu deren Aritik. Darum sagt der Philosoph in der Einleitung der letz= teren: "Also muß es doch einen Grund der Einheit des Ueber= sinnlichen, welches ber Natur zu Grunde liegt, mit bem, was der Freiheitsbegriff praktisch enthält, geben, wovon der Begriff, wenn er gleich weder theoretisch noch praktisch zu einer Erkennt= niß besselben gelangt, mithin kein eigenthümliches Gebiet hat, bennoch den Uebergang von der Denkungsart nach den Principien der einen zu ber nach ben Principien ber anderen möglich macht".1

Bergleichen wir jetzt die Begründung der kantischen Aritik mit ihrer Vollendung, die Aritik der reinen Vernunft mit der der Urtheils= kraft, so zeigt sich deutlich, wie unter den Händen des Philosophen das Werk fortgeschritten ist und sich umgestaltet hat. Weder die Lehre von den Erscheinungen noch die von den Dingen an sich ist dieselbe geblieben: die Erscheinungen treten uns mit dem Charakter der Eigenthümlichkeit und Freiheit, die Dinge an sich mit dem der Wesenseinheit und Erkennbarkeit entgegen, denn die Uebereinstimmung zwischen dem übersinnlichen Substratum unserer sinnlichen Vernunft und dem der

¹ Kritit der Urtheilstraft. Einleitung. (S. W. Bb. VII. S. 14.) Bgl. dieses Wert. Bb. V. Buch III. Cap. I. S. 407. Zur Erläuterung des angeführten Satzes vgl. oben Buch IV. Cap. III. S. 519 sigb.

Sinnen= oder Körperwelt gründet sich zuletzt auf ihre Wesensgleichheit: sie sind Wille und Freiheit. Damit fällt von den Dingen an sich der Schleier, der sie, wie es schien, in ein undurchdringliches Dunkel einhüllte. Nachdem die Aritik der praktischen Vernunft die Realität der Freiheit und der moralischen Weltordnung sestzeskellt, jener unsere sinnliche und theoretische Vernunft, dieser die Sinnen= und Körperwelt untergeordnet hat, gilt die gesammte Weltordnung als die Erscheinung des Dinges an sich, als Willensphänomen, d. h. als die Entwicklung und Erscheinung der Freiheit.

Je weiter die kantischen Untersuchungen fortschreiten, von der Erkenntnißlehre zur Ideenlehre, zur Lehre von der moralischen Freiheit und Weltordnung, zur philosophischen Geschichtslehre, zur Lehre von der natürlichen Freiheit der Erscheinungen (Körper), mit welcher letzteren die Kritik der äfthetischen und teleologischen Urtheilskraft zusammensfällt, um so deutlicher erhellen sich die Dinge an sich. Und je mehr die kantische Lehre diese aus den Erscheinungen hervorleuchten und die letzteren den Charakter der Willensphänomene gewinnen läßt, um so unverkennbarer prägt sich in ihr selbst der Charakter der Entwicklungslehre aus, um so deutlicher erscheint sie, wie es die Aufgabe des kritzischen Denkens verlangt, als die philosophische Begründung und Ausbildung der entwicklungsgeschichtlichen Welterkenntniß. Dies ist der Weg, welchen die kantische Ideenlehre anweist und nimmt.

Es ist daher eine sehr oberstächliche und grundsalsche Auffassung der kantischen Philosophie, wenn man ihre Lehre von den Erscheinungen und von den Dingen an sich so versteht, daß dadurch zum Wohle der Menschheit die Welt zwischen Wissenschaft und Poesie getheilt, mit jener der Empirismus und Materialismus als die alleingültige Erkenntniß sanctionirt, mit dieser dagegen die Metaphysik auf den Pegasus gesetzt und die Ideenlehre berechtigt oder genöthigt werde, ihr Gebiet im Land der Träume zu suchen. Auf diese Art läuft man mit dem Versasser der "Geschichte des Materialismus" Gesahr, Kants Kritik der Bernunft mit Schillers "Theilung der Erde" zu verwechseln.

Unsere Prüfung der kantischen Grundlehren ist zu dem Ergebnisse gelangt, daß auf dem Wege durch die drei kritischen Hauptwerke das System eine Ausbildung gewonnen hat, für welche die erste Grundlage weder berechnet war noch ausreicht. Nachdem das zweite Hauptwerk die erkennende Vernunst von dem Gesetze der moralischen Freiheit abhängig gemacht und das dritte in der Schönheit wie in dem Leben

der Erscheinungen den Charakter der natürlichen Freiheit entdeckt hat, sind neue Probleme entstanden, welche nicht mehr auf Grund der Unerkennbarkeit der Dinge an sich für unlösbar gelten dürfen. Diese Probleme werden die Themata der nachkantischen Philosophie.

Fünftes Capitel.

Die Aufgaben und Richtungen der nachkantischen Philosophie.

I. Die Grundprobleme der nachkantischen Philosophie.

1. Das metaphyfifche Problem.

Eine Reihe verschiedenartiger und geschichtlich wirksamer Systeme sind in dem Laufe weniger Jahrzehnte aus den Wurzeln der kantischen Philosophie hervorgegangen. Schon diese Thatsache beweist, wie fruchtbar und mannichsaltig die Einslüsse, wie tief und umfassend die Ansregungen gewesen sind, welche durch die Vernunstkritik der Geist der Philosophie empfangen hat. Vielleicht war seit den Tagen der attischen Philosophie, die von Sokrates ausging, kein philosophisches Zeitalter so befruchtet und zu großen und schnell fortschreitenden Leistungen so besähigt, als das durch Kant erleuchtete. Neue Aufgaben entspringen aus seinem kritischen Werke: Fragen, welche die Grundlagen der Philosophie betressen und von so verschiedenen Seiten ergriffen sein wollen, daß ihre Untersuchung entgegengesetzte Standpunkte hervorrust.

Daraus erklärt sich der verwickelte und vielgespaltene Entwicklungsgang, welchen die nachkantische Philosophie nimmt: wir sehen sie in mehrere, einander zuwiderlausende Richtungen auseinandergehen und diese in mancherlei Gegensätze sich theilen, die wieder in kleinere Gegensätze zersallen. So entsteht eine bunte, in der zeitlichen Fortbewegung wachsende Mannichsaltigkeit der Meinungen, Systeme und Schulen, die auf den ersten äußeren Anschein sast wie ein Zustand der Verwirrung und des Zersalls aussieht. Doch herrscht in diesen Erscheinungen ein nothwendiges Entwicklungsgesetz. Um sich in dem Gange und den Entwicklungssormen der nachkantischen Philosophie, die sich bis in die Gegenwart erstreckt, zurechtzusinden, muß man den Stand der Aufgaben erkennen, die aus der Versassung und Vollendung des kantischen Werkes hervorgingen.

Das ganze Thema des letteren bestand in der Lehre von dem Ursprunge ber Erscheinungen aus der Beschaffenheit und den Bermögen der finnlichen (menschlichen) Bernunft einerseits und der Lehre von dem Urgrunde der Erscheinungen oder dem Dinge an sich anbererseits, welches der erkennenden Vernunft selbst und ihrer Sinnen= welt zu Grunde liegt. Denn da die erkennende Bernunft nach Kants fundamentaler Lehre finnlicher ober empfänglicher und eindrucksfähiger Natur ist, so kann sie unmöglich der Urgrund selbst sein. Erscheinungen aus den Eindrücken ober Empfindungen der finnlichen Bernunft als ihrem Stoffe hervorgehen, so können diese unmöglich aus jenen erklärt werden, denn unser Philosoph war nicht der Ansicht, daß die Erde auf dem großen Elephanten ruht und der große Elephant auf der Erde. Die Lehre von dem Ursprunge der Erscheinungen aus 1 bem Stoff und den Vorstellungsformen unserer Vernunft ist der trans= scendentale oder kantische Idealismus; die Lehre von dem Urgrund unserer erkennenden Vernunft und der Erscheinungen haben wir als den kantischen Realismus bezeichnet, da der Philosoph unter dem Namen bes "transscendentalen Realismus" diejenige Vorstellungsart verstanden wissen will, welcher die Dinge außer uns (b. h. die außeren Erschein= ungen) als Dinge an fich gelten.1

Rant hat die idealistische Begründung seiner Erkenntniglehre ausgeführt und die realistische mit allen darin enthaltenen Fragen wegen ber Unerkennbarkeit bes Dinges an sich für unmöglich erklärt. hatte die Frage beantworten muffen, warum unsere erkennende Ber= nunft diese und keine anderen Vorstellungsformen habe, warum sie so und nicht anders beschaffen sei, aber diese Antwort zu geben sei keinem Menschen möglich. Doch hat unser Philosoph selbst jene Frage so weit beantwortet, daß er in der Realität der Freiheit und des reinen Willens das Ding an fich erleuchtet und der theoretischen Bernunft die praktische zu Grunde gelegt hat. Unterscheiben wir also in der Er= kenntnißlehre die Frage nach dem subjectiven Ursprunge der Erschein= ungen von der nach dem realen Urgrunde derselben, so bildet die lettere bas metaphysische Problem, welches Kant zwar für völlig unlös= bar erklärt, aber selbst keineswegs völlig ungelöst gelaffen hat. läßt so viel Licht auf die Sache fallen, daß nothwendigerweise mehr Licht gesucht und die völlige Erleuchtung des Dinges an fich, im Unter=

¹ S. oben Buch IV. Cap. II. S. 550 u. 551. **Bgl. ebendas. Cap.** IV. S. 595—601.

schiede von allen Erscheinungen und ohne es mit den letzteren zu ver= mengen, erstrebt werden muß.

I

D

¥.

M

Œ

E

ij

ľ

j

þ

1

ģ.

1

Um allen Mißverständnissen vorzubeugen, mögen unsere Leser wohl beachten, welche Bedeutung in Ansehung der kantischen Lehre dem empirischen und welche dem metaphysischen Realismus zukommt: jener betrifft die Erscheinungen, dieser die Dinge an sich; der transscendentale Idealismus begründet den empirischen Realismus und ist selbst durch den metaphysischen zu begründen.

2. Das Erkenninisproblem.

Die kantische Erkenntnißlehre in ihrem weitesten Umfange bestand in der Sonderung, Feststellung und Erklärung der Grundthatsachen unserer Vernunsterkenntniß. Diese Thatsachen waren sowohl theoretzischer als praktischer (sittlicher) Art; die theoretischen theilten sich in die der Wissenschaft oder Erkenntniß im engeren Sinn und die unserer nothwendigen, von der Idee des Zweckes geleiteten Betrachtung oder Beurtheilung der Dinge. Die beiden Grundthatsachen der wissenschaftslichen und im eigentlichen Sinn theoretischen Erkenntniß waren die der Wathematik und Naturwissenschaft; die beiden nothwendigen, auf die Zweckmäßigkeit der Erscheinungen gerichteten Betrachtungsarten waren unsere ästhetische und teleologische Weltansicht, während die praktische Erkenntniß den Charakter, d. h. die Gesinnung und den moralischen Werth unserer Handlungen zu ihrem Gegenstande hatte.

Alle diese Bernunftthatsachen, so verschieden sie sind, stimmten barin überein, daß sie eine nothwendige und allgemeine Geltung in Anspruch nahmen, die sich in der Form synthetischer Urtheile a priori darstellte. Die Frage des Philosophen hieß: wie sind diese Thatsachen möglich? Es handelte sich um die Ergründung ihrer Bedingungen oder Factoren, die im Wege der inductiven Forschung gesucht und gefunden wurden. So gewiß jene Thatsachen sind, so gewiß sind die Bedingungen, woraus sie solgen; und da es Vernunftthatsachen sind, müssen ihre Bedingungen Vernunftvermögen sein. Wie die Bedingungen dem Bedingten, so müssen diese Vermögen ihren Producten, d. h. den Thatsachen unserer Erkenntniß und Erkenntnißobjecte, also auch der unserer Erfahrung und Erfahrungsobjecte vorausgehen: sie sind daher vor aller Erfahrung oder, wie Kant sich ausdrückt, "a priori (transfeendental)", d. h. sie sind reine Vernunstvermögen: solche, die der Vernunft angehören, nicht wie sie aus ihren gemachten Erfahrungen

hervorgeht, sondern aller Erfahrung, als welche sie erst zu machen hat, vorhergeht.

Wir sehen, wie die kritische Philosophie verfährt. Sie sondert und constatirt die Vernunftthatsachen: dies ist ihr Ausgangspunkt, welcher die Stellung der Frage enthält. Sie zergliedert diese That= sachen und findet auf diesem inductiven Wege die nothwendigen und ursprünglichen Vernunftvermögen, die jene Thatsachen erzeugen: dies ist ihre Methobe. Sie erkennt, worin die reine Vernunft besteht, ober den Inbegriff welcher Vermögen dieselbe ausmacht: darin besteht ihr Ergebniß. Sebe eines ber gefundenen Vermögen auf, wie z. B. die Sinnlichkeit ober den Berstand, und du haft die Möglichkeit der Erfahrung aufgehoben! Darum find diese Vermögen nothwendig. Füge den gefundenen Vermögen ein anderes, welches ihnen zuwiderläuft, hinzu, wie z. B. einen anschauenden Verstand ober eine überfinnliche Anschau= ung, und du hast die Thatsache der menschlichen Erkenntniß und Erfahrung aufgehoben! Darum ift ein solches Bermögen nicht vorhanden: dies ist ihre Beweisart, welche unser Philosoph die kritische ober transscendentale genannt hat. Auf diesem seinem inductiven Wege will Kant die Einrichtung unserer Bernunft, die Gesetze unseres Borftellens und Erkennens ebenso methodisch und sicher entdeckt haben, wie Repler die Harmonie des Weltalls und die Bewegungsgesetze der Planeten. Hebe die keplerschen Gesetze auf, und die Bewegungserscheinungen der Planeten sind unmöglich.

So viele Bedingungen zur Thatsache ber menschlichen Erkenntniß ersorberlich sind, so viele Grundvermögen muß die menschliche Bernunft in sich schließen; jedes derselben erscheint in der Rechnung der kritischen Philosophie unter dem "Haben" der reinen Bernunft als ein Posten ihres ursprünglichen Besitzes. So ist die Thatsache der reinen Mathematik dadurch begründet worden, daß Zeit und Raum die beiden Grundsormen unserer Sinnlichkeit oder reine Anschauungen sind, die Thatsache der Ersahrungserkenntniß oder Naturwissenschaft dadurch, daß der Verstand, ein von der Sinnlichkeit grundverschiedenes Vermögen, kraft seiner reinen, ursprünglichen Begriffe die Erscheinzungen bildet und verknüpft. Diese Begriffe sind nicht vorstellend, sondern verknüpsend (urtheilend). Was sie verknüpsen, muß gegeben, also empfangen und darum sinnlicher Art sein, weshalb unsere Vernunst auch nur im Stande ist, sinnliche Gegenstände, nicht aber überstinnliche, wie die Dinge an sich, zu erkennen.

Daher giebt es in ber Einrichtung unserer Erkenntnisvermögen keine intellectuelle Anschauung ober intuitiven Verstand, als welchem allein Dinge an fich gegeben und einleuchtend sein könnten. Es giebt kein Object ohne Subject, keine Borftellung ohne Borftellendes, keine Erscheinung ohne ein Wesen, dem fie erscheint. Wir würden keine gemeinsame Sinnenwelt haben und keine objective Erfahrung machen können, wenn wir nicht im Stande waren, nach denselben allgemein gültigen Borstellungsgesetzen ben gegebenen Stoff unserer Einbrucke zu verknüpfen, zusammenzufaffen und zu ordnen. Um gemeinsame Er= scheinungen hervorzubringen, dazu gehört "das reine Bewußtsein" und "die productive Einbildung", welches nach den Gesetzen jenes un= bewußt verfährt. Um die gegebenen Erscheinungen vorzustellen, dazu gehören "die Bermögen der Apprehenfion, der reproductiven Einbildung und ber Recognition im Begriff", wie Kant sie genannt hat. So seben wir eine Reihe verschiebener Grundvermögen vor uns, die nach ber Rechnung ber Aritik nothwendig find, um die Thatsachen unserer Erkenntniß zu erzeugen, und beren Inbegriff bas Erwerbscapital ber theoretischen Vernunft bildet. Aber dieser Inbegriff hat nur den Charakter einer collectiven Einheit.

Dazu kommt die Thatsache ber praktischen Erkenntniß, die in ber moralischen Werthschätzung unserer Gefinnungen und Hanblungen besteht, welche letztere ohne die Vorstellung eines absoluten Gebotes, eines unbedingt verpflichtenden Sittengesetzes unmöglich ware. Ein Gesetz aber, welches der Gesinnung die Richtung vorschreibt, also unser eigenstes, innerstes Wesen betrifft, muß burch uns selbst gegeben sein und forbert deshalb das Vermögen der Autonomie oder Freiheit, die in einem völlig unbedingten ober reinen Willen besteht. Aus ber That= sache unseres moralischen Urtheils erhellt das Sittengesetz, aus diesem die Freiheit. Das Sittengesetz gebietet: "du sollst unbedingt so und nicht anders gefinnt sein, so und nicht anders handeln!" Daraus erkennen wir die Autonomie unseres reinen Willens ober die Realität unserer Freiheit, die sich in dem Satze ausspricht: "du kannst, denn bu sollst!" So läßt uns der Philosoph durch die Analyse einer That= sache, also auf inductivem Wege auch zur Erkenntniß unserer Freiheit gelangen, während er ausbrucklich erklart, daß diese Einsicht keineswegs empirischer Art ist. Eben dasselbe muß von der Erkenntniß unserer theoretischen Grundvermögen gelten.

Nach den Ergebniffen der Kritik zerfällt die theoretische Ber= nunft in den Gegensatz der beiden grundverschiedenen Erkenntnifftamme der Sinnlichkeit und des Verstandes, und die gesammte Vernunft in den Gegensatz der theoretischen und praktischen oder in den der Erkenntnißvermögen und des reinen Willens. Diesen Bernunftvermögen entsprechen die beiden Bernunftgebiete der finnlichen und fittlichen Weltordnung, der Natur und der Freiheit. Dort herrscht die mechanische, hier die zweckthätige Causalität. Nun giebt es thatsächlich Erscheinungen, die uns unwillfürlich als zweckmäßige ober zweckwidrige ansprechen, die wir darum, je nachdem der Charakter ihrer Zweckmäßigkeit bloß auf unsere Betrachtung ober auf ihr eigenes Dasein bezogen wird, entweder afthetisch oder teleologisch beurtheilen. Jett tritt zu den theoretischen und praktischen Grundvermögen noch die reflectirende Urtheilskraft, welche sich in die Mitte jener beiden stellt und selbst in die beiden Arten der afthetischen und teleologischen Urtheilskraft unterscheibet.

So ergeben sich auf dem inductiven Wege der kantischen Aritik durch die Analyse der Thatsachen unserer theoretischen und praktischen Erkenntniß, unserer afthetischen und teleologischen Betrachtung der Dinge eine Reihe verschiedener und ursprünglicher Vermögen, deren collectiven Inbegriff unsere reine Vernunft ausmacht. Diese Vermögen verhalten fich zu jenen Thatsachen begründend. Jett entsteht die Frage: wo= durch sind sie selbst begründet? Denn wir können uns unmöglich mit ber Vorstellung begnügen, daß die Vernunft nur beren Summe ober Sammelbegriff sei. Wie der Zusammenhang der Erscheinungen das Werk der Bernunft ift, so ist der Zusammenhang der eigenen Vermögen ihr Charakter. Der Inbegriff der letzteren ist daher nicht bloß collectiv, sondern systematisch, und das System unserer Ber= nunftvermögen muß eine zu erforschende gemeinsame Burzel haben, woraus sich dasselbe entwickelt. Die Erforschung dieser Wurzel und die Herleitung aller der Bermögen, welche Kant als Urkräfte hingestellt und ber Erscheinungswelt zu Grunde gelegt hat, aus bem Wesen ber Bernunft selbst ift die Grundfrage, die sich nach dem Abschluß der kritischen Philosophie erhebt, aus ihren Ergebnissen hervorgeht und die Richtung der folgenden Untersuchungen bestimmt. Wir werden sogleich sehen, wie zur Auflösung dieser Frage Kant selbst icon gewisse Wege gewiesen und die Vernunftvermögen nicht bloß aufgezählt, sondern zu ordnen und spftematifiren gesucht hatte.

II. Die Richtungen ber nachkantischen Philosophie.

1. Die neue Begrunbung ber Erfenntniflehre.

Es handelt sich demnach in der Ausbildung der Erkenntnißlehre und in der Lösung ihres Problems um eine neue Begründung der Erkenntnißvermögen. Was Kant auf inductivem Wege gefunden, soll nunmehr auf beductivem entwickelt werden. Die Möglichkeit einer solchen Deduction fordert die Erkenntniß des Princips, welches unseren Er= kenntnißvermögen und damit der Einrichtung unserer Bernunft über= haupt zu Grunde liegt. Rant hatte durch die Beobachtung und Zerglieberung der Erkenntnißthatsachen die Gesetze unseres Vorstellens und Erkennens entbeckt, wie Repler die Gesetze der Planetenbewegung durch die Beobachtung und Berechnung ihrer Phanomene. Nachdem Repler diese Gesetze inductiv entbeckt hatte, erschien Newton, um fie aus einer Grundkraft und einem Grundgesetz zu deduciren. fich in der Begründung der Bewegungsgesetze unserer himmelskörper Newton zu Repler, ähnlich verhält sich in der Begründung der Vorstellungsgesetze unserer Vernunft die nachkantische Philosophie zu Kant. Ich will diese Bergleichung nicht weiter ausdehnen, als die Fassung der Aufgabe reicht, und ich brauche sie nur, um die beductive Richtung der letteren zu verdeutlichen.

Kant selbst hatte diese Richtung bezeichnet, nicht bloß durch die beductive oder synthetische Lehrart, die er in seinem Hauptwerke bestolgt, sondern auch in der Anordnung der Bernunstvermögen selbst; er hatte diese nicht bloß coordinirt, sondern mit eisrigem Bestreben systematisch geordnet. Die productive Einbildungskraft galt ihm als das Bindeglied zwischen Berstand und Sinnlichkeit, deren gemeinsame Burzel er für möglich, aber unerkenndar erklärte; die praktische Bernunst galt ihm als das übergeordnete, die theoretische als das jener untergeordnete und von ihr abhängige Bermögen, die restectirende Urtheilskraft als das Bindeglied beider. So hatte er selbst schon ein System der Bernunstvermögen gegeben, dem, um ein solches wirklich zu sein, nur der Charakter der Einheit und principiellen Bezgründung sehlte.

Diese Einheit hatte der Philosoph für unerkennbar erklärt, also für ein Ding an sich. Wird sie erkannt, so fällt mit der Auflösung des Erkenntnisproblems die des metaphysischen zusammen. Daraus erklärt sich, warum die nachkantische Philosophie, indem sie die Er-

kenntnißlehre deductiv zu begründen sucht, die metaphyfische Richtung einschlägt, und zwar in unmittelbarem und nächstem Anschluß an die kantische Lehre selbst. Sie gestaltet sich in ihren fortschreitenden Ent= wicklungsformen zu einer Erkenntniß bes Dinges an sich, und es ift leicht vorauszusehen, daß in dieser Fortschreitung die Frage nach den Dingen an sich und ihrer Erkennbarkeit ein Thema von eminenter und entscheidender Wichtigkeit sein wird. Wir wollen diesem Punkte Gilt im landläufigen sogleich eine zweite Borbemerkung hinzufügen. und schulmäßigen Sinn der kantischen Lehre, insbesondere nach den Feststellungen der Bernunftkritik das Ding an sich für unerkennbar, so wird die Lehre von seiner Erkennbarkeit zugleich die Lehre von seiner Nichtigkeit, und die nachkantische Philosophie tritt alsbald in ein Stadium, wo sie es für nothwendig erklart, mit den Dingen an fich überhaupt aufzuräumen. So entsteht in dem Fortgange der nachkantischen Philosophie die gewichtige und einschneidende Frage: ob mit der Erkenntniß der Dinge an sich die Verneinung ober die Bejahung ihrer Realität Hand in Hand gehen muffe? Die Bejahung erklärt sich für den wahren, durch die wohlverstandene kantische Lehre gebotenen Realismus im Gegensaße wider den transscendentalen Idealismus, der keine Basis habe. So entsteht in der nachkantischen Metaphysik der Streit zwischen Realismus und Idealismus, welcher bis in unsere Tage hineinreicht.

2. Die breiface Antithese: Fries, Herbart, Schopenhauer.

Das nächste Thema, welches die nachkantische Philosophie ergreift, ist die Begründung der neuen Erkenntnißlehre aus einem einzigen Bernunftprincip. Diese Richtung hat drei Charakterzüge: sie ist als Principienlehre metaphysisch, als Einheitslehre monistisch oder, wie der zeitgeschichtliche Terminus hieß, Identikätslehre und, weil ihr Princip die denkende und erkennende Bernunft selbst ist, idealistisch. Iede dieser charakteristischen Bestimmungen ruft eine ihr entgegengesetzte Richtung hervor, die sich ebenfalls auf die kantische Lehre beruft und aus der richtigen Erkenntniß und Beurtheilung derselben zu rechtsertigen sucht. So entsteht in den Grundrichtungen der nachkantischen Philosophie eine dreisache Antithese, die auf jedem ihrer Standpunkte eine Erläuterung und sichtende Kritik der kantischen Lehre mit sich führt. Es handelt sich immer von neuem um die Frage nach der Wahrheit wie nach den Mängeln und Irrthümern der kritischen Philos

sophie, nach dem, was in dem Werke Kants das Bleibende und das Vergängliche ausmacht.

Die erste Antithese reicht am weitesten: sie bejaht die Noth= wendigkeit einer neuen Begründung der Erkenntnißlehre, aber fie ver= neint zur Lösung dieser Aufgabe die metaphysische, monistische und idealistische (aprioristische) Richtung und fordert als den einzigen Weg, um das Syftem unserer Vernunftvermögen zu erkennen, die Beobacht= ung unseres inneren Lebens, die empirische und psychologische Forschung. Die wahre Vernunftkritik könne nichts anderes sein als "innere Anthropologie, Theorie des inneren Lebens, Naturlehre des menschlichen Gemüths". Demgemäß erscheint als die Grundlehre nicht die Meta= physik, sondern "die philosophische Anthropologie": in dieser Richtung ift die Vernunftkritik und ihre Erkenntnislehre neu zu be= gründen. Der Vertreter dieses Standpunktes, der eine Schule gestiftet und eine fortwirkende Geltung gehabt hat, ift Jacob Friedrich Fries, seine grundlegenden Werke sind: "System der Philosophie als evidente Wiffenschaft" (1804), "Wiffen, Glaube und Ahnung" (1805) und "Neue Kritik ber Bernunft" (1807). Das letztere ist das Hauptwerk. Die nachkantische Philosophie trennt sich in die meta= physische und anthropologische Richtung. Was kann die Erkenntniß der menschlichen Vernunft, also die Vernunftkritik anderes sein wollen, als innere ober philosophische Anthropologie? So lehrt Fries und die Seinigen. Wie kann die Anthropologie die philosophische Grundwiffenschaft sein wollen, da fie doch selbst, wie alle Erfahrungs= wiffenschaft überhaupt, der Begründung bedarf? So antworten die Gegner.

Die zweite Antithese entsteht und liegt innerhalb der nachtantsischen Metaphysik: sie bejaht die metaphysische Begründung der Erkenntsnißlehre, aber verneint von Grund aus die monistische wie idealistische Richtung derselben; sie setzt jener (Identitätslehre) die Vielheit der Principien und dieser einen Realismus entgegen, der das wahrhaft Seiende (Ding an sich) als etwas von allen Vorstellungen völlig Unsabhängiges zu ergründen und zu erkennen hat. Wie Kant die Dinge an sich als das allen Erscheinungen und Vorstellungen zu Grunde Liegende und von denselben völlig Unabhängige richtig gesaßt hat, so muß ihr Charakter sestgehalten und mit ihrer Erkenntniß Ernst ges

¹ Geb. ben 23. August 1773 in Barby, gest. ben 10. August 1843 in Jena.

macht werden. Jene monistisch und idealistisch gerichtete Metaphysik beruht auf der unkritischen und grundfalschen Woraussetzung, daß ein und daffelbe Subject verschiedene Vermögen oder Kräfte habe, d. h. auf der widersprechenden Borftellung, daß Eines Vieles sei. Kant selbst hat unter dieser beständigen Voraussetzung gestanden, indem er die menschliche Vernunft als ein solches Wesen ansah, welches viele grundverschiedene Krafte habe und in sich vereinige; seine Vernunftkritik ift in dieser Rücksicht und nicht bloß in dieser allein nicht kritisch genug gewesen: eben barin besteht ihr Grundirrthum. Sie bedarf baber nicht bloß der Fortbildung, sondern einer Umbildung und Erneuerung von Grund aus, benn fie hat mit Begriffen gearbeitet, welche voller Widersprüche, darum untauglich zur Erkenntniß, darum auch untaug= lich zur Prüfung und Begründung der Erkenntniß find. Solche widersprechende Begriffe sind das Ding mit seinen Eigenschaften und Beränderungen, die Causalität, die Materie, das Ich. Demnach muß es die erste und fundamentale Aufgabe der Philosophie sein, unsere serkenntnißbegriffe zu untersuchen und zu berichtigen. Diese Bearbeitung und Berichtigung ift das Thema einer neuen Metaphyfik, welche allem Monismus und Idealismus widerstreitet und durch die Beseitigung ber Widersprüche, die unser natürliches Denken erfüllen und ben argen Zustand besselben carakterisiren, sich ben Weg zur Erkenntniß des wahren Seins bahnt, um von hier aus die Entstehung der Erschein= ungen und Vorstellungen zu erklären.

Der Begründer dieses Standpunktes ist Johann Friedrich Herbart¹, die erste Begründung erscheint in der Schrift: "Hauptpunkte der Metaphysik" (1808), die Uebersicht des ganzen Systems in dem "Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie" (1813), das grundlegende Werk in voller Ausführung ist die "Allgemeine Metaphysik" (1829). In der Vorrede zu diesem Werke heißt es am Schluß: "Kant lehrt: «unser Begriff von einem Gegenstande mag enthalten, was und wie viel er wolle: so müssen wir doch aus ihm herausgehen, um diesem die Existenz beizulegen»". "Dieses nun ist der Hauptpunkt, auf welchen das vorliegende Buch überall hinweist, und darum ist der Verfasser Kantianer, wenn auch nur vom Jahre 1828 und nicht aus den Zeiten der Kategorieen und der Kritik der Urtheilskraft, wie der ausmerksame Leser bald bemerken wird. Es ist

¹ Geb. den 4. Mai 1776 in Oldenburg, gest. den 14. August 1841 in Söttingen.

nicht nöthig, mehr vorauszusagen. Allein man waffne sich mit Geduld, benn das Chaos der bisherigen Metaphysik muß erst gezeigt werden, wie es als Thatsache wirklich ist, und es kann nur allmählich zur Ordnung gebracht werden."

Die dritte Antithese entsteht und liegt innerhalb der monistisch gerichteten Metaphyfik: sie bejaht die metaphysische und monistische Erkenntniß des Dinges an sich als des einen Urwesens, welches allen Erscheinungen und barum auch allem Erkennen zu Grunde liegt, aber fie verneint jede idealistische Fassung desselben, zufolge deren das Ur= wesen (Ding an sich) mit der denkenden ober erkennenden Vernunft ibentificirt, in ein Abstractum verwandelt, also mit den Vorstellungen und Erscheinungen vermengt werbe; sie forbert daher im Gegensatz wider die idealistische und abstracte Fassung die realistische und indivi= dualistische. Je abstracter das Urwesen gedacht oder je mehr dasselbe verallgemeinert und mit Namen, wie "die absolute Identität, die absolute Vernunft, das Absolute" u. s. f. bezeichnet wird, um so heftiger ergrimmt dieser Gegner, welcher selbst aus der Familie der Identitäts= philosophen hervorgeht. Das All-Eine kann unmöglich das Allgemeine sein: jenes ist ursprünglich, dieses abgeleitet, immer abgeleitet, um so mehr, je allgemeiner es ist. Die Vernunft bildet ihre Begriffe, indem fie dieselben aus Vorstellungen abstrahirt, die selbst aus sinnlichen Anschauungen abstrahirt find, welche lettere aus dem Stoff unserer Sinneseindrücke und den Anschauungsformen unseres Intellects (Zeit, Raum, Causalitat) erzeugt werden; biese aber find Gehirnfunctionen, die als solche die leibliche Organisation und deren Entwicklungsstufen voraussetzen. Nichts ist daher verkehrter, als jene Fassung des AU-Einen, welche die Sache auf den Ropf stellt und als das Ursprüngliche und absolut Erste gelten laffen will, was in Wahrheit in der Reihe der abgeleiteten und bedingten Erscheinungen eines der letzten Glieber ausmacht.

Da nun das Urwesen nichts Allgemeines sein kann, so muß es in dem Kern der Individualität gesucht werden; da es sich nicht ableiten oder mittelbar erkennen läßt, so ist es unmittelbar, d. h. nur in uns selbst, in unserem eigensten, innersten Wesen zu erkennen. Nun ist der Kern unseres Selbstbewußtseins Streben oder Wollen: der Wille zu dieser Lebenserscheinung, diesem Einzeldasein, dieser Indivi-

¹ Herbart: Allg. Metaphyfit. Borr, XXVIII.

bualität, diesem Charakter. Es ist der Wille, der nicht etwa im Bewußtsein besteht, sondern dieses erst auf einer gewissen Stuse seiner leiblichen Erscheinung und Organisation hervortreibt, also der unbewußte oder blinde Wille. Was aber den Kern oder das innerste Wesen unserer Erscheinung ausmacht, eben dasselbe Princip ist der Kern oder das Wesen aller Erscheinungen. Daher ist das All-Eine, das Urwesen oder das Ding an sich Wille. Die Welt und das Stusenreich der Dinge ist seine Erscheinung oder "Objectivation". Daß es so ist, gilt als völlig einleuchtend. Warum und wie der Wille in die Erscheinung ung tritt und sich objectivirt, bleibt unerforschlich.

Der Begründer dieses Standpunktes ist Arthur Schopenhauer¹. Er läßt seine Lehre unmittelbar aus der kantischen hervorgehen und will der einzige Philosoph sein, der die letztere folgerichtig ausgedacht und vollendet habe; er verhält sich gegen Fries als Metaphysiker, gegen Herbart als transscendentaler Idealist, gegen die Idealisten der Identitätslehre als Realist und Individualist; er nennt Fichte, Schelling und Segel gern "die drei großen Sophisten", gegen welche er sich selbst als der Philosoph im eminenten Sinne erscheint. In seiner ersten Schrift "Ueber die viersache Wurzel des Sates vom zureichenden Grunde" (1813) hat er seinen Standpunkt zu begründen angesangen und in seinem Hauptwerke: "Die Welt als Wille und Vorstellung" ausgesührt (1819). Er hat als Greis seinen wachsenden Ruhm erlebt, nicht überlebt, denn derselbe steht noch in Blüthe.

III. Der Entwicklungsgang der nachkantischen Philosophie. 1. Der metaphyfische Ibealismus.

Jene dreisache Antithese, die wir geschildert haben, setzt voraus, daß die These, wogegen sie sich erhebt, nicht bloß festgestellt, sondern in so umsassenden und mächtigen Formen ausgeprägt ist, daß diese letzteren den vorhandenen und herrschenden Entwicklungszustand der nachkantischen Philosophie darstellen. Wie verschieden die Gegner und ihre Richtungen sind, so haben sie doch ein gemeinsames Angriffsobject, denn sie verwersen sämmtlich den metaphysischen Idealismus, d. h. diezienige Richtung, welche den kritischen oder transscendentalen Idealismus zur Metaphysik macht oder, was dasselbe heißt, innerhalb der erkennenz den Vernunft den Urgrund der Erscheinungen aufsucht.

¹ Geb. ben 22. Februar 1788 in Danzig, gest. ben 21. September 1860 in Frankfurt a. M.

Dies sei grundfalsch, lehrt Fries, denn der kritische Idealismus sei nicht metaphysisch, sondern anthropologisch, und die Erkenntniß unserer transscendentalen Bermögen nicht transscendental (a priori), sondern empirisch. In dieser irrthümlichen Auffassung, welche Psychoslogie und Metaphysik, Erkenntnißobject und Erkenntnißart verwechsle, indem sie die Erkenntniß des Transscendentalen für transscendentale Erkenntniß ansieht, bestehe "das Borurtheil des Transscendentalen. das kantische Borurtheil", welches den gesammten metaphysischen Idealismus beherrsche. Diese Richtung sei grundfalsch, lehrt auch Gerbart, denn der Gegenstand der Metaphysik sei nicht die erkennende Vernunst, sondern das reale, von allem Borstellen und Erkennen unabhängige Sein an sich. Diese Richtung sei grundsalsch, lehrt auch Schopenhauer, denn die erkennende Vernunst sei grundfalsch, lehrt auch Schopenhauer, denn die erkennende Vernunst sei grundsalsch, lehrt auch Schopenhauer, denn die erkennende Vernunst sei der subjective Ursprung der Erscheinungen, aber keineswegs der Urgrund der Dinge.

Indessen war der metaphysische Idealismus oder die idealistisch gerichtete Identitätslehre die erste und nächste Richtung, welche aus der kantischen Aritik hervorging. Der Philosoph selbst hatte sie nicht bloß angebeutet, sondern schon angebahnt; er hatte das bedeutsame Wort ausgesprochen, daß Sinnlichkeit und Verftand, diese beiden grundverschiedenen theoretischen Vermögen, vielleicht eine gemeinsame, aber uns unbekannte Wurzel haben, er hatte die theoretische Vernunft von der praktischen abhängig gemacht und beide durch die reflectirende Urtheilskraft vermittelt; er hatte die Bereinigung des intelligibeln und empirischen Charakters als das Thema des kosmologischen Grundproblems, bie Bereinigung bes Denkens und ber außeren Anschauung in dem= selben Subject als das des psychologischen bezeichnet. Ueberall regt sich in der kantischen Kritik die Frage nach dem Princip und der Einheit unserer Bernunftvermögen, und da diese Einheit für unerkennbar gilt, so wird sie mit dem Dinge an sich identificirt, also der Gegenstand eines metaphyfischen Problems, welches der Philosoph für unlösbar erklärte. Der Bersuch, dieses Problem aus bem Wesen der Bernunft aufzulösen, ift der nächste Fortschritt und mußte es sein.

2. Die breifache Steigerung: Reinholb, Fichte, Schelling und Begel.

Es handelt sich um eine Reihe aufzulösender, in unserer Vernunft enthaltener Gegensätze. Je tiefer und umfassender diese entgegengesetzten Vermögen sind, um so tiefer und umfassender ist die Einheit ober Wurzel, woraus sie hervorgehen. Daher durchläuft der metaphysische Ibealismus eine Reihe nothwendiger Entwicklungsstusen und steigert oder vertiest und erweitert mit jedem Schritte die Fassung der Vernunsteinheit. Und da hier die Entstehung unserer Vernunstvermögen aus einem Urgrunde erkannt werden soll, so ist das durchgängige, schon in der Vernunstkritik angelegte Thema dieses metaphysischen Ibea-lismus die Entwicklungslehre der Vernunst. Die erkennende oder theoretische Vernunst enthält den Gegensatzwischen Sinnlickeit und Verstand, die gesammte Vernunst den zwischen Erkennen und Wollen, das Universum den zwischen Natur und Freiheit.

Die erste Frage, welche den kleinsten Umfang beschreibt, geht auf die Einheit oder Wurzel unserer theoretischen Vermögen: es wird gezeigt, wie aus einem und demselben Vermögen, dem der Vorstellung, Sinnlichkeit und Verstand hervorgehen. Diesen Versuch macht Karl Leonhard Reinhold (1758—1823) mit seiner Elementarphilossphie (1789).

Die zweite, tiefer einbringende und weiter greifende Frage geht auf die Einheit der gesammten Vernunftvermögen, der theoretischen und praktischen: es wird gezeigt, wie aus dem reinen Selbstbewußtsein (Ich), dessen Wurzel der Wille ist, sammtliche Vernunftvermögen nach dem nothwendigen Entwicklungsgesetze des Geistes, der, was er ist oder thut, auch anschauen und erkennen muß, hervorgehen. Diesen hochwichtigen und entscheidenden Fortschritt macht Johann Sottlieb Fichte (1762—1814) mit seiner Wissenschaftslehre (1794—1799), deren Grundthema kein anderes ist, als die Entwicklungslehre des Geistes.

Die britte Frage von weitestem Umfange geht auf die Einheit der gesammten Vernunstwelt, auf die gemeinsame Wurzel der sinn=lichen und sittlichen Weltordnung, der Natur und der Freiheit: es soll der Gegensatz zwischen Natur und Geist aus dem absoluten Einheits-princip, welches jetzt "die absolute Identität oder Vernunst" heißt, ausgelöst werden. Diese Richtung nennt sich vorzugsweise "Identitätselehre" und sindet ihre Hauptvertreter in Friedrich Wilhelm Joses Schelling (1775—1854) und Georg Wilhelm Friedrich Segel (1770—1831). Die Entwicklung der Vernunst in der Welt oder die vernunstgemäße Weltentwicklung ist das Thema, worin beide übereinsstimmen, bevor sich ihre Standpunkte trennen. Die Hauptwerke des ersten, soweit sie dieses Thema betreffen, sallen in die Jahre 1797 bis 1801, die beiden grundlegenden Werke des anderen in die Jahre 1807—1816. Diese, wie alle anderen Entwicklungsformen der nache

kantischen Philosophie charakterisire ich hier nicht näher, sondern punktire nur ihre Grundzüge.

Das Hauptproblem dieser monistisch und idealistisch gerichteten Metaphysik liegt in der Auflösung des Gegensates oder in der Erskenntniß der Einheit der Natur und des Geistes. Erst muß dieser Gegensate innerhalb der menschlichen Natur, dann innerhalb des Unisversums gelöst werden. Im Wesen des Menschen streitet die Sinnslichkeit mit der Vernunst, und das menschliche Leben selbst, beschränkt und endlich wie es ist, erscheint im Gegensate gegen das göttliche. Die Einheit der sinnlichen und geistigen Menschennatur besteht in der ästhetischen Freiheit und entwickelt sich in der Schönheit und Kunst; die Einheit des göttlichen und menschlichen Lebens, wie sie im Menschensgemüth ersahren und empfunden wird, besteht in dem religiösen Gesühl und in der frommen Hingebung. Die ästhetische Fassung der Idenstität sindet ihren Vertreter in Friedrich Schiller als Philosophen (1759—1805), die religiöse in Friedrich Daniel Ernst Schleiersmacher (1768—1834).

Im Universum ober in der gesammten Natur der Dinge ist der aufzulösende Gegensatz ebenfalls ein doppelter: der engere zwischen der natürlichen und geistigen Welt, der tiesere und alles umsassende zwischen dem Universum und Gott. Die Ausschlichung des ersten geschieht durch den Begriff der natur= und vernunstgemäßen Entwicklung, welche Schelling naturphilosophisch und ästhetisch (künstlerisch), Hegel logisch und theoslogisch gesaßt hat; die Ausschlichung des zweiten geschieht durch eine dem Pantheismus widerstreitende, theistisch gedachte Entwicklungslehre Gottes, d. h. durch eine Theosophie, deren Thema die Welt in Gott oder die Freiheit und Nothwendigkeit der göttlichen Offenbarung ist. Diesen Standpunkt hat Franz von Baader (1765—1841) mystisch, Schelling in seiner späteren Lehre, welche den Charakter der positiven Philosophie in Anspruch nimmt, "historisch" und religionsphilosophisch, Karl Christian Friedrich Krause (1781—1832) rationalistisch und ontologisch auszussuführen gesucht.

Das Grundproblem war die neue Begründung der von Kant entdeckten Principien der Erkenntniß und Freiheit, der natürlichen und moralischen Weltordnung. Die erste Frage betraf die Art der Be-

¹ Bgl. dieses Werk. Bb. VI. (2. Aufl.) (Jubil.-Ausgb. Bb. VII.) — ² Bgl. meine Schrift: Schiller als Philosoph. 2. Aufl. In zwei Büchern. (Heidelberg 1892.)

gründung: metaphhsisch ober anthropologisch? Innerhalb der metaphhsischen Richtung erhob sich der Streit über die Einheit ober Mehrsheit der Principien, über deren Idealität oder Realität. Innerhalb der metaphhsischen Identitätslehre entstand die Frage über den Charakter des All-Einen, über dessen Idealität oder Realität: Bernunft oder Wille? Universalwille oder Individualwille? Söttlicher oder blinder Wille? Gott in der Welt oder die Welt in Sott?

3. Die positive Philosophie.

Die Gegensätze sind noch nicht erschöpft. Es ist noch ein Standpunkt übrig, der nunmehr die Bühne der Philosophie betreten muß, um eine Antithese zu erheben, welche weiter reicht, als alle bisherigen Entgegensetzungen und nicht bloß den metaphysischen Idealismus
in allen seinen Stusen, sondern auch den metaphysischen Realismus
und die gesammte Metaphysik überhaupt trifft, die mit Descartes begonnen und sich in Segel vollendet hat, und nicht bloß die Metaphysik der neuen Zeit, sondern auch die des Alterthums von den
altionischen Physiologen bis zu den Neuplatonikern.

Dieser antimetaphysische und antiphilosophische Standpunkt ist unter dem Namen "positive Philosophie" in Frankreich von Auguste Comte in der Form von Vorlesungen begründet und außegesührt worden, er hat in Frankreich und England Schule gemacht und ist auch in Deutschland und Italien nicht ohne Einwirkung geblieben.¹

Nach dem Fundamentalgeset aller intellectuellen Entwicklung durchläuft auch die Philosophie drei Zeitalter: Kindheit, Jugend und Mannesalter. In der Kindheit denkt man religiös und theologisch, in der Jugend metaphysisch, im männlichen Alter scientissisch. Die Religion erklärt alles durch Götter und Gott, die Metaphysik durch Ursachen und Kräste, die Wissenschaft durch positive Thatsachen und Gesetz; die Borstellungsart der Religion besteht in Fictionen, die der Metaphysik in Abstractionen, die der Wissenschaft in Gesetzen, welche nichts anderes sind als generalisirte Thatsachen oder Fälle. Die Religion gipselt im Monotheismus, die Metaphysik im Pantheismus, die der positiven Wissenschaft in der Moleculartheorie.

¹ Geb. in Montpellier ben 19. Januar 1798, gest. in Paris ben 5. September 1857. Die Ausbildung seiner Lehre fällt in die Jahre 1826—1842, die Erscheinung seines «Cours de philosophie positive» in die Jahre 1889—1842.

Die positive Philosophie hat es nur mit verisicirbaren und verissicirten Hypothesen zu thun, wozu z. B. die materialistischen nicht gehören; sie hat es nur mit generalisirbaren und generalisirten Thatsachen zu thun, wozu z. B. die psychologischen nicht gehören. Ihr System ist die Anordnung der sestgestellten Thatsachen, sortschreitend von den generellsten zu den speciellsten: von den Größen zu den Körpern, von den Weltkörpern zu den irdischen, von den leblosen zu den lebendigen, von den lebendigen zu den geselligen oder socialen Körperschaften: daher die sog. Hierarchie der Wissenschaften: Mathematik, Mechanik, Astronomie, Physik, Chemie, Biologie, Sociologie.

4. Die Ordnung ber nachkantischen Spfteme.

Mit dieser logischen Anordnung und Nebersicht ist auch die historische gegeben, die Richtigkeit der ersten bewährt sich durch ihre Uebereinsstimmung mit der zweiten. Die nächste Fortbildung der kritischen Philosophie mußte in der metaphysischen und idealistischen Richtung geschehen, sie mußte in Reinhold, Fichte und Schelling die Standpunkte der Elementarphilosophie und Wissenscher, der Naturphilosophie und Ibentitätslehre entwickelt haben, bevor ihnen Friesseine "anthropologische Aritik" entgegensetzen konnte. Die Geschichte jener Standpunkte sällt in die Jahre von 1789—1801. Fries" "Neue Aritik der Vernunft" erscheint 1807.

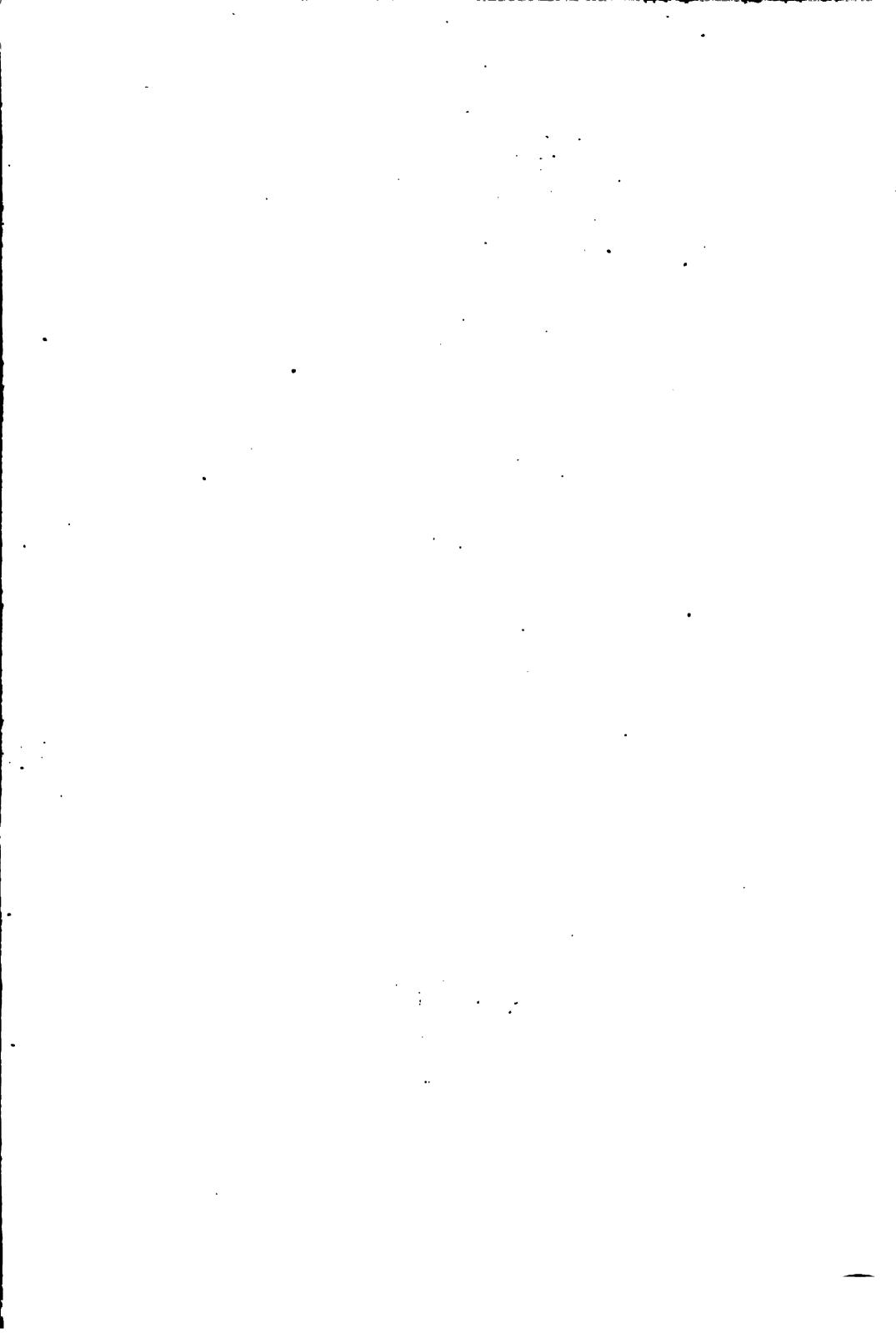
Die monistisch und idealistisch gerichtete Metaphysik mußte in Schelling und Hegel ihre Söhe erreicht haben, bevor Herbart mit seiner neuen, allem Monismus und Idealismus widerstreitenden Metaphysik auftreten konnte. Hegels Phanomenologie erscheint 1807, seine Logik 1812—1816. Herbarts Hauptpunkte der Metaphysik folgen 1808, sein Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie 1813.

In demselben Jahre erscheint Schopenhauers erste Schrift. Als dieser sein Hauptwerk veröffentlicht (1819), hatte Hegel seine grundstegenden Werke schon bekannt gemacht und seine einflußreiche Lehrwirksamkeit in Berlin begonnen. Wider keinen seiner Gegner zeigt sich Schopenhauer erboster, weil er, von anderen Motiven des Hasses abgesehen, in Hegel die verkehrte Richtung der Identitätsphilosophie, "den Unfinn", wie er es nennt, gipseln sieht. Nachdem Hegel seinen Lauf vollendet und die Schule seine Werke veröffentlicht hatte, erscheinen Comte's Vorlesungen über positive Philosophie.

In dem kurzen Zeitraum eines Menschenalters (1790—1820) hat die nachkantische Philosophie ihre leitenden Grundgedanken, Richtungen und Gegensätze festgestellt und entwickelt. Dabei ist eine Thatsache sehr bemerkenswerth und bebeutsam. Diese neue Philosophie halt sich zunächst ganz an die Richtschnur Kants und will noch im Stadium der Wiffenschaftslehre nichts anderes sein als die wohlverstandene kantische Lehre. Mit Schelling fängt sie an, vornehm gegen Kant zu thun, und es wird Mode, von dem "alten Kant" als von einer vergangenen Größe zu reden. Dann erhebt sich wider den dreifach gesteigerten Idealismus die dreifach getheilte Antithese, deren Vertreter, jeber in seiner Art, auf Kant zurückweisen. Fries will Kantianer . sein ohne die Frrthumer, welche "bas kantische Vorurtheil" in den Ibealisten, die ihm vorhergehen, bewirkt hat; Herbart will die Forderungen der kantischen Aritik, indem er sie auf die kantische Lehre selbst an= wendet, erfüllen und nennt sich einen Kantianer vom Jahre 1828; Schopenhauer preist ben Begründer der kritischen Philosophie als seinen Lehrer. und Meister, als ben größten aller Denker, und will felbst ber echte Kantianer sein, unter allen der einzige, welcher die Lehre bes Meisters zu Ende gedacht und das Problem derselben gelöst habe.

So übt die kantische Lehre eine beherrschende Macht über die folgenden Systeme, die um sie, als den bewegenden Mittelpunkt, ihre Bahnen beschreiben und aus der Sonnenferne wieder in die Sonnensnähe zurückstreben. Die Gegenwart bezeugt, daß in unseren Tagen die Schriften keines Philosophen als Quelle lebendiger Wahrheit so eifrig studirt werden, als die Werke Kants.





THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY WILL INCREASE TO BO CENTS ON THE FOURTH DAY AND TO \$1.00 ON THE SEVENTH DAY

OVERDUE.

JAN 28 1936 5 JUL OIEXX REC'D LD JUL 2 5 1962 FEB : 6 :4 MAY 18 1986 1682 CHR. JUN 5 1986 OCT 30 1993 AUTO DISC CIRC NOV 16 '92 LD 21-100m-8,'84

GENERAL LIBRARY - U.C. BERKELEY



